UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht

1936

urn:nbn:de:hbz:466:1-81228

Visual Library

Meiningen
Landesbibliothek
Pergamentdruck
1934

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Allgemeiner

Bücherschrank

ST Anna

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Mutterhaus-Archiv
der Missionsschwestern
vom kostbaren Blut

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission in Südafrika

Vierundfünfzigster Jahrgang

1936

Bibliothek
Missionskloster
Heilig Blut

Verlag der Mariannhiller Mission
Würzburg, Bayern

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Inhaltsverzeichnis

Gedichte

Advent 355
Allerseelen 326
Dreikönig 9
Die Schmerzensmutter 113
Fronleichnam 161
Gebet am Neujahrstag 1
Heilige Nacht 357
Hymnus der Gottgläubigen . . . 97
Ich bin's 99
Lichtmeß 33
Mariä Verkündigung 65
Madonna schön 136
Mariä Heimsuchung 193
Mariä Himmelfahrt 225
Mariä Geburt 258
Pfingstmorgen 129
Primiz 239
Rosenkranzfest 290
St. Joseph 87
Wenn Christus an dem Steuer steht 174
Weihnachtsmette 366
Wo jedes Leid vergeht 321

Aufsätze erbaulichen, belehrenden u. erzählenden Inhaltes

Adventszeit 356
An der Schwelle zweier Jahre . 2
Auf Besuch bei unsern Missionaren 14, 71, 139, 205, 230, 303, 368
Afrika den Afrikanern 67
Auserwählt, Roman von Berthold Withalm 251, 282, 314, 346, 379
Allerheiligen — 322
Allerseelen 322
Andreas, St., im Felsentale . . . 334

Begegnungen mit Afrikanern, v. P. Otto Heberling RMM. 10
Brennende Missionsfragen . . . 56
Bittage 130
Begräbnisgebräuche bei den Heiden Rhodesias 275

Christi Himmelfahrt 130

Die Mariannhiller Missionare in ihrem Wirken von Beginn der Afrika-Mission 17, 49, 78, 112, 149, 176, 211, 234, 271
Der Sohn des Freimaurers, v. Anna Kayser 27, 58, 90, 124, 152
Die Eingeborenen und das Gold Rhodesias, v. P. Kammerlechner 40
Die dicken Bohnen des Abtes Franz, v. P. Solanus RMM. . . 77
Die Sekte der blauen Engel, v. P. A. Schweiger RMM. 120
Die Welt für Christus erobern . . 362
Darf uns das wundern? 180
Die ewige Messe v. Scherer . . . 220
Der Zauberer-Missionar 300
Das „Totengloria" 327

Ein schwarzer Christophorus, v. P. Edmund RMM. 73
Eine Kur nach Dr. Eisenbart, v. P. Ermekeil RMM. 89
Ein entführter weißer Knabe wird von Basutos erzogen, v. P. A. Schweiger RMM. . . . 116, 144
Ein Versehgang der keiner war, v. P. Kammerlechner RMM. . . . 168
Einweihung einer Kirche im Basutoland, v. Schw. Julia C. P. S. . . 172
Ein außerordentlicher Tag in St. Patrick, v. P. Kammerlechner . 209
Ein verhängnisvoller Abschneider, v. P. Solanus RMM. 276

Fastenzeit 34
Fronleichnam 162

Geht auch ihr in meinen Weinberg 196
Gottes Segen im vierten Gebot, v. P. Ermekeil RMM. 329

Ins Heilige Land, v. P. Florian Rauch RMM. 245, 278, 311, 343, 375

Komm herüber und hilf uns, v. P. Severin RMM. 330
Katholisch Südafrika 106

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Mariä Verkündigung 66
Mariannhiller Missionsnähstube 46, 228
Mariannhiller Rundfunk, v. P. O. Heberling RMM. 36, 100, 132, 199, 260, 298
Marienlied aus fernem Süd 136, 179
Mahnungen 141
Maria Telgte-Mission, v. P. Albert Schweiger RMM. 184
Mariä Heimsuchung 194
Mariä Himmelfahrt 226
Mariä Namensfest 258
Mose oa Tunja, der Rauch der donnert 309

Neujahr 3

Ostern 98
Osterkommunion der Krüppel, v. P. Solanus RMM. 243

Passionszeit 98

Rosenkranzfest 290

St. Johannes auf Patmos 190, 214
Salve Regina 24
Schnitzel und Späne aus St. Patrick, v. P. Kammerlechner RMM. . . 20
St. Paul auf der Hochebene . 53, 83

Unsere Missionsveteranen . . . 292

Vater, es ist dein Kuhmist, v. P. Solanus RMM. 45
Vollbrachte Mission 238

Was unsere Missionare erzählen . 3
Was ist die beste Vorbereitung auf die Mission? 262
Weihnacht 356
Weihnachten in Rhodesia . . . 360
Wenn der Wein blüht, v. P. Holzner RMM. 172
Weltmissionssonntag 308

Zahlenbild des Apostolischen Vikariats Mariannhill 183
Zahlenbild der Apostolischen Präfektur Bulawayo 270
Zeige uns dein Reich 8, 39, 70, 104, 135, 167, 204, 229, 266, 297, 326, 359

Unsere Bilder

Außenschule von Mariannhill 6, 37
Anbetung der hl. drei Könige . . 9
Ankunft von Schweizer Missionarinnen 374
Ave Maria 67
Afrikanische Art zu nähen . . . 75
Abendfriede 83
Auferstehung 105
Ausgesandte Missionare 197
Alt-Ewele, Südafrika 206
Ausstellung von Paramenten . . 228
Athen 246
Altveteranen von Mariannhill . . 293
Außenschule von Bulawayo . . 214

Basuto, Ochsenreiter 102
Bethlehem 377
Brüder-Neuprofessen, St. Paul . 107
Br. Herbert RMM. 201
Besuch in St. Patrick 211
Bulawayo, Arbeiter von 242
Bischöflicher Besuch einer Missionsstation 244
Br. Cassian Zengel RMM. . . . 265

Christbaum im Fabrikhof 361
Christlindelmarkt 373

Dampfer „Watussi" 375
David Ngoma 306
Drei Missionare aus einem Heimatort treffen sich 4
Deutscher Dampfer im Hafen von Durban 35
Die Schmerzensmutter 113
Die Dormitio in Jerusalem . . . 343
Diakonatsweihe 363

Eingeborenenviertel im afrik. Goldbergwerk 42, 45, 80
Eingeborene Schwestern . . 52, 317
Errettung des hl. Petrus 235
Eingeborenen-Schule von Maria Zell 337

Frohe Ostern 123
Festgottesdienst in Afrika . . . 198
Freilichtschule in Afrika 217

Grundsteinlegung von St. Josef, Altdorf 18, 19
Gegrüßet seist du, Maria! 67
Goldstampfe in Bulawayo . . . 76
Gehet hinaus in alle Welt . . . 308
Geburtsgrotte des Heilandes . . 376
Garten Gethsemani . . . 311, 312
Grabstätte des Abtes Franz . . . 327
Grabeskirche, hl. . . 279, 280, 281

Himmelfahrt Christi 131
Hochaltar in Himmelberg, Südafrika 141
Herr, hilf mir! 175
Holländische Kleriker-Novizen . . 200
Heidnische Zulufamilie 267
Holländische Missionsschüler von St. Paul 296
Haushaltungsschülerinnen, eingeborene 336
Hafenanlagen von Durban . . . 340

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Indier-Schule in Südafrika . . . 15
Im Garten des Missionshauses St. Bonifaz 61
Ich bin's, Karfreitag 99
Im Dienst des Vaterlandes . . . 203
Istanbul 249
Industrie-Anlagen in Südafrika . 339

Kirche von Umzinto 16
Kapelle des Missionshauses St. Bonifaz 23
Kapelle des Klerikernoviziates in Reimlingen 27
Kohlenbergwerk Wankie in Süd-Rhodesia 41
Katechisten und Gläubige in der Mission 53
Küstendampfer an der afrikanischen Küste 80
Kirchweihe in der Mission . . . 173
König Georg VIII. von England in Mariannhill 181
Kapellenschule in der Mission . . 263
Kaplan Lagger, Schweiz, . . . 273
Kleriker-Novizen 294
Karte von Umtata 369

Landesprodukten-Ausstellung in Mariannhill 110

Missionsseminar St. Joseph, Reimlingen 11
Missionshaus Wernberg der Schwestern v. kostb. Blut 21
Missionsnähstube 47
Missionsstudenten, Reimlingen . . 57
Matabelebuben reiten auf Ochsen und Eseln 48
Mariannhiller Missionsschwestern mit eingeborenen Kindern . . 101
Missionspersonal von Maria Zell . 133
Maria, gekrönte 137
Missionsbrüder des Missionshauses St. Bonifaz 185
Mariannhiller Missionare . . . 213
Maria Himmelfahrt 227
Mutterhaus der Wallisser Schwestern, Ursulinen . . 231, 232, 233
Maria Namen 259
Mariannhiller Neupriester P. L. Poser 358
Missionsschwestern von St. Patrick . 277
Missionsärztlicher Kurs 328
Missionsstudenten von Altdorf . . 370

Neujahrsingen 2
Neupriester der Mariannhiller Mission 138

Otting, Missionsstation 219
Ölberg 345
Oberin von Ewele 205
Oberammergauer Krippendarstellung 357

P. Adolf Schmitt 5, 51
P. Andreas Bausenwein . . 4, 51
P. Michael Frey 51, 269
P. Rüegg 71
P. Aurelius Boschert . . . 236, 239
P. Vogel, Josef 208
P. Xaver Brunner 364
Primiz des P. Aquilin 68
Primiz des P. Faulhaber 177
Pfingsten 143
Prozession in der Mission 163, 164, 165, 168
Patres des Missionshauses St. Bonifaz 185

Rosenkranzkönigin 291
Riedegg, Schloß 331

St. Georgen 12, 146, 148, 149, 151, 240, 243
St. Gabriel 36
St. Josefsfeier in Altdorf . . . 72
St. Josephsaltar im Pius-Seminar 79
St. Joseph-Hausschmuck 87
St. Joseph, Station in Südafrika . 299
Segnende Priester 173
Schulfeier in der Mission 261
Schweizer Missionspriester . . . 305
Speisesaal im Seminar St. Joseph 349

Umtata, Mission 274

Votiv-Kapelle in Mariannhill . . 189

Weihnacht im Gebirgsdorf . . . 367
Zauberermeister mit „Kollegin" . 115
Zauberer-Missionar . . . 301, 302
Zulufrauen bei der Haartoilette . 114
Zulukrieger, junge 117, 302
Zulukrieger mit Wahrsagerinnen . 155
Zum Fest des kostbaren Blutes . . 195

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT DER MARIANNHILLER MISSION

NUMMER 1 JANUAR 1936 54. JAHRGANG

Gebet am Neujahrstage!

Herr, gib mir Kraft!
Es führt der Weg
Ins dunkel neue Jahr ...
Was es mir bringt? —
Du weißt es, Herr!
Komm, führe mich!
Mein ganzes Sein
Liegt hier in deinen Händen.
Wollen, Sehnen, Hoffen,
Einer Seele heißes Ringen —
Es sei dein!
Herr, meine tiefsten Kräfte
Wecke auf!
Hier bin ich, Gott!
Halt du mich fest mit beiden Händen
Schritt für Schritt.
Du machst mich stark und hochgemut und frei.
In deiner Kraft schreit' ich
Den Weg ins Dunkel ...
Du bist das Licht! —

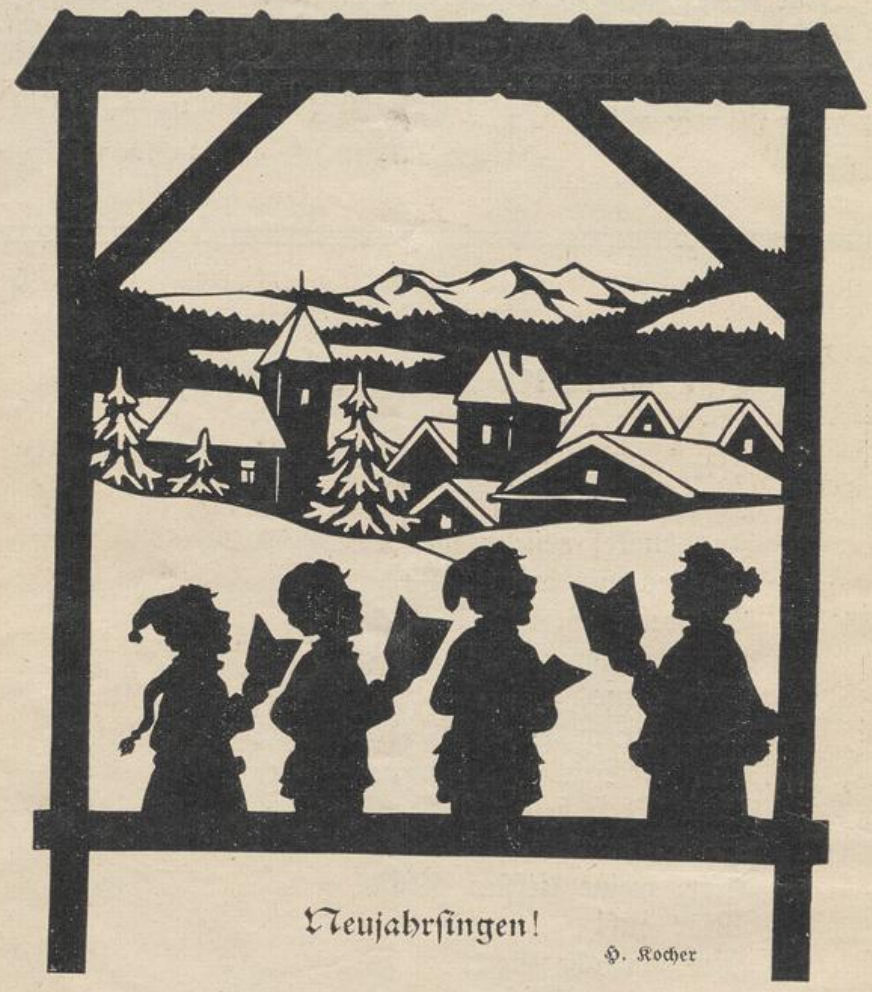
Maria Wiederholt

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

An der Schwelle zweier Jahre

Zwei Jahre reichen sich die Hände, um dann ihres Weges zu ziehen, den Gott ihnen gewiesen. —

Die Silvesterglocken läuten ein Jahr aus, und wir meinen fast noch den Nachklang der vorigen Neujahrswünsche zu hören. Rasch gingen die 52 Wochen, die 365 Tage vorbei! Stunde reiht sich an Stunde, Tag



Neujahrsingen!

H. Kocher

an Tag. Nun ist es dahin, was wir ein Jahr nennen. Manche hofften sein Ende zu sehen, sie sehen es nicht mehr! Andere glaubten zu sterben, und sie leben! Hoffnungen sind ins Grab gesunken, aber auch Befürchtungen haben sich als eitel erwiesen. Jeder Tag hätte ein Baustein ewigen Glückes werden sollen ... Bist du dem Ewigkeitsjahr, das äußerlich näher gerückt ist, auch innerlich näher gekommen?

Ein wandelreiches Getriebe ist das Erdenleben, Vergänglichkeit ist sein Gepräge. Gott ist der einzige Unwandelbare, der einzige sichere Ruhepunkt. Und der stille Wächter der Zeiten im Tabernakel bleibt, während die Menschen vorübereilen, und sein ewiges Licht brennt, wenn dein zeitliches Lebenslicht längst verloschen ist.

Neujahr!

„Dein ist der Himmel und dein ist die Erde, den Erdkreis und all' die vielen Geschöpfe darauf hast du erschaffen; auf Gerechtigkeit und Gericht ist dein Thron begründet." (Ps. 88, 12.—15.).

Nebelhaft liegt im Dämmern des neuen Jahres die Zukunft vor unseren Augen. Aber aus dem ungewissen Dunkel steigt ein helles strahlendes Bild: Die heilige Mutter mit dem Kind von Bethlehem! Mit Maria und ihrem Segenskind ins neue bürgerliche Jahr! Der kleine Heiland auf den Armen Marias erhält heute, am achten Tage nach Weihnachten seinen Namen: Jesus — Heiland oder Erlöser. Diesen Namen will er tragen, um für alle Zeit uns zu erinnern, was er uns sein will, was er uns ist!

Knie dich vor dem kleinen Jesus hin und sprich aus kindlichem Herzen: „Was kann ich dir jetzt geben, am ersten Tage des neuen Jahres, der zugleich auch dein Namenstag ist? Dein ist ja ohnehin alles im Himmel und auf Erden. Ich bin so arm vor dir, o Gotteskind, in deiner Allmacht! . . .

Wohlan, so lege ich heute mein Schicksal im neuen Jahre voll Erbarmen und Zuversicht ganz in deine Hände . . . Du bist mein Heiland, mein „Jesus". Und was immer die Zukunft bringen mag, Freud und und Leid, Glück und schmerzliche Heimsuchung, ich weiß, dein Heil und deine Vorsehung beruhen auf Gerechtigkeit; und nach Gerechtigkeit wirst du einstens als Weltenrichter die Lebensjahre der Menschen beurteilen.

„Gesehen haben alle— bis an die Grenzen der Erde — das Heil unseres Gottes." Ps. 97.

Ja, mit den Augen des Glaubens haben wir jetzt das Heil und Glück, das Gott der Welt gesandt hat, wieder neu erkannt. Wir haben es selbst innerlich erfahren und gefühlt . . . und mit uns Millionen von Christen in allen Erdteilen. Der Erlöser ist zu uns gekommen und ruht in unseren Herzen. —

Möchten wir doch im ganzen Jahre mit ihm vereint bleiben und immer nach der Einsicht und Erkenntnis leben, die wir vom Weihnachtskind gelernt haben. So wird das neue Jahr im Lichte des Heilandes dahineilen; so wird es ein heilbringendes Jahr, ein „Jahr des Heils", ein „glückseliges" werden!

— d —

Was unsere Missionare erzählen . . .

Von P. Otto Heberling, RMM.

Die Post brachte uns wieder einige Briefe aus Süd-Afrika. Liebe Mitbrüder, eifrige Missionare in Natal, in der Kapprovinz und in Süd-Rhodesia erzählen mir ihre neuesten Erlebnisse, berichten von ihren Missionsfreuden und ihren Missionssorgen. Da nun aber „geteiltes Leid, halbes Leid" und „geteilte Freude, doppelte Freude" ist, so wollen wir zum Nutzen und Segen der Mariannhiller Mission die ganze Lesergemeinde des „Vergißmeinnicht" an der „doppelten Freude" und dem „halben Leid" unserer Missionare gerne teilnehmen lassen. Aus den

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

verschiedenen interessanten Briefen wollen wir diesmal in erster Linie Auszüge aus einem Schreiben des Hochw. P. Andreas Bausenwein RMM., der in Süd-Rhodesia tätig ist, bringen. Der Rhodesia-Missionar schreibt mir unter anderem:

„Endlich bin ich in der glücklichen Lage, Ihnen ein Bild von den drei ‚Rimparern' schicken zu können. Die Welt ist so groß und doch so klein. Ich erinnere mich noch lebhaft, es sind jetzt 21 Jahre her, da haben Schw. Theodora und ich in der ABC-Klasse in Rimpar dieselbe Schulbank gedrückt. Wir dachten beide damals an etwas ganz anderes als an die Mission. Doch die Gnadenwege Gottes sind so wunderbar und er erwählt in seiner Güte sehr oft gerade das Schwächste, um der Welt zu zeigen, daß es nicht Menschenwerk ist — ganz besonders nicht die Bekehrung der Heiden — sondern ganz allein und ausschließlich Gottes Werk. Nach Beendigung der ersten Klasse wurden Buben und Mädchen getrennt und erst nach vier Jahren führten uns die seligen Stunden der Vorbereitung auf die erste hl. Kommunion im Unterricht wieder zusammen. Später trat ich ins Missions-Seminar Alloysianum in Lohr ein, um dort das Gymnasium zu besuchen. Die Jahre vergingen. Ich war in den oberen Klassen des Gymnasiums, da hörte ich eines Tages, daß die Hedwig Issing, so hieß Schw. Theodora mit ihrem Mädchennamen, in eine Missionskongregation eingetreten sei. In der Folgezeit hörte ich nicht mehr viel von ihr, bis es kurz vor meiner Priesterweihe hieß, Schw. Theodora ist in die Mission gesandt worden und zwar nach Süd-Rhodesia. Das war damals für mich ein spanisches Dorf. Ein halbes Jahr später folgte mein Vetter P. Adolf Schmitt und zwar war seine Bestimmung und sein Ziel ebenfalls Süd-Rhodesia. Nun wurde mir das Rhodesia im fernen Afrika schon ein wenig vertrauter und er schrieb mir auch einiges von den Opfern, die das Missionspersonal in Semokwe — so heißt die Missionsstation, wo Schw. Theodora ist — bringen muß. Als ein Jahr später auch für mich die langersehnte Stunde der Aussendung schlug und mein Bestimmungsort ebenfalls Süd-Rhodesia war, da war Hoffnung, daß ich meine beiden lieben Landsleute wieder treffen sollte. Und so kam es tatsächlich. Als ich acht Tage hier in Rhodesia, d. h. in Bulawayo war, nahm mich der Apostolische Präfekt, Msgr. J. Arnoz eines Tages mit nach Semokwe. Nun gab es nach langen Jahren ein freudiges Wiedersehen im fernen Afrika. Anfangs ist einem Neuankömmling alles so neu und ungewohnt — Land und Leute und Sprache. Da ist es ganz selbstverständlich, daß man an seine schöne Heimat zurückdenkt — und wo man aufgewachsen, das ist und bleibt doch der schönste Fleck auf Gottes weitem Erdboden! Da ist einem alles so vertraut und so anheimelnd! Damals bei dem ersten Wiedersehen mit Schw. Theodora, da sind all die Jugenderinnerungen wieder aufgetaucht, das erste Jahr in der Volksschule und die glücklichen Stunden der Vorbereitung auf die hl. Sakramente, die wir gemeinsam empfingen. — Leider war meines Bleibens in Semokwe damals nicht lange, da wir schon wieder am nächsten Tage nach Bulawayo zurückfuhren, das ich auch schon nach ein paar Tagen verließ, um in Empandeni, unserer größten Missionsstation hier, meine Stelle als Kaplan anzutreten. O, da gab es so viel Neues für mich! Ich dachte mir, hier wirst du dich nie auskennen, da gehst du immer wieder im Busch verloren. Es ist nämlich alles so ziemlich eben, sandig, kein Wasser und mit niederem Busch bewachsen. Nun, meine späteren Irrfahrten bewiesen, daß ich mich nicht sehr getäuscht

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

hatte. Doch allmählich kennt man sich auch im Busch aus und man möchte gar nicht mehr tauschen. Dann hatte ich anfangs eine andere Schwierigkeit. Ich dachte mir nämlich, daß alle Schwarzen die gleichen Gesichter hätten und so konnte ich zuerst keinen von dem anderen unterscheiden. Doch bald merkt man, daß auch bei den Schwarzen jedes Gesicht verschieden ist, genau wie bei den Weißen. Ein Jahr war ich in Empandeni, als sich mir Gelegenheit bot, mit meinem Pater Rektor wieder nach Semokwe zu fahren, natürlich mit dem Fahrrad. Das sind ungefähr 120 km. Es war gerade ein schöner Tag zum Fahren, da der Himmel be-

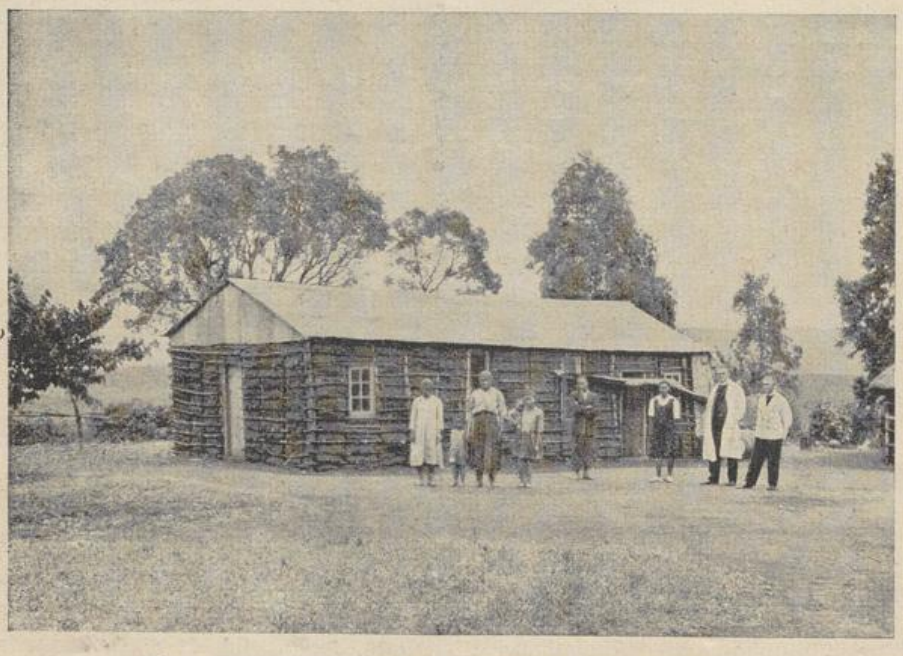


Drei Missionare aus Rimpar bei Würzburg, treffen sich in Süd-Rhodesia
P. Andreas Bausewein, Schw. Theodora Issing, P. Adolf Schmitt
Photo: Mariannhiller Mission

wölkt war und die Sonne nicht oder kaum durchstach. Ich machte es mir natürlich leicht. Trotzdem waren wir beide bald durchgeschwitzt. Meine Joppe hatte ich ausgezogen und meine Ärmel zurückgestülpt; den Hut hielt ich in der Hand. Das sollte ich aber büßen! Als ich in Semokwe ankam, waren meine Arme, soweit sie der Sonne ausgesetzt waren, voll von Blasen und mein Genick tat mir recht weh. Allem Anschein nach hatte ich einen kleinen Sonnenbrand. Es hatte aber weiter keine Folgen, als daß ich mich für ein paar Tage recht müde und ein wenig unwohl fühlte. Doch alles ist bald wieder verschwunden. Wir blieben den ganzen nächsten Tag dort, schon auch deswegen, um mit dem Missionar, der mit den zwei Schwestern die ganze Zeit allein ist, ein wenig reden zu können. P. Ebert beichtete an diesen zwei Tagen, um so einigen Ersatz zu haben für die lange Zeit, wo er wieder ohne das Sakrament der Buße sein muß. Das geht allen Missionaren so, die allein auf einer Station sind. Hier sind die Entfernungen so groß, daß es sehr schwer ist, oft zusammen zu kommen. — Am nächsten Tag machten wir uns wieder auf den Heim-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

weg. Die Schwestern hatten uns von ihrem wenigen Mehl einen Kuchen gebacken, den wir aber zurückwiesen, da wir meinten, sie könnten ihn selbst recht notwendig gebrauchen. Wir nahmen nur das Brot an, da wir dachten, spätestens um 5 Uhr wieder in Empandeni zu sein. Da hatten wir uns aber wieder einmal verrechnet. Wir verloren nämlich den Weg und die Sonne war so ziemlich unser einziger Wegweiser. Früh um halb acht Uhr waren wir weggefahren und kamen endlich acht Uhr abends totmüde in Empandeni an, nachdem jeder von uns beiden unterwegs wiederholt abgestiegen war, da er sich vor Müdigkeit nicht mehr auf dem Rad halten konnte. Als wir endlich in der Nähe unserer Station ankamen, ging ich in einen Kraal und bat um einen Trunk Utshwala, da ich sonst unfähig gewesen wäre, auch nur ein paar Meter weiter zu fahren. Ange-



Eine Außenschule von Mariannhill im Entstehen
Photo: Mariannhiller Mission

kommen, betete ich mein Brevier fertig. P. Rektor und ich fielen dann völlig erschöpft auf unser Lager und schliefen bald den Schlaf des Gerechten. Da P. Adolf Schmitt in Bulawayo vor Weihnachten eine Blinddarmoperation hatte und nach seiner Genesung plötzlich wieder für zwei Monate in das Spital mußte, wurde ich nach Bulawayo versetzt, um, so gut ich eben mit meiner armseligen Kenntnis im Englischen konnte, ihn zu vertreten. P. Schmitt wurde endlich nach mehr als drei Monaten wieder arbeitsfähig, dafür mußte aber P. Streit, der Pfarrer von Bulawayo, ein wenig Erholung haben und so bin ich noch hier unter den Weißen. — Vor 14 Tagen kam nun plötzlich unsere Landsmännin von Semokwe unangemeldet hier angeschneit, wenn ich dieses Wort gebrauchen darf, da wir den Schnee hier gar nicht kennen! War das eine Freude. Wir machten gleich ein Photo und stellen uns nun bei ihnen vor. Schw. Oberin und Schw. Theodora hatten natürlich auch ihre liebe Not nach Bulawayo zu kommen. Semokwe ist 45 km von der nächsten Bahnstation entfernt. Diesen Weg mußten sie auf einem Eselswagen machen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

So hatten sie das Vergnügen, elf Stunden auf dem Eselswagen zu sitzen, bis sie dann endlich in einen „Omnibus" einsteigen konnten, der sie nach Bulawayo brachte. Daß eine solche Reise kein Vergnügen ist, kann sich jeder leicht vorstellen, oder auch nicht, wenn er Afrika nicht kennt. Sie blieben ein paar Tage hier, um dann wieder die beschwerliche Reise anzutreten und die opferreiche Arbeit in Semokwe erneut aufzunehmen. Die Opfer, die sie in jeder Beziehung zu bringen haben, lassen Sie sich besser von ihnen selbst erzählen. Doch glaube ich, daß Sie da lange warten können, die werden erst einmal offenbar werden, wenn jedem mit dem Maß gemessen wird, mit dem er selbst gemessen hat! Trotz alledem sind hier alle glücklich und ich glaube, niemand möchte tauschen mit einem König. Ich denke, Sie sind ja zur Genüge unterrichtet, wie es unter den Heiden ausgesehen hat, bevor das Christentum Eingang gefunden hat. Wer die Artikel des P. Joseph Kammerlechner mit Aufmerksamkeit durchlas, konnte sehen, wie viel Grausamkeit da geherrscht hat. Und nun dringt das Reich eines anderen, wenn auch langsam, so doch stetig immer mehr und mehr vor, das Königreich des Friedenskönigs Jesus Christus, der allein imstande ist, den Menschen glücklich zu machen für Zeit und Ewigkeit. Wie greift es einem ans Herz, wenn man so darüber nachdenkt, wie jetzt Menschen, die früher nur armseligen Geschöpfen dienten und vor ihnen zitterten und deren ganze Religion nur darin bestand, die Amadhlozi (Ahnengeister) möglichst geneigt zu halten, nun vor ihrem Herrn und Gott auf den Knien liegen und von ihm Hilfe erwarten. Es sind das selige Stunden für den Missionar und reichliche Entschädigung für all die Opfer, die einmal das Missionsleben mit sich bringt.

Letzte Woche hatten wir „Mission" in Empandeni. Über den Erfolg kann ich Ihnen noch nicht berichten, da müssen wir erst abwarten, wie sie sich auswirkt. Darüber werden Sie schon noch von den Mitbrüdern von Empandeni zu hören bekommen. Ich bin auch mit dem Motorrad von Bulawayo dorthin gefahren, um ein wenig im Beichtstuhl auszuhelfen. Auf dem Heimweg habe ich mich wieder gewaltig verfahren, bin aber doch noch heil angekommen, wenn auch mit Hindernissen. Auf dem Rückweg ist mir 45 km vor Bulawayo mein Motorrad gebrochen, so daß ich keinen Schritt mehr weiter konnte. Es war gegen 6 Uhr abends und die Sonne war schon am Untergehen. Ich wäre in gewaltige Verlegenheit gekommen, wenn nicht gerade zufällig ein leichtes Lastauto gekommen wäre und mich samt meinem Motorrad aufgeladen und mit nach Bulawayo genommen hätte. Es war also großes Glück beim Unglück! Der Missionar ist nie verlassen, ich denke, das wissen Sie aus eigener Erfahrung, Hindernisse hat er zu überwinden, ja, aber nie ist er verlassen.

Unsere neuen Missionare sind hier gut angekommen. Msgr. Arnoz ist zur Zeit nicht hier, da er in dem einsamen Wankie sein 25jähriges Priesterjubiläum feiert, ganz allein mit seinem Herrgott. Pater Hotze gibt gerade auf den verschiedenen Stationen Exerzitien. Diese Gelegenheit hat natürlich der Hochwst. Herr benützt, um ihn zu vertreten und so jeder äußeren Feier zu entgehen. Ad multos annos! —

Doch meine Predigt wartet noch der Ausarbeitung, so muß ich für heute schließen. Ein anderes Mal wieder etwas! Es freut uns recht, zu hören, daß es draußen gut vorangeht. Alles zur größeren Ehre Gottes! Vergessen Sie uns nicht im Gebete und empfehlen Sie uns immer wieder im Vergißmeinnicht dem Gebete der Leser. Davon hängt ja alles ab. Wir sind nur armselige Handlanger Gottes!" —

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Zeige uns dein Reich!

25.

Die Wissenschaft vom Reiche Christi enthält und krönt alle anderen Wissenschaften. Denn jedes wirkliche Wesen ist ein Zweig vom Lebensbaume der Wahrheit inmitten des Schöpfungsgartens. Alle seine Äste und Blätter, Blüten und Früchte entsprießen den gleichen Wurzeln und dem einen Stamme. Sie bilden eine herrliche Krone und die Bewohner des Himmels und der Erde zumal schauen des Baumes Pracht und genießen seine köstlichen Früchte. Dem Erkennen folgt die Liebe, der Liebe folgt der Besitz und dem Besitze die Seligkeit — ohne Grenzen und Ende!

In dieser goldenen Paradiesesmitte verbinden sich alle Geister, Seelen und Herzen zu einer unauflöslichen Gemeinschaft und Idealfamilie. Die Kinder des einen Gottes, die Untertanen des einen Königs, seine Freunde, Universalerben und Mitregenten werden ewig mit ihm leben. Zur lebendigen Einheit mit Christus gelangt, dem ruhenden Pole des Universums einverleibt, erfreuen sie sich mit ihm der unwandelbaren Weltharmonie.

Alle ihre Wünsche sind erfüllt alles Verlangen befriedigt, alle Erwartungen übertroffen. Nun schweigen die Herzen, ruhen die Seelen und jubeln die Geister. Die Erdgeborenen sind zu den Fürsten der Höhe emporgehoben und der Herrscher des Weltalls hat sich allen ohne Ausnahme huldreich zugeneigt. Das Zeitliche ist in die Ewigkeit eingegangen und das Begrenzte in der Unermeßlichkeit aufgegangen.

Das ist das Glück und der Friede Christi im Reiche Christi! Vollkommen wird dieser Doppelschatz erst in der Vollendung des Jenseits gefunden und genossen. Im Diesseits sehnen wir uns und streben darnach. Wir könnten schon hier weit mehr von diesem glücklichen Frieden genießen, wenn wir alle die Schule der Reich-Christi-Wissenschaft besuchten und gelehrige Schüler Pauli sein wollten; wenn wir unseres Königs Stimme hören und sein treu ergebenes Volk sein würden! Dann käme uns das Friedensglück Christi halben Weges entgegen. Lasset uns auch im neuen Jahre jeden Monat wenigstens einen kleinen Schritt vorwärts schreiten. Zeige uns dein Reich, o Jesus und führe uns dem Ziele näher durch Maria!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Anbetung der heiligen drei Könige
Photo: Seminar St. Joseph, Reimlingen

Dreikönig!

Schweigend ruht die weite Wüste,
Drüber strahlt ein goldener Stern,
Wie wenn traulich niedergrüßte
Gottes Vaterauge fern.
Führe, du leuchtender Stern, uns geschwind
Hin zu dem göttlichen Königskind.

Schimmernd weiße Zelte ragen,
Roß und Reiter ruhen sacht,
Silberglöckleinklingen tragen
Leise Lüfte durch die Nacht.
Lohne, o Herr, unser kindlich Vertrauen,
Laß des Gesalbten Antlitz uns schauen.

Palmen ihre Fächer spreiten
An der Murmelquelle Saum,
Könige dort die Arme breiten
Flehend aus zum Sternenraum:
Leuchtender Stern vom himmlischen Thron,
Leite uns gnädig zum göttlichen Sohn.

Licht der Heiden, deren Pfade
Hüllt die Nacht in Dunkel ein,
Sende aus dem Reich der Gnade
Ihnen deines Sternes Schein!
Führ' aus der Wüste glühendem Sand
Heim sie in Edens grünendes Land.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Begegnungen mit Afrikanern

Von P. Otto Heberling, RMM.

VI.

Die Begegnung mit Afrikanern in der Lüderitzbucht, die sogar die deutsche Sprache fließend sprechen konnten, hinterließ in meinem Gemüt eine ganz eigenartige Stimmung, als die „Usaramo" am 16. Januar um die Mittagszeit wieder in See stach. Mühsam versuchte ich, meinen Gedanken eine andere Richtung zu geben. Doch es wollte und wollte mir nicht gelingen. Schließlich kam mir der Himmel selbst zu Hilfe. Er schickte zur Ablenkung einen kräftigen Sturm. Dieses Mittel half. Vergangenheit und Zukunft wurden von der Gegenwart ganz verdrängt. Es war wunderbar, die das Schiff umtosenden Wogen zu beobachten. Haushoch stürmten und rollten sie heran, legten das Schiff etwas unsanft auf die Seite, rollten weiter und zerbrachen dann an der unfernen Küste. Unsere „Usaramo" kämpfte sich aber allen Sturmes Gewalten zum Trotz mutig durch und näherte sich, zwar etwas langsam, aber doch sicher dem Kap der guten Hoffnung.

In der letzten Nacht vor der Ankunft in Kapstadt konnte die „Usaramo" nur 7 Seemeilen zurücklegen. Das waren wenigstens 5 Seemeilen weniger als bei ruhiger See. Der Sturm begleitete uns noch bis in den Hafen hinein. Doch schon 3 Stunden vor der Einfahrt in den Hafen, als der Tafelberg langsam am Horizont aus dem Meere aufstieg, vergaßen wir ganz auf den Sturm und seine sonst üblen Folgen. Die majestätische Größe und stolze Erhabenheit dieses Wahrzeichens von Kapstadt, auf dem eine weiße Wolkenhaube lagerte, zog den Beschauer ganz in seinen Bann. Ja, der Anblick dieses Berges mit der schönen Stadt, die das unendliche Meer bespült, ist überwältigend, erhebend, hoffnungserweckend. Kaum war mittels der Landungsbrücke die Verbindung mit dem Festlande hergestellt, rüsteteten sich mehrere von uns schon zum ersten Gang in die Stadt. Ich schloß mich ihnen freudig an. Es bestand ja nicht die geringste Gefahr, nicht mehr rechtzeitig an Bord zurück zu kommen; denn die „Usaramo" sollte erst in zwei Tagen ihre Weiterfahrt antreten. So zogen wir frohgemut los, voll Spannung und Erwartung der Dinge, die da kommen, der Neuigkeiten, die wir sehen sollten.

Doch unser erster Spaziergang in Kapstadt war anfänglich alles andere als ein Genuß. Erst als wir etwa zum Mittelpunkt der Stadt vorgedrungen waren, wurde es gemütlicher. Was war denn los? — Vom „Tafelsberg" und „Teufels-Pik" her pfiff ein sehr heftiger Wind. Im Volksmund heißt er „der Arzt von Kapstadt", weil er die ganze Stadt von Zeit zu Zeit einmal wieder gründlich reinigt. Uns hätte er freilich schon in Ruhe lassen können, denn diese Reinigungskur hatte an uns schon das stürmische Meer besorgt. — Der rauhe Geselle war übrigens sehr unkonsequent. Die Straßen der Stadt reinigte er fein säuberlich, die Menschen aber machte er um so schmutziger. Wer immer die Straßen durchwanderte, dem trieb der Unhold allen Staub und Sand in die Augen, in die Ohren und in die Nase. Ein Vorwärtskommen war fast unmöglich. Unsere Hüte mußten wir entweder bis tief über die Ohren ziehen oder mit beiden Händen festhalten. Schon nach einigen Schritten flog einem von uns der Hut vom Kopfe. Alles Nachrennen half nichts mehr. Der Sturm wehte ihn schnurstracks ins Meer. Dank seines breiten

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Missionsseminar St. Joseph, Reimlingen
Bei heiteren Klängen! (Hausorchester)
Photo: St. Joseph, Reimlingen



Missionsseminar St. Joseph, Reimlingen: Im ernsten Studium
Photo: St. Joseph, Reimlingen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Randes sank er aber nicht sofort unter, so daß er gerettet werden konnte. Und diese Heldentat vollbrachte ein schwarzer Matrose. Den ersten Liebesdienst am äußersten Südende Afrikas erwies uns Missionaren also ein Afrikaner. Der Bursche hatte sogar noch eine große Freude dabei und lachte uns treuherzig an, als er den geretteten Hut wieder zurückgab. Nach diesem kleinen Zwischenfall setzten wir unsern Weg pustend, niesend und nach Luft schnappend fort. Bevor wir die Hafenanlagen hinter uns hatten, machten schon wieder einige von uns kehrt. Sie hatten im wahrsten Sinn des Wortes: die Nase voll. Jawohl, voll Sand und Staub. Und nicht bloß die Nasen, sondern auch die Augen und die Ohren. — Es gehörte schon Galgenhumor dazu, den Weg weiter fortzusetzen. Aber wir taten es doch. Drei Mann hoch waren wir noch. — Irgendwo bogen



Mariannhiller Missionshaus St. Georgen, a. Längsee in Kärnten
Photo: Franz Schneeberger, St. Veit

wir, rechtwinklig zur Windrichtung, in eine Straße ein. Da war es gleich um 100 Prozent besser. Wir schüttelten nun den ärgsten Sand und Staub von unsern Kleidern, putzten unsere Ohren aus und räusperten und pusteten uns rein. Dann marschierten wir weiter. Sonderbarerweise gelangten wir zuerst in den Stadtteil, der zum größten Teil von Schwarzen und Farbigen bewohnt ist. Der Wind blies zwar auch hier wieder ziemlich tüchtig, aber es war doch noch zum Aushalten. Die Schwarzen machten sich allem Anschein nach überhaupt nichts aus dem ganzen Sandsturm. Sie standen oder saßen vor ihren Häuschen, schwätzten, scherzten und lachten. Andere schlenderten lässig durch die Straßen, spielten nach früherer Europäer-Art mit einem Spazierstöckchen oder hielten den Hut in einer und eine Zigarette in der anderen Hand. Ja, da war schon ein merklicher Unterschied zwischen den verschiedenen Arten von Negern, denen ich bis dahin begegnet war. Nach der äußeren Aufmachung hätte man bei so einer flüchtigen Begegnung ja den Kapstadtnegern einen Vorzug einräumen können, aber ich sah trotz der Kürze der Zeit doch so viel, daß ich bedauerte, daß soviel Neger überhaupt in der Stadt lebten. — In einer ziemlich belebten Straße begegneten wir einem

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

großen Negerumzug. Ich konnte nicht recht klug aus der ganzen Sache werden. Allem Anschein nach war es eine Art Propaganda — oder Reklame-Umzug. Eine Dame, ihrem Aussehen nach eine Engländerin, die sich ebenso in dieses Stadtviertel verirrt hatte, konnte sich den Umzug auch nicht erklären und sagte: „What does that mean?" (Was soll das bedeuten?) Ich antwortete ihr: „We don't know, Madame we are also only visitors here." (Wir wissen es nicht, gnädige Frau, wir sind auch Durchreisende hier!)

Wir gingen weiter. Es wurde allmählich dunkel. Vor einem Lichtspielhaus standen die Schwarzen in dichtgedrängten Reihen. Große Plakate mit Darstellungen in den schreiendsten Farben waren ausgehängt, um die Menschen anzulocken. Ich schaute sie flüchtig etwas an. Selbstverständlich kamen in der Handlung die nötige Anzahl von Liebeserklärungen, Mord und Totschlag vor und schließlich erhielt dann das Ganze trotz allem das gewöhnliche „Happy End" (Glückliche Ende)! Der Anblick der vielen Schwarzen vor dieser „Stätte der Kunst" stimmte mich etwas traurig. Konnte man ihnen nicht etwas Besseres bieten?! — Wehmütig überschaute ich ein letztes Mal die Masse der schwarzen Menschen, die sich alle den „einzigartigen Genuß" des laufenden Filmes verschaffen wollten. Nachdenklich setzte ich meinen Weg mit den Gefährten fort. Ich dachte: Was könnte in den großen Städten der südafrikanischen Union, in Durban, in Pietermaritzburg, in Pretoria, in Johannesburg, in Kimberley, in East London, in Port Elizabeth, den Afrikanern gerade durch gute Filmaufführungen geboten, wie könnte die Erziehung und Bildung der Schwarzen auch durch dieses Mittel mächtig gefördert werden! Das wäre ein Segen für Land und Leute. Und . . . Meine Mitbrüder stellten eine Frage an mich. Ich hatte ein wenig geträumt, mit offnen Augen . . . Meinen ersten Traum in Südafrika am Kap der guten Hoffnung. — Noch manchen Afrikanern begegnete ich an jenem Abend und an den zwei folgenden Tagen in Kapstadt. Doch kein Bild blieb so lebhaft in meiner Erinnerung, wie jenes vor dem Lichtspielhaus mit den großen Reklame-Plakaten und den sich davor drängenden, sensationshungrigen Schwarzen, die leider gerade durch solch seichte Filme vieles lernen, was sie besser von den Europäern nie gelernt hätten. — Als Missionar konnte ich später die traurige Erfahrung machen, daß viele Eingeborenen, die vorübergehend in den Städten arbeiten, gerade durch das Gift der schlechten Filme als verdorbene Menschen zu ihren noch nicht so „aufgeklärten", noch urwüchsigen und mehr nach den Naturgesetzen lebenden Stammesbrüdern im heimatlichen Kraal in der „Wildnis" des Binnenlandes zurückkehren. In der kurzen Zeit, die ich als Missionar in Süd-Afrika zubrachte, erlebte ich verhältnismäßig sehr viele Fälle, wo Männer und Burschen, an Leib und Seele krank und bresthaft, wieder von den Arbeitsplätzen aus den Städten nach Hause zurückkehrten und dort elend dahinsiechten; denn für die Krankheiten, die sich die Schwarzen in den Städten zuziehen, kennen die Eingeborenen-Doktoren keine Heilmittel. Das ist nach dem Urteile der Schwarzen einfachhin die Stadt- oder Europäer-Krankheit, die sie eben ertragen müssen, bis sie der Tod davon erlöst.

Hiermit schließe ich die kurzen Aufzeichnungen über meine flüchtigen Begegnungen mit Afrikanern. Was ich später in sechs Jahren in Südafrika unter den Schwarzen selbst erlebte, werde ich den Vergißmeinnichtlesern ein andermal erzählen. — —

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Auf Besuch bei unseren Missionaren

I.

Der erste Besuch gilt unserm Luzerner Landsmann P. Josef Grüter aus Ruswil. Seine Studien hat er ehemals in Disentis und Sarnen gemacht und in Süd-Afrika abgeschlossen. Über elf Jahre schon weilt er im fernen Süden. Sieben Jahre ist er bereits Seelsorger der Missionsstation Umzinto, einem kleinen Europäer Städtchen. Seine Pfarrkinder sind eine buntfarbige vielstämmige Gemeinschaft von Engländern, Franzosen, Deutschen, Farbigen, Kulis, Gandis Stammesbrüder, und Neger vieler Stämme, die durch das Arbeitsquartier der großen Zuckerrohrfabrik herbeigezogen werden. Dieser so bunten Pfarrgemeinde schließen sich im weiten Umkreis des zur Umzinto-Mission gehörigen Gebietes weitere zirka 15 000 Seelen an, die verschiedenen Bekenntnissen und Sekten, meistens aber dem Heidentum angehören. Als Priester steht er der großen Arbeitslast allein gegenüber. Ein schweres Stück Arbeit für schwache Kräfte.

Es obliegt ihm nicht nur die Seelsorgsarbeit im engeren Sinne. Der Missionar muß vielfach auch für das materielle und soziale Wohl des Einzelnen und der Gesamtgemeinde sorgen. Neben der übergroßen Last der Seelsorgsarbeit und den Bemühungen um die Lösung schwerer sozialer Probleme in den Gemeinden mußte er auch in den letzten Jahren viel baulich tätig sein. Unter seiner Leitung als Architekt und Baumeister erstand an Stelle des vor drei Jahren abgebrannten Schwesternkonventes ein neues Schwesternkloster mit Konventschule für Eingeborene und Indier. Der Bau würde selbst für einen Fachmann in Europa an Gefälligkeit, Einfachheit, praktischer Anlage und Raumauswertung eine Empfehlung sein. Man frägt sich manchmal: woher nimmt der Missionar Kraft und Zeit für das, was wirklich geleistet wird. Man kann nur staunen und Gottes Gnadenkraft, durch die seine Werkzeuge tätig erhalten werden, bewundern.

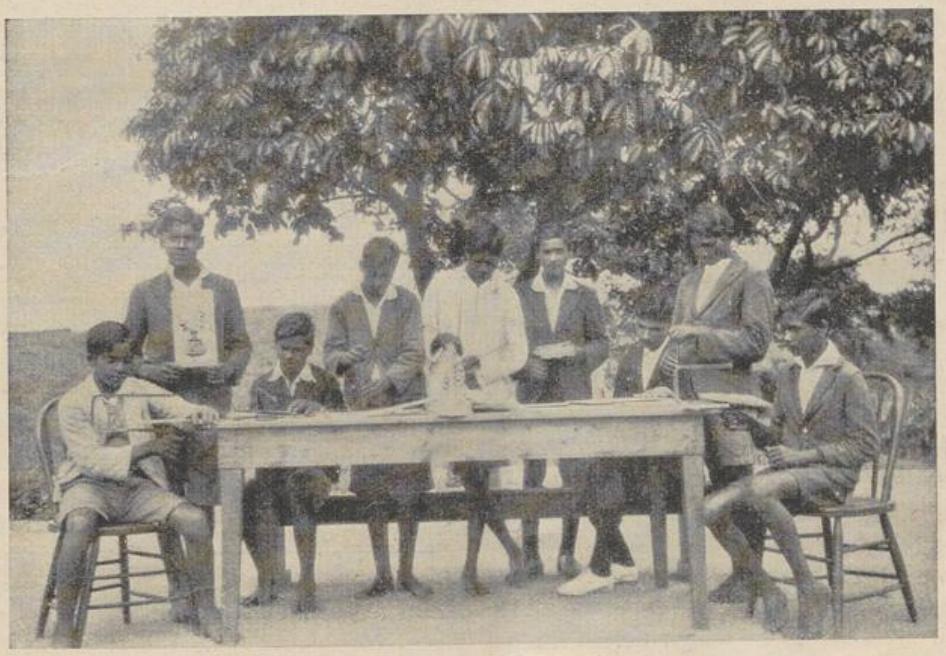
Sein letzter Brief soll uns noch etwas Näheres über seine Mission berichten. Er wird mir sicher nicht wegen Indiskretion zürnen, wenn ich seinen ganz privat gedachten Brief hier wiedergebe. Er mutet mich an wie ein ganz warmer Hauch aus vollem Missionsleben heraus.

„Über sieben Jahre weile ich schon auf meinem Posten Umzinto. Als mir der Obere die Order zustellte, in dieses Babylon von Sprachen zu gehen, hätte ich ihn nur allzugern überzeugen wollen, daß es offenbar nicht der Wille Gottes sei, mich dorthin zu senden! Aber da hieß es, gehen Sie in Gottes Namen und probieren Sie es! Ich ging, probierte und es ging, wenn ich auch in den Fremdsprachen nur ein Stümper geblieben bin.

Schon in Disentis droben habe ich meine guten alten Professoren in Latein, Griechisch, Französisch und Italienisch auf manche Geduldsprobe gestellt, ich war ja auch volle sechs Jahre älter als mein jüngster Klassenkollege. Das gleiche gilt auch von meinen lb. Sarner Professoren. Wie manchen roten Strich mußten sie unter meine Kompositionen machen und dann geduldig ermahnen und erklären, wie man solche „Kapitalböcke" vermeiden könnte. Und wenn nun meine damaligen Französisch-Professoren hören würden, daß ich hier auch französisch Beichthören

muß und predigen neben Englisch, Zulukaffrisch usw., dann werden sie sicher meine Beichtkinder bedauern. Hätte ich mehr Zeit und weniger andere Arbeit, so hätte ich auch noch eine von den drei indischen Sprachen gelernt, die von den indischen Bewohnern Umzintos gesprochen werden. Aber zum Glück lernen die jüngeren Generationen alle Englisch und mit den Alten muß man sich mit ‚Küchenkaffrisch' durchschlagen.

Unter den indischen Pfarrkindern habe ich einen interessanten alten Mann. Im Jahre 1888 ist er als Katholik von Indien nach Afrika gekommen, um in den Zuckerplantagen zu arbeiten. Als er ins heiratsfähige Alter kam und unter seinen Landsleuten keine Glaubensgenossin finden



Indierschule St. Anne's, Umzinto:
Indierknaben, Kulis, Gandis Stammesbrüder
Photo: Mariannhiller Mission

konnte, da unterrichtete er seine zukünftige Braut und Lebensgefährtin im hl. Glauben und als sie genug wußte, da taufte er sie und heiratete sie, natürlich ohne Priester, weil er keinen in der ganzen Umgebung finden konnte! Als später seine Familie zu einer großen Schar Kinder heranwuchs, da taufte er sie selber, wie sie eben kamen, Buben und Mädel. Als diese wieder ins heiratsfähige Alter kamen, da suchte er auch für sie einen entsprechenden Gespanen, unterrichtete ihn, taufte ihn und verheiratete das Pärchen. So ging es weiter, bis ich einmal der ganzen Geschichte auf die Spur kam und die Sache durch einen Dolmetsch nachforschen konnte. Natürlich mußte ich sicherheitshalber manche Taufe und Heirat nach dem Kirchengesetz ordnen. Der alte Mann, der wie ein Patriarch unter seinen Kindern und Kindeskindern lebt, hält mit ihnen, wenn sie nicht zur fernen Kirche gehen können, daheim in einem elenden Blechhause Gottesdienst. In seinem Besitz ist ein altes vergilbtes Gebetbuch in Tamil, wo er die Gebete und Zeremonien der Sakramente erklärt findet. Heiligenbildchen, schöne und unschöne, saubere und vom Rauch der Küche verschwärzte zieren seinen Hausaltar. In seiner Nachbarschaft

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gibt es lauter Heiden und zwar verstockt, wie nur Indier sein können.

Gegenwärtig sind wir am Bau einer Indierschule für 160 Kinder. Die alten Buden sind alle zu klein für den starken Zuwachs. Die heidnischen Indier kommen doch mehr und mehr zur Überzeugung, daß ihre Kinder in der Konventschule am besten aufgehoben sind und die beste Erziehung erhalten. Die Leiter der beiden anderen indischen Schulen Umzinto's: die Mohammedaner und Anglikaner sehen das natürlich nicht gern. Gestern nachmittag hat mir der mohammedanische Geistliche einen Besuch gemacht. Er wollte unsere Kirche, Konvent und Schule sehen. Leider verstand er kein Englisch; einer der zwei Begleiter mußte darum meine Worte stets übersetzen. Er war äußerst freundlich zu mir, da war nichts von dem mohammedanischen Christenhaß zu finden noch zu sehen.



Kirche von Umzinto
Photo: Mariannhiller Mission

Meine schwarze Zulugemeinde ist zu einer stattlichen Zahl angewachsen. Ihre Zahl wäre noch größer, wenn ich nicht das Unglück hätte, im Süden und Norden große andersgläubige Missionsreserven als Nachbarn zu haben. Da darf ich, lautet das Gesetz, keine Kapelle, keine Schule oder irgend eine Niederlassung errichten, darf keine öffentlichen Versammlungen oder Gottesdienste halten und auch keinen öffentlichen Unterricht erteilen.

So müssen die heilsbegierigen Seelen alle stundenweit nach Umzinto zum Unterricht und zum Gottesdienst kommen und noch dazu die Schikanierungen Andersgläubiger ertragen. Es ist mir aber gestattet privatim die Sterbesakramente in den Reserven zu spenden und die Toten zu beerdigen. Wie ich mich letzthin einmal verlaufen hatte in den Tälern und Schluchten, mußte mich der evangelische Prediger wieder auf den ‚rechten' Weg führen.

Ein einziger Krankenruf aber in diesen Reserven nützt mehr als Stunden von Belehrung und Unterricht. Wie oft mußte ich die Worte hören: ‚Hau, der weiße Umfundisi (Missionar) geht zu einem Schwarzen! Das tut unser weißer Umfundisi nicht, nicht einmal der schwarze Prediger getraut sich in die Kraale seiner schwarzen Brüder." — Die guten Leute dauern mich oft, im Leben müssen sie ihre kirchlichen Obern mit hohen Zins unterstützen, kommen dann Tage der Krankheit oder schleicht der Tod um ihre Hütten herum, dann bleiben sie allein und verlassen. Da kommt manchem der Gedanke: Holen wir den weißen Umfundisi wama Roma (kath. Priester), der kommt schon, wenn er gerufen ist und kann. Und

so findet manche Seele in letzter Stunde noch den Segen und die Gnadenschätze unserer Kirche.

Gottlob kann ich mit dem Auto fast überall hin. Oft muß ich freilich das Auto irgendwo stehen lassen und dann zu Fuß auf den Hügeln und in den Schluchten herumkrappeln oder herumstreichen. Das Auto ist mir von großem Wert, es spart Zeit und Kraft. Ohne dieses Verkehrsmittel hätte ich nicht die Hälfte der Arbeit leisten können, und bei meiner durch frühere Krankheiten so geschwächten Gesundheit hätte ich es nicht lange unter den Lebenden ausgehalten. Anfangs hatte ich es mit einem Pferd versucht. Aber das heiße Klima und die langen Ritte, die ich oft nüchtern machte, reduzierten das wenige Fett, das ich noch besaß, auf ein gefährliches Minimum, daß selbst Andersgläubige sich meiner und meines Lasttieres erbarmten und zu einem Auto beisteuerten.

Für meine weißen Katholiken wird vom letzten Sonntag dieses Monats bis Palmsonntag eine Mission abgehalten. In der ersten Woche Vorträge über wichtige Fragen unserer hl. Kirche, in der zweiten dann eigentliche Mission. Ich habe unter den Weißen einige recht gute und eifrige Katholiken, die zu jedem Opfer bereit sind. Andere, denen die weite Entfernung und der Mangel eines Auto es nicht gestattet regelmäßig zum Gottesdienst zu kommen, fallen nur zu leicht dem Indifferentismus zum Opfer. Wir hoffen und beten, daß auch in diesen Seelen das hl. Feuer des Glaubens und der Liebe wieder entfacht werde.

Doch nun zum Schluß meiner langen Epistel. Empfehle mich und meine vielfarbigen Schäflein Ihrem und meiner Freunde Gebet."

Damit wollen wir auch heute unsern Afrikabesuch bei den Schweizer Mariannhillern abbrechen bis zum nächsten Mal.

Die Mariannhiller Missionare in ihrem Wirken seit Beginn ihrer Südafrika-Mission

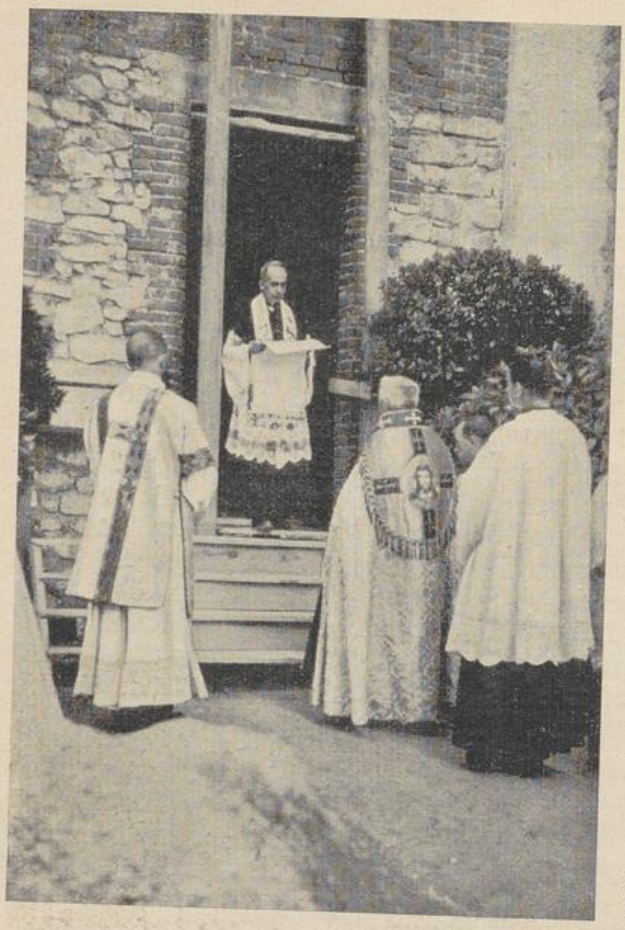
Die Missionsmethode, welche die Mariannhiller-Missionäre bei ihrem ersten Auftreten in Südafrika anwandten, war eine indirekte. P. Franz und seine Mitarbeiter erkannten ganz richtig, daß die gewöhnliche Lebensweise der Zulustämme mit ihrer Trägheit, ihren barbarischen Sitten und ihrem Aberglauben unmöglich die Basis bilden könne für den Aufbau einer christlichen Gemeinschaft, wenn dieselbe wirkliche und dauernde Erfolge haben sollte.

Es ist ein unvergängliches Verdienst der ehemaligen Trappisten-Missionare*) in Natal, daß sie sofort und mutig an die Grundlegung einer neuen Basis gingen. Ihr Hauptziel dabei war 1. den Eingeborenen Interesse und Freude an der Arbeit, und 2. Vertrauen zu ihren — leider oft recht rücksichtslosen — weißen Mitbürgern beizubringen, indem sie ihnen durch Beispiel zeigten, daß die Arbeit nicht schändet und daß es auch andere Weiße gibt, die ihnen aufrichtig beistehen wollen, aus dem sozialen und kulturellen Tiefstand emporzukommen.

Der Anfang mußte hier, wie fast in allen Missionen, mit der Jugend gemacht werden; diese mußte durch Aufnahme in die Klosterschule dem

*) Jetzt „Mariannhiller" genannt, nach ihrer Selbstständigmachung (1909).

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Missionsseminar St. Josef, Altdorf:
Grundsteinlegung am 8. September 1935.
P. Rektor verliest die Urkunde
Photo: Mariannhiller Mission, Altdorf

giftigen Einflusse der heidnischen Umgebung entzogen und hier in christlicher Zucht und Sitte herangebildet werden. Durch die Kinder sollten dann allmählich auch die Erwachsenen für eine höhere Kultur gewonnen werden. Die Knabenschule zerfiel anfangs in drei Abteilungen: die Ochsenbuben, die Lehrjungen und die Schulbuben. Die Ochsenbuben, die im Kloster Kleidung, Wohnung und Kost erhielten und in die wichtigsten Pflichten eines Christen eingeführt wurden. Die Lehrjungen nahmen nur gelegentlich Anteil, wurden aber in allen Handwerken gründlich unterrichtet. Die Schulknaben hatten regelrechten Schulunterricht, mußten aber auch einige Stunden in den Werkstätten zubringen, um sich auch in der Handarbeit auszubilden und so Praxis und Theorie verbinden. Die Schüler bekamen nicht nur unentgeltlichen Unterricht, sondern auch Kost, Wohnung, Werkzeuge, die ärmeren auch Kleidung. In der Behandlung der Kinder wurde kein Unterschied der Farbe, der Religion gemacht; alle erhielten alles gleichmäßig, gleichviel ob einer Heide, Mohammedaner, Protestant oder Katholik, ob er weiß oder farbig, Engländer oder Holländer, Indier oder Kaffer war. P. Franz sah strenge darauf, daß Kaffernknaben von weißen Kindern nicht verspottet oder mißhandelt wurden, wie es so oft vorkam. Er wies den eingeborenen Kindern bei Festlichkeiten, namentlich bei Prozessionen, bevorzugte Stellen an und gewann dadurch nicht nur die Herzen der Kinder, sondern auch das Vertrauen der Erwachsenen, die sich über die Gleichberechtigung ihrer Kinder mit den weißen sehr geehrt fühlten und daher den Ratschlägen und Wünschen der Missionäre immer bereitwilliger nachkamen. Auch die öffentlichen Schulfeste und Schulprüfungen mit ihrer öffentlichen Belobung der besten Arbeiten trugen viel dazu bei, den Eifer der Kinder und der Erwachsenen erfreulich zu heben und die Aufmerksamkeit der Weißen wie der Farbigen auf die Schulen der Mission und ihre neue Missionsmethode zu lenken. Diese neue Unterrichts- und Missionsmethode der Mariannhiller fand nicht nur die Billigung der Eingeborenen, die ihnen ihre Kinder in Scharen zuführten und immer lauter um Schulen riefen, sondern fand auch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sonst allseitige Anerkennung der weißen Bevölkerung. Andersgläubige, die dagegen Stellung nehmen wollten, wurden von ihren eigenen Leuten eines Besseren belehrt. Zur Begründung dieser Behauptung nur zwei Stellen, die der südafrikanischen Zeitung entnommen sind. Im Februar 1885 schrieb das Blatt: „Die Mission der Trappisten ist die erste dieser Art in Südafrika. Die Erfolge, die sie in drei Jahren erreicht, übertreffen alles, was je vorher geleistet wurde."

Als der Superindent Tylor einer amerikanischen Missionsgesellschaft die Methode der Trappisten bemängelte, brachte dieselbe Zeitung (1886) den Brief eines Andersgläubigen aus Pieter Maritzburg, der folgenden Wortlaut hat: „Mylord Abbot! Die Veranlassung zu diesem Briefe liegt in meinem Grundsatze, das Gute anzuerkennen und zu fördern, wo und wie ich es vermag. Ich verehre die Trappisten wegen ihrer bewunderungswürdigen, keine Opfer scheuenden Bemühungen, Zivilisation und Humanität unter den Eingeborenen zu verbreiten. In Ihrer Kontroverse im ‚Mercur' (Zeitung) mit dem Rev. Mr. Tylor stehe ich ganz auf Ihrer Seite.

Bete und arbeite! Nur dies kann und muß die Grundlage bilden für die Bekehrung der Kaffern, und ich sollte denken, auch Rev. Mr. Tylor muß, sofern er die Mission von Mariannhill nur einigermaßen vorurteilsfrei in Augenschein nimmt, durch die vorliegenden Tatsachen sich hievon überzeugen. Sie haben in den drei Jahren des Bestandes ihrer Mission durch die Tat bewiesen, daß ihre Anschauungsweise die richtige ist, daß sie Erfolg hat, einen Erfolg, den andersgläubige Missionsgesellschaften in Natal nicht aufweisen können."



Missionsseminar St. Josef, Altdorf: Grundsteinlegung am 8. Sept.. 1935. H. Kommiss. Gisler von Altdorf unterschreibt die Urkunde
Photo: Mariannhiller Mission, Altdorf

Daß die Begeisterung für die Methode der Mariannhiller kein Strohfeuer gewesen ist, ersehen wir aus dem Berichte des bekannten amerikanischen Humoristen und Reiseschriftstellers Mark Twain. Dieser wollte sich persönlich überzeugen, ob die Schilderungen über die Strenge der Trappistenmönche auf Wahrheit beruhen. So kam er denn nach Mariannhill, besichtigte alles genau und wandte auch der Lebensweise besondere Aufmerksamkeit zu. Das Resultat seiner Beobachtungen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

legte er in seinem Buche: „Meine Reise um die Welt" nieder. Die uns am meisten interressierenden Stellen lauten: „Es ist wirklich alles da, was man sonst für unmöglich hält, wenn man es in Büchern liest: Die harte Arbeit, das Aufstehen zu ungewöhnlichen Stunden, die karge Nahrung, das grobe Gewand, das harte Lager usw. — Alles wurde durchgeführt, es war kein Traum, keine Lüge." Wertvoller ist die Bemerkung über den Einfluß der Trappistenmission: „Von dem Wirken der nichtkatholischen Mission unter den Heiden hat man in den kaufmännischen Kreisen der weißen Kolonisten meist keine hohe Meinung; ihre Zöglinge tragen den Spitznamen „Reis-Christen", womit ungelernte Müßiggänger gemeint sind, die sich nur um äußere Vorteile willen in die Kirche aufnehmen lassen. An der Tüchtigkeit der katholischen Mönche wird aber schwerlich etwas auszusetzen sein, und ich glaube, es hat auch noch niemand gewagt, sich abfällig darüber zu äußern." (Fortsetzung folgt).

Schnitzel und Späne aus St. Patrick

Von P. Joseph Kammerlechner, RMM.

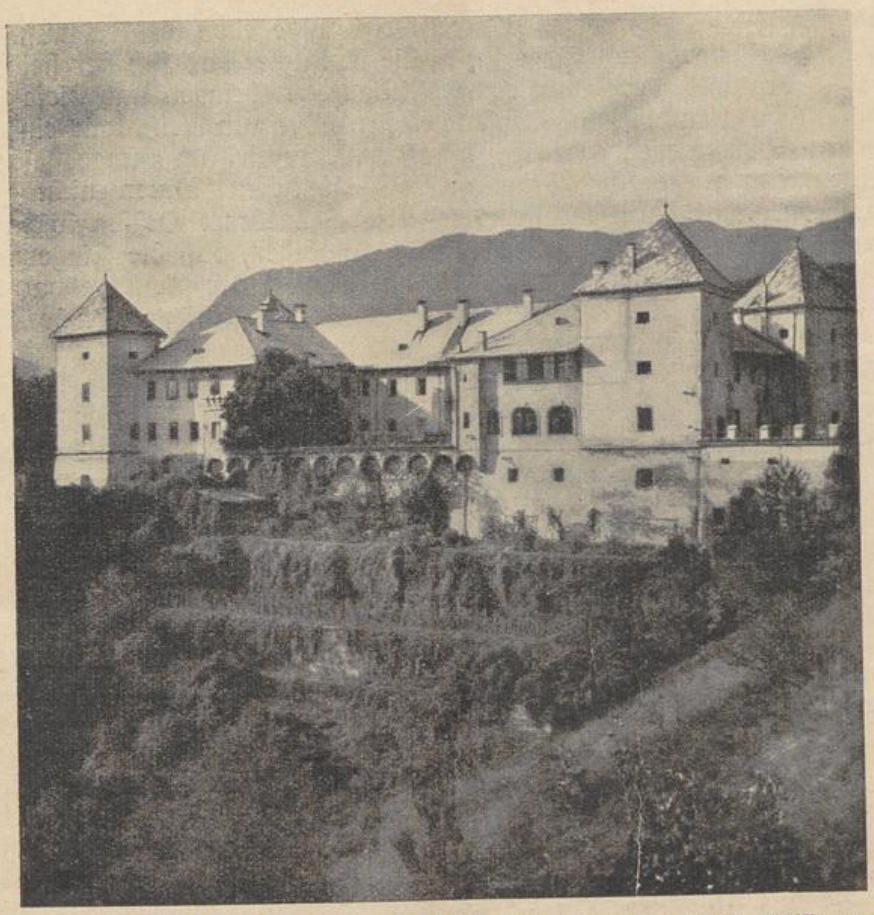
1. Die Theresia

Ostern ist da und alles kommt zur hl. Beicht, auch die Theresia. Aber der Missionar will nichts wissen von ihrem Beichteifer, sitzt sie ja schon seit langem mit einem Mann zusammen, der noch nicht ihr Mann ist. Aber es ist das nicht so leicht, sie davon zu überzeugen, daß sie so auch nicht einmal auf Ostern zur hl. Beicht gehen kann. Aber sie ließe sogar mit sich handeln. Natürlich nicht, daß sie jetzt ihr unerlaubtes Verhältnis aufgeben will, um so die allernotwendigste Bedingung für die hl. Beicht herzustellen, o nein, das nicht, aber sie würde auf die hl. Osterkommunion verzichten und nur mit der hl. Beichte sich zufrieden geben, aber der Missionar ist nun einmal so ein Knicker und läßt da einfach nicht mit sich handeln. Ja, das ist das Eigentümliche bei unseren Eingeborenen, daß sie immer zum Beichten kommen wollen, auch wenn sie in einem sündhaften Verhältnis leben und das durchaus nicht aufgeben wollen. Sie wollen ja nur beichten, nicht kommunizieren. Ja, das beileibe nicht und da ist meine Theresia gar nicht die einzige, die das will, immer wieder kommt das vor, ja ich habe zufällig eine Frau gehört, die folgende Behauptung aufstellte: Ich weiß ganz gut, daß es ein Gebot der Kirche ist, daß man auf Ostern beichten und kommunizieren muß, aber jetzt lassen es die Missionare nicht mehr zu, daß wir unsere Kirchengebote erfüllen; sie lassen uns nicht mehr zur Osterbeicht und Osterkommunion. Die Sprecherin hatte natürlich auch so eine dicke indaba (etwas auf dem Kerbholz), daß sie nicht zu den hl. Sakramenten zugelassen werden konnte. So ist es recht, also hat auch noch der Missionar die Schuld!

2. Der Alois

Der Alois ist ein guter Bub. Er lernte fleißig in Empandeni sowohl in der Schule als auch für seine hl. Taufe. Da kamen die Ferien, die auch bei dem schwarzen Schüler dieselbe Freude auslösen als bei den weißen. So ging auch unser Alois heim und zwar war das für ihn ein weiter Weg von Empandeni nach einer unserer Außenschulen in der Gwaai Reserve. Da

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Missionshaus der Schwestern v. kostb. Blut (Mariannhiller Missionsschwestern) Wernberg, Kärnten.
Photo: M. Ulbing, Villach

muß er sich auf dem Heimweg irgendwie verletzt haben, da er uns sofort als schwer erkrankt gemeldet wurde. Es kamen mehrere Meldungen zu uns nach Bulawayo und zwar wurde diesen Meldungen entsprechend sein Zustand immer kritischer, so daß er um die hl. Taufe bat. Er weigerte sich aber, die Nottaufe vom Lehrer zu empfangen, sondern er wollte unbedingt vom Priester getauft werden. So entschloß man sich, wieder einmal nach diesen weitentfernten Schulen zu gehen, um dann auch den Wunsch des kranken Knaben — vom Priester getauft zu werden — erfüllen zu können. Als sich nun der Kaplan fertig machen wollte, um seine Reise per Motorrad anzutreten, kam ein leichter Lastwagen in unseren Hof gesaust und was brachte er? Wahrhaftig eine Überraschung: Der Vater des kranken Knaben brachte uns denselben zur Taufe in die Stadt. Da er ihn nun einmal in der Stadt hatte, wollten wir den Vater bestimmen, den Kranken zum Arzt zu bringen, aber er hatte nur die Antwort: Er wolle nur die hl. Taufe für seinen kranken Buben und nicht den Arzt, er fahre nach der Taufe gleich wieder heim. Da der Bub aber sehr elend war, wenn auch noch keine unmittelbare Todesgefahr bestand, so wollten wir ihn noch etwas besser vorbereiten und deshalb einige Tage hier behalten. Der Bub ist dann getauft worden und zu guter Letzt ließ sich der Vater noch bestimmen, ihn doch zum Arzte zu bringen und der stellte eine Wirbelsäulever-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

krümmung fest, so daß der arme Kerl wohl aufgegeben werden muß. Was aber das Erbauende am Falle ist, ist die Tatsache, daß sich der heidnische Vater so bemühte, den Buben zur hl. Taufe zu bringen und diese Fahrt zur Taufe hat ihm ein paar Ochsen gekostet. Wer nun weiß, was ein Ochse für einen Eingeborenen bedeutet, so daß er lieber vielfach Hunger leidet bis er einen Ochsen hergibt, kann diesen heidnischen Vater nicht genug bewundern, der sich die Taufe seines Kindes mehrere Ochsen kosten ließ. Ja, man hört umgekehrt von den Andersgläubigen, daß die Eingeborenen ihre Kinder nicht mehr taufen lassen, weil sie bei der Taufe etwas Geld zum Unterhalt der Mission geben müssen. Wie hoch schätzte also der Vater unseres Alois die hl. Taufe.

3. Die Margaret

Margaret ging hier bei uns in St. Patrick in die Schule und hat als Schulkind hier die erste hl. Kommunion und die hl. Firmung empfangen. Sie zählte in der Schule gerade nicht zu den Kirchenlichtern, aber die Schwestern hatten sie gern, weil sie sonst ein ganz gutes Mädchen war. Da schlug eines Tages die Bombe ein: die Margaret geht in die wesleyanische (nicht katholische) Schule. Als man nachher nachforschte, ergab sich folgender Tatbestand: Der Stiefvater hatte die Margaret gezwungen, in diese Schule zu gehen und auch die Mutter schien damit einverstanden. Margaret weigerte sich, aber es half ihr nichts. Trotzdem aber kam sie anfangs in unsere Kirche am Sonntag. Als ich die Mutter rufen ließ, um diese Sache mit ihr zu besprechen, kam nur der Stiefvater und schimpfte auf unsere Schule, daß man nichts lerne und die Kinder so schlecht beaufsichtigt werden und so weiter, jedenfalls sah ich gleich, da ist nichts zu machen. Die Margaret aber hielt sich tapfer. So bald sie nach Gwelo mit ihren Eltern zu einem kurzen Besuch kam, ging sie wieder in die dortige katholische Schule. Ich habe den Fall „Margaret" auch einem Schwesternkloster in der Heimat zu ganz besonderm Einschluß in ihre Gebete und Opfer empfohlen, denn wenn sie auch tapfer war, unsere Margaret, schließlich mußte sie doch, wenn nicht außerordentliche Gnadenhilfe einsetzte, dem ständigen Zwang erliegen. Schließlich verschwand sie ganz aus der Stadt und ich konnte nichts Bestimmtes mehr über sie erfahren. Ich dachte mir also: Jedenfalls wieder erledigt mit dem traurigen Vermerk: verloren. Und nun kommt das Sonderbare: Ich sitze gerade an einem Sonntag Nachmittag im Beichtstuhl, da kommt plötzlich mein verlorengeglaubtes Schäflein, die Margaret, zur Kirche herein mit einigen anderen unserer Schulmädchen und als ich sie dann hernach traf, eröffnete sie mir freudestrahlend, daß sie jetzt nach Empandeni gehe. Sie hatte bisher schon regelmäßig die katholische Kirche und Schule besucht in Nothern Rhodesia. Aber, so sagte die Mutter mir, sie hatte der Großmutter dort keine Ruhe gelassen bis sie wieder nach Bulawayo kommen durfte, um dann nach Empandeni zu gehen und dort in Sicherheit unter dem Schutze der Missionsschwestern ihren hl. Glauben treu bewahren zu können. Ob wir da nicht die Gebetshilfe des oben erwähnten Schwesternklosters fühlten und sagen müssen: Die haben es geschafft?

4. Schwester Irmengard und Schwester Antonia

Schwester Irmengard ist heute bereits in der Ewigkeit, ihr Grab ist irgendwo in Niederbayern auf ihrem Heimatfriedhof. Schwester Antonia

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ist eine von den ersten Eingeborenenschwestern im Mashonaland, im Vikariat Salisbury. Wie kommen nun diese beiden zusammen, was haben nun diese beiden zusammen, was haben sie miteinander zu tun? Als wir noch im Mashonaland waren, war Schwester Antonia ein armes Eingeborenenmädchen, das sich so gerne ganz dem Heiland hingeben wollte im Ordensstande, aber da stand ein großes „Aber" dagegen, nämlich ihr heidnischer Vater wollte nicht ganz auf die Ochsen verzichten, die er sich bei einer Heirat der Euphrasia — so hieß Antonia als Mädchen — erwarten konnte, so mußte man ihn auf andere Weise zufriedenstellen, damit er seine Einwilligung gebe. Aber woher sollte Euphrasia, ein armes, schwarzes



Kapelle des Missionshauses St. Bonifaz, Schurgast (Oberschl.)
Photo: Kurt Gröger, Brieg

Mädchen, das Geld nehmen? Doch da griffen die Eltern der Schwester Irmengardis ein, die damals beim Studium war, um sich als Lehrerin auszubilden, bevor sie in die Kongregation der Missionsschwestern vom kostbaren Blut eintrat, um dann einmal eine tüchtige Missionsschwester werden zu können. So war sie imstande den englischen Briefwechsel mit Euphrasia zu führen. So haben sich die beiden kennen gelernt und haben sogar gehofft, sich einmal in Afrika persönlich zu treffen, wenn Irmengard einmal in die Mission geschickt würde. Gott hat es nun anders gewollt, denn er hat sich Irmengard schon als Novizin in den Himmel geholt, sie hatte dabei noch das Glück, auf dem Sterbebette die heiligen Gelübde ablegen zu dürfen und so als wirkliche Missionsschwester zu sterben. Von dem allem wußte natürlich Euphrasia nichts, sie ist inzwischen selbst Schwester geworden und zwar war sie unter den ersten Eingeborenenschwestern, die in Rhodesia die hl. Gelübde ablegen durften. Zufällig kam ich nun auf unsere alten Stationen und habe da die Schwester Antonia getroffen und konnte ihr da die Trauernachricht übermitteln, daß ihre Freundin im fernen Deutschland nicht mehr unter den Lebenden weile. Tief ergriffen durch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

diese Trauernachricht hat nun Schwester Antonia an die Eltern der verstorbenen Freundin ungefähr folgenden Brief geschrieben.

Liebe Freunde! Schon längst wollte ich Euch schreiben, aber da Pater N. nicht mehr bei uns ist, so habe ich die Adresse nicht mehr gewußt und dann bin auch ich selber zwei Jahre im Noviziat in Makumbi gewesen und habe nicht schreiben können. Da habe ich nun H. H. Pater N. wieder getroffen und er hat mir erzählt, daß meine liebe Freundin gestorben sei. Das tut mir nun sehr leid, so konnte sie mich nicht mehr sehen als Schwester, aber ich hoffe, wir werden uns dann im Himmel einmal sehen. Etwas freut mich sehr, daß meine liebe Freundin die Gnade erhalten hat, selbst noch Schwester zu werden, das ist der Lohn dafür, daß sie mir dazu verholfen hat, Schwester zu werden; jetzt hat sie auch selber als Schwester sterben dürfen. Ich werde viel für sie beten. Und jetzt bitte ich Euch noch um ein Bild von meiner lieben Freundin und betet auch für mich, daß der liebe Gott auch mir die Gnade gibt, einmal als Schwester sterben zu dürfen. Eure ergebene Schwester Antonia, Kind Mariens.

Das ist also ein Brief einer schwarzen Schwester an ihre Freunde in der deutschen Heimat. Ist das nicht eine ideale Freundschaft, an der der Himmel seine Freude haben wird?

Salve Regina!

Seit 1936 Jahren kennt die Erde das Ave Maria. Ein Erzengel brachte es in heiliger Stille vom Himmel, aus dem Munde und Herzen des Drei-Einen. — Tausend Jahre lang blieb es der stille Gruß der Christenheit. Im zweiten Jahrtausend aber ward es durch den heiligen Rosenkranz und Sankt Dominikus der immerwährende Gruß der Kirche, das laute Gebet ihrer Kinder.

Unter Papst Pius V. beginnt der Siegeszug des Ave um den Erdkreis. Dem vereinten Avegebet im heiligen Rosenkranz wird der große Triumph der Christenheit über die Türkenmacht am geschichtlich berühmten 7. Oktober 1571 zugeschrieben. Die fortan ständig zunehmende Missionstätigkeit der Kirche trug Ave und Rosenkranz in alle dem Evangelium erschlossenen Länder. Nach den Ereignissen in Lourdes ward der Engelsgruß mehr und mehr zum Jubelgesang der gläubigen Menschheit. Die Makellose zeigte der Welt in 18 Erscheinungen den Rosenkranz. Nicht lange darauf wiederholt die Rosenkranzkönigin ihre Botschaft zu Pompeji. Mitten im Weltkrieg abermals in Portugal. Zu Fatima aber zeigt sie nicht bloß den Rosenkranz, sondern fordert direkt zum Rosenkranzgebete auf. In unseren Tagen folgt die oft wiederholte dringende Aufforderung zu Gebet und Buße an den bekannten belgischen Orten. Die Gnadenvolle will die Sünder retten. Die Mutter der Armen ihren bedrängten Kindern zuhilfe eilen. Die Schmerzensreiche die Betrübten trösten!

Wie viele Beweise ihrer Macht und Güte hat sie allein in den jüngsten 75 Jahren gegeben! Wer jemals an der Grotte von Massabielle oder in der Mulde von Iria die Lichterprozessionen gesehen, die lauten Gebete und den Ave-Gesang der Hunderttausende gehört hat, wird den Eindruck nie vergessen. Wer die Tatsachen von Beauraing und den übrigen Orten kennt, kann das gesteigerte Hereinragen des Übernatürlichen in unsere

Gegenwart nicht leugnen. Die Hand der Mittlerin alles Guten ist ebenso offensichtlich in Lisieux, Limpias und ähnlichen Vorgängen nicht ausgeschlossen. —

Die Welt braucht außerordentliche Zeichen und Einwirkungen von oben. Gott gewährt sie auf Bitten seiner Mutter. Ihrem heiligsten Herzen hat er den Schatz der Erbarmungen anvertraut. Daran erinnert auch das goldene Herz, das die begnadigten Kinder zu Beauraing in leuchtender Erscheinung sahen. Noch hält unsere Fürsprecherin den Arm der strafenden Gerechtigkeit zurück, bis das Maß voll ist. Die heutige Welt glaubt auch den Zeichen und Wundern nicht.

Die wahren Marienverehrer aber sind glückliche Verbündete der Mutter und Mittlerin aller Gnaden. Wer ihr und ihrem Sohne treu bleibt, hat nichts zu fürchten. Er mag mit den Schuldigen leiden, aber er kann nicht untergehen. Jeder Rosenkranz und jedes Ave zählt mit im Heilsplane der Erbarmung. Jedes Marienkind trägt seinen Teil dazu bei, daß die Mutter der Güte neue Mittel und Wege zur Rettung oder doch zur Strafmilderung findet. Ohne Zweifel bedeutet jeder Dienst ihrer Getreuen eine Welle in dem Gnadenstrom, der uns beständig durch Maria zufließt. So hat gewiß auch die höchst zeitgemäße Stiftung der „Oranten des immerwährenden Ave Maria" einen großen Teil am „marianischen Übergewicht" der immer noch vorherrschenden Barmherzigkeit gegenüber der herausfordernden Gottlosigkeit und herausgeforderten Gerechtigkeit.

Zum ewigen Avedienste tritt seit 9 Jahrhunderten auch das Salve Regina. Der feierliche Gruß der Kirche an ihre Königin, die immerwährende Anrufung der Mutter der Barmherzigkeit seitens von Millionen der gläubigen Kinder Evas. Eben sind es, wie schon gemeldet, volle 50 Jahre, daß der Rosenkranzpapst Leo XIII. das Salve Regina nach jeder stillen hl. Messe vorschrieb. Sein Inhalt nimmt mit den Nöten der Prüfungszeit an Bedeutung ständig zu. Wer in den Sinn, der wie von oben inspirierten Antiphon tiefer eindringen möchte, lese nur die „Herrlichkeiten Mariens" vom hl. Alphonsus, eine meisterhafte Auslegung des Salve Regina.

Mit der weltweiten Ausbreitung der Kirche durch die Missionen ward die Antiphon den Neubekehrten aller Länder und Rassen vermittelt. Sie wurde bislang in mehr als 500 Sprachen übersetzt. In allen fünf Weltteilen steigt mit dem Ave auch das Salve zur Mutter und Königin empor. Bis zu den fernsten Inseln des indischen Ozeans drang der marianische Doppelgesang. Erfüllt ist das prophetische Wort: „Alle Geschlechter und Zungen preisen sie selig!" Jede Missionsgenossenschaft intoniert das Ave und Salve in ihrem Wirkungskreis. Im Mariannhiller Missionsgebiet geschieht es ebenfalls in 15 Sprachen. Seit jenem ersten Salve Regina der Trappistenmönche am letzten Samstag des Jahres 1882 neben dem Pionierzelte unter freiem Himmel an dem Platze, wo heute Mariannhill steht, ist das Salve in Natal keinen Tag mehr verstummt. Möge es von der ganzen Erde immer lauter und feierlicher zum Himmel steigen, so wird er sich in Huld und Erbarmung zum Tränental herniederneigen!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Sohn des Freimaurers

Von Anna Kayser

(Fortsetzung)

Zwei Monate dauerte das Glück. Dann kam das Schreckliche. Die Dame kam eines Abends nach Hause und ließ mich sofort in ihr Zimmer rufen. Ich erschrak vor ihrem strengen Gesicht — und ahnte alles. Sie muß mir das böse Gewissen angesehen haben. Sie sagte hart, ohne mich anzusehen: „Ich brauche wohl nicht zu sagen, weshalb ich Ihnen mit augenblicklicher Entlassung kündige. Gut, daß wenigstens ihr Gesicht jetzt nicht lügt! Sie haben sich, ohne mich über Ihre Geburt und Ihr Vorleben aufzuklären, in mein ehrenhaftes Haus eingeschlichen. Es ist geschehen. Sie können sich denken, daß ich schon meiner Kinder wegen nur ein unbescholtenes Mädchen in meinem Hause dulden kann. Ich werde mit den Kindern zu meinen Eltern gehen, bis Ersatz gefunden ist. In zwei Stunden werden Sie wohl mit dem Packen fertig sein."

Sie legte mir den Lohn, auch für einen weiteren Monat, hin. Ich ließ ihn liegen. Kein Wort habe ich gesprochen. Ich habe nur gehaßt. Ich fühlte tausend böse Geister hier drinnen wieder lebendig werden. Ich hatte gut sein wollen, Gott hatte meinen Schwur gehört. Aber nun, nun wollte ich schlecht sein. Und ich wurde noch schlechter —"

Ruth hatte den Kopf in die Hand gestützt. Es wollte ihr heiß zum Halse steigen. Von wem würde der Richter über den Sternen, der Herz und Nieren erforscht, von wem würde er diese Menschenseele einmal fordern? „Nicht von dir allein, du armes getretenes, gehetztes, verhungerndes Menschenkind."

„Und dann bist du heimgekommen?"

„Einmal, ein einzigmal wollte ich noch meine Alm sehen, einmal noch ein Edelweiß. — O, ich hab's sicher nicht anrühren wollen —! Und einmal noch hab' ich mir die Augen baden wollen in meinem Alpenbrünnlein. Und dann ... da bin ich Ihnen begegnet. Hab' gesehen, daß Sie mit der roten Lone vom Krähenstein sprachen. Sie ist ja auch eine — wie wir, und kein anständiger Mensch schaute sie an. Da hab' ich gesehen, wie Sie ihr die Hand gaben und mit ihr taten wie mit Ihresgleichen. Nachher habe ich die Lone ausgefragt. Was sie mir alles erzählt hat von Ihnen, Fräulein — o, da hab' ich wieder glauben müssen, daß es doch noch gute Menschen gibt, hab' gedacht, einmal ihre Hand anrühren dürfen — und dann sterben. Tag und Nacht hab' ich danach geträumt — und hab' mich doch geschämt. Dann, als die Mutter auch immer sagte, es wäre doch vorbei mit mir, da hab' ich gedacht, es ist Zeit, daß ich ein End' mach'! — Hätten sie mich nur gelassen, jetzt hätt' ich Ruh — und brauchte nicht nochmal ..."

„Still, Ursel, sprich's nicht aus. Du sollst leben und wieder ein zufriedenes Menschenkind werden. Du hast mir ein großes Vertrauen bewiesen, daß du mir alles erzählt hast. Nun laß mich sorgen. Du siehst doch, daß der liebe Gott dich trotz allem liebt, er hätt dich sonst nicht hierher geführt. Wenn du willst, so wird dich morgen ein geschlossener Wagen abholen. Du bekommst dann ein freundliches Zimmer bei uns im Krankenhause und bist in meiner Nähe und" — sie neigte sich zu ihr — „beim lieben Gott. Wenn du willst, schon heute abend."

Ursel lag ganz still in den Kissen. Unaufhaltsam rieselten noch Tränen über ihr Gesicht, aber es war nichts Verzweifelndes mehr in diesem Weinen. Es war, als wenn über ein Land, auf dem langer, starrer Wintertod gelegen hat, milde Lenzwasser dahinfließen und tausend begrabene Keime wecken. Es war Erlösung.

„Morgen, ja morgen," flüsterte sie leise.

„So will ich jetzt mit der Mutter reden, nicht wahr?"

Ursel nickte, und Ruth ging hinaus, um ihr Zeit zu geben, ganz ruhig zu werden.

Die alte Frau saß am Herde und wärmte sich mit einem Kamillensäckchen ihre geschwollene Backe. Sie kam Ruth gar nicht mehr grimmig vor wie vorher, nur sehr hilflos, gebrochen. Die Galle, die die Jahre und das Unglück — und vielleicht Schuld und Reue in ihrem Blute angesammelt hatten, mochte sie draußen verspritzen, wenn sie sich gegen die Pfeile übler Menschen zu wehren hatte, hier im müden Daheimsein war sie nur ein armselig Häuflein Mensch.

Sie schaute nicht auf, als Ruth auf sie zukam.

„Ist's ein Zahngeschwür?" fragte diese.

Die Alte murmelte etwas von Erkältung im Wasser. Da begriff Ruth, daß sie wie ihre Tochter sich an jenem Abend in den Seewellen zu viel geholt hatte. Sie lenkte rasch über.

„Ich glaube, es wird mit Ihrer Tochter nun besser. Wenn es Ihnen recht ist, lassen wir sie morgen früh zu uns ins Krankenhaus holen. Es scheint eine Entzündung in der Lunge zu sitzen, die aber bald behoben sein wird. Ihnen wird's mit der Pflege doch zu viel."

„Mir ist alles einerlei. Besser, sie geht

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

fort, ehe sie ganz verludert. Der Schand' war's gerad genug. Kommt mir da die Dirn' auch her. Der alten Ricke werden sie's wieder auf den Buckel laden. Is aber all egal."

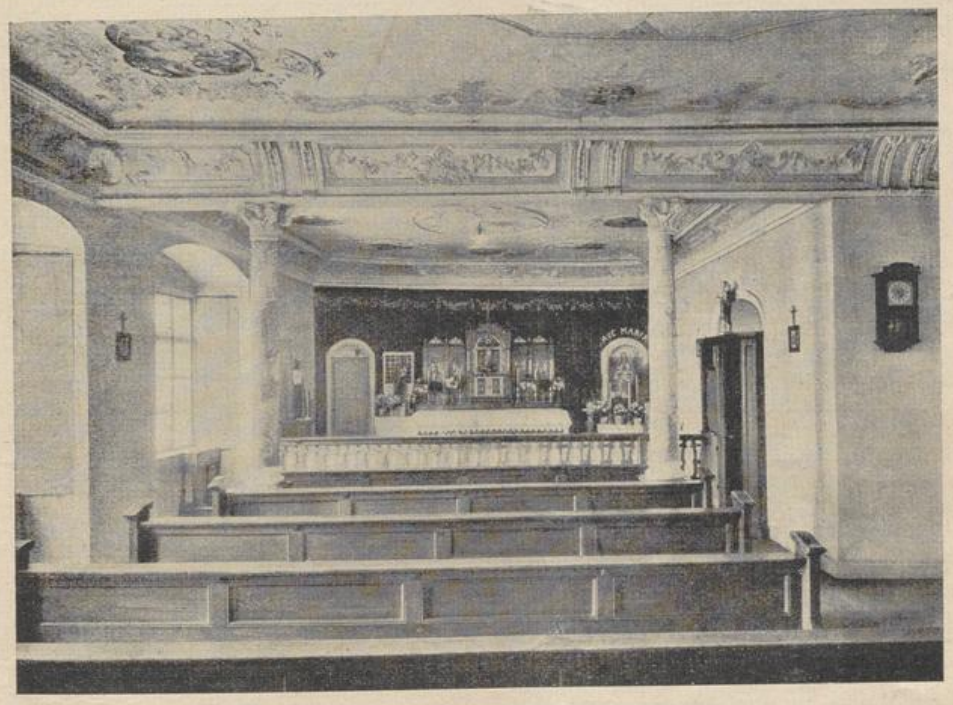
„Nicht so bitter, liebe Frau. Vielleicht bekommen Sie es auch einmal besser. Wie wäre es, wenn Sie zu uns ins Altersheim kämen? Es liegt eine Viertelstunde von unserm Hause, und ich würde Sie öfters besuchen."

Ricke wehrte heftig. „Ne, ne, die Stehlricke taugt nicht mehr unter Menschen. Sie mögen mich nit. Und ich mag sie erst recht nit quernehmen, die hohen Leut' da unten!"

„Keine Sorge, Frau Ricke. Die werden schon fertig ohne mich."

Sie nickte ihr noch einmal freundlich zu und ging wieder zur Ursel. Als sie nach einer Weile herauskam, ließ sie große Stille drinnen. Ursel schlief.

Eilig schritt sie heimwärts. Man mochte sich doch Sorge um sie machen. Als sie unten am See ankam, begann es schon zu dämmern. Die weißblaue Gondel lag wartend am Ufer, eine andere daneben. In dieser saßen zwei Männer: Onkel



Kapelle des Klerikernoviziates in St. Joseph, Reimlingen
Photo: J. Käser, Wasserburg a. Inn

nit. Wenn ich hier meine Ruh' hab' und das Mädel weg is — ein Plätzchen in der Friedhofsecke und ein paar Bretter für'n Sarg werden sich nachher auch noch finden."

Die rauhe Stimme war bröckelig, unsagbar müde geworden, wie bei Menschen, die keine andere Hoffnung mehr haben als die Grube unterm Steine.

„Sehen darf ich aber doch mal nach Ihnen?"

Ruth verstand die Antwort nicht. Die Alte mochte sich mühen, eine ungewohnte Rührung zu verleugnen.

„Sie werden weg müssen," mahnte sie rauh. „Es ist doch Hochzeit bei Ihnen. Wenn das Mädel nit so unsinnig getan hätt', ich hätt's nit gewagt. Daß sie's nur

Werner und der alte Friedrich. Sie wollten eben aussteigen und ihr entgegengehen. Werners Stirn war bewölkt. Er half ihr schweigend beim Einsteigen. Friedrich fuhr vor. Sie folgten in kurzem Abstand.

„Es ist doch alles in Ordnung?" fragte Ruth, als der Onkel beharrlich schwieg.

„In Ordnung, wenn eine der Hauptpersonen auf unerhörte Weise ausreißt?" grollte er.

„Hauptpersonen? Wer ist ausgerissen, Melitta oder Reinert?" lächelte sie.

„Ach, du Schwernöterin! Man sollte dir gram sein."

„Es mußte sein, Onkel! Auch ein Arzt geht, wenn's drängt. Ich glaube gar, wenn er selber Hochzeit hätte. Frag unsern guten Sanitätsonkel."

„Und zu diesen Leuten gehst du! Ich

wüßte nicht, wann ich je Gutes aus der Feldkreuzhütte gehört hätte. Ein Hexenwinkel ist's."

„Es sind unglückliche Menschen!"

„Hm, unglücklich? Du denkst zu gut von allen, bis mal ein Reinfall kommt. Warum machen sich diese Leute so verhaßt? Etwas muß doch Wahres sein an so beharrlichen Gerüchten. Die Alte sieht aus wie eine Wetterunke und die Junge wie ... Ich will's lieber nicht sagen."

„Die Leute erbarmen mich. Wir alle sind ihre Schuldner. Wir alle, die wir warm und behütet in der Sonne leben und keine rechte Ahnung haben, wie denen im Schatten zumute ist."

„Du wirst doch das Laster nicht in Schutz nehmen wollen?"

„Onkel!"

„Ja, nun, fast muß ich es glauben. Du kennst diese Leute nicht. Tugend, Recht, Sitte sind dort unbekannte Begriffe."

„Onkel, ob die Menschen, die dieser Frau z. B. Unehrlichkeit nachsagen, wohl je den Hunger gelitten haben, den sie gelitten hat, ehe sie ihre Hand nach einer fremden Schnitte Brot oder nach einer Weizengarbe ausstreckte? Ob die, die umhegt und gehütet am häuslich warmen Herde sich ihrer stolzen Unschuld freuen, ob sie die dunklen Gewalten ahnen können, die im Blute unheilvoll Belasteter gären und sie Tiefen zudrängen, die wir schaudernd nur ahnen? Onkel, wir müssen den Leuten am Feldkreuz helfen. Ich werde heute abend noch manches erledigen müssen."

Werner war bezwungen. Es war etwas in ihm, das sich vor dieser Frauenseele bewundernd beugen mußte. Wo alle verdammten, da kannte sie nur Erbarmen. In eigener keuscher Unberührtheit stieg sie hinab in Schmutz und Schlamm, und ihr Auge blieb klar wie das eines Engels, der durchs Reich der Verlorenen wandelt. —

Ruth eilte auf ihr Zimmer und erschien nach einer Viertelstunde wieder im Festsaal, im weißen Kleide, ihre Teerose im Haar, lächelnd, als wäre sie den ganzen Tag froher Hochzeitsgast gewesen.

Frau Werner und Frau Reinert sahen sie prüfend und Melitta ein wenig vorwurfsvoll an. Reinert forschte einen Augenblick in ihren Zügen, sagte aber nichts. Aber Ruth fühlte, er verdachte ihr nichts. Keiner rührte an die Sache. Das empfand Ruth dankbar.

Das junge Paar blieb daheim. Beide hatten eine Hochzeitsreise nicht gewollt. „Was sollen wir in der Fremde?" hatte Melitta gesagt. Reinert hatte es ihr gedankt.

Am andern Tage kamen alle zu einer gemütlichen Nachfeier bei Werners wieder zusammen. Ruth fehlte wiederum für Stunden. Als sie dann erschien, sahen ihr alle an, daß sie sehr zufrieden war. Sie hatte ihren Schützling in warmer Sicherheit. Und als der Tag zu Ende ging, war sie wieder einen Schritt weiter. Reinert und Melitta hatten ihr für später ein Plätzchen in der blauen Villa für ihr Sorgenkind zugesagt, vorerst auf sechs Probewochen. Wenn der Plan mit dem Kinderheim gelang, sollte Ursel zu den Kindern.

An diesem Abend schlief Ruth mit einem unsagbar glücklichen Gefühl ein. „In deinen Armen, o Karitas!" das war ihr letzter Gedanke. —

Ein halbes Jahr später wurde der Grundstein zum neuen Kinderheim gelegt. Als es fertig und in Benutzung genommen war, da wurde Melitta Reinert wieder Kind unter Kindern. Das Glück hatte ihr Herz weit und warm gemacht für die armen Kleinen. Ihr sonniges Wesen verscheuchte alle trüben Geister. Reinerts Gesicht erhellte manchmal ein glückliches Lächeln, wenn er seine kleine Frau als vorstehendes Mütterchen diesen Opfern eines harten Geschickes selbstlos helfen sah. Sie wurde ihm von Tag zu Tag lieber. Sie war die Sonne in seinem Leben und seinem Hause, ob er auch den ernsten Stern, der unerreichbar seine einsamen Pfade zog, nicht vergessen konnte. Melitta wußte es, und darum deuchte es ihm kein Unrecht.

— — — — — —

Vier Jahre sind über Land und See und Menschen dahingegangen.

Es ist ein wonniger Maitag. Die Natur ist wie eine Braut in der Fülle ihres Hochzeitsglückes.

Werner hat die Juristerei längst aufgegeben. Die Welthändel sind ihm verleidet. Sein Herzleiden zwingt ihm äußerste Ruhe auf.

Am Morgen hat er einen schlimmen Anfall überstanden. Nun ruht er, noch sehr matt, auf der Veranda. Frau Werner strickt Strümpfchen fürs Kinderheim, und Ruth erzählt einem kleinen braunen Lockenköpfchen leise von „Schneewittchen" und „Rotkäppchen."

„Nun noch von den kleinen Heidenmädchen, die Onkel Herbert so lieb hat! Bitte, Tante Ruth!" bettelte Klein-Ruth.

Da kommt Besuch über'n Gartenweg. Jubelnd stürmt die Kleine fort. „Papa, Mama, wenn Onkel Herbert kommt, gehe ich mit zu den kleinen Heidenkindern!" ruft sie atemlos.

Dr. Reinert hebt sein Töchterchen auf den Arm und küßt das kleine Plappermäulchen.

Nach herzlicher Begrüßung saßen die

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

beiden Familien gemütlich beim Kaffee. Fink und Amsel lieferten das Freikonzert.

Ruth hatte es gleich bemerkt, daß die Augen der Freunde ein Geheimnis hielten. Als Melitta sich heimlich zu ihr neigte und ihr ein paar Worte zuflüsterte, wurde sie blaß, und ihre Hand zitterte, als sie den Kaffee kredenzte.

„Heimlichkeiten?" lächelte Frau Werner. „Hoffentlich kein Komplott gegen uns alte Leute!"

„Ach ja, daß wir's nur nicht vergessen," bemerkte Dr. Reinert, „wir trafen vorhin einen alten Freund. Er läßt Gruß und Empfehlung ausrichten. Er möchte Ihnen, da er Sie von früher her kennt und Grüße abzugeben hätte, gegen sechs Uhr seine Aufwartung machen."

„Ist's ein Prinz oder ein Pascha, daß er so umständlich tut?"

„Nichts dergleichen. Aber jeder hat nun mal seine Besonderheiten."

„Ist's Pater Helmuth?"

„Sie haben eine feine Nase. Pater Helmuth weilt allerdings seit gestern drunten bei seinen Brüdern."

„Da ist er selbstverständlich herzlich willkommen. — Vielleicht hat er Nachrichten aus Brasilien," setzte Werner leise hinzu.

Reinert zuckte die Achseln. „Möglich!" Und sah den Justizrat merkwürdig an.

Dann gingen Reinerts heim. Ruth begleitete sie bis zum Gartentor. Die Fragen, die ihr auf den Lippen brannten, drängten nach Antwort.

Eine tiefe Freude glühte in ihren Augen, als sie zurückkam. Sie eilte durch die Nebentür und gab in der Küche hastig Anweisungen. Dann lief sie in den Garten und riß Flieder und Jasmin in Büscheln von den Sträuchern, so daß die Drosseln und Amseln erschreckt davonstoben. Diele und Salon schmückte sie mit der duftenden Pracht. Den trauten Raum, von dem einst des Hauses Sohn — auch an einem blütenschweren Tage — Abschied nahm, wandelte sie in einen Blumenhain. Damals hatten ihm keine Blumen geblüht, nur Dornen waren sein Teil am Vätererbe. Die Dornen aber hatten Blüten getrieben.

Als Ruth wieder zu den Eltern ging, lag ein verhaltenes Glück in ihrem Auge, daß Frau Mathilde sie überrascht ansah.

„Du strahlst ja, als wäre das Christkind bei dir gewesen."

„Ist es auch. Wartet nur, was es e u c h bringt."

Sie saßen eine Weile schweigend.

Da knirschte der Gartenkies. Werner blickte erwartungsvoll auf den Laubengang, aus dem eine hohe Gestalt im schwarzen Priesterkleide hervortrat und mit großem Blick die drei Menschen auf der Altane umfaßte.

Werner sah ihm entgegen, — legte die Hand über die Augen — richtete sich halb auf — und konnte es nicht fassen, was er sah.

„Aber — das ist doch nicht Pater Helmuth!" murmelte er schwindelnd.

Ein leiser Schrei. Das Mutterauge hatte schärfer gesehen. Da erkannte auch Werner, — sein Mund aber brachte keinen Laut heraus. Er versuchte aufzuspringen, sank aber hilflos wieder zurück.

Da war der Ankommende mit ein paar Schritten die Treppe hinauf und hielt den halb Ohnmächtigen in den Armen.

„Vater!"

„Her—bert!"

Wie einer, der am Verdursten ist, so trank Werner den Anblick des Sohnes in sich. Bis Schleier sich ihm vor die Augen legten.

Minuten vergingen in atemloser, unaussprechlicher Seligkeit.

Da drängte er Herbert sacht ein wenig von sich, ihn zu sehen und sich zu vergewissern, daß er es wirklich und wahrhaftig sei, sein Sohn.

Sie sahen sich an und wußten doch kein Wort zu sagen.

Nun wandte sich Herbert der Mutter zu. In überwallendem Mutterglück schloß sie ihn in die Arme.

„Mutter, liebe Mutter!"

„Herbert! Endlich!"

Frau Werner war zumute, als wäre die Seligkeit der Ewigkeit in ihr Leben gekommen, erblüht und geboren aus dem Opfer und dem Leid der Zeit. Die Überlast des Glückes machte sie stumm. Sie weinte nur still. Auch Herbert sprach kein Wort, sah die Mutter nur lange glücklich und lächelnd an.

Ruth war, als sie Herberts Schritt vernommen, unbemerkt ins Haus gegangen. Das erste Wiedersehen mußten die Eltern für sich haben. —

Herbert setzte sich ans Ruhebett des Vaters und behielt der Mutter Hand in der seinen.

„Noch alles ganz wie einst."

Er hatte Mühe, seiner Ergriffenheit Herr zu werden. Die Erinnerungen stürmten übermächtig auf ihn ein. Er sah, wie es in des Vaters Gesicht zuckte. Krampfhaft drückte Werner des Heimgekehrten Hand.

„Herbert ... hast du vergessen, — was war?"

„Vater, ich beschwöre dich, sprich nicht mehr davon. Das ist ja alles längst vorüber und vergessen. Jetzt wollen wir uns freuen, daß wir wieder beisammen sind."

„Wenn wir nur zusammen blieben!" so

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

seufzte die Mutter, die schon an den Abschied dachte.

„Laßt uns einmal dem glücklichen ‚Heute' leben. Im übrigen, Mutter, neue Opfer, neue Kraft! Wo ist Ruth?"

Die kam gerade aus dem Hause zurück. Herbert ging ihr entgegen und drückte ihr die Hände.

„Ruth, Schwesterchen!"

„Willkommen daheim, Herbert! Welch unverhofftes Glück!"

Tief schauten sie sich in die Seelen in dieser weihevollen Stunde. Sie fühlten, diese klangen zusammen in wundervoller Harmonie, weil sie beide dem erkannten Ideale treu geblieben waren und nun ein herrliches Erbteil in Händen hielten — den Frieden. Nicht zwar, wie er auf Tabor verklärend geschenkt, sondern wie er auf Olbergs Höhen errungen wird.

Sie waren schweigsam, die vier Menschen, in der ersten Viertelstunde des Wiedervereintseins. Wie der tiefste Schmerz und so hat auch die höchste Freude der Worte wenige.

Bald aber löste sich der Bann, und es gab ein Fragen und Erzählen über beiderseitiges Erleben und Erleiden.

Nach kurzem ging Frau Mathilde mit Ruth ins Haus, um, wie Ruth lächelnd sagte, das „Mastkalb" herzurichten.

Da griff Werner, der aufgerichtet auf dem Ruhebette saß, wieder nach des Sohnes Hand. „Herbert!"

„Vater! Hast du Schmerzen?"

„Ja, Schmerzen, aber andere, als du meinst. Wie habe ich dich gequält, dich und mich! Ich begreife es kaum noch ..."

„Noch einmal, Vater, denk doch nicht mehr an das Vergangene. Ich habe dich von deinem Standpunkt aus immer gut verstehen können. Mein Beruf wurde dadurch erprobt und fest. Auch ich wußte wie weh ich dir tat. Der liebe Gott hat nun alles so gut gelenkt."

„Ich wollte dich ihm nicht lassen, weil ich ihn leugnete — und doch fühlte, daß er lebte und stärker war als ich und unser fluchwürdiger Bund. Da begann ich gegen ihn zu kämpfen. Er aber nahm mir das Liebste auf der Welt. Da wurde ich hart und verschloß ihm und dir Herz und Haus. Nachgeben aber wollte ich nicht, lieber an meinem Stolz zugrunde gehen. Dazu band die Loge mir mit eisernen Fesseln die Hände, zwang mich, mein eigenes Kind zu verleugnen. Aber, was ich heimlich gelitten, Herbert, wie ich mich krankgesehnt habe nach dir, kein Mensch hat es geahnt. Wie ein wundes Tier trug ich meinen ungeheuren Schmerz — der um so größer war, weil kein Gott ihn tröstete — in die wilde Einsamkeit der Berge. Von den Felsenklüften hörte ich mein eigenes Stöhnen widerhallen — und konnte doch nicht nachgeben. — Bis die Sehnsucht mich zwang und ich mich, meines Tuns kaum bewußt, am Hafen wiederfand. Einmal nur, ein einziges Mal wollte ich dich sehen. Ich sah dich erbleichen und wanken — ich wollte hinstürmen und dich zurückhalten, war aber wie gebannt und gelähmt. Und dann warst du fort."

Er schwieg und rang nach Atem. Herbert war erschüttert von des Vaters ergreifendem Selbstbekenntnis. Er mußte immer dieses verfallene Antlitz betrachten, darin der Schmerz vor der Zeit seine Runen gegraben. Was war an diesem halbgebrochenen Manne noch von der früheren trotzigen Kraft?

„Herbert, weißt du es noch, als ich meine Arme umsonst nach dir ausstreckte? — Der Herrgott ist Sieger geblieben, und das ist gut."

„Armer Vater! Daß du so litteſt, ahnte ich nicht. Aber nun laß uns alles begraben und uns der glückseligen Gegenwart freuen!"

Gegen Abend kam auch Pater Helmuth, der mit Pater Werner auf Verabredung im Kloster zusammengetroffen war. Auch Dr. Reinert und Melitta kamen wieder herüber. Der Justizrat war wie verjüngt. Alle Spuren des letzten Herzanfalls waren wie weggewischt. Scherzend drohte er Reinert mit dem Finger.

„Schwindler Sie! Zum zweiten Male wird Ihnen das nicht geraten. Man merkt halt doch, daß man alt wird."

„Und gemütlich," gab Reinert gut gelaunt zurück. „Wissen Sie, auch die köstliche Medizin, die Freude heißt, soll man nur vorsichtig verabreichen, es könnte sonst sein, daß die Wirkung in ein schlimmes Gegenteil umschlüge."

Glückliche, weihevolle Stunden, wie sie die Erde nur wenige hat, erlebten die Wiedervereinten zusammen. Der Mittelpunkt des Interesses war natürlich Pater Werner. Er mußte immer wieder von seinen Erlebnissen in der Mission erzählen. Pater Helmuth, der nach seinem Romaufenthalt als Volksmissionär überaus segensreich wirkte, gab aus dem bunten Schatz seiner Erfahrungen die Würze dazu.

Am andern Tage zelebrierte Pater Werner unter Assistenz von Pater Helmuth und Pater Gerhard sein erstes Meßopfer in der Heimat. Ein „Laudamus te" ging durch seine Seele, als er zum ersten Male seinem Vater das Brot des Lebens brach.

Herbert kannte Melitta noch nicht näher. Als sie zu ihrem Onkel gekommen war, war er bereits in München. Und in den Ferien hatte er die blaue Villa möglichst gemieden, weil er wußte, wo er des Vaters bösen Genius zu suchen hatte. Da-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

rum hatte auch die junge Melitta stets eine heimliche Scheu vor dem ernsten Studenten gehabt und war während der Ferien selten zu Werners gekommen. Herbert stellte nun bald fest, daß Melitta mit dem finsteren Onkel nichts gemein habe, und daß in dieser schönen Hülle eine schöne Seele wohne. —

„Bist du glücklich?" forschte Herbert in einer vertrauten Stunde in Reinerts Gesicht.

„Ja!" gab der fest zurück. „Es ist wohl nicht das große, stürmende Glück, das ich erhoffte. Du weißt —! Aber man lebt nicht lange unbewegt unter einem Sonnenstrahl. Man wird warm und segnet dankbar den guten Engel, der ihn spendet. Und — uns leuchtet ja immerfort ein stiller Stern zur Seite, den wir beide lieben, Melitta und ich."

Herbert wußte, wen er meinte, insonderheit der „Stern" eben mit seinem guten, freundlichen Leuchten hereinschaute.

„Wenn's euch recht ist, fahren wir jetzt zur blauen Villa. Melitta erwartet uns. Herbert muß doch seinen kleinen Patenjungen einmal in Augenschein nehmen."

Es war ihnen recht. Eine Viertelstunde später fuhren sie am See entlang dem Reinertschen Idyll zu. Auch der Justizrat, der sich ganz erholt hatte, fuhr mit. Die Freude hatte Wunder bei ihm gewirkt. Er war der Muntersten einer.

Das wurde ein Fest in der blauen Villa und im Kinderheim! Die vierjährige Ruth war nicht von des schwarzen Onkels Knien zu vertreiben. Sie wollte um jeden Preis ganz viel von den rotbraunen Brüderchen und Schwesterchen, die bei ihm in die Schule gingen, wissen.

„Wenn du jetzt wiederkommst, Onkel Herbert, dann bin ich groß. Dann werde ich Schwester, und du nimmst mich mit zu deinen kleinen Heidenmädchen," plauderte sie drollig.

„Ganz sicher," ging er auf ihre großzügigen Pläne ein. „Dann sollst du die kleinen Wilden weiß waschen und ihnen die schwarzen Haare bürsten."

„Und vom lieben Jesuskind erzählen, so schön, wie Tante Ruth im Kindersaal es tut."

„Ja, wie Tante Ruth," pflichtete er bei.

Reinert brachte ihm seinen Jungen. Herbert nahm ihn in die Arme und studierte lächelnd in den kleinen Zügen nach irgendeiner bekannten Linie, um sich für eine sicher in Aussicht stehende landläufige Frage sicher zu stellen. Da kam sie auch schon:

„Nun, wem meinst du, daß er ähnlich sieht?" Frau Reinert und Frau Werner fragten es fast gleichzeitig.

In seinen Augen sprang der Schalk auf. Er tippte den kleinen Herbert auf die Nasenspitze: „Dieses liebliche Gewächs versucht er schon geradeso kühn in überlegene Höhen zu ziehen wie weiland der Sekundaner Hans Reinert, wenn er eine stolze ‚Eins' erobert hatte."

Frau Werner nahm ihm den Knaben vom Arm. „Was du auch von Kleinkinderwissenschaft verstehst! Müßtest sonst doch auf zehn Schritt sehen, daß der kleine Kerl ganz sein Vater ist. Deine Rothäute drüben werden ja wohl einer ausschauen wie der andere, die großen wie die kleinen."

„O nein, Mama. Auch bei unsern Roten hat der Schöpfer dieselbe Künstlerschaft bewiesen wie bei uns Bleichen. Dieselbe Meinung, die wir von ihnen haben, haben sie von uns. Sie bedauern uns, weil wir im Backofen des großen Weltherrn nur halbgar geworden seien. So sagte mir mit lächelnder Mine noch unlängst ein gebildeter Brasilianer. — Ein Prachtkerl übrigens, mein Patensohn! Was wird wohl aus diesem Kinde werden?"

„Was sein Herr Pate ist!" rief Melitta leuchtenden Auges.

„Meinen Segen hat er," besiegelte Reinert den großen Orakelspruch.

„Meinen auch," kam's aus dem Hintergrunde, wo der Justizrat mit einer älteren Dame saß, einer Professorenwitwe aus München, deren Vater sein Lehrer gewesen war.

Der kleine Herbert Reinert ließ sich nicht so mir nichts dir nichts zum Heidenapostel stempeln. Er protestierte gegen sotane Vergewaltigung des freien Bestimmungsrechtes durch kraftvolles Geschrei. Lachend nahm ihn Mutter Melitta und trug ihn im Sturmschritt hinaus.

Nach einer gemütlichen Kaffeestunde ging die Gesellschaft ins Kinderheim. Dort war atemlose Freude auf allen Gesichtern, als der Onkel Missionar, von dem die Kleinen schon so viel gehört hatten, endlich leibhaftig erschien. Es dauerte geraume Zeit, bis die Kinder auftauten und zutraulich wurden. Dann aber, als der Bann gebrochen war, da drängten sie sich mit hundert Fragen immer näher zu ihm heran.

„Sag, Onkel Pater, haben die kleinen Indianerkinder auch keinen Papa und keine Mama mehr?" fragte ein kleines keckes Mädelchen, das einen Tag alle erdenklichen losen Streiche machte und am andern stundenlang nach seinen Eltern weinte, die sie ihm an einem Tage begraben hatten.

„Nicht alle haben hier auf Erden noch einen Vater und eine Mutter, Kind. Diese Waisenkinder haben den lieben Gott zum Vater und die liebe Himmelsmutter Maria zur Mutter. Du gewiß auch?"

Die kleine machte große Augen, dachte

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

nach und lief zu Tante Ruth. Die mußte weiter Auskunft geben.

„Onkel Missionar, haben sie den Kindern in deinem weiten Lande auch ein Beinchen abgeschnitten?" fragte mit zagem Stimmchen ein kleiner Sechsjähriger, dem ein unheimlicher Gast im Körper fraß und als ersten Raub das rechte Bein genommen hatte.

„Ja, mein lieber kleiner Kerl. Unsern Kindern drüben haben sie auch schon mal so weh getan wie dir." Er nahm das Krüppelchen auf die Knie und sah ihm voll Liebe in das wächserne Gesichtchen, das schon von dem unerbittlichen Würger gezeichnet war. Und flüsterte ihm leise ins Ohr: „Wenn du einmal in den schönen Himmel kommst, dann gibt dir der liebe Gott dein Beinchen wieder. Und dann spielst und springst du mit den Engelein auf der Himmelsau, viel froher und flinker als die Kinder auf der Erde."

Da faltete der Kleine unwillkürlich die schmalen Händchen und schaute den Pater an, leuchtend und gläubig, als hätte Gott selbst ihm so Wunderschönes versprochen. Dann strebte er hinunter. Das mußte er mal gleich Tante Ruth erzählen. Die würde staunen.

Da war schon wieder ein anderer Fragesteller: „Onkel Pater, haben die Kinder und die Leute in deinem wilden Lande auch eine Tante Ruth?"

„Eine hute, hute Tante Hut?" unterstützte ein pausbackiges dreijähriges Mädchen, das von „Tante Hut" seines Höckerleins wegen ein wenig verwöhnt wurde, die Frage.

„Das haben unsere braunen Kinder leider nicht," lächelte Pater Werner zu Ruth hin. „Ich möchte eure Tante Ruth wohl mitnehmen. Ihr habt sie gewiß bald genug gehabt. Soll ich das tun?"

„Nein — nein — nein!" protestierten wohl zwölf Stimmen im Chor. „Tante Ruth hierbleiben!" — „Tante Ruth nicht weggehen!" — „Tante Hut bei Nanni bleiben!" weinte die Pausbackige und sie klammerte sich an Ruth wie eine Klette.

„Still, ihr sollt eure Tante Ruth behalten. Vielleicht schickt uns der liebe Gott mal eine andere," beschwichtigte er. Dann zog er ein Päckchen bunte Heidenkinderbildchen aus der Tasche. Jedes Kind erhielt eines, und jedes versprach für den Abend ein Extra-Vaterunser für die kleinen Schwesterchen und Brüderchen im Heidenland. —

Ruth war mit den andern Damen schon weitergegangen zum Spielsaal der Kinder. Frau Professor Schnittger, die in einer Rechtssache Dr. Werners Rat suchte und gleichzeitig Dr. Reinerts Schöpfung kennenlernen wollte, war ganz Interesse. Bis in die letzten Winkel mußte sie das Kinderheim besichtigen. Sie selbst betätigte sich nach dem frühen Tode ihres geliebten Mannes ebenfalls hier und da in der sozialen Fürsorge, ohne aber mit den Leuten selbst allzuviel Fühlung zu nehmen. Ihrem ästhetischen Empfinden sage die ungewaschene Art dieser Leute und die Luft in ihren Stuben nicht zu, legte sie Ruth eben klar.

„Für das Schriftliche und Geschäftliche bin ich immer da. Ich sitze halbe Tage auf dem Büro und schreibe und rechne und schlage mich mit schutz- und stellensuchenden Mädchen herum. Subjekte begegnen einem da, nicht zu sagen. Armut und Krankheit, das sind Kreuze, da begreift man und hilft gern. Aber die Schlechtigkeit, die da manchem jungen Ding aus Gesicht und Augen schaut, — ich versichere Ihnen, Fräulein Ruth, da hilft nur unbeugsame Konsequenz. Da heißt es gute Wälle aufrichten, die diese Unverschämten respektieren müssen. Nicht dem Laster schöne Augen und gute Worte machen, wie es heute vielfach Mode wird. Da wird zu solch einer Lasterdirne ‚Armes Kind' gesagt und mit Glacéhandschuhen zugefaßt. Nachherr lachen die Raffinierten dann über die Gutmütigkeit der vornehmen Damen, die sich vorkämen wie Herrgötter. Man sollte mehr Erziehungs- und Besserungsanstalten bauen und strengere Methoden einführen. — Aber, Fräulein Heltdorf," — die Professorin griff mit überraschten, funkelnden Blicken nach dem Arm Ruths, — „wie — wie kommen Sie an jenes Mädchen?"

Sie standen in der Türe des Schlafsaales, wo die schwarze Ursel eben die kleinen Betten zusammenlegte. Als das Mädchen die Dame im schwarzen Seidenkleide sah, wurde es kreideweiß. Es ließ das Kissen, das es gerade schüttelte, fallen und griff haltsuchend nach dem Fußbrett der kleinen Bettlade. Wie eine Erscheinung der Unterwelt starrte es die Dame unentwegt an. Angst und — jäh auflodernder Haß stritten miteinander in den nachtdunklen Augen.

Ruth war peinlich berührt. Frau Werner und Frau Reinert hatten nichts bemerkt. Bis Frau Werner näher kam und Ursels Erregung sah.

„Fehlt Ihnen etwas, Ursel?" ging sie auf das Mädchen zu. Melitta und Frau Reinert gingen weiter; Ruth und der Professorin nach.

(Fortsetzung folgt)

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Übereinkunft gerne gestattet.
Verantwortlicher Schriftleiter P. G. A. Rottmann; Missionshaus St. Joseph, Reimlingen
Druck der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayr.-Schwaben

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT DER MARIANNHILLER MISSION

NUMMER 2 FEBRUAR 1936 54. JAHRGANG

Lichtmeß

Gottesmutter, ich geh' mit dir
Und ich fühl's an des Herzens Schlag,
Beide tragen das Liebste wir,
Lichtmeß ist heute — Opfertag!

Gottesmutter, es ist nicht leicht,
Niemand weiß das so gut wie du,
Und doch leuchtet im Auge dir
Weihnachtsfriede und Krippenruh!

Gottesmutter, du starke Frau,
Trage mit mir das Opferlicht,
Wenn mir das Schwert der Schmerzen [droht,
Zeig' mir dein Mutterangesicht!

M. Hauck

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Mariä Lichtmeß

„Anmut ist ausgegossen über deine Lippen, daher hat dich Gott gesegnet für immer und in Ewigkeit." Ps. 44.

Heute kommt die Gottesmutter das erstemal mit ihrem Kind in den Tempel, . . . von Bethlehem nach Jerusalem, wo der Ölberg düster aufragt und drüben im Norden der Kalvarienberg steht! . . . Engel gehen ihr unsichtbar auf dem zweistündigen Wege voraus, während sie still auf Jesus schaut und betet . . .

Und nun weilt der Herr, der Langersehnte in seinem Hause, im Hause des Vaters! Seit Menschengedenken haben Millionen und Millionen mit sehnender Seele ihn gesucht, mit inbrünstigem Verlangen seiner begehrt. „Wer kann den Tag seiner Ankunft ausdenken, wer wird stehen dürfen vor seinem Angesichte?" (Malachias 3, 2) fragt der Prophet vier und einhalb Jahrhundert früher mit Worten, welche in der Epistel des Festes wiederholt werden.

Auf Marias Armen opfert sich Jesus dem Vater, wie er noch immer es tut in den Händen des Priesters . . . Betendes Volk ist da. Doch niemand sieht, was im Herzen Jesu vorgeht; niemand hört die Opferworte des Kindes. Seine Lippen sind ruhig und still. Verborgen im Innern lodert die Opferflamme, deren Weihrauchduft zum Himmel steigt. Was das Kind im Geheimen denkt, kommt auf die Lippen der Mutter. Sie macht Jesu Hingabe zu der eigenen: „Nimm hin, o Vater, was du gegeben, nimm hin das Liebste zur Erlösung der Welt! . . ." Wie Maria als Mädchen und Tempeljungfrau gebetet, so spricht sie es heute wieder im Tempel aus, nur mit ganz anderer Inbrunst, mit tiefer Demut! . . . Anmut ist ausgegossen über deine Lippen, o holde Fürstentochter! Magst du schweigen, magst du reden, wir schauen auf dich. Auch Gottes Auge sieht dich mit innerster Wonne; sein Segen ruht auf dir in alle Ewigkeit . . . In Ewigkeit ist Maria als Himmelskönigin geehrt und gepriesen — wegen ihrer heroischen und offenen Anteilnahme an dem Opfer ihres Sohnes. —

Mein Christ, geh auch du heute ein auf die Gesinnungen deiner himmlischen Mutter und des Kindes, das in früher Jugend sich Gott darstellen läßt. Laß jetzt Opfergebete auf deine Lippen kommen. Böse Worte halte fern von deiner Zunge! Gehst du zum hl. Opfer, muß „über deine Lippen Anmut ausgegossen sein!" . . . Rein und sanft seien Zunge und Lippen, auf daß der Heiland in der hl. Kommunion mit Freude sich hinlegen lasse auf deine Zunge, auf deine Lippen!

Fastenzeit

Eine Zeit besonderer Gnade und göttlicher Erbarmung ist diese Fastenzeit. Einst in ihrer ganzen Tiefe und Bedeutung erfaßt, ersetzte sie die jährliche Geisteserneuerung der modernen Tage. Die Fastenwochen waren im alten Geiste der Liturgie große gemeinsame Exerzitien für Priesterschaft und Volk. Da schöpfte man mehr als sonst aus den Quellen des Heiles. Je energischer man sich von den Geschöpfen abwandte . . . in strenger Enthaltung von allen irdischen, leiblichen Genüssen und frei-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gebiger Almosenspende, desto näher kam man dem Schöpfer, desto reiner, freier und freudiger fühlte sich bald die ringende Seele.

Da büßte man mit den Büßern, da lebte man mit den Katechumenen, die in der Osternacht die Taufe, Firmung und erste hl. Kommunion empfangen wollten, und erlebte so nochmals die eigene Jugend des Glaubens und der Gnade. Welche Erinnerungen, welche Vorsätze aus der Vergangenheit traten vor die Seele, wenn man die einzelnen Tage der Fastenzeit wieder mit denselben Gebeten und Liedern, den gleichen Lesungen und Zeremonien feierte wie ehedem, wenn man an denselben Stätten heiliger Erbauung kniete, wo man sich noch als begeisterten jungen Schüler des Christentums sah! Wert und Würde eines ganzen



In Erwartung neu eintreffender Missionare im Hafen von Durban
Photo: Mariannhiller Mission

Christen, die Heiligkeit und Strenge seiner mit seligem Verlangen übernommenen Pflichten, kamen so zum ergreifenden Bewußtsein! . . .

Und in Rom, von wo alle „römische Liturgie" ausgeht, da zog man in den Tagen der Fastenzeit mit einem zahlreichen Volke von Katechumenen, Büßern, Gläubigen und einer großen Priesterschar zu den berühmtesten Grabkirchen der Martyrer. Meist hielt der Papst selbst den erhebenden Bußgottesdienst mit einer passenden Predigt. Man hieß das die „Statio" (Standplatz) die liturgische Hauptfeier des Tages. Diese „Statio" wird noch heutzutage, wenn auch in einfacherer Form gehalten und zahlreiche Besucher aller Nationen kommen jeden Tag in die von altersher, teilweise schon von der Zeit Gregor des Großen bestimmten Kirche. Sie ist sinnreich geziert. Die Reliquien und Andenkengegenstände des Heiligen sind ausgestellt, vielleicht kann man neben der Kirche noch Überreste vom Hause, von Zimmern des Heiligen sehen . . . An diese ehrwürdigen Stätten der römischen Andacht muß sich im Geiste versetzen, wer die Messen der Fastenzeit recht verstehen will. Und er findet eine wechselreiche Fülle von herrlichen Vorbildern für das fromme, büßende Leben der Fastenzeit, er findet tägliche Fürsprecher und Gnade und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergebung. — Alle Heiligen aber waren Nachahmer des gekreuzigten Herrn und Königs der Marthyrer, der schließlich allein aus den Täuschungen des Erdenlebens die Seinigen über den schmalen, rauhen Kreuzweg zur himmlischen Osterglorie geführt hat. — d —

Mariannhiller Rundfunk: Neueste Missionsnachrichten

Am Mikrophon: P. Otto Heberling RMM.

Gründung einer neuen Missionsstation im Transkei. Am Feste des hl. Erzengels Michael (1935) wurde im Transkei vom Apostolischen Präfekten von Umtata, Monsignore E. Hanisch RMM., eine neue Missionsstation gegründet und dem hochw. P. Lehmann RMM., dem Missionar der dortigen Gegend, zur Mitbetreuung übergeben. — Große Scharen von Eingeborenen strömten von nah und fern herbei, um an den Eröffnungsfeierlichkeiten teilzunehmen. Bei der Ankunft des Apostolischen Präfekten und des Missionars trat der Häuptling des Distriktes aus den Reihen seiner um ihn versammelten Männer und begrüßte die Ankömmlinge aufs herzlichste. — Dann wurde in der neuen Schulkapelle schnell ein kleiner Altar hergerichtet und die Türen und Fenster ausgehoben, damit alle Anwesenden der Handlung gut folgen konnten. Die Zahl der Kirchgänger, die draußen stehen bleiben mußten, war viel größer als die Zahl derer, die in der Kapelle Platz gefunden hatten. Der Apostolische



Missionsstation St. Gabriel (Mariannhiller Mission)
Photo: Mariannhiller Mission

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Eine Außenschule von Mariannhill, Enkanhezi
Photo: Mariannhiller Mission

Präfekt hielt der großen Eingeborenen-Versammlung zuerst eine begeisterte Predigt in ihrer Muttersprache. Er gewann damit sofort die Herzen aller. Auf die Ansprache des kirchlichen Obern antwortete der Häuptling im Namen des ganzen Stammes mit aufrichtigen und innigen Dankesworten und gab die Versicherung ab, daß er sich persönlich alle Mühe geben werde, mit den Missionaren in bestem Einvernehmen zusammen zu arbeiten; denn er habe sie deshalb in den Transkei gerufen, weil er deren segensreiche Arbeit für die Eingeborenen in Natal gesehen habe und überzeugt sei, daß die katholischen Missionare auch im Transkei alles tun werden, um die Lage der Eingeborenen in jeder Hinsicht zu verbessern. Er wolle seinen Stammesbrüdern durch die Vermittlung der katholischen Missionare auch die Segnungen der christlichen Lehre und Kultur verschaffen und nicht hinter anderen Stämmen zurückbleiben.

Nachdem der Häuptling seine Rede beendigt hatte, brachte der Missionar, P. Lehmann, das erste heilige Meßopfer auf dem Platze dar. Das war für die Eingeborenen ein einzigartiges, nie gesehenes Schauspiel. Ergriffen und voll Staunen und Bewunderung folgten sie der heiligen Handlung. Die Schulkinder der benachbarten Missionsstation St. Patrick trugen durch ihre gut einstudierten und tadellos vorgetragenen Lieder viel zur Erhöhung der Feierlichkeit bei.

Nach dem Festgottesdienst erfolgte die äußere Feier des Ereignisses. Der Häuptling selbst hatte für seine Leute einen Ochsen und ein Schaf gespendet. Bald brannten einige offene Feuer, auf die entsprechend große Kessel gesetzt wurden. Nicht lange dauerte es, da fing das Ochsen- und Hammelfleisch in den Kesseln an zu brodeln, oder es schmorte an den

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

über die Flammen gehaltenen Speeren. Die Leute waren in der besten Festesstimmung; sie lachten, sangen, tanzten und ließen sich den Kirchweihschmaus recht gut schmecken. Es war ein frohes Leben und Treiben, ein farbenreiches Durcheinander, ein Flattern von bunten Tüchern, ein Glitzern von Glasperlen und Armbändern. . . .

Als Schutzpatron erhielt die neue Mission den heiligen Erzengel Michael, den mächtigen Verteidiger der Ehre und Herrlichkeit Gottes. Er wird sicher die Mächte der Finsternis auch im Transkei besiegen und das weite dichtbevölkerte Land ringsum für Christus, den König des Weltalls, gewinnen, der nun auf einer schönen Anhöhe, die einen herrlichen Rundblick gewährt, seinen Gnadenthron aufgeschlagen hat. Die neue Missionskapelle ist viele Kilometer weit im Umkreis sichtbar und so ein Mahnzeichen für alle die des Weges ziehn. Gebe Gott, daß der Klang des Missionsglöckleins nicht bloß feierlich über die Berge und in die vielen Täler des Transkeis, sondern auch in die vielen dort zerstreut liegenden Hütten und in die Herzen der darin wohnenden Eingeborenen dringt und sie der Einladung zur Anbetung des Allerhöchsten in dem kleinen neuen Heiligtum folgen! —

Große Regen-Bittprozession in Mariannhill: Südafrika leidet immer furchtbarer unter der großen Trockenheit und dem Regenmangel. Deshalb halten die Missionare Bittprozessionen um Regen ab. So fand am Sonntag, den 20. Oktober 1935, eine große Regenbittprozession in Mariannhill statt. Die Beteiligung der Eingeborenen war außerordentlich stark. Die Prozession bewegte sich von der Mariannhiller Missionskirche zu dem etwa eine Stunde entfernt liegenden Eingeborenendorf St. Wendelin. Als man dort angelangt war, hielt der Missionar von Mariannhill, P. H. Jakob RMM., zuerst eine ernste Predigt, dann folgte ein levitiertes Hochamt. —

Stammesfehden in Natal: Immer und immer wieder erwacht in den Zulus die von den Vätern ererbte alte Kampfeslust und Kriegsbegeisterung. Eine Kleinigkeit, ein Mißverständnis, ein unbedachtes Wort genügt oft, daß zwischen zwei Stämmen Feindseligkeiten ausbrechen. Erhält die Polizei von den Vorkommnissen rechtzeitig Kunde, kann meistens größeres Blutvergießen verhindert und der Streit wieder geschlichtet werden.

Ende Oktober letzten Jahres brach erneut zwischen zwei verfeindeten Stämmen in Natal ein Streit aus. Ein Häuptling, namens Nkasa führte 700 bewaffnete Soldaten ins Feld. Ein anderer Häuptling namens Timuni, sammelte 400 kampfeslustige Männer um sich. Schon rückten die beiden Haufen, die nach alter Zulu-Sitte mit Assagais, Wurfkeulen und Schilden ausgerüstet waren gegeneinander, da traf der Polizei-Kommandant von Natal mit Polizisten von Durban, Pietermaritzburg und Camperdown auf dem Kampfplatz ein. So wurde in letzter Minute ein schreckliches Blutvergießen verhindert. Es gelang den Streitenden lediglich 16 Hütten durch Feuer zu vernichten.

Wenn uns der herbe Kampf der Pflicht, das Ringen mit der Sünde gar oft so entsetzlich schwer wird, wie bitter hart muß es dem Heiden werden, den keine Sakramente mit ihren göttlichen Gnadenkräften läutern und stärken und trösten? Abt Norbert Weber.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Zeige uns dein Reich!

26.

Der elfte Abschnitt unseres Reich-Christi-Katechismus beantwortet die Frage nach dem eigentlichen Zweck und definitiven Daseinswerte aller Menschen und Dinge. — Alle Menschen von Adam bis zum Letztgeborenen vor dem jüngsten Tage bilden das Volk Christi, des Königs, den Leib des gottmenschlichen Hauptes. Ihrer ursprünglichen Bestimmung nach soll die ganze Menschheit eins mit Christus sein und bleiben. Trotz des Sündenfalles ist sie auch jetzt noch sein unveräußerliches Eigentum. Wenn auch geistig von ihm losgerissen, bleibt jeder Mensch doch geborener Untertan des Königs über alle. Nach vollzogener Erlösungstat des Hauptes kann und soll jeder einzelne Mensch überdies lebendiges Glied seines Leibes werden. Dann erst ist er ein realer, vollwertiger Mensch! In bewußter und widersetzlicher Trennung von Christus aber degradiert sich der Mensch zum zwecklosen Mißgeschöpf und wertlosen, zersplitterten Fragmente. Er hat sich gleichsam selbst enthauptet und zur moralischen Leiche gemacht. Es wäre ihm wahrlich besser, „nicht geboren zu sein . . .“

Alle Dinge vom geringsten Stoffatome bis zur Zentralsonne der unermeßlichen Sternenwelt und was immer noch an Matterie sonst existieren mag, bilden das materielle Reich Christi, des Königs über alles. Absolut nichts ist davon ausgenommen, alles aber eingeschlossen in den wunderbaren Apparat, welcher größtenteils dem Bestande und Nutzen der Menschheit dient. Diese ganze erforschte und unerforschte Provinz des Gesamtreiches Christi bildet gleichsam den Saum seines Königsmantels. Derselbe kleidet und ziert Haupt und Glieder in der Zeit — und in veredelter Form und Vollendung durch alle Ewigkeit!

Der Vollwert des gesamten Volkes und Reiches Christi kommt erst durch die Besitzergreifung und Verfügungstat des königlichen Herrschers zustande — im Laufe der Zeiten und ihrem grandiosen Abschluß: Christus übergibt nämlich sich selbst und, lebendig mit ihm vereint, sein ganzes Volk und Reich dem ewigen Vater zur höchsten Verherrlichung.

Fiat!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Eingeborene und das Gold Rhodesias

Von P. Josef Kammerlechner RMM.

Der Eingeborene und das Gold mag manchem eine ganz sonderbare Zusammenstellung scheinen, aber wir werden gleich sehen, was der Eingeborene mit dem Gold von Rhodesia zu tun hat.

Wenn man hier in Rhodesia die Tatsache bedenkt, daß das Land fast nichts selbst erzeugt, sondern mehr oder weniger alles eingeführt werden muß, so möchte man sich wundern, von was denn eigentlich das Land in Gang erhalten wird. Aber es wundert einen nicht mehr, wenn man einmal gesehen hat, welchen Goldreichtum das Land birgt. Das Gold ist das wahre Lebenselexir Rhodesias. Wie die Schwämme in einem guten Regenjahr, so wachsen bei uns im Matabeleland die Goldbergwerke gleichsam aus dem Boden heraus. An allen Ecken und Enden hört man das eintönige Hämmern der Goldstampfen. Tag und Nacht geht diese Musik ununterbrochen weiter und es klingt einem in den Ohren, wie der nimmerzusättigende Goldhunger der Menschheit. Gold und immer mehr Gold, das ist die eintönige Musik dieser unzähligen Goldstampfen.

So sah sich der Missionar von Bulawayo vor das Problem gestellt, diese vielen Goldbergwerke einmal vom missionellen Standpunkt aus zu betrachten und immer wieder wurde ihm berichtet, daß an gar vielen dieser Arbeitsstätten Katholiken eingestellt waren. So mußte der Hirte doch einmal nach diesen verlassenen und zerstreuten Schäflein Ausschau halten und es stellte sich gar bald heraus, daß es da ein gutes Stück Seelsorgsarbeit gab. Allerdings konnte er nicht mit dem Hirtenstab losziehen, denn diese Schäflein sind gar weit entfernt, sondern das Motorrad, das ihm gute Seelen geschenkt haben, mußte ihn hinaustragen viele, viele Kilometer weit.

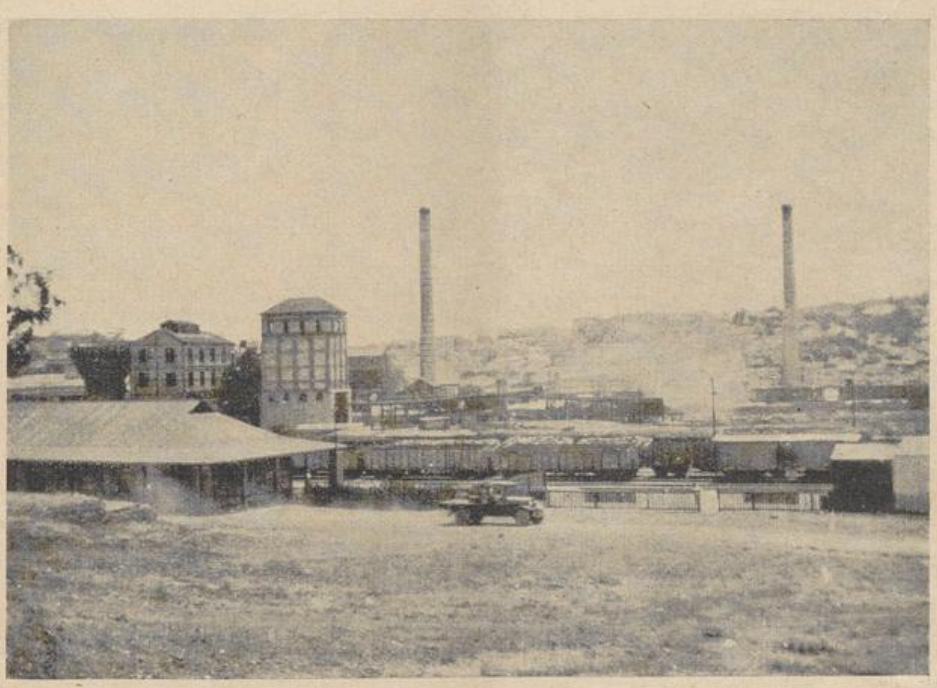
„Wer zählt die Völker, nennt die Namen, die gastlich hier zusammenkamen", sagt der große Schiller. Ja, dieses Dichterwort gilt auch von den schwarzen Bergleuten. Wenn in einem Bergwerk nur fünf Eingeborene arbeiten, so kann der Missionar fast mit Sicherheit rechnen, daß jeder einem anderen Stamme angehört und seine eigene Sprache spricht. Am wenigsten sind die eigentlichen Matabele vertreten, gerade als ob sie fühlen würden, daß es nicht zuletzt das Gold ihres Landes war, das den Untergang ihres Reiches verschuldete. Am meisten sind die Eingeborenenstämme des Nordens vertreten.

So kann man ruhig sagen, daß zwei Dinge den Reichtum Rhodesias begründen: Das Gold und der Eingeborene. Nun wird sich mancher denken, was hat denn der Eingeborene mit dem Gold zu tun? O sogar sehr viel; denn nur der billige eingeborene Arbeiter ermöglicht eigentlich den Abbau des Goldes hierzulande. Müßten die Unternehmer die teueren Löhne der Weißen zahlen, so würde sich vielfach der Abbau nicht mehr rentieren. So dürfen wir ruhig behaupten, der Eingeborene gehört notwendig zum Goldreichtum des Landes; denn nur durch seine billige Arbeit ist das Gold tatsächlich ein Reichtum für das Land. Da kann man sich aber auch schon gleich denken, daß der Eingeborene skrupellos ausgenützt wird, man will nur seine billige Arbeitskraft, im übrigen kümmert man sich blutwenig um ihn.

Der Lohn ist sehr gering und es ist nur möglich damit auszukommen, weil er neben der äußerst geringen Barbezahlung auch immer die Ver-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

pflegung vom Unternehmer bekommt. So wachsen natürlich neben den vielen Goldstampfen auch die dazugehörigen Eingeborenenkraale aus dem Boden heraus, wie in einem guten Regenjahr die Pilze. Und überall gäbe es Arbeit für den Missionar, wenn die Sache nur einfacher wäre. Wie schon erwähnt, kümmern sich die Unternehmer blutwenig um das Wohl und Wehe ihrer schwarzen Bergleute, wenn sie nur ihre Arbeit tun. Als ich mich daher an die Oberverwaltung der einzelnen Bergwerke in der näheren und weiteren Umgebung von Bulawayo wandte, um Erkundigungen einzuziehen, ob an ihrem Bergwerk schwarze Katholiken beschäftigt seien oder nicht und ob ich einen Raum haben könnte, um diesen ab und zu eine hl. Messe zu lesen und die hl. Sakramente zu



Kohlenbergwerk Wankie (Rhodesia-Mission)
Photo: Mariannhiller Mission

spenden, habe ich meistens überhaupt keine Antwort bekommen oder eine mehr oder minder abschlägige. Aber deswegen konnte man die Sache nicht aufgeben; denn einige Christen haben immer wieder gebeten, man möchte doch einmal zu ihnen kommen. Und wie hat sich nun die Sache bisher entwickelt.

Meine ersten missionarischen Erfahrungen mit schwarzen Bergleuten habe ich in Wankie gemacht, dem größten Kohlenbergwerk Mittelafrikas. Da nun tatsächlich der Kohlenreichtum Wankies unerschöpflich ist, so ist das Bergwerk auch dementsprechend gut ausgebaut. Eine unabsehbare Eingeborenenstadt zieht sich dort um den schwarzen Kohlenberg herum, der geschaffen wurde vom Abfall der guten Wankiekohle. Hier besteht diese Eingeborenenstadt aus ganz netten, schmucken Ziegelhäuschen, die zwar sehr klein sind, ja sogar viel zu klein für eine große Familie, aber immerhin macht dieses Eingeborenenviertel in Wankie einen sehr sauberen, soliden Eindruck. Hier in Wankie wird dann auch wenigstens noch ein wenig von der Verwaltung des Bergwerkes auf Ordnung und Reinlichkeit

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

und sogar auch etwas auf Sitte im Eingeborenenviertel gesehen. Wankie kann es sich eben leisten, denn eine große Kompanie ist dort der Unternehmer und zum großen Teil ist dieses auch das Verdienst des alten ersten Geschäftsführers des Werkes, Mr. Tompson. Ich will damit noch lange nicht sagen, daß Wankie ein Ideal ist, aber es ist jedenfalls weitaus das Beste, was ich bisher in der Eingeborenenfrage auf den Bergwerken des Landes gesehen habe.

Ganz anders ist das nun auf den Goldbergwerken, die vielfach von privaten Unternehmern geführt werden. Die Goldmine ist auch nicht auf weite Zukunft sicher gestellt, wie das bei den riesigen Kohlenlagern in Wankie der Fall ist, sondern die Goldader kann sehr bald wieder



Partie aus dem Eingeborenenviertel des Goldbergwerkes Turk-Mine (Rhodesia-Mission)

Photo: Mariannhiller Mission

aufhören und dann muß der Unternehmer seine Arbeit wieder einstellen, so rentiert es sich nicht, dauerhafte Bauten aufzuführen. Selbst die wenigen Weißen, die an so einem kleinen Goldbergwerk beschäftigt sind, wohnen nur in Lehm- oder Wellblechhäusern. Ja, dem Unternehmer gehört nämlich gar nicht einmal der Grund und Boden, sondern die Landesgesetze geben ihm das Recht, das Gold auf fremdem Grund und Boden abzubauen, ohne daß er deshalb den Boden kaufen oder eine Entschädigung bezahlen muß. So hat der Unternehmer selbstverständlich kein Interesse daran, dauerhafte Bauten auf fremdem Grund und Boden hinzustellen. Daß unter diesen Umständen meistens dann für die Wohnungen der schwarzen Bergleute nichts mehr übrig ist, ist leicht verständlich und der schwarze Bergmann baut eben seine Hütte selber ganz genau im selben Stil, wie er es daheim auch gemacht hat. Nur nicht so sauber, da er als Bergmann nicht mehr so viel Zeit hat, wie einst daheim und so sehen diese Eingeborenenkraale bei den Goldstampfern meistens nicht

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

besonders einladend aus. Aber das interessiert ja den Missionar nicht gar so sehr, wenn es nur meistens sittlich besser aussehen würde unter den schwarzen Bergleuten.

So bringt wenigstens das treue Pferdchen (von der Ausdünstung abgesehen, ist es eben ein ganz großartiger Gaul) unser DKW-Motorrad nämlich, den Missionar heil an seinen Bestimmungsort und da nun kann er so leben, wie er es gerade gerne hat, nämlich mitten unter seinen lieben Schwarzen. Denn wie schon gesagt, in ihrer Interesselosigkeit für das Wohl und Wehe ihrer schwarzen Bergleute kümmern sich die Weißen auch nicht viel um den Missionar, wenn er kommt, um für die geistlichen Bedürfnisse ihrer schwarzen Arbeiter zu sorgen. So ist der Missionar nun etwas schlauer geworden, er verlegt sich jetzt nicht mehr auf das Briefschreiben an die weißen Herren, sondern er geht einfach los mit seinem Packesel, dem Motorrad, der geduldig den Herrn mit Sack und Pack trägt Kilometer und Kilometer weit und wenn er dann bei dem Bergwerksbetrieb angekommen ist, dann wird er seinen schwarzen alles wie ein hl. Paulus einst auch seinen Neuchristen alles geworden ist. Er teilt dann Wohnung und auch vielfach das einfache Mal mit seinen Schwarzen. O ja, auf dem Boden so einer primitiven Eingeborenenhütte, da schläft es sich so prächtig, wenn man müde ist und der Hunger ist auch heute noch der beste Koch.

Wenn man ihnen keine Umstände macht, haben dann auch die weißen Unternehmer nichts dagegen, wenn man sich der seelischen Bedürfnisse ihrer schwarzen Bergleute annimmt. Ja und die seelische Not dieser schwarzen Bergleute ist meistens riesengroß.

Man darf hier nicht denken: Was, eine riesengroße seelische Not und das sind doch alles noch Neuchristen? Und man denkt dann an die Katakomben in Rom und die Zeit der Marthyrer. Lesen wir aber nur die Briefe des hl. Paulus, dann leuchtet uns auch bei den paulinischen Neuchristen eine riesengroße seelische Not entgegen. Also so wundert sich der Missionar auch nicht über die Zustände bei seinen Schäflein in den Bergwerken. Ist es dann auch anders möglich? Viele von ihnen sind schon jahrelang auf den Bergwerken Arbeiter, sind bald hier, bald dort und haben dann oft 10 Jahre und auch mehr keinen Priester mehr gesehen. Dann aber muß man an unsere Schwarzen unwillkürlich denken, wenn man schon auf den ersten Seiten der Hl. Schrift die bedeutungsvollen Worte liest: Es ist dem Menschen nicht gut allein zu sein. Ja, was aber dann, wenn eben die rechtmäßige Frau daheim ist und der Mann jahrelang auf den verschiedensten Bergwerken arbeitet? Kann man dann sich noch wundern, wenn er nicht immer treu ist, und wenn Sünden vorkommen gegen die Heiligkeit seiner rechtmäßigen Ehe? Ja, leider ist es ihnen nur meistens viel zu leicht gemacht, denn da gibt es eben überall genug Frauen und Mädchen, die sich auf die leichteste Weise ihren Unterhalt verdienen wollen, wenn dabei dann auch Gottes Gesetze mißachtet werden.

Der Missionar wird ja meistens sehr gut aufgenommen von diesen seinen verlassenen Schäflein; denn sie freuen sich, daß man sie besucht. Viele aber haben kein Bedürfnis mehr für die Gnaden, die er ihnen vermitteln will. Natürlich haben sie auch oft keine Möglichkeit, da ja immer welche auf Schicht sind bei Tag und bei Nacht. Aber auch diesem Übel hat man abgeholfen durch das Privileg, im Notfalle auch an Wochentagen zwei heilige Messen lesen zu dürfen. Wenigstens haben sie

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

jetzt dann keine Ausrede mehr. Ja die seelsorglichen Freuden sind sehr gering bei der Missionsarbeit in den Bergwerken! Aber auch das sind Schäflein, wenn auch vielfach in die Irre gegangene und der Meister wäre nicht zufrieden mit seinem Missionar, wenn er kein Herz hätte auch für diese verirrten Schäflein. Sie sind wirklich arme Schäflein; denn man kümmert sich so wenig um diese armen Menschen, wenn sie in Not sind. Ich habe da neulich auf einem Bergwerk einen alten Mann getroffen, der sich schrecklich seine Knie verbrannt hatte, aber niemand kümmerte sich um ihn, da es ihm eben nicht bei der Arbeit im Bergwerk geschehen ist, so hat sich der Doktor sogar geweigert ihn zu sehen, wie man mir sagte. Nur die Arbeit der Schwarzen wird geschätzt, nicht der Mensch. So ist es wiederum schön, auch für den Missionar, wenn er ein wenig Sonne bringen darf in dieses eintönige Leben der ständigen Fronarbeit in der Jagd nach dem Golde. Leider kümmert man sich nicht um sie außerhalb der Arbeitszeit und so sieht sich der Eingeborene selber nach Ablenkung und Belustigung um und leider nach seiner Art. Die einfachste Art, sich das Leben zu verschönern ist bei ihm das Bier und das tun sie nun auf diesen Goldbergwerken nur zu fleißig und nur zu ausgiebig. Daß natürlich diese Art der Lebensverschönerung nicht beiträgt zur Hebung der Sitten, braucht man nicht mehr eigens zu erwähnen. Ja, das Bier ist wohl noch nie und nirgends ein Schirm der Jungfräulichkeit gewesen und leider ist es das auch nicht bei unseren schwarzen Bergleuten. Das Interessante an der Sache ist, daß sie alle darüber schimpfen und doch alle tapfer mittrinken. Alle sagen einem dasselbe: Ja, Pater, das ist kein guter Platz, die Leute sind nicht brav in den Bergwerken. Aber wer macht denn das, daß man sagen muß: Es ist kein guter Platz hier, doch nur die Leute, die dort wohnen. Wenn nur alle eines christlichen Lebens sich befleißen wollten, die einem das sagen, dann würde es schon nicht mehr ganz wahr sein, daß es kein guter Platz ist.

Vielleicht gelingt es mit der Zeit, wenigstens unsere Christen dazu zu erziehen, daß sie sich immer mehr vom sündhaften Treiben fernhalten und zum Sauerteig werden auch für die anderen Bergleute.

Wenn man nun das bedenkt, daß eigentlich das Gold nur durch die billige Arbeit, die durch die Eingeborenen geleistet wird, zum Reichtum des Landes wird, so kann man dann den Weißen nicht verstehen, der ruhig über den Schwarzen loszieht, die man nach seiner Meinung ruhig alle ersäufen dürfte, ohne daß man dabei bedenkt, daß eigentlich die Weißen von den Schwarzen leben und gar bald dem Hungertode verfallen müßten, wenn sie die billige schwarze Arbeitskraft nicht mehr hätten. Nur so können sie die Herren spielen und alle schwere Arbeit dem Schwarzen aufladen. So ist es wohl am Besten, wenn man jedem das Seinige gibt und auch den Eingeborenen leben läßt, das heißt dafür eintritt, daß er seinen geringen Bedürfnissen entsprechend ein einigermaßen menschenwürdiges Dasein fristen kann. Ausnützungspolitik allein löst sicher nicht die so wichtige Eingeborenenfrage in den Kolonien, sondern nur die Liebe, die uns armen Menschen offenbar geworden ist in der ewigen, menschgewordenen Liebe, in Jesus Christus, unserm Herrn. Und diese Liebe hineinzutragen in die arme, verlassene Menschheit, das sei unser aller einziger Wunsch und unerschrockene Tat, des Missionars an der Missionsfront und des Heeres der Beter in der fernen Heimat.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

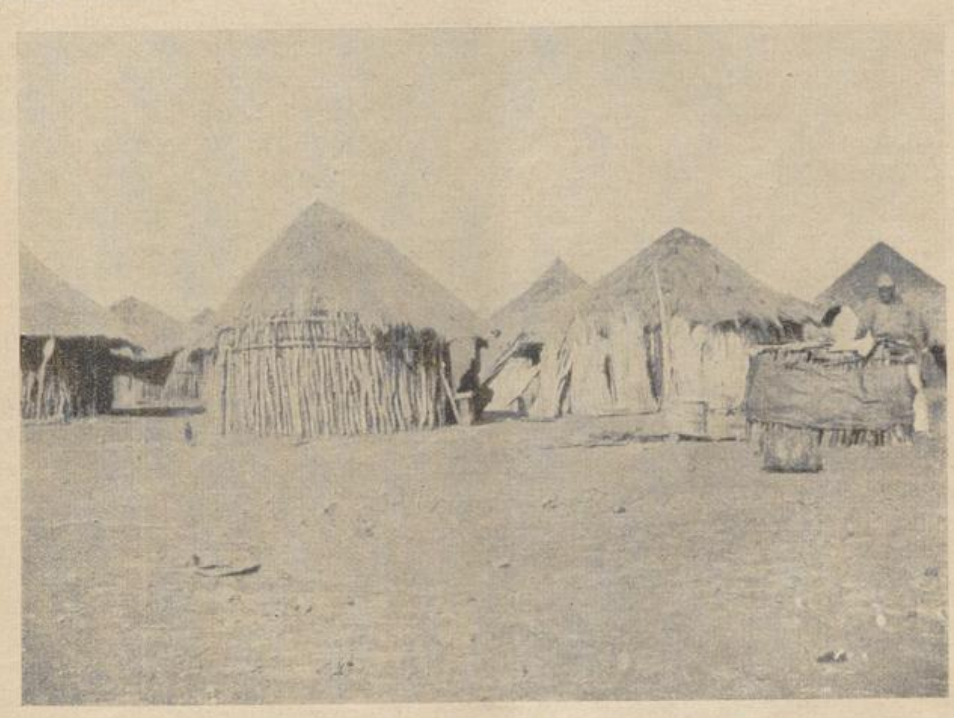
Vater, es ist Dein Kuhmist

Von P. Solanus Petereck RMM.

Erst seit kurzer Zeit bin ich nach der afrikanischen Missionsstation Citeaux berufen worden.

Citeaux in Burgund und dessen Stifter, der hl. Robert, das sind herrliche Namen, die seit 1096 die Welt mit Achtung und Ehrfurcht nennt. Ganz anders aber steht es mit dem afrikanischen Citeaux.

Wasser, Steine, Schluchten und Wildnis haben wir zwar auch hier; aber meine Abtei, d. h. das Pfarr- und Missionshaus, das ist einzig in seiner Art.



Eingeborenenviertel Chuens-Mine (Rhodesia-Mission)
Photo: Mariannhiller Mission

Es ist ein Lehmhaus, 4 Schritt breit und 5 Schritt lang und mit Stroh gedeckt, ohne jede Verschalung. Der Zimmerboden ist gestampfter Lehmboden, wie wir es daheim in der Scheune hatten, eine harte Tenne.

Als ich da in diese Citeaux-Abtei einzog und den Tennenboden sah, machte ich wohl große Augen, aber ich blieb ruhig. Da kommt nach ein paar Tagen ein Schulkind, klopft an die Türe und sagt: „Vater, es ist Dein Kuhmist da, das Vieh war des Nachts auf dem Berge und war nicht im Stall." —

„Was willst du denn mit dem Kuhmist bei mir? Ich bin wegen der Leute hierhergekommen und nicht wegen dem Kuhmist. Wenn du mir etwas von den Heiden erzählen willst, dann ist es recht, aber nicht vom Kuhmist. Von dieser Sache mußt du mit dem Stallknecht und mit der Stallmagd reden, aber nicht mit mir."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Doch, Vater, der Kuhmist geht auch Dich etwas an, denn hie und da muß Dein Zimmerboden mit Kuhmist poliert werden."

„Geh', geh', dummes Ding, sei gescheit, noch nie habe ich gehört, daß man mit Kuhmist polieren tut. Gehe mal nach der großen Hafenstadt Durban und frage dort die Gelehrten, womit man poliert und sei sicher, daß dir niemand Kuhmist anraten wird. — Warmen Kuhmist legt man auf harte Hundsgeschwüre auf, damit sie aufweichen, aber niemals gebraucht man denselben als Politur."

„Doch, doch, Vater, wir Neger sind nicht studierte Leute, wie ihr Weißen, aber wir haben Hausverstand. Der Kuhmist tut ausgezeichnete Dienste als Politur des harten Lehmbodens. Wenn Du in Deinem Zimmer keine Kuhmistschmiererei duldest, dann wirst Du bald die bösen Folgen sehen, nämlich der Zimmerboden wird Risse bekommen und in diese Risse werden sich die Flöhe einnisten, die Du von den vernachlässigten heidnischen Kraalen mit nach Hause bringst, und bald wirst Du gar nicht mehr schlafen können vor lauter Ungeziefer und Du wirst mich bitten, ich solle doch ja schnell mit dem Kuhmistkübel kommen, um Dein Zimmer auszuschmieren, auszuglätten und auszupolieren.

„Gut", sagte ich, „dann komme morgen mit dem Kuhmist und schmiere und poliere nach Herzenslust." So geschah es auch. Als ich dann wieder heimkam, fand ich einen heillosen Gestank in meiner Abtei. Türe und Fenster wurden den ganzen Tag weit aufgemacht, aber gestunken hat es drei Tage lang. Man sagt zwar, Kuhmist sei gesund; aber ich danke dafür.

Wenn das gewaltige Weltmeer nicht dazwischen wäre, so wollte ich die Missionsfreunde bitten, mir ein Blechhaus mit Verschalung hierher zu senden, damit ich ein vernünftiges Pfarrhaus bekäme, anstatt dieser Kuhmist-Abtei. — O du armes afrikanisches Citeaux mit der Kuhmist-Politur — daß sich Gott erbarme. —

Missionsnähstube

im Pius-Seminar, Würzburg, Mariannhillstraße 1

Seit ungefähr drei Jahren hat unsere Mission in Würzburg eine Missionsnähstube. Dort arbeiten mehrere Dienstmädchen und auch andere Mädchen aus der Stadt um Gotteslohn und verfertigen Meßgewänder, Kelchwäsche, Altardecken und außerdem noch Kleidchen und Wäsche für arme Negerkinder. Für diesen Zweck verarbeiten sie oft alte Trachtenkleider und sonstige brauchbare Stoffe, die der Mission zur Verfügung gestellt werden. Auch manch altes Meßgewand geht wieder fast wie ein neues aus ihrer Hand hervor. Alljährlich bei der Aussendung junger Missionare veranstaltet diese Nähstube im Pius-Seminar Würzburg eine Ausstellung ihrer gefertigten Sachen und mit den neuen Missionspionieren wandern sie dann gleich ins Heidenland. Unsere Patres, die im Sommer in den schwarzen Erdteil zogen, konnten mehr als ein Dutzend Meßgewänder und noch vieles andere mitnehmen.

Zweimal in der Woche kommen diese Missionshelferinnen in der Nähstube zusammen, um gemeinschaftlich zu arbeiten. Doch das nicht allein. Sie nehmen sich auch noch Arbeit mit nach Hause, die sie in freien

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Aus der Missionsnähstube in Würzburg
Photo: Seminar, Würzburg

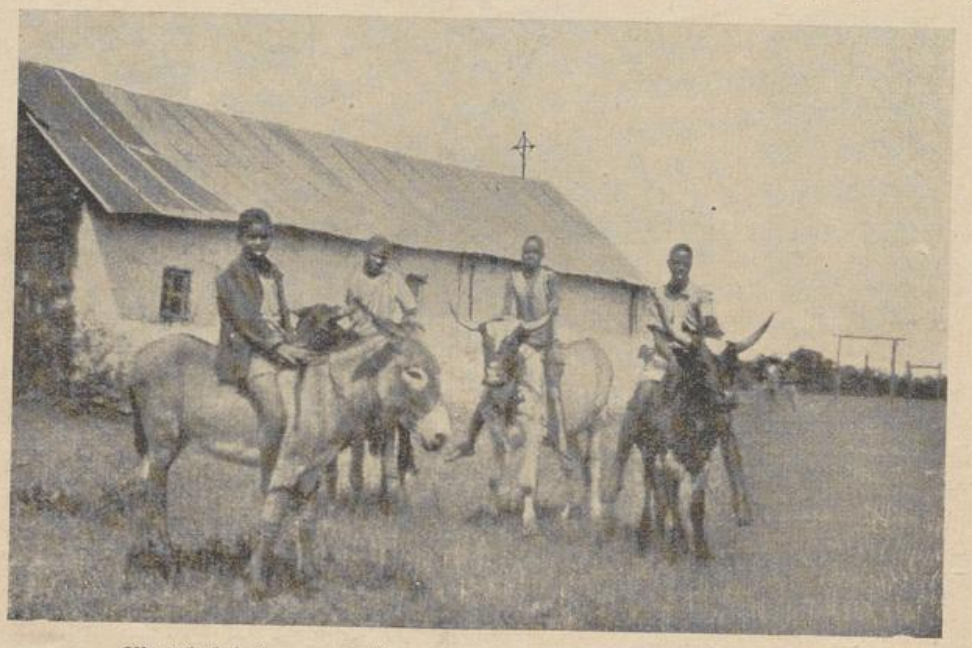
Stunden und Minuten vollenden. Das ist gewiß eine heroische Tat, wirst du dir denken — und du hast auch Recht. Denn seine karge Freizeit opfern, während andere dem Vergnügen nachgehen, das ist nichts Geringes. Aber du wirst staunen, wenn ich dir sage, daß auch du mithelfen kannst. Vielleicht bist du vom Lande und hast abgelegte oder aus der Mode gekommene Trachtenkleider. Es lassen sich aus den Bändern von Hauben, aus gut erhaltenen seidenen Halstüchern, Kopftüchern, Schürzen und Röcken schöne Meßgewänder verfertigen. Auf dem obigen Bilde kannst du dich leicht überzeugen. In der Mitte siehst du die Kleidungsstücke und rechts und links die fertigen Meßgewänder und Kleidchen. Auch Trachtenkleider, die nicht aus Seide sind, können leicht Verwendung finden. Die schönen bunten Halstücher geben die schönsten Kleidchen für die Schwarzen, weil diese die Farbenpracht, rot grün usw. besonders lieben. Auch alte Brautkleider wurden schon oft zu Meßgewändern umgearbeitet. Oder hast du Kleidungsstücke, die du nicht mehr tragen kannst, weil sie dir zu klein oder weil sie unmodern sind. Für ein armes Negerkind sind sie immer noch modern und mit der Größe hat man in Afrika Auswahl genug. Hat deine Kirche alte, abgelegte Meßgewänder? Für die Mission taugen sie oft noch.

Vielleicht kannst du auch selbst jetzt in den langen Wintermonaten ein Kleidchen aus Stoffresten und dergleichen machen.

Es dürfen ruhig verschiedene Stoffe und Farben sein. Vor allem sollen die Sachen praktisch d. h. sie sollen leicht und locker sein. Es gibt

auch schon Mädchenvereine, die auf diese Weise die Mission unterstützen. Geldgaben eigens für diesen Zweck werden gerne entgegengenommen (Nähstube, Pius-Seminar, Würzburg). Denn für Borten, Futterstoffe und dergl. gibt es manche Auslagen. Auch werden Schmucksachen, altes Gold und Silber für Kelche und Monstranzen dankbar entgegengenommen.

Hier, lieber Leser, hast du wieder ein Arbeitsfeld, dem lb. Heiland zu helfen, unsterbliche Seelen zu retten, an das du vielleicht noch nicht gedacht. Und wie leicht kannst du da helfen! Such deine Schränke und deine Kommode oder die Sakristei auch im oberen Stocke durch nach Sachen, wie du es oben gelesen hast. Denn immer wieder kommen Hilferufe aus der Mission: „Helft ihr in der Heimat" . . . „ich kann alles brauchen" . . . „während der ganzen Adventszeit und Fastenzeit muß



Matabelebuben auf ihren Reitpferden (Rhodesia-Mission)
Photo: Mariannhiller Mission

ich ein rotes Meßgewand tragen (violett müßte es sein)" . . . „viele Kinder würden in die Schule und in die Kirche gehen, wenn sie nur Kleider hätten . . ." Diese und noch viele andere Rufe dringen oft übers weite Weltmeer zu uns herüber. Auch da hast du wieder Gelegenheit, deine Himmelskrone zu verschönern und dir den Himmel zu verdienen; denn gerade am Ende der Welt wird Christus zu seinen Auserwählten sagen: „Ich war nackt und du hast mich bekleidet". Und wenn du dann fragst: „Herr, wann warst du nackt und ich habe dir Kleider gegeben?" dann wird er sagen: „In den armen Negerkindern hast du mich bekleidet."

— k —

Wer für das Höchste und Herrlichste zu leben anfängt, wie es die Ausbreitung des Reiches Gottes auf dieser Erde ist, der wird selbst größer und edler. Auch hier gilt das Gesetz: „Es wächst der Mensch mit seinen höheren Zwecken."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Mariannhiller Missionare in ihrem Wirken seit Beginn ihrer Südafrika-Mission

(Fortsetzung)

Ein anderer Mann, der mit skeptischen, lauernden Blicken die Räume Mariannhills durchwanderte, war der später so bekannt und berühmt gewordene Mahatma Gandhi von Indien. Gandhi war in jungen Jahren Rechtsanwalt eines Inders in Natal und anläßlich eines Besuches seines Klienten benützte er die Gelegenheit, Mariannhill einen Besuch abzustatten, um die Behauptungen der Zeitungen überprüfen zu können. Seine in einer indischen Zeitung veröffentlichten Eindrücke lauten folgendermaßen:

„Wir hören das oftgenannte Wort von der „Ausbeutung" der Eingeborenen durch die Missionare und andere, so daß es angebracht ist, einen Blick auf die wirklichen Tatsachen zu werfen. Mit solchen mißtrauischen Gedanken begab ich mich auf den Weg zu den Mönchen im Kloster von Mariannhill, in der Nähe von Pinetown, Natal. Eine Wegstunde von der Bahnstation Pinetown bringt uns zum Kloster, das verborgen hinter den Hügeln liegt und nicht sichtbar wird, bis der Besucher ganz nahe vor dem Klostergebäude steht. Ich hatte das Glück, einen Bruder als Begleiter zu haben, der ebenfalls dorthin ging. Ich hörte von ihm, daß er von der Missionsstation St. Michael kam, die in der Nähe erbaut ist.

Als ich an die Pforte kam, fragte ich gleich nach dem Bruder Martin, der mich hierher eingeladen hatte. Er begrüßte mich in der vornehmfreundlichen Weise, wie sie all den Brüdern hier eigentümlich ist, und führte mich persönlich durch die Räume des Klosters. Die Anlage ist sehr umfangreich. Ein großer Teil der Gebäude dient dem landwirtschaftlichen Betriebe, während andere Gebäude als Werkstätten für die verschiedensten Berufe eingerichtet sind. Hier finden wir Brüder und Eingeborene bei der gemeinsamen Arbeit als Tischler, Schmiede, Stellmacher, Sattler, Schuhmacher und als Glaser. Ich blieb stehen und beobachtete einen Zuluburschen, wie er ein gemaltes Kirchenfenster zusammenfügte und verlötete. Er stellte die Muster zusammen nach einem gezeichneten Plan, der neben ihm lag. So fand ich auch in den anderen Räumen die Brüder mit der gleichen geduldigen Sorgfalt bei den Eingeborenen beschäftigt. Ihre Mühe wird belohnt durch den guten Erfolg, den sie bei der Heranbildung der Schwarzen erzielen. Überall herrscht ein Geist der Gesetzmäßigkeit und Ordnung und der Sauberkeit. Das liebevolle Verhältnis der Brüder zueinander überträgt sich auch auf die Eingeborenen und sie nehmen instinktiv die gleichen Umgangsformen an. Hier erlebt man einen großen Gegensatz zwischen dem Verhalten der Ordensbrüder gegen ihre schwarzen Brüder und dem Verhalten der sonstigen Weißen gegen die Schwarzen außerhalb des Klosters. Dem Eingeborenen ist hier jede Gelegenheit gegeben, Fortschritte im Leben zu machen, und es ist nicht das geringste Zeichen vorhanden von einer Absicht, sie „niederzuhalten". Ich befürchte, daß viel von dem Geschrei gegen solche Erziehung, die man auch „Ausbeutung" zu nennen pflegt, die reinste Selbstsucht ist. Immer wieder hören wir das Gerede vom „Niederhalten" des Schwarzen. Können wir sagen, welcher Platz dem Schwarzen gebührt? Wenn der Eingeborene Geist und Fähigkeit hat und einer höheren

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Entwicklung seiner Eigenschaften zugänglich ist, um so seine Lebensstellung besser zu gestalten, sollen wir, die wir doch an die Freiheit unter der britischen Herrschaft glauben, ihn niederzuhalten versuchen?

Da sehen wir Eingeborene, die als Kinder auf die Missionsstation gebracht wurden, wie sie in der Schule herangebildet werden, wie sie ein Handwerk lernen und zu Männern heranwachsen. Bald verheiraten sie sich und gründen ein eigenes Heim, entfernt von der Anlage des Klosters. Doch sie kehren täglich zurück, um hier auf der Missionsstation ihre Arbeit fortzusetzen.

Die Mädchen lernen nähen, häkeln und die Hausarbeiten, überhaupt alle Pflichten, die sie für ihr späteres Leben nötig haben. Die ehrwürdige Mutter und die Schwestern des Klosters weihen ihr Leben für die Heranbildung dieser Kinder. Fern von der übrigen Welt bringen sie ihre Tage in schwerer Arbeit zu und am Ende legt man sie in ein einfaches Grab, das nur von einem schlichten Holzkreuz geschmückt ist.

Ich würde gerne sehen, daß alle meine weißen Freunde einmal einen Besuch bei den Mönchen von Mariannhill machen würden, um sich mit eigenen Augen von dem zu überzeugen, was ich zu beschreiben versucht habe, und ich glaube, sie würden eine ganz andere Ansicht über die Eingeborenenfrage sich dort aneignen."

Noch ein dritter Mann sei erwähnt, der offen, wenn auch widerwillig, Zeugnis ablegt für die Brauchbarkeit der Missionsmethode der Mariannhiller. Es ist das Mitglied des Kapstadter Parlaments und einer der fähigsten Sozialistenführer Südafrikas, Marrimon, der wohl der katholischen Mission aus begreiflichen Gründen kein besonderes Wohlwollen entgegenbringt, trotzdem aber öffentlich gestand: „Während wir (Parlamentarier) beraten, Enqueten abhalten, Resolutionen fassen und dabei nichts oder fast nichts erreichen, haben die Mönche die soziale und die Rassenfrage praktisch gelöst."

Diesen nüchternen Anerkennungen möge sich das begeisterte Bekenntnis zu der Mariannhiller Unterrichtsmethode anschließen, das im Juli 1928 von der Konferenz der südafrikanischen Schulinspektoren bei ihrer Tagung in Mariannhill abgelegt wurde. An der Tagung nahmen Teil 70 schwarze und 35 weiße Schulinspektoren, Professoren der Universitäten von Kapstadt und Johannesburg, Direktoren der verschiedenen anderen Hochschulen und Lehrerseminarien und in den letzten Tagen auch Sir Sasti, der Generalagent sämtlicher Indier in Südafrika — also die Elite der Schulmänner Südafrikas. Sämtliche Teilnehmer waren, wie aus einem herzlichen Dankschreiben an den Abt zu ersehen ist, mit dem in Mariannhill Gesehenen und Erlebten sehr zufrieden und erklärten sich bereit, wieder gerne zu kommen. Der Bericht eines Teilnehmers hebt folgendes hervor:

Die Tagung wurde am 1. Juli, 7.30 Uhr abends, von Dr. C. Loram, Mitglied der „Kommission für Eingeborenen Angelegenheiten" in Pretoria und z. Z. Hauptvorsteher für Erziehungswesen in Natal, eröffnet.

Der Redner hob in seinen Ausführungen vor allem auch die Gründe hervor, die ihn, den Einberufer der Tagung, bewogen hätten, Mariannhill als Tagungsort auszuwählen. Er sagte unter anderem: „Als es feststand, daß die Winterkurse, die seit einigen Jahren nicht mehr gehalten worden waren, dieses Jahr in etwas veränderter Form wieder aufgenommen werden sollten, gingen meine Gedanken sofort nach Mariannhill. Sie fragen mich vielleicht: Warum nach Mariannhill? Sind Sie

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Hochw. P. Adolf Schmitt, Hochw. P. Michael Frey, Hochw. P. Bausenwein in Bulawayo, Rhodesia

Photo: Mariannhiller Mission

denn ein Katholik? — Ich antworte: Nein, ich bin kein Katholik. Aber nichtsdestoweniger habe ich verschiedene für mich ausschlaggebende Gründe gehabt, die ich Ihnen auch nicht vorenthalten will. Ein Hauptgrund war der: Der letzte Kurs, welcher vom Departement für Erziehung von Natal arrangiert worden war, hat vor einigen Jahren als letzter in seiner Art auch in Mariannhill stattgefunden. Wir haben dem Kloster und den Klosterinsassen von damals noch eine Dankesschuld abzutragen. Deshalb wollten wir als Gentlemen handeln und den ersten Ferien-Kurs für ganz Südafrika wieder in Mariannhill beginnen."

Darauf folgt noch eine Reihe anderer maßgebender Gründe: „In Mariannhill haben wir beständig das Beispiel der emsigen Arbeit und Pünktlichkeit vor Augen. Auch wir wollen während dieser Tagung und nachher im Berufsleben fleißig und gewissenhaft arbeiten für das Wohl Südafrikas; wir wollen pünktlich sein, wie die guten Mönche, die beim ersten Glockenzeichen aufstehen, in die Kirche gehen, beten, arbeiten, beten und wieder arbeiten. Auch wir wollen jetzt und später das „Ora et labora" auf der Mariannhiller Klosterpforte in die Tat umsetzen. — Dann genießen wir in Mariannhill die zu unserer Arbeit so notwendige Ruhe in der Klosterstille und im Klosterfrieden; ferner die wohltuende Gastfreundschaft, Freundlichkeit und den Frohsinn der Patres, Brüder und Schwestern. Am Morgen weckt uns das melodische, anziehende Glockengeläute und der Gesang in der Kirche; während des Tages stehen uns die verschiedensten Arbeitsräume offen und am Nachmittag üben wir uns in der Handarbeit und verfertigen allerhand nützliche Gegenstände, die wir zur Erinnerung an Mariannhill

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Eingeborene Missionsschwestern in der Mariannhiller Mission
Photo: Mariannhiller Mission

mit nach Hause nehmen können." Der Oberinspektor beschloß seine Ansprache mit den Worten: „Ich bin überzeugt, daß alle Teilnehmer, Weiße wie Schwarze, Mariannhill in den zwanzig Tagen liebgewinnen werden, als bessere Menschen fortgehen — ich gehe von Mariannhill bei jedem Besuch als besserer Mensch fort — und ein andermal wieder gerne kommen werden." (Ein ausführlicher Bericht ist im Vergißmeinnicht, 1928, Seite 205 ff., zu finden.)

Zum Schlusse möge noch der Bericht eines gebildeten Zulu Aufnahme finden, der wiederholt mit besonderer Befriedigung und Genugtuung konstatiert, daß Eingeborene — Kinder und Erwachsene, Männer wie Frauen — in den verschiedensten Werkstätten beschäftigt sind und Vorzügliches leisten. Auch die Akademie, die von den Studenten zu Ehren des Gastes gegeben wurde, fand den Beifall des Besuchers, namentlich deshalb, weil die Aufführungen fast samt und sonders in der Sprache der Eingeborenen geboten wurden, wie auch ihr Inhalt meist dem Leben der Eingeborenen entnommen war. Bezüglich des Wertes der Mariannhiller Erziehungsmethode sind zwei Stellen besonders bezeichnend. In der ersten heißt es: „Es wird heutzutage viel gesprochen, wie wichtig die Heimatindustrie für die Eingeborenen Südafrikas sei. In der Tat, dieser Punkt ist nicht genug zu beachten. Wie viel Gutes würde in verschiedener Beziehung die Durchführung dieser Parole ergeben, nämlich, wenn mehr unserer Anstalten — besonders auch in unseren Schwesterprovinzen — das Beispiel Mariannhills und einiger anderer Anstalten nachahmen würden." Die zweite bezieht sich auf den Gebrauch der Eingeborenensprache bei öffentlichen Veranstaltungen, und diesbezüglich heißt es: „Auch wieder ein Punkt, der leider nur zu sehr vernachlässigt wird von unseren Schulen und Kollegien. Möchte doch auch hier das Beispiel Mariannhills ein

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ansporn sein, dieser Seite in der Bildung unseres Volkes Beachtung zu schenken!"

Nachdem der Bericht noch den Besuch in den Schulen und Werkstätten anschaulich und begeistert geschildert, schließt er mit den Worten: „Mit Freuden erinnern wir uns deshalb an unseren Besuch in Mariannhill und was wir dort gesehen; mit Freuden, wenn wir denken an die Güte und Freundlichkeit, die uns von den Patres und Brüdern, von den Schwestern und Lehrern allenthalben erwiesen worden sind, mit Freuden ganz besonders aber auch deshalb, wenn wir denken an die Mühe, der sie sich unterziehen, um unser Volk zu erziehen, zu bilden, kurz und gut, um es einer schönen Zukunft entgegenzuführen. Möge das Werk gedeihen und die Zeilen, die wir hier geschrieben, als ein Zeichen der Dankbarkeit für all das Gute angesehen werden."

(Fortsetzung folgt).

St. Paul auf der Hochebene

Südafrika bietet eines der abwechslungsreichsten Bilder unter den Landkarten unseres Planeten. Eine viel durchbrochene, bunte Reihe von Berg und Tal, bewaldeten Hügeln und kahlen Flächen. Quellen-, bach- und flußreiche Gegenden wechseln mit wasserarmen Steppen, wohlhabendes Farmgebiet der Weißen mit den „steinreichen" Locationen der schwarzen Eingeborenen.

Die Einwanderer von Norden haben sich den besten Teil des Landes erwählt und den Ureinwohnern im Süden den schlechteren überlassen.



Katechisten und Gläubige der Außenstation St. Agnes (Hauptstation Kevelaer)
Photo: Mariannhiller Mission

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Bei guter und emsiger Bewirtschaftung könnten die Schwarzen immerhin noch gedeihlich leben. Hierzu fehlt es ihnen jedoch an Kenntnis, Erfahrung und Arbeitseifer. So gestaltet sich die künftige Ernährungsfrage immer schwieriger, denn die Bantuzahl steigt von Jahr zu Jahr.

Die dunklen Flecken der Eingeborenen-Reserven nehmen etwa ein Drittel des hiesigen Landkartenbildes ein. Die Mission sollte sich eigentlich mitten in den Reservationen niederlassen, um auf die Bewohner unmittelbar einzuwirken. Doch da sind nur wenige Plätze von 1 bis höchstens 5 acres zu haben und das erst nach langen Verhandlungen mit der Regierung und den Chiefs, die sich oft noch länger bitten lassen. Die Mission braucht zum richtigen Betrieb größeren Maßstabes Boden unter den Füßen in möglichster Nähe ihrer Pflegebefohlenen. Darum sucht sie wenigstens an den Grenzen der Lokationen günstige Niederlassungen zu erobern, sei es durch Landankauf oder Pacht. Im Mariannhiller Arbeitsgebiete sind eine ganze Reihe solcher Plätze größeren oder kleineren Umfanges im Laufe der 50 Jahre besetzt worden. Einen von diesen haben wir „St. Paul auf der Hochebene" getauft. Über seine Gründung und Entwicklung seit 30 Sommern hier ein kleiner Bericht, wie neulich über „Sankt Peter in Afrika".

St. Paul, der größte Missionar — In Wort und Schrift und Tat,
Er segne uns vom Himmel her — Mit Licht und Kraft und Rat!

Die Filiale seines Namens gilt als zweite unserer Mariannhiller Hauptstation „Königin der Apostel". Von letzterer liegt sie gute 4 Wegstunden entfernt auf einer hochgestreckten Ebene am Fuße zweier Höhenzüge. Hier gelang es, direkt an die Grenze der Eingeborenen-Reserve heranzurücken. Dort wohnt ein als hart berüchtigter vielköpfiger Bantustamm, dem die Andersgläubigen kaum einige Schäflein abgewinnen konnten. So durften die Katholiken in das verschmähte Erbe eintreten und ihr Glück versuchen. Es geschah im Jahre 1904. Der Missionar hatte längst in dieser Gegend Grund und Boden gesucht, um endlich festen Fuß zu fassen. Allein die Negerköpfe waren so hart wie die Inahangane-Blöcke (eisenerzhaltiger Granit) ihrer felsigen Location. Trotzdem hatten sich schon an die 30 Jüngstbekehrte zusammengefunden, die erbaulichen Eifer zeigten. Sie baten um ein „Haus des Gebetes und der Predigt", eine Missionskapelle in der Gegend. Innerhalb der Reserve war kein acre zu erhoffen. Die Ebene dicht an der Grenze gehörte zur Farm eines Buren, der zwar ein gutes Herz, aber ein minder gutes Religionsverständnis hatte. Er glaubte eigentlich nur an die sichtbaren Dinge und zweifelte an einem unsichtbaren Gott. Seine großen Pferde-, Rinder- und Schafherden und die 10 000 acres der Farm galten ihm alles; Seele, Kirche und Glaube jedoch kaum mehr als nichts.

Der sonst recht gemütliche Holländer ließ trotzdem mit sich reden und überwies der Mission sogar ein schönes Stück seiner Hochebene zur Pacht auf 25 Jahre unter der Bedingung, daß ein guter Teil davon mit Bäumen bepflanzt werde. Die Gegend ist nämlich holzarm und somit eine Wattel- und Eukalyptusplantation sehr erwünscht. Die Vereinbarung kam zustande und wurde schriftlich festgelegt und von beiden Teilen unterzeichnet. Der Ort durfte umzäunt und samt den beiden Wasserquellen ein Vierteljahrhundert lang wenigstens frei benützt werden. Nach Ablauf der Zeit könne der Pacht jeweils wieder um 25 Jahre verlängert werden. Als geborener Südafrikaner war der Bure mit den Eingeborenen und ihrer

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Sprache wohl vertraut und keineswegs ein „Bantufeind", wie manche seiner Nation. Er hatte die Schwarzen gern und diese nannten ihn allgemein „Baba" (Vater). Zwar verlangte er von seinen Leuten stramme Arbeit, zeigte sich aber sonst gerecht und freigebig, jedenfalls generöser als viele Farmer.

Nun konnte man endlich an den Bau eines „Sonntagshauses" (Isonto) denken. Es sollte geräumig und doch billig sein, denn die Neuchristen sind arm und der Missionar nicht reich. Aus den hier unhaltbaren Rasenschollen ließen sich aber keine Mauern aufführen. So entschloß man sich zum festesten Material: den Inyanganeblöcken am benachbarten Hügel. Die kosten kein Geld, freilich harte Arbeit, dauern aber dafür ewig. Mitten im Winter ging es an den Bau von Sankt Paul auf der Hochebene.

Als Begleiter und Nothelfer des Gründers von St. Paul durfte ich am Bau des zweiten Missionsforts der „Königin der Apostel" teilnehmen. Hoch zu Roß zog ich eines frühen Wintermorgens 1904 mit dem Missionar aus, den besten Platz an Ort und Stelle zu wählen und die vier Mauern des künftigen Heiligtumes auszustecken. Nach dreistündigem Ritt langten wir auf der Ebene an der Farmgrenze an. Vor uns lag eine monumentale Bergmauer mit Felsenzinne. Rechts die unabsehbare Burenfarm. Links die Hügel und Täler der weiten Bantureserve. Zwischen den beiden erwähnten Quellen suchten und fanden wir bald die günstigste Stelle zum Kirchenbau. Fünf Meter von der Drahtumzäunung schlug ich den ersten Pfahl in den Boden: den Ausgangspunkt der Grundlinie und die Ostecke der Mauern von Sankt Paul!

Es folgten die übrigen Linien und Pfähle des Grundplanes, die Einteilung der Türen und Fenster, die Anlage der nötigsten kleinen Nebengebäude; ein Zimmerchen für den Umfundisi (Missionar), ein Raum für den künftigen Lehrer und Katecheten, für Küche, Pferde und Arbeitsgeräte usw. Später auch ein kleiner Garten, ein Friedhof und die vereinbarten Waldanlagen. Das alles muß zum Voraus richtig eingeteilt und abgemessen werden. Auch in der Wildnis sind Plan und Maß von Nutzen und die Mission soll ja den Schwarzen nächst der Religion auch praktische Arbeit beibringen. Das Geistige und Materielle geht also Hand in Hand und Leib und Seele sind stets von einander abhängig, das Äußere vollendet das Innere.

Der erste Beginn solcher Missionsplätze im Heidenland hat ganz eigenartigen Reiz. Es ist ein unschilderbares Gefühl, ein feierlicher Augenblick, ein erwartungsvoller Moment! Es ist eine stille, weiheatmende Besitzergreifung des Ortes, der Gegend und des Landes im Namen der Kirche und des hl. Glaubens. Die Grundlegung einer katholischen Kultstätte, vielleicht für lange Jahrzehnte oder für die ganze Zukunft. Dem ersten Gebet auf dieser Stelle, dem ersten Spatenstich und Hammerschlag wird ein immerwährendes Ora und Labora folgen. Auf den ersten Stein werden hundert und tausend andre gelegt werden. Dem ursprünglichen Notbau folgt mit der Zeit eine würdige Missionskirche, den wenigen Neubekehrten eine endlose Reihe von Katechumenen und Heiden. Der Missionar und seine Gehilfen sind das erwählte Werkzeug der göttlichen Vorsehung, welche diesen Platz von Ewigkeit her ausersehen hat zu einer Pflanzstätte des Christentums in Afrika! Hier soll bald das große Opfer des Neuen Bundes dargebracht werden. Der Weltkönig und Menschheitserlöser kommt persönlich an diesen Ort und wohnt mitten

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

unter seinen armen Afrikanern. Hier will er so viele Gnaden spenden, so reichen Segen austeilen, das Licht des Himmels leuchten lassen, ein Haus Gottes und eine Pforte des Jenseits öffnen! (Fortsetzung fogt.)

Brennende Missionsfragen

Es gibt viele Katholiken, die sich weder vom Stand des katholischen Missionswerkes noch von dem, was die Stunde hinsichtlich der Ausbreitung der Kirche verlangt, ein rechtes Bild machen. Ihnen sollen diese Zeilen etwas Stoff zum Nachdenken geben. Es ist sicher, daß das Missionswerk gewaltige Fortschritte gemacht hat, wenn wir einen genügend großen Zeitabstand als Vergleichsmaßstab nehmen.

Zum Beispiel: Im Jahre 1820 war Japan dem Apostolat absolut verschlossen. Im Jahre 1933 zählte man dort 251 Missions- und 73 japanische Priester. 423 ausländische und 355 japanische Schwestern.

Für ganz Siam gab es 1825 nur einen alten Missionar, 1933 zählte man in diesem Lande 41 fremde und 47 einheimische Priester.

Madagaskar zählte 1825 keinen einzigen katholischen Priester; heute wirken auf dieser Insel 183 fremde und 31 einheimische Priester, 229 ausländische und 147 einheimische Schwestern.

In Südafrika gab es im Jahre 1825 nur einen Priester, heute zählt man 602 weiße und 30 einheimische Priester.

Im Jahre 1825 war Zentralafrika verschlossenes Land. Auf den Inseln des Stillen Ozeans war die Kirche nicht vertreten; Australien war Sträflingskolonie; Korea duldete keine Missionare; in China lebten ein paar Priester in dauernder Unsicherheit; die Missionen Indiens hatten die Kathastrophen Ende des 18. Jahrhunderts zum Zusammenbruch gebracht; im nahen Orient schien der Islam unangreifbar; Persien besaß fast keine Missionare mehr; im Kongo riet der Apostolische Präfekt selbst, die Mission zu schließen und die Missionare heimzuschicken; die Missionen Paraguays waren vernichtet, ihre Kirchen versanken unter dem Lianengewirr des Urwaldes, der sich wieder über sie ausbreitete, während die Indianer selbst in die Wildnis zurückkehrten.

Heute ist Zentralafrika blühendes Missionsland mit Hunderttausenden von Katholiken, auf allen größeren Inseln des Stillen Ozeans wirken katholische Priester, Australien feierte jüngst einen großen Eucharistischen Kongreß, China hat über 120 Missionssprengel usw. 12 600 weiße Priester, 580 einheimische Priester, 6 400 ausländische Missionsbrüdeer, 2 300 einheimische Brüder, 32 400 ausländische, 18 000 einheimische Schwestern wirken in den Gebieten, die dem kirchlichen Missionsministerium, der Propaganda fidei, unterstellt sind.

Das ist eine schöne Armee. Das Päpstliche Werk der Glaubensverbreitung mit seinen Hilfswerken ist über die ganze Welt verbreitet, wird in allen Diözesen der Welt auf breitester Grundlage organisiert.

Bei näherem Zusehen aber ergreift den gläubigen Katholiken eine heilige Sorge um das Reich Christi. Denn es gilt nicht nur bestehende Christengemeinden zu erhalten und sie allein durch die natürliche Volks-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

vermehrung wachsen zu lassen. Die katholische Kirche soll vielmehr in allen Ländern ausgebreitet werden.

Der islamitische Block steht noch. Jedes Jahr wächst der Islam. In Nordafrika, Ägypten, der Türkei, in Persien und im mohammedanischen Teil Indiens sind die Bekehrungen ganz gering. Im großen Persien mit seinen 8 Millionen Einwohnern zählt man nur 10 Priester und 1100 Katholiken. Persien ist aber ein strategischer Punkt erster Ordnung für die Kirche. In der Türkei ist jeder Apostolatsversuch unmöglich. Arabien zählt 7 Millionen Einwohner und nur 688 Katholiken. Die 5 Priester sitzen alle in Aden. Der Zutritt ins Innere ist ihnen versperrt. Japan hat die Schlüsselstellung des Fernostens, zählt aber nur 100 000 Katholiken, von denen zwei Drittel Nachkommen von Altchristen aus dem 16. Jahrhundert sind. Dabei



Missionsstudenten in der Erholungszeit: Beim Pengspiel
Photo: Seminar St. Joseph, Reimlingen

garantiert die japanische Verfassung die Religionsfreiheit, und seit 50 Jahren erlebte dort die Kirche keine Verfolgung mehr.

Gewiß ist Mittelafrika ein Feld wunderbarer Missionserfolge, Aber hier wächst die Bevölkerung lange nicht in dem Maße wie in Japan, wo wir eine jährliche Volksvermehrung von 1 Million haben, während die Kirche im gleichen Zeitraum nur 2000 gewinnt. Altjapan hatte 1872 33 Millionen Einwohner, 1909 deren 50 Millionen. 1930 aber schon 64 Millionen. Seitdem die katholische Mission in Japan Fuß faßte, sind also ihre Schwierigkeiten viel größer geworden.

Man könnte aus den verschiedenen Missionsgebieten ähnliche Beispiele aneinanderreihen. Jedenfalls gewinnt die Kirche prozentual nicht soviel Seelen, um ihre prozentuale Stellung unter den Weltreligionen halten zu können, wenn die natürliche Bevölkerungsvermehrung der farbigen Völker in gleichem Tempo wie bisher weitergeht. In 50 Jahren wird die Welt 1 Milliarde Menschen mehr zählen. 800 Millionen werden davon, wenn die Lage bleibt, wie sie jetzt augenscheinlich ist, nichtkatholisch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sein. So wird man dann wahrscheinlich nur eine halbe Milliarde Katholiken und zweieinhalb Milliarden Nichtkatholiken zählen. Bei dieser Berechnung ist vorausgesetzt, daß die Gesamtlage der katholischen Kirche und der Mission sich nicht verschlechtert. Wollte die Kirche proportional zur Weltbevölkerungsvermehrung wachsen, müßte sie jährlich statt der 333 000 Neuchristen von heute, deren 6 500 000 zählen.

Kann man unter diesen Umständen verstehen warum die Päpste größere Anstrengungen machen, um allen Christen das Bewußtsein ihrer Missionspflicht einzuhämmern, um der Kirche wieder jene starke innere Missionskraft zu geben, die das Urchristentum auszeichnete.

Der Sohn des Freimaurers

Von Anna Kahser (Fortsetzung)

Ursel wehrte mit beiden Händen ab. „Nichts, nichts. Mir ist ganz gut." Damit hetzte sie hinaus. Kopfschüttelnd folgte Frau Werner den andern. Ruth atmete auf, als das Mädchen fort war. Sie hatte Frau Schnittger noch keine Antwort gegeben.

„Das Mädchen hat mir den Geschmack an diesem ganz idealen Werke Ihres Gemahls verdorben," wandte die Dame sich mit grollendem Tonfall in der Stimme zu Frau Melitta. „Ich kann mir nicht denken, Frau Doktor, daß Sie wissen, welch eine Wölfin Sie sich da zu diesen unschuldigen Lämmlein genommen haben. Da halte ich es wirklich für eine Pflicht der Freundschaft, sie aufzuklären."

„Meinen Sie die Ursel?" Melitta sah verlegen zu Ruth hin, die immer noch lauschte, ob das Mädchen nicht noch in der Nähe sei. Ruth kannte zu gut Ursels leidenschaftlich verwundbare Art in diesem Punkte und wußte, daß in einem Augenblicke niedergerissen werden konnte, was in Monaten mühsam aufgebaut worden war. Mit tiefernsten Blicken wandte sie sich zur Professorin.

„Ich glaube, gnädige Frau, das wird nicht nötig sein. Wir kennen die Ursel wohl. Sie ist ja hier in nächster Nähe daheim. Ich selbst habe sie hierher geholt. Sie war damals krank. Es geht ihr aber jetzt wieder ganz gut."

„Krank? Sie liebe Unschuld! Ich hätte nicht gedacht, daß es dem Mädchen wiederum gelingen würde, sich in ein ehrenhaftes Haus unter falschen Vorspiegelungen einzuschmuggeln, wie sie es bei mir fertig gebracht hat. Wie konnte ich ahnen, daß sich unter einem vertrauenserweckenden Äußern so viel Schlechtigkeit verbirgt! Im allgemeinen pflegen Sünde und Laster dem Blick und Ausdruck und Wesen des Menschen ihren Stempel aufzudrücken. Bei diesem raffinierten Geschöpfe tappte man völlig im unsichern."

„Weil der gute Kern in ihr sich immer wieder behauptete gegen all das ahnende Dunkle und Schlimme, das Geburt und Vererbung und Verhältnisse und Unglück und — die Härte der Menschen angesammelt hatten. Dieser gute Kern hat es nicht geduldet, daß das traurige Mal, das Menschen der geraden Straßen, der geschützten Hürden so gerne auf unglückliche Stirnen drücken."

„Ich merke, daß Sie das Mädchen nicht kennen wie ich, Sie würden sonst nicht von Unglück sprechen," unterbrach die Professorin sie erregt. „Hätte ich es damals nicht aus Menschenliebe und aus Abneigung, meinen Namen durch Berührung mit solchem Schmutz zu besudeln, geschont, es säße jetzt nicht in diesem ehrenwerten Hause, sondern — hinter Gittern."

„Ja, schuldlos schuldig hinter Gittern."

Ruth tat das Herz weh. Sie fühlte Luft aus alter, grauer Zeit um sich wehen, wo einer, der, selbst ganz ohne Sünde, doch ihren ganzen Jammer und ihr abgrundtiefes Elend kannte, auch Menschen gegenüberstand, die Steine in Richterhänden hielten, um sie auf ein unglückliches Geschöpf zu schleudern. Konnte sie diese strenge Frau, die auf ihren stolzen Tugendhöhen immer nur die Sirenen- und Lustklänge aus Sündentiefen gehört, die aber nie auch auf ein verzweifelndes „Deprofundis" auf ein reuezerrissenes „Miserere" aus Abgründen gelauscht hatte, konnte sie die belehren? Das Wort des großen Menschenerbarmers ging ihr halblaut über die Lippen: „Wer ohne Sünde ist werfe den ersten Stein auf sie."

Vernehmlicher, als sie es wollte, hatte sie diese Worte gesprochen. Sie sah einen unsagbar abweisenden Zug über der Professorin Gesicht gehen und erkannte, hier

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

stand sie vor Felswänden, die nur einer mit Heilandshänden rühren könnte. Vielleicht würde das einmal geschehen.

Ruth drängte ihre Erregung zurück und sagte ruhig:

„Ich fand das arme Menschenkind in äußerstem Elend. Es vertraute sich mir mit einer schonungslosen Offenheit an. Glauben Sie es mir, gnädige Frau, dieses Mädchen gehört nicht zu denen, die verstockt, mit Lust und Lachen im Morast waten, sondern zu den Bedauernswerten, die beim besten Willen in unseligen Stunden sich wieder und wieder von dunklen Strömungen fortreißen lassen, vielleicht weil sich ihnen nicht einmal ein Strohhalm als Halt bietet. Ursel — der Herrgott weiß es — ist in keiner Tiefe gewesen, aus der sie nicht die Hände um Hilfe nach oben gestreckt hätte. Ich weiß es. Da habe ich denken müssen, daß der Heiland so verzweifelnde Hände nicht zurückstoßen kann — Da habe ich es auch nicht gekonnt."

„Sie hätten den unsinnigen Trotz und Haß in ihren unheimlichen Augen sehen sollen damals, als ich sie plötzlich überführte," entgegnete unsicher die Professorin. „Da war nichts von Hilfesuchen. Später hörte ich, daß sie es dann noch toller getrieben hat als zuvor. Soll man da am ganz unrechten Platze Mitleid zeigen Das hieße das Laster hegen."

„Vielleicht — fielen Ihnen damals nicht gleich die rechten Worte ein."

Das Wort war Ruth peinlich, aber sie konnte es nicht umgehen. „Zu diesem eigenartigen Menschenkinde findet man den Weg nur in erschöpfend liebevollem Verstehen. Ursel ist nun vier Jahre hier. Ja, es ist anfangs schwer gewesen, sie zu lenken. Sie hatte den Glauben an die Menschen, an Güte, an Liebe ganz verlernt. Aber es war eine Mühe, die sich köstlich lohnte. Das weiß Frau Melitta. Dann und wann brach ihr angeborenes Naturell sich beängstigend wieder Bahn. Dann ließen wir sie sich mit den Kindern tummeln, oder wir nahmen sie mit zu elenden Kranken oder Armen. Ich versichere Ihnen, gnädige Frau, da haben wir Kostbares an unserer Ursel erlebt. Um ein weinendes Kind, ja um einen geschlagenen Hund war sie den ganzen Tag traurig. Einer armen kranken Frau, zu der wir sie einmal schickten, hat sie ihr allerletztes Stück Wäsche heimlich gebracht und drei Nächte nacheinander bei ihr gewacht, bis meine Freundin, durch ihr blasses Aussehen aufmerksam gemacht, dahinterkam und es ihr verbot."

Die Professorin wurde immer unsicherer. Sie fühlte sich von Ruth beschämt und überholt. Das verschmerzte sie nicht. Sie war doch auch fromm und in jeder Weise von einer peinlichen Gewissenhaftigkeit! Auch sie kannte neben ihren Kindern keinen andern Lebenszweck, als der Menschheit zu helfen. Nun so etwas —!

„Ich achte Ihre Methode, Fräulein Heltorf", sagte sie gezwungen. „Ich bin in andern, äußerst streng-rechtlichen Grundsätzen erzogen. Bei uns daheim wurde jedes bewußte Abweichen vom geraden, ehrlichen Wege schonungslos geahndet. Bei meinen eigenen Kindern kenne ich es auch nicht anders. — Lassen Sie uns nun zu den andern gehen."

— — — — — —

Die drei anderen Damen waren bei Beginn der Diskussion abgeschwenkt und sie warteten in der blauen Villa auf die Professorin und Ruth. Ruth kehrte, als Frau Schnittger ihrer Rechtssache wegen zu ihrem Onkel ging, zum Kinderheim zurück, um Ursel aufzusuchen. Keiner wußte, wo sie war. Da stieg sie die Treppe hinauf und klopfte an ihre Kammer. Klopfte einmal, dreimal. Wartete — und klopfte wieder. Endlich antwortete ihr ein unterdrücktes Schluchzen.

„Ursel, mach' auf! Du sollst mit mir zur kranken Sophie gehen. Ich kann ihren Fuß nicht allein verbinden. Du mußt mir helfen."

Keine Antwort. Das Schluchzen wurde wild, unbeherrscht.

„Ursel, willst du mich hier stehen lassen? Soll ich den Weg durch die Eulenschlucht allein gehen?"

Ein zögernder Schritt, und der Riegel schob sich fort. Als Ruth über die Schwelle trat, sank Ursel auf ihr Bett und wühlte das verweinte Gesicht in die Kissen.

„Komm, Ursel, es ist Zeit. Wir sind sonst nicht zum Essen zurück," drängte Ruth, als wüßte sie von nichts.

„Ich kann nicht, — solange das Weib hier ist," kam's stoßweise aus den Kissen.

„Komm, Ursel, sei vernünftig. Es ist ja alles gut. Du mußt dich nicht von einem Zwischenfall so aufregen lassen. Komm jetzt."

„Nun weiß ich's wieder, was ich bin. — Ich hatte es vergessen. — Sie wird es nun allen erzählen."

Das Mädchen sprang auf. Ruth erschrak vor dem wilden Flackern in ihren Augen. „An ihren Kindern soll sie's erleben, was sie mir angetan hat! Kein Erbarmen soll sie finden, wenn sie ..."

Ruth griff das Mädchen, das ganz außer sich war, am Arm und sagte streng: „Ursel, komm zu dir! Noch in diesem Au-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

genblicke bitte es dem lieben Gott ab, was du in der Erregung gesagt hast!"

„Ich kann nicht! Gegeißelt hat sie mich mit ihrem Blicke, die Pharisäerin! Sie soll es auch einmal erleben, wie so was tut!"

Ruth sah voll Mitleid auf das Mädchen, in dem alles wie ein Vulkan loderte, Haß wie Liebe. Nur mit Liebe, erkannte sie, würde sie in diesem leidenschaftlichen Herzen wieder Liebe wecken können. Sie nahm Ursel in ihre Arme und sprach weich und ruhig auf sie ein.

„Ursel, hat es so der Heiland gemacht? Willst du ihm denn ganz und gar entgegen sein? Und mir wehe tun?"

„Ihnen weh tun?" rief sie, riß sich los und trocknete ihre Tränen. „Das habe ich doch nie gewollt. Aber — die andere hat mir so weh getan."

„Nun, das hat die Dame auch nicht gewollt. Sie hat dich nicht gekannt wie wir. Aber nun kennt sie dich, und alles ist wieder gut. Nun komm."

Ruth hatte erst nach einigen Tagen zu der kranken Frau gewollt, die in einem abgelegenen Dörfchen ganz verlassen schon jahrelang an Knochenfraß darniederlag. Aber sie hatte in den vier Jahren erfahren, was zu solchen Zeiten der beste Balsam für Ursel war.

Sie gingen schweigend. Ursel mußte sich innerlich erst wieder zurechtfinden. Ruth fühlte, wie das Mädchen sie dann und wann wie fragend von der Seite ansah.

„Fräulein!"

„Ja, Ursel?"

„Sind Sie mir noch bös?"

„Kind, das war ich doch nicht. Ich habe dich doch begreifen können. Wir wollen gar nicht mehr dran denken."

„Es war aber Ubles, was ich — der Frau Professor gewünscht hab'. Aber ich will's wieder gutmachen. Ich — ich möchte so gerne wissen, ob schon jemand ist, der . . ." Sie stockte und wurde dunkelrot. „Ich meine, . . . Sie sprachen mit der Frau Doktor von der kranken Frau im Hospital, die von einem gesunden Menschen Blut haben müsse, wenn sie am Leben bleiben solle."

Ursel blieb stehen und sah Ruth an mit einem so drängenden Bitten, daß ihr der Blick in die Seele griff.

„Der Herr Sanitätsrat hat noch um Weihnachten, als ich die schlimme Schnittwunde im Arm hatte, gesagt, ich hätte sehr gesundes Blut, überhaupt wäre ich wieder ganz gesund. Die arme Frau im Hospital hat viele Kinder. Bitte, Fräulein, — Sie können es erreichen, — daß ich es darf!"

Ruth stieg es heiß in die Augen. Sie fühlte Heilandsfreude. Aber ehe sie Ursel ein Wort erwidern konnte, geschah etwas, das sie aller Antwort überhob.

Sie waren von der Fahrstraße über einen Steg gegangen, der über einen Mühlengraben führte. Da zeigte Ursel mit einem Schrei auf ein etwas, das im Wasser hintrieb: „Das Kind! Das Kind!"

Der Korb mit Lebensmitteln und Verbandzeug fiel zur Erde, und im nächsten Moment war das Mädchen auch schon mitten in der Strömung, die unaufhaltsam den Mühlenrädern zutrieb. Ruth sandte Stoßgebete zum Himmel. Gerne wäre auch sie dem Kinde zugesprungen, aber das wäre sinnlos gewesen. Sie sah, wie Ursel das Kind ergriff und sich mutig zum Ufer arbeitete.

Sie watete ihr entgegen, um ihr so bald als möglich die Hand zu reichen. Da — Ruth wollte vor Schrecken das Herz stillstehen — mußte Ursel auf ein Hindernis gestoßen sein. Mit einem Ruck wurde sie in die Strömung zurückgeschleudert. Ruth vergaß alle Bedenken und wollte dem ringenden Mädchen nach, da fühlte sie sich von einem starken Griff zurückgerissen. Ein Mühlknecht arbeitete sich mit mächtigen Stößen auf die Ringende zu, die seit einigen Sekunden ganz untergetaucht war.

Ruth litt Todesängste. In diesem Augenblicke fühlte sie, wie sie das Mädchen liebhatte. Durch das knöcheltiefe Wasser tastete sie zum festen Ufer zurück. Und eilte zu der Stelle, wo der Müllerbursche eben mit seiner leblosen Last herantrieb.

In diesem Augenblicke sah sie eine lautschreiende Frau von der Mühle her über den Steg stürzen.

„Friedel! Wo ist mein Friedel?"

Da sah sie den Knecht keuchend und triefend eben festen Boden gewinnen. Mit dem einen Arm hielt er den schlaff hängenden Körper des Mädchens, die Hand war in das Wams des Kinder gekrallt. Mit dem andern Arm holte er mächtig aus und ließ ihn schließlich von Ruths Rechten erfassen.

Wild schreiend warf sich die Frau über das Kind und riß es an sich. Der Knecht aber entriß es ihr und begann, obgleich ganz erschöpft, Wiederbelebungsversuche. Ruth nahm sich Ursels an.

„Einen Arzt! Schnell, lassen Sie eilig einen Arzt holen!" rief sie der Frau zu, die in Weinkrämpfen immer wieder zu

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

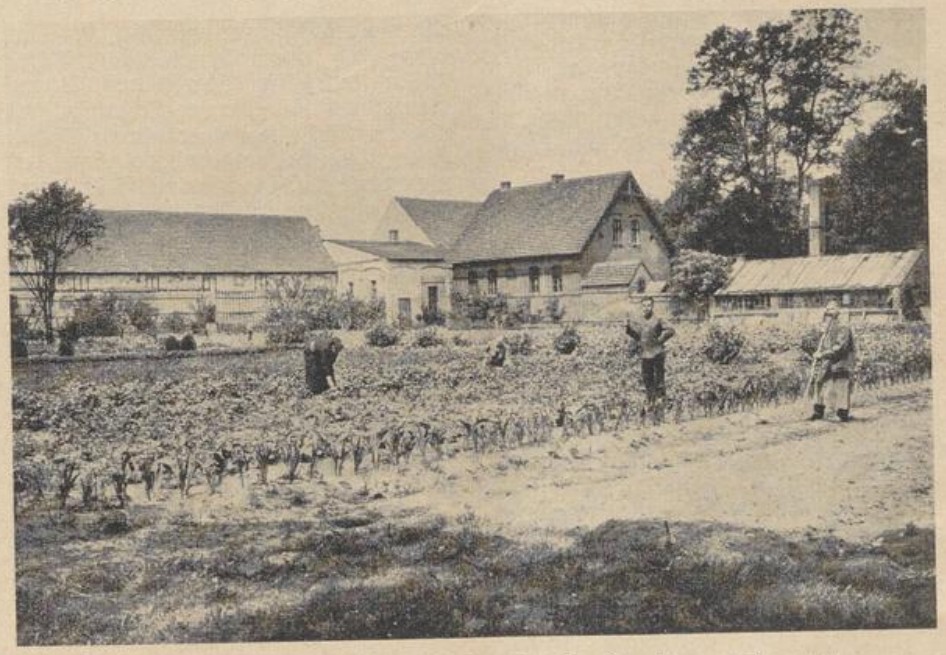
ihrem Knaben griff. Nun taumelte sie der Mühle zu. Ruth hörte sie jemand etwas zuschreien, und dann stürzte sie laut jammernd wieder zu ihrem Knaben.

Ruth wollte immer wieder die Kraft erlahmen bei ihren Wiederbelebungsversuchen. Sie flehte den Himmel an um ein einzig Fünkchen Leben für diesen leblosen Körper. Ihre Augen sahen nur das vom Wasser gebunsene Gesicht vor ihr, aus dem die Augen sie starr und gläsern anschauten.

Neben ihr ein Aufschrei wahnwitziger Freude. Die Brust des Kindes hatte ein hauchender Atemzug bewegt. Ruth ging eine wehe Freude durchs Herz.

zusammengewohnt hatten. „Eine größere Liebe hat niemand, als wer sein Leben hingibt für seine Freunde," dachte sie unwillkürlich. Dieses getretene, vielgehetzte Kind des Unglücks und der Schuld hatte mehr getan, es hat sein Leben hingeopfert für seine Feinde. Denn die Frau, die unter Lachen und Weinen eben ihr gerettetes Kind zur Mühle trug, war — die Resel vom Lorenzenhofe, die einst den ersten Giftpfeil in Ursels Kindesherz gestoßen hatte.

Die Frau schrie auf und taumelte, als sie sah, wer der tote Gast war, den sie ihr in die Mühle brachten. Von neuem brach sie in einen Weinkrampf aus,



Im Garten des Missionsseminars St. Bonifaz, Schurgast

Photo: Kurt Gröger, Brieg

Immer wieder legte sie das Ohr auf Ursels Herz. Aber nicht der leiseste Hauch verriet noch Leben. Das Wasser konnte nicht in so kurzer Zeit den Tod herbeigeführt haben. Das Herz mußte bei der letzten verzweifelten Gewaltanstregung im Zurückstoßen in die Strömung versagt haben.

Opfertod.

Das Herz von zweifacher Opferbereitschaft erfüllt, war die schwarze Ursel heimgegangen in das Land, das für ihr unruhiges Herz den ewigen Frieden hatte.

Ruth weinte, als sie in das entstellte Gesicht, in die starren Augen sah, als sie die Hand auf das tote Herz legte, in dem noch vor einer halben Stunde vulkanischer Haß und selbstvernichtende Liebe so nahe

wankte zu der Leiche hin und griff nach Ursels beiden Händen.

„Ursel! Ursel!" schrie sie wild. „Ursel, du tot? Mein Kind hast du mir gerettet — und ich hab' dich gequält! Ursel!"

Der Arzt nahm die Fassungslose beim Arm und führte sie fort. Auch Ruth ging bald, um Anstalt zu treffen zu Ursels Überführung.

Melitta weinte schmerzlich auf, als sie das Schreckliche hörte. Frau Professor Schnittger wurde ganz fahl und zitterte, als Ruth den Hergang erzählte. Sie war keines Wortes fähig. Mit unsicheren Schritten ging sie hinaus — und schloß sich auf ihrem Zimmer ein. Mit dem Abendzuge reiste sie, ohne von Ruth persönlich Abschied genommen zu haben, nach

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

München heim. Aber Ruth erhielt am nächstfolgenden Tage einen Brief von ihr, der sie mit einer ernsten Freude erfüllte. Sie hatte das Empfinden, als hätte Frau Karitas erst jetzt auf jene stolze, strenge Stirn den Weihekuß gedrückt. . . .

Ruth und ihre Angehörigen und Freunde waren ergriffen, da sie sahen, wie die Kinder und so viele andere um Ursel trauerten. Sie selbst empfand den Verlust schmerzlich. Aber durch ihre Trauer ging ein tieftröstender Gedanke, wie ihn ein Schiffer haben mag, wenn er ein mit Wogen und Wellen schwer ringendes Schifflein, ob auch zu früh, in einem sichern Hafen landen sieht.

„Ursel, Kind der Stürme und Kämpfe, dir hat Gott wohlgetan! Hättest doch nicht Ruh noch Rast gefunden hier. Das hat der Ewige gewußt. Dein Blut wolltest du geben, dein Leben hast du gegeben! Nun ruhe aus im Frieden! . . . Glückliche Ursel!"

— — — — —

Die Tage gingen dahin. Viel zu rasch für alle jene, die mit Schmerz an den Abschied Pater Werners dachten. Reinert litt manchmal an elegischen Stimmungen. Er war innerlich dem Freunde immer näher gekommen und mochte nicht an sein Fortgehen denken.

„Es ist doch ein eigen Ding ums Leben," meinte er einmal bei einem Spaziergange. „Der erste große Teil ist dem Streben, dem Hoffen, der großen Erwartung geweiht und dem Ausschauen nach dem Wunderglücke, das das Leben sicher einmal bringen wird. Kaum auf halber Lebenshöhe beginnt bereits das Rückwärtsschauen und Zurücksehnen nach den Zeiten, da wir vorwärts sehnten und strebten. Ein bewußtes Gegenwartsglück scheint es kaum zu geben. Oder es ist ein Phantom, das, da wir es zu besitzen glauben, schon zerronnen ist."

„Gemach, mein Freund! So schlimm ist es nicht. Mir scheint, du hast einmal zur Abwechslung vom Weltschmerz unserer alten Weisen getrunken," lächelte Herbert. „Aber in etwa hast du recht. Unsere christlichen Philosophen ergehen sich ja auch in solchen Betrachtungen. Aber in ihrem Munde wirken sie versöhnlicher, weil von Hoffnung durchleuchtet. Lassen wir das Zeitrad nur immerhin sich drehen. Wenn die Spule abgelaufen ist, kommt die zeitlose Ewigkeit. Da gibt's nur noch ein bewußtes ‚Jetzt' und ‚Heute.' Und nun, so steck' dein tragisches Gesicht in die Tasche. Die Sonne spottet dir drüber!"

Reinert lachte, tat einen abgrundtiefen Atemzug und war wieder der alte.

„Hast du lange nichts von den Bundesbrüdern gehört?" fragte Herbert. „Es waren doch eigentlich zum größten Teil liebe Kerls. Ich habe in meinen stillen Missionsstunden noch oft an sie und die Münchener Zeit gedacht. Und an die manchmal ganz schlimmen Streiche der „Fidelitas!"

„O alte Burschenherrlichkeit, wohin bist du entschwunden!" Reinert tat einen weiteren Seufzer aus Heimwehtiefen.

„Ja, da ist der lange Hopf. Soviel ich weiß, sitzt er in einem Dorf im Oberland als medizinische Autorität. Die Chirurgie sagte ihm nie so recht zu. Nun verschreibt er seinen Bauern hie und da ein Rezept gegen Gicht und Bräune und spielt des Abends mit Pfarrer und Magister Tarock. Ganz nach seinem Herzen. So erzählte mir Tilling vor seiner Abreise nach Argentinien. Ja, Tilling, unser Organisationsfanatiker! Er hatte immer himmelstürmende Pläne, wie Helmuth und du. Nur, daß er nicht, wie du, die Jenseits-, sondern die Diesseitskultur in die Urwälder trägt."

„Und Halder, der ‚Reim?' Spickt er immer noch das ganze Universum mit seinen Versen und Zitaten?"

„Er reimt nicht mehr, der arme Kerl. Er ist krank. Ein mütterliches ererbtes Leiden. Dieser Allerweltsbürger, dem die Besten nie zu schade sind! Und immer noch sind wir bis zu einer gewissen Grenze ohnmächtig. Alles Wissen und Können bleibt Stückwerk."

„Wir müssen den Reim besuchen. Du gehst doch mit?"

„Selbstverständlich. Er wird einen Heidenspaß haben."

„Dann der kleine Edeling? Immer noch die Kubikwurzel vom ‚Goliath?'

„Mit Vergnügen. Goliath schrieb, daß es ihm gut gehe. Er ist nämlich zur Ernährungsweise seines allerfrühesten Daseins zurückgekehrt, da ihm ja unser harmlosestes ‚Münchener" nie recht bekommen wollte. Er ist Landwirt und in seines Vaters großem Molkereibetrieb der beste Gast. Goliath hat ihm zu seinem launigen Geburtstage, 1. April, den Prospekt vom allerneuestem System Milchsaugflaschen zugeschickt. Der Kleine konnte einen Spaß immer gut vertragen. Auch bei dieser Gelegenheit zeigte er sich den Witzbolden gewachsen und sehr erkenntlich. Lud alle erreichbaren ‚Fidelitisten' zu einem Jagdtage auf das Gut seines Herrn Papa. Ich war damals leider nicht erreichbar. Parking erzählte mir später von dem Manöver. Nach einem opulenten Souper ist die Nemesis furchtbar über die Sünder hereingebrochen. — Auch Parking und der

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

dicke Uhl hätten nämlich ihren Senf zu dem Komplott geliefert. — Edeling muß vorher eine ganze Schar Teufelchen in die prachtvoll etiketierten Weinflaschen haben schlüpfen lassen, denn nach dem ersten Pokal perlenden Nektars ist die ganze Gesellschaft ‚selig' gewesen, seliger als Edeling je im Münchner Hofbräu. Und das will was heißen. Ein paar Schluck weiter alle, mit Ausnahme des verschmitzten Gastgebers, lallend und lachend in des Schlafgottes Arme, wie sich's gerade machte, auf und unter die Polster. Goliath hat schauderhaft gewettert, als er als letzter am andern Morgen wach wurde, um die elfte Stunde, und den Kleinen bei seinem Glase frischer Milch sitzen sah. Die Geschichte hat Edeling und seinem Herrn Papa, einem prächtigen alten Herrn, unbändigen Spaß gemacht."

„Haben die Geleihmten sich nicht gerächt?"

„Doch. Parking hat sich hinter die alte Mamsell gesteckt und sich mit einem Pülverchen bei des Kleinen Milchkanne zu schaffen gemacht. Aber der schlaue Kerl hat Witterung genommen, oder die Mamsell ist nicht munddicht gewesen. Mit dem langen Schlaf, den sie dem Missetäter zugedacht hatten, hat's nichts gegeben. Dafür hat Uhl aber heimlicherweise die Patronen aus Edelings Jagdgewehr genommen und Schweizerpillen hineingesteckt. Ob der Kleine am andern Tage auf der Karnickeljagd allzu große Beute gemacht hat, haben die drei nicht mehr erfahren."

Herbert lachte herzhaft. „Also immer noch die alten Schwerenöter! Bravo! Laßt den Humor, diesen fröhlichen Knaben, nur nicht zum Waisenkinde werden!"

„Schade nur, daß du nie mehr mit dabeisein kannst! Kehrst nimmer wieder, goldene Zeit ... ! Alles dahin!"

Reinert machte ein verregnetes Gesicht. Werner lachte ihn aus.

„Also doch Weltschmerz? Laß andern den Lenz. Auch der Sommer ist schön. Und der Herbst mit Weinlese und Erntefest."

„Ja du! Auf euren Bergen scheint immer die Sonne. Aber wir in den Tälern! Doch meinetwegen. — Ich bin zufrieden."

— — — — — —

Alles Glück hienieden, ob noch so hehr und heilig, ist zum Vergehen geboren. Und so kam nach Wochen wiederum ein Scheidetag, diesmal wohl fürs Leben. Ein lebendiges Sterben schien dem Justizrat und seiner Gattin dieser Abschied. Sie fühlten es beide, das dunkle Tor der Ewigkeit stand mit seinen Geheimnissen zwischen Trennung und Wiedersehen.

Diesmal fuhren beide mit zum Hafen. Ruth blieb nach mutigem Abschied allein am See zurück.

Herbert sah mit ganz andern Gefühlen den Heimatstrand entschwinden als damals. Als er von hoher See den beiden stillen Menschen den letzten Gruß zuwinkte, da war trotz aller Wehmut in seinem Herzen ein Stück jenes Friedens, „der alle Begriffe übersteigt."

Erst als er sich in seine Kabine zurückzog, traf er den Bruder, welcher sein Gefährte für die Neugründung werden sollte. Wegen schwerer Erkrankungen in seinem Kloster war dieser erst am letzten Morgen, kurz vor der Abfahrt des Schiffes, zum Hafen gekommen. Er hatte Pater Werner beim letzten Abschiednehmen nicht stören wollen und war allein und unbemerkt zu Schiff gegangen.

An der Türe seiner Kabine kam er ihm entgegen und bot ihm seine Dienste an. Pater Werner stutzte — und traute seinen Augen nicht. Narrten ihn Gespenster am hellen Tage, oder war hier ein dreistes Doppelgängertum im Spiele —?

„Bruder Rudolf!" entfuhr es ihm in maßlosem Staunen.

„Jawohl, Hochwürden. Es freut mich, daß Sie mich wiedererkennen."

„Aber — wie ist das möglich?"

Der Bruder lächelte. „Im Reiche der Gnade ist alles möglich."

„Aber —?" Pater Werner sah an seinem schlichten Bruderkleide herab. Frater Mehren verstand und lächelte ernst:

„Einst wollte ich der erste sein, — warum sollte ich's nun nicht einmal als letzter versuchen?"

Pater Werner wußte nicht, worüber er mehr staunen sollte, über die Gnadenwege der Vorsehung oder über die Demut dieses Mannes, der nun die einst so stolze Stirn vor denen beugte, über die er einst überlegen hinweggesehen hatte.

Er schaute ihm voll Bewunderung ins Gesicht, das noch die Spuren jahrelangen Kampfes trug. Und schüttelte ihm herzlich die Hand.

„Wie mich das freut, Sie wieder als einen der Unsern zu sehen! Ich habe Sie nie vergessen können."

„Ich habe es immer gefühlt in jener ruhelosen Zeit, da ich — draußen war, daß für mich gebetet wurde. Ich suchte das Glück — und wenn ich glaubte, es zu halten, zerrann es mir in den Händen. Ich

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

fühlte mich im Banne einer höheren Macht, der ich nicht entrinnen konnte und, als die Unraft am höchsten war, auch nicht entrinnen wollte. Ich weiß es nun, daß die Welt keinen Frieden geben kann, weil sie keinen hat. Da, wo ich einst hätte ausharren sollen, da habe ich ihn endlich gefunden."

„Aber wird Ihnen diese Art Arbeit nicht zu schwer? Ich meine, weil sie ungewohnt ist?"

„Was man aus Liebe tut —", gab Mehren lächelnd zurück. „Ich habe es erfahren, daß bei uns im Kloster das Kräutlein Gehorsam bei weitem nicht so bitter schmeckt wie draußen die süße Freiheit."

„Ja, ja, Sie haben recht. Der Gehorsam ist eine Fessel, die uns frei macht."

Pater Werner war ergriffen. Er hatte einmal durch Bekannte von Mehrens Nürnberger Zeit gehört, von seiner Beliebtheit und seinen glänzenden Aussichten in der Gesellschaft. Auch von seinen Beziehungen zu Pirkholts und seiner starken Eigenart hatte er erzählen hören. Aber dieser Ausgang nun übertraf alle seine Erwartungen. Er hatte keine Ahnung gehabt von seiner Rückkehr zur Zelle.

Lange saßen die beiden Missionare an diesem Reisetage zusammen im Austauschen beiderseitigen Erlebens. Tief ließ Bruder Mehrens den priesterlichen Gefährten hineinschauen in seine durch tausendfaches Schwanken und Ringen und Streben hin und her bewegte Seele. Auch die Namen Heltorf und Pirkholt streifte er einmal flüchtig. Näheres über seine Beziehungen zum Hause Pirkholt erfuhr Pater Werner nicht von ihm.

Er dankte Gott im stillen für diese Gnadentat. Ihn selbst erfüllte sie mit noch größerer Begeisterung für seine Sendung.

— — — — — —

Im Fluge ziehen die Jahre ihre Bahn.

In der Villa am See ist es einsam geworden. Innerhalb eines Jahres stand Ruth Heltorf an zwei teuren Bahren. Werner und seine Gattin haben ihren lieben Sohn nicht wiedergesehen. In ihrer Familiengruft, umrauscht von Lebensbäumen, ruhen sie im Frieden Gottes. Und in ihrer Nähe hat auch Frau Reinert nach einem liebedurchsonnten Lebensabend ein stilles Plätzchen gefunden.

Nur die Erinnerung wohnt noch mit Ruth im großen Hause am See, darin jeder Winkel ihr erzählt von geliebten guten Menschen, die hier lebten — und dahingingen.

Die Eltern hatten es ihr auf Herberts ausdrücklichen Wunsch als ausschließliches Eigentum hinterlassen. Was aber sollten ihr die weiten Räume, der große Park? Für Fremde war es zu teuer. Und deshalb schenkte sie es dem, dem es nach Gesetz und Recht hätte zu eigen sein sollen, Herbert und seinen Brüdern. Ein Ruheort sollte es werden für die, die müde und alt und krank heimkämen aus des Herrgotts steinigen Weinbergen.

Heute kam Ruth von ihrem täglichem Besuch am Grabe der Eltern zurück. Auf der Bank unter den hohen Lebensbäumen ruhte sie täglich ein Weilchen aus von ihrem ganz der Liebe geweihten Tagewerk und erzählte den beiden lieben Menschen, die drunten ruhten, was sie erlebt hatte unter ihren Kleinen und Kranken und Armen. Nachdem ihr im Kirchlein der Gottessegen, unter den Zypressen der Elternsegen geworden ist, ging es dann allemal zu einem Dämmerstündchen ins Kinderheim, auch diesen Schattenkindern von ihrer Sonne zu bringen.

Wo Justizrat Werner einstmals ein Schlößchen hatte sehen wollen, wo der Park den See berührt, da hatte Ruth sich ihr kleines Heim geschaffen. — Ein Gartenhaus, um einige Räume erweitert, das ist ihr Schlößchen.

In der blauen Villa hat ein friedlich-sonniges Glück seine Heimstadt. Eine junge, hoffnungsvolle Generation blüht an den grünen Ufern des Sees auf. Die weißblaue Gondel liegt nicht mehr gefesselt, und die Rosen im großen Park blühen lachender, seit die junge Reinertschar in den weißen Kieswegen spielt und tollt.

Frau Melittas Herz hat das Glück immer weiter gemacht, sowohl für die eigenen Fünf wie auch für die kleinen Opfer trauriger Geschicke, die der geliebte Mann ihr immer zahlreicher ans Herz legt.

Durch Dr. Reinerts Haar wagen sich schon die ersten Silberfäden. Er ist glücklich, so wie es Menschen sind, die einmal eine volle Ernte in die ewigen Scheuern einzubringen gedenken. Sein Lebenswerk sucht in Leitung und Organisation seinesgleichen. Er weiß es nun, es war nicht das blinde, launige Schicksal, das am Steuer seines Lebensschiffleins saß, sondern die alles recht denkende und recht lenkende Vorsehung.

(Fortsetzung folgt)

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Übereinkunft gerne gestattet
Verantwortlicher Schriftleiter: P. G. A. Rottmann; Missionshaus St. Joseph, Reimlingen
Druck der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayr.-Schwaben

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT DER MARIANNHILLER MISSION

NUMMER 3 MÄRZ 1936 54. JAHRGANG

Mariä Verkündigung

Noch strahlt der Glanz der Engelsschwingen,
Noch klingt sein Gruß verzitternd fort.
Die Magd des Herrn will Gott lobsingen,
Daß ihr geschah nach seinem Wort. Ave Maria!

Ein Ahnen geht durch alle Fernen
Von Himmelsharfen Silberton,
Und leise bebt es in den Sternen,
Daß sie empfing den Gottessohn. Ave Maria!

Schon will die Morgenröte künden,
Daß klar die Heilandssonne naht,
Um alle Herzen zu entzünden,
Um aufzuhellen jeden Pfad. Ave Maria!

Viel Tausend wandeln dunkle Pfade:
Send' ihnen Licht, du Morgenstern!
Sie schmachten fern dem Reich der Gnade:
Führ' sie zum Sohne, Magd des Herrn! Ave Maria!

P. B. Rauch, OSB.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Mariä Verkündigung

(25. März)

Maria wurde heute vom Engel, ja vom ganzen Himmel gegrüßt, denn hinter dem Engel stand Gott selbst und alle seligen Geister der Ewigkeit. Grüßen wir auch unsere Mutter mit diesem ersten und schönsten Himmelsgruß! Sie ist zu beglückwünschen, von Engeln und Menschen zu preisen, denn sie sollte den Heiland empfangen. In Gabriels Gruß lag die Einladung zur ersten Kommunion mit Christus. Und in dem Gruß wird die Vorbereitung Marias, den Erlöser zu empfangen, betont.

„Du bist voll der Gnade!" Sie hielt nichts auf Lobsprüche der Menschen; dafür spendete ihr der Bote des Himmels das größte Lob, das je einer Erdentochter gespendet wurde. Nicht äußerer Schein, sondern das innere Sein galt in der weisen Jungfrau Wertung. Wenn sie mit den anderen Mädchen von Nazareth in der Synagoge oder am Brunnen des Städtchens zusammentraf, hatte sie nichts Auffälliges an ihrem Gewand, ihre Seele aber war im Königsgewand der Gnade schöner gekleidet als „Salomon in seiner Herrlichkeit". Der Engel grüßt sie als „Gnadenvolle". Gnade ist Leben in Gottes Freundschaft, seelische Hoheit und Würde, ein Höhenleben in der Nähe Gottes. So war Maria, als sie der Engel grüßte, zu einer Zeit, wo sie noch nicht Mutter des Herrn gewesen . . . Es war der Herr schon mit ihr, der Herr, dessen Wort sie Tag und Nacht in den hl. Schriften ihres Volkes betrachtete, und das reichen Ersatz bot für die Phrasen der Menschen, die ihr wenig gefielen. Sie verlor nicht in Gesellschaften und Besuchen ihre Jugendzeit, aber der Herr verwandelte ihr kleines Heim in eine Himmelsoase auf irdischer Steppe.

Heilige Mutter, erbitte mir erbarmend Gnadenfülle und ein reiches Seelenleben mit Gott, meinem großen, ewigen Herrn! Heilige Mutter, dich grüße ich, nach innerer Schönheit und unvergänglichen Werten verlangend, daß doch auch Engel in des Vaters Namen mich einladen wollten zur festlich freudigen Vereinigung und Vermählung mit dem Erlöser!

„Gegrüßt seist du, Maria, Gebenedeite unter allen Frauen, und gebenedeit, ohne Ende gepriesen sei die Frucht deines Leibes, Jesus, unser eucharistischer Gast!"

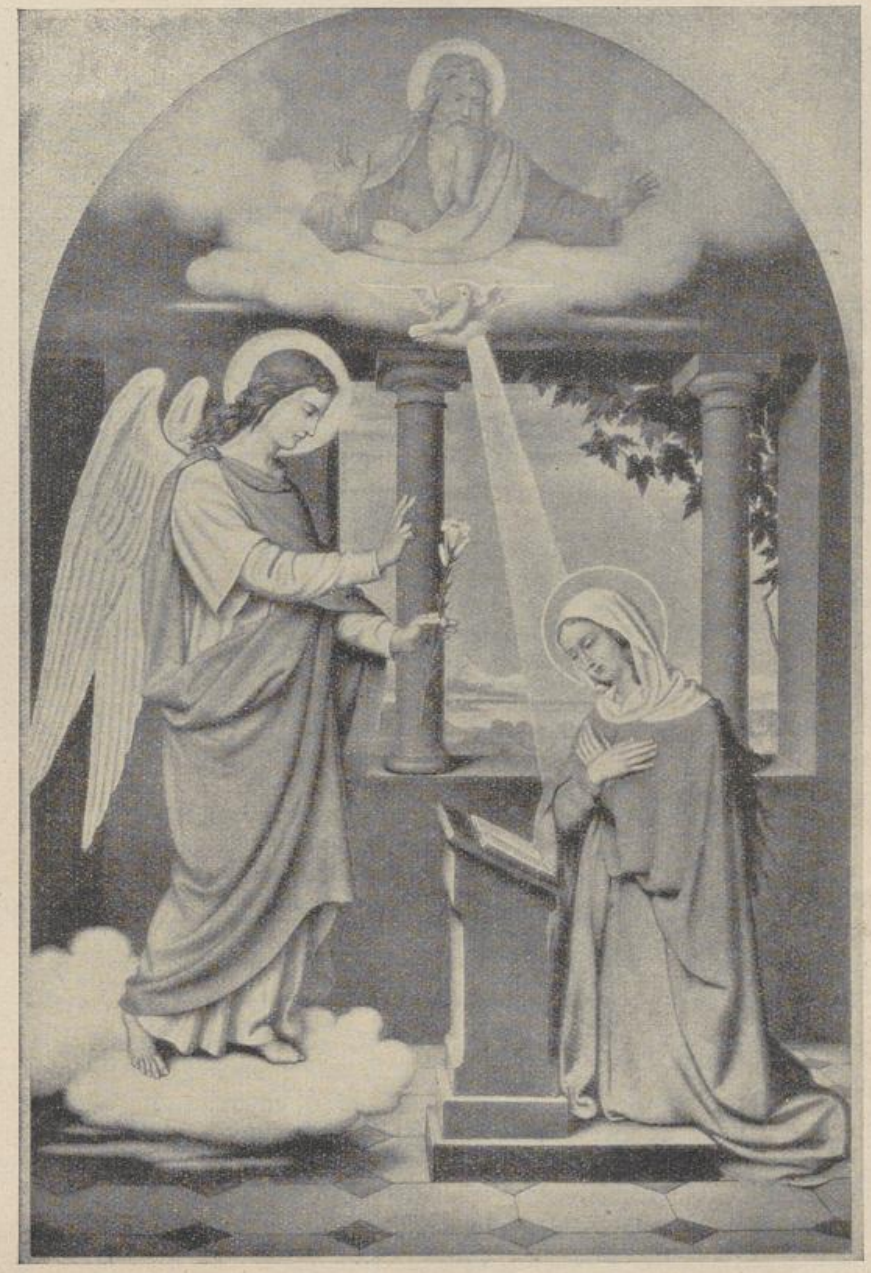
— d —

Afrika den Afrikanern?

Der Ruf von Millionen Bantus hat seine gute Berechtigung. Der Urbewohner eines jeden Landes besitzt das erste Recht auf dasselbe — auch der Afrikaner.

Nachdem aber der weiße Mann Jahrzehnte lang den schwarzen Erdteil durchforscht und Riesensummen an Geld und Arbeit auf seine Erschließung verwendet, soll er ebenfalls die Frucht seiner mühevollen Saat ernten und sein gutes Recht behaupten. Der schwarze Mann war sein genügsamer Diener. Des Europäers Kopf und des Afrikaners Faust verbanden sich zum großen Werke der Umwandlung eines Kontinentes. Nun dürfen auch beide den Erfolg genießen. Das ist ganz in Ordnung. Jedem das Seine! Die rechten Grenzen der beiderseitigen Ansprüche

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Ave Maria, gratia plena!
Gegrüßet seist du, Maria, voll der Gnaden!
Photo: Sauerland, Wernberg

festzulegen, wird freilich nicht so leicht gelingen . . . Die Eingeborenenfrage bleibt für die Zukunft das schwierigste Problem Afrikas. Die eine Religion und Kirche für alle Erdenbewohner allein kann es lösen. Durch Gerechtigkeit und Liebe überbrückt sie die Rassenkluft und einigt die Getrennten im heiligen Glauben. Sie neigt sich zu allen herab, um alle für Christus und sein Reich zu gewinnen. So trägt sie seit 100 Jahren das Licht des Christentums in die dunkle Welt. Würden alle Afrika-Interessenten so handeln, so wäre die Aufgabe schon halb erfüllt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Im Heerbann Christi des Priesterkönigs
Primiz eines Mariannhiller Missionars (Hochw. P. Aquilin, RMM)
Photo: Fr. Kilian, Würzburg

Die katholischen Missionsgenossenschaften wirken alle in dieser Richtung. Sie riefen auch die Catholic African-Union ins Leben, von der wir neulich erfreuliche Fortschritte berichten konnten. Diese Vereinigung der katholischen Afrikaner unter der Leitung ihrer Missionare und Oberhirten fördert die guten, zielechten Bestrebungen, um Afrika den Afrikanern zu sichern, soweit Recht und Möglichkeit dazu besteht. Vor allem „bessere Herzen, bessere Wohnungen und bessere Landbearbeitung" will sie herstellen. Dadurch ist bereits ein Hauptschritt zum Ziele getan. Es folgt der zweite: praktische Anleitung, wie die Schwarzen sich selbst weiterhelfen und mit vereinten Kräften eine schönere Zukunft im eigenen Lande erringen können.

Geschulte Selbsthilfe bedarf also der Afrikaner in erster Linie. Schon haben die Bemühungen der Catholic African-Union hierin manches erreicht. Hören wir den Bericht ihres blühenden Transvaalzweiges gelegentlich des Kongresses in Johannesburg in der ersten Woche dieses Jahres. Ein Mitglied der C. A. U. veröffentlicht denselben in der Eingeborenenzeitung. Hier im Auszug das Wesentlichste: Wir haben uns organisiert und in harter Arbeit unser Bestes getan. Nun können wir sagen, daß es glatt vorangeht und der Zusammenschluß gelungen ist. Wir haben unsere eigene Sparbank und darin über 1000 Pfund niedergelegt. Hier in Johannesburg gründeten wir eine Kirchenorganisation und Pfadfinder-Verein mit Zweigorganisationen in 20 Missionsstationen der Umgegend. Mehrere Lehrervereinigungen im Transvaal-Vikariate mit regelmäßigen Zusammenkünften. Ebenso verschiedene Jugendorganisationen an

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

vielen Orten. Eine Hauptgründung, die sowohl unsere Missionare als alle Katholiken erfreut, ist unsere ins Leben getretene Sankt Petrus Claver-Genossenschaft! Ihr Zweck ist, den Armen ohne Klassen- und Religionsunterschied zu helfen. Eine unserer hoffnungsvollsten Organisationen. Über diese wichtige Einrichtung hier folgende Einzelheiten:

Die Hauptstelle der eingeborenen St. Petrus Claver-Genossenschaft ist in der Village-Main Mission-Johannesburg. Ihr nächstes Ziel ist die Selbstheiligung der Mitglieder, die sich im Geiste des Gebetes verbinden und in gemeinsamen Werken der Nächstenliebe. Die fromme Genossenschaft hilft vornehmlich den Armen und Notleidenden ohne Rücksicht auf Volksstamm und Konfession.

1. Sie besucht die Armen in ihren Wohnungen und bringt Hilfe nach Möglichkeit.
2. Sie ermutigt die Christen zur Ausübung ihrer hl. Religion.
3. Den Arbeitslosen verschafft sie eine Stellung soweit möglich.
4. Sie unterstützt sie mit Spenden an Nahrung, Kleidung und Arzneimitteln.
5. Sie besucht die Kranken daheim, in Spitälern und Gefängnissen.
6. Den Sterbenden vermittelt sie religiöse Hilfe und befleißt sich aller sonst möglichen Liebesdienste in ihrer Umgebung.

Jeder katholische Eingeborene kann Mitglied dieser Sankt Petrus Claver-Sodalität werden. Er wird durch den geistl. Direktor der Genossenschaft aufgenommen, meistens der Lokalmissionar, dem ein Katechet zur Seite steht in der Verwaltung. Die Beiträge werden in einer gemeinsamen Kasse verwaltet. Die Armenbesuche zu je Zweien ausgeführt. Die Unterstützung je nach Tatbefund gewährt und eingetragen.

Die Genossenschaft hält jährlich wenigstens einmal Generalkommunion am Sonntag nach dem Feste des hl. Patrones Petrus Claver. Es können und sollen Gruppen im ganzen Vikariate und Lande gebildet werden. Von Zeit zu Zeit findet eine Generalversammlung statt." Soweit der Bericht.

Dieser Zusammenschluß der Schwarzen nach dem Muster der St. Vinzenzvereine ist als ein Zweig praktischer Selbsthilfe sehr zu begrüßen.

Die Bekanntschaft mit den heidnischen Verhältnissen lehrt den unendlich wohltätigen Einfluß der kath. Religion auf allen Gebieten des privaten und öffentlichen Lebens erst recht verstehen und schätzen. Durch dieses erkennen die Gläubigen den ganzen Wert und beglückenden Vorzug, katholische Christen zu sein. Auch der Eifer der Neubekehrten übt, mit der Gnade vereint, einen läuternden und belebenden Einfluß auf das persönliche Leben des Missionsarbeiters und Missionsfreundes aus.

Wer für das Höchste und Herrlichste zu leben anfängt, wie es die Ausbreitung des Reiches Gottes auf dieser Erde ist, der wird selbst größer und edler. Auch hier gilt das Gesetz: „Es wächst der Mensch mit seinen höheren Zwecken."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Zeige uns dein Reich!

27.

Du bist also, o Mensch, für Christus den König erschaffen und sein ganzes Reich ist für dich erschaffen! Erkenne deine Größe und Würde! Erkenne die Größe, die Summe und Fülle deines Besitzes!

Die göttliche Größe Christi unsres Königs krönt und vollendet die Herrlichkeit des Gesamtreiches. Das erschlossene Gesamtreich zeigt und verherrlicht die Majestät seines Herrschers. Wenn wir von ihm, dem Mittelpunkte des Ganzen aus, den unermeßlichen Besitz überschauen, gewinnen wir die „deduktive" Reich-Christi-Wissenschaft, die vom Zentrum in die Kreise bis zur Peripherie vordringt. Wenn wir vom Anblick und der Kenntnis aller Dinge in den Kreisen zum Bildner und Beherrscher in der Mitte des Ganzen gelangen, praktizieren wir die „induktive" Reich-Christi-Wissenschaft.

Ob wir nun aus dem Umfange des Landes und aus der Pracht der Residenz auf die Hoheit des Kaisers schließen und ihn ehren und schätzen lernen oder ob wir ob der Liebenswürdigkeit und Macht seiner Person und der Schönheit seines Stammschlosses das ganze Reich hochachten: In beiden Fällen wird uns solches Wissen große Freude und Vorteil bringen. Am besten ist die fleißige Übung beider Wissenschaftsarten nach der bekannten merkwürdigen Vision des seligen Nikolaus von der Flüe, dessen Tag ja auf den 22. dieses Monats fällt und dessen baldige Heiligsprechung wir mit seinem Vaterlande, der ganzen Schweiz, erbitten helfen wollen. Im nächsten Monat Näheres von der Vision.

Lasset uns die Königin des Reiches Christi vornehmlich jeden Samstag besonders verehren mit dem hl. Joseph, ihrem Bräutigam, damit beide uns in den lebendigen Mittelpunkt des Reiches für alle führen, an das Herz unseres Königs!

Jesus, Maria, Joseph, erleuchtet uns! Helfet uns! Rettet uns! Zeiget uns den Vater! Zeiget uns das Reich! Unser Vaterland. Unsere Heimat. Unser Erbe. Unser alles! Das Glück und den Frieden Christi — im Reiche Christi! Amen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Auf Besuch bei unseren Missionaren

Matatiele und sein Missionar

Im Griqualand, im Vorgebiet der Drakensberge liegt das idyllische Europäerstädtchen Matatiele, Sitz des regierenden Magistrates des gleichnamigen Distriktes.

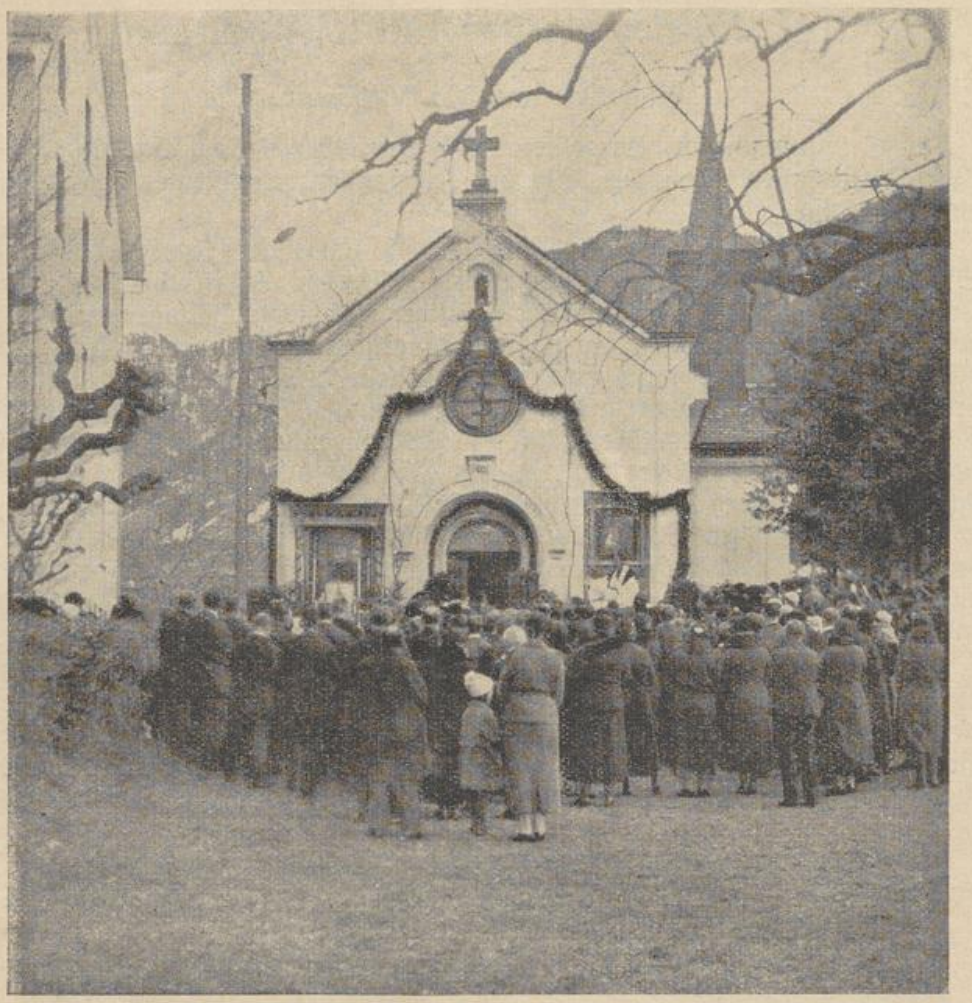
Es braucht im Missionslande nicht viel, um einer Europäersiedlung Stadtnamen und Stadtrechte zuzuteilen. Sitz der Distriktsbehörde, eine Postablage, ein Arzt, ein Kaufladen, einige Beamtenwohnungen, vielleicht noch ein kleiner Industriezweig unter europäischer Direktion mit schwarzen, billig bezahlten aber ganz ausgenützten Arbeitskräften, das genügt um für sich Stadtnamen und -rechte zu beanspruchen, auch wenn der ganze Grundkomplex, auf dem die Häuser stehen, Eigentum eines Farmers ist, der etliche hundert Meter abseits sein Heim und seinen landwirtschaftlichen Betrieb hat. — Wenn das Nest, wie wir es etwa bezeichnen würden nach unserm Sinn, Durchgangspunkt einer der spärlichen Eisenbahnstränge ist, also auch noch einen Bahnhof hat, so gewinnt es gewaltig an Bedeutung, ja, hat im Lande des Werdens und des Aufbaues, wie gerade Süd-Afrika es ist, eine bedeutende Zukunft.

Matatiele hat alle diese Vorteile. Es sind sogar neben den Amtspersonen noch etwa zweihundert andere Europäer-Familien da nebst einer ziemlichen Gemeinde von Halbweißen, Syriern und Negern. Das Städtchen hat protestantisches Gepräge. Aber es wohnen daselbst und in nicht zu weiter Ferne einige Dutzend katholische Europäer- und Syrierfamilien.



Hochw. P. Rüegg, RMM. mit drei schwarzen Buben
Photo: Mariannhiller Mission

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



St. Josefsfeier im Freien (Missionshaus St. Josef, Altdorf)
Photo: Missionsseminar St. Josef, Altdorf

Im Städtchen selber ist vor zwei Jahren ein würdiges katholisches Gotteshaus eingeweiht worden. Ein ständig dort residierender Priester und ein Schwesternkonvent sind die Hüter des Heiligtums, betreuen die Gemeinde der Gläubigen und tragen das Licht des Glaubens von da aus hinein in die Reservatgebiete der Eingeborenen und in die armen Familien der Mischlinge oder Halbweißen. Es obliegt ihnen ein großes Arbeitsfeld. Viele Aufgaben religiöser, sittlicher und sozialer Art liegen auf den Schultern der Glaubensboten, besonders des verantwortlichen Missionars. Der jetzige Missionar ist unser Schweizerlandsmann, P. Otto Rüegg aus Eschenbach, Kanton St. Gallen.

P. Otto Rüegg hat seine theologischen Studien in Süd-Afrika gemacht. In der schönen Kathedrale Mariannhills feierte er vor sechs Jahren sein erstes hl. Opfer. Dann wirkte er für einige Jahre erfolgreich als Professor und Präfekt am Negerpriesterseminar. Das Verlangen nach direkter Seelsorge und Missionspionierarbeit trieb ihn hinaus ins offene Gefecht. Er landete bei den wilden und harten Pondo-Stämmen. Da wurde seiner Sehnsucht Ziel und Begehren vollauf gestillt. Da war er mitten unter

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

denen, die er suchte. Die Station Flagstaff, seine erste Mission, ist weit vom nächsten geistlichen Mitbruder. Die er da zu gewinnen suchte, sind harten und verstockten Herzens. Nur Opfermut, Liebe, volle und beharrliche Hingabe an diese Armen um ihrer Seelen willen kann und wird auch in diese Herzen den Zugang erobern. Seine besten und willigsten Freunde wurden gleich anfangs die armen Aussätzigen eines Teilstriches seines Gebietes. Die erste Sorge war, denselben ein Kirchlein zu bauen.

Anderthalb Jahre weilte er unter den Pondos. Wenn auch keine großen Bekehrungserfolge zu verzeichnen waren, so fiel doch während dieser Zeit manches gute Samenkorn, nicht bloß auf steinigen und harten Felsengrund, sondern auch auf Erdreich, das mit der Gnade Gottes zu seiner Zeit zur Frucht im Garten Gottes reifen wird. Im Missionslande, in den Seelenwüsten des Heidentums, wird es sehr oft wahr, daß ein anderer sät und wieder ein anderer erntet. Aber freuen werden sich sowohl der, der sät, wie auch der, der die reifende Frucht in Gottes Scheunen einheimsen kann. Wie oft wird im Missionslande das Psalmwort wahr: „Sie befeuchteten ihre Pfade mit Tränen, ihre Heimkehr aber mit vollen Garben ist freudvoll.

Nach anderthalb Jahren der Arbeit, Mühen und Sorgen ums Gottesreich unter den Pondos berief ihn sein Bischof als Seelsorger und Missionar in das uns bereits bekannte Städtchen Matatiele. Hier warteten seiner neue Aufgaben und neue Arbeitsprogramme. Wie er sich gleich an die Lösung gemacht hat, und nun daran arbeitet, soll uns nächsten Monat das Vergißmeinnicht berichten. Es liegt ein sehr interessanter Briefbericht darüber vor.

— vf —

Ein schwarzer Christophorus

Von P. Edmund Franke RMM., Einsiedeln

Wer kennt nicht die wunderbare Legende vom hl. Christophorus (Christusträger)? Besonders jenes Ereignis, durch das er seinen Namen erhielt! Offerus oder Reprobus, wie man ihn vordem nannte, war ein Riese von Gestalt und von übermenschlicher Kraft. Er wollte nur dem mächtigsten Herrn dienen.

Er nahm Dienst bei einem Fürsten. Da bemerkte er, daß dieser sich einmal mit dem Kreuzzeichen segnete und voll Ehrfurcht von Christus sprach. Da zog er weiter und traf den Teufel, der sich als mächtigster Herr vorstellte. Als aber der Teufel vor einem Kreuzbilde ausriß, verließ Offerus auch ihn und suchte den starken Herrn. Auf seinen Wanderungen sah er einmal einen alten Einsiedler, der ein Glöcklein läutete. Ganz zaghaft wird's da dem Riesen ums Herz und leise schleicht er sich dorthin. Wie der Einsiedler sich nun hinkniet, um sein Gebet zu verrichten, klopft ihm Offerus auf die Schulter und fragt, wo er den mächtigsten Herrn und König auf Erden finden könnte, vor dem alle zittern, selbst der Teufel und der das Kreuz als seine mächtigste Waffe hat. Da sagt der Einsiedler: „Du suchst Christus unsern Herrn, der sich für die Welt am Kreuze geopfert. Der ist allem sündhaften Treiben feind. So du ihm dienen willst, mußt du es tun wie ich, durch Wachen, Fasten und Beten, damit du seine Gnade erlangst." Offerus, der die Kraft des Leibes in sich verspürt, nicht die des Geistes, sagt: „Dienen möchte ich schon diesem

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

größten König, aber mit meinen Gliedern." Da lächelte der Einsiedler und sprach: „Offerus, schau diesen reißenden, tiefen Fluß da unten, er ist fast immer so schäumend und gewaltig, so daß er die Wanderer nicht hinüberläßt. So du hier bleibst und auf deinen starken Schultern um Christi willen alle, die des Weges kommen, hinüberträgst, so wirst du Gnade haben und unser König und Herr wird dich finden und erleuchten." „Das wird ein Leichtes sein", erwiderte der Riese, steigt lachend hinunter und zeigt, daß ihm das Wasser kaum bis an die Knie reicht. Gar viele Menschen trägt nun Offerus durch die Flut, die ihm alle mit einem „Vergelt's Gott" danken.

Einmal ist der Riese müde geworden, was sonst nie vorkam. Wie er auf seinem Lager liegt ohne Schlaf zu finden, vermeint er ein zartes Stimmchen zu hören, das ihm zuruft: „Offerus, trag mich hinüber." Anfangs stört er sich nicht um die Stimme. Als sie aber wiederholt ertönt: „Um Christi, deines Herrn willen trag mich hinüber", erinnert er sich, daß er ja dem mächtigsten Herrn zu dienen hat, steht auf und vor ihm steht ein Kindlein, so hell und klar anzuschauen, mitten in der finsteren Nacht.

Er hebt das Kindlein wie eine Feder auf seine Schultern, nimmt den starken Baumstamm, der ihm als Stock dient und schreitet zum Fluß. Auch der Einsiedler, von Wind und Wetter erwacht, schaut ganz besorgt zu seiner Klause hinaus. Wie er Offerus gegen das Ufer stapfen hört, langt er nach einer Fackel, um dem Knechte zu leuchten, daß er nicht stürze und ein Unglück geschähe. Er will dem tapferen Riesen zurufen, aber seine Stimme verhallt in der stürmenden Nacht, im Gebraus des Sturzbaches. Mit Staunen sieht er ihn mühsam durch die Fluten schreiten, Kopf und Schulter umstrahlt ein lieblicher Glanz. Ihm dünkt, als habe sich ein Irrlicht auf des Riesen Schulter niedergelassen. So wild und ungestüm ist der Bach noch nie dahergekommen. Kaum kann Offerus vorwärts kommen, immer tiefer sinkt er ein. Die Wellen umspülen schon seine starke Brust, eine unsichtbare Kraft drückt ihn nieder. „Eine große Gefahr, o Knabe", ruft er plötzlich aus, „hat uns ergriffen, daß wir schier ertrinken müssen! Ich meine die ganze Welt auf meinem Rücken zu haben, eine solche Last habe ich noch nie gespürt!"

Und das Knäblein antwortete mit sanfter Stimme: „Staune nicht, nicht nur die ganze Erde, sondern auch der Himmel und der alles geschaffen, ruht auf deinen Schultern. Ich bin Christus, dein König und Herr, dem du dienen willst. Hier in diesem Wasser taufe ich dich in meines Vaters Namen, in mir und im hl. Geiste. Christophorus sollst du fortan heißen, dieweil du Christus getragen. Damit du meine Macht erkennst, pflanze den dürren Baum, den du als Stab trägst, in die Erde und er wird grünen, blühen und Früchte tragen." Dann war das Kind verschwunden. Christophorus, bestürzt über eine solche Rede, geht in die Klause zurück, wo er den Baum in die Erde steckt. Wie er des andern Tages den eingepflanzten Dürrling anschaut, hat er grüne Blätter und die Bienen fliegen durch die Zweige, um Honig zu holen aus den duftenden Blüten. Da fällt Christophorus auf die Knie und dankt Gott, daß er ihn erkennen durfte als den höchsten Herrn. Der Einsiedler aber gibt ihm noch viele weise Lehren, damit er hinausziehen kann, das wahre Wort zu verkünden.

Die Christianisierung der Völker, die Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden hatte im Laufe der Zeiten ein verschiedenes Tempo. Zuerst gingen die Glaubensboten zu Fuß wie die Apostel; dann gebrauchten sie

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

auch Sattel oder Tragkorb, Ruder- oder Segelschiffe; später Eisenbahn und Dampfschiffe, neuestens Motorbote, Motorräder, Kraftwagen und jetzt sogar Flugzeuge.

In Südafrika, in dem schon stark kultivierten Lande, bedient sich der Missionar wohl aller oben angeführten Verkehrsmittel, selbst der neuesten technischen Errungenschaften, vorausgesetzt, daß es ihm die Mittel erlauben, oder ein reicher Onkel, ein lieber Freund oder ein gütiger Wohltäter ihm solch einen stählernen Rappen zum Geschenk gemacht hat.

Hier im armen Einsiedeln, das mitten zwischen großen, reichen Farmern sein Dasein fristet, gibt es wohl gute Straßen und Wege nach allen Himmelsrichtungen, aber dem Missionar selbst steht zu seiner Pastoration

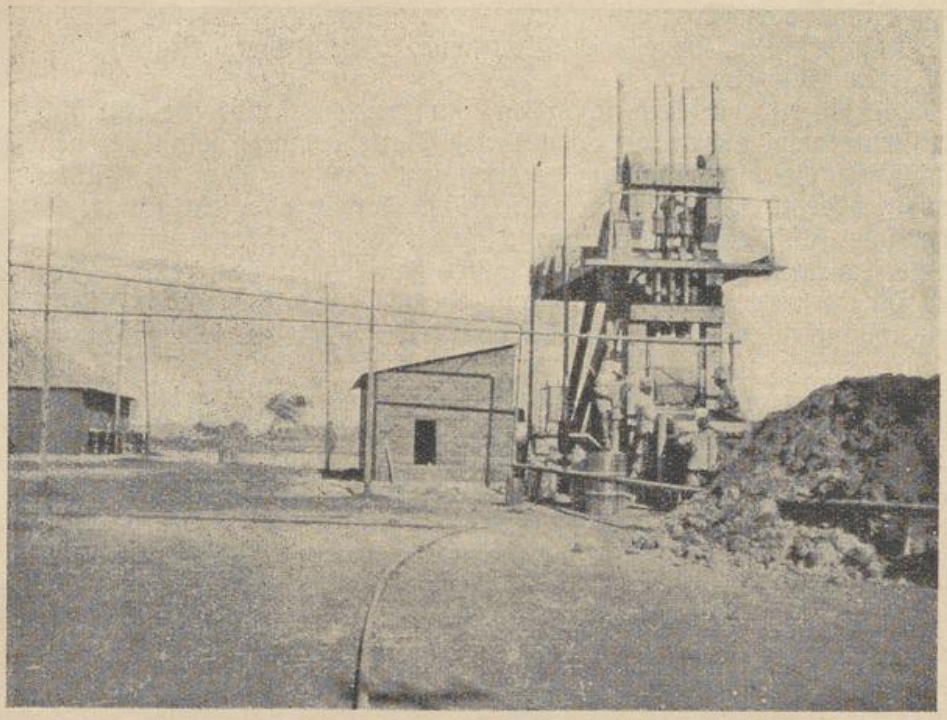


Afrikanische Art, mit der Nähmaschine umzugehen
Photo: Mariannhiller Mission

nichts anderes zur Verfügung als ein alter, ausgedienter Klepper von einem Gaul mit wackeligen Zähnen und teilweise ausgefallenen Haaren. Und doch gibt es oft Zeiten und Fälle, wo man auch auf diesen Spaß verzichten muß und die Apostel nachzuahmen buchstäblich gezwungen ist.

Da kamen jüngst einige Krankenrufe. Eine alte Frau und ein junger Bursche, der ein Krüppel ist und nicht laufen kann, verlangten nach dem Engelsbrote. Die Gegend, wo diese armen Menschenkinder ihre Behausung haben, kannte ich. Mit dem Gaul hinzukommen ist infolge der vielen Drahtzäune zu umständlich, ja fast unmöglich. Desgleichen auch nicht mit Auto, aus dem einfachen Grunde, weil ich keines besitze und auch keine fahrbare Straße dorthin führt, bleiben mir also nur Schusters Rappen. Früh nach der hl. Messe nehme ich die Bursa mit dem Allerheiligsten auf die Brust, erfasse einen kräftigen Knotenstock und gehe fürbaß meines Weges, über Berg und Tal, durch Schluchten, Gräben und Felder mit Teufelskraut. Es ist ein weiter Weg und ein heißer Tag sodaß mir die Schweißtropfen reichlich von der Stirne herabperlen. Man spürt eben seine bald 50 Sommer, die man auf dem Buckel hat.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Industrie in Bulawayo
Goldstampfe, Queens-Mine, (Königin-Grube)
Photo: Mariannhiller Mission

Nun aber kommt mein Christophorus-Erlebnis. Ein Hindernis sperrte meinen Weg, an das ich am Morgen nicht gedacht — ein breiter, wasserreicher Fluß verlegt mir den Weg zu meinem Ziel. Ich gehe auf und ab, um eine übergangbare Stelle zu finden, jedoch vergebens. Kein Mensch zu sehen weit und breit. Was tun? Die Schuhe ausziehen und durchs reißende Wasser waten scheint mir zu gewagt; denn ich habe ja den lieben Heiland bei mir. Auch erinnere ich mich, wie vor Jahren beim Überqueren dieses Flusses ein Bruder den Tod fand. Seine irdische Hülle liegt auf dem Einsiedler Friedhof begraben. — Lieber Heiland, hilf mir! Hl. Christophorus, bitte für mich! Hinüber muß ich auf alle Fälle; denn Kranke bedürfen der priesterlichen Hilfe und schmachten nach der Himmelsspeise. Wie ich so ratlos dastand, da kommt wie gerufen ein baumlanger, stark gebauter Heide, mit nur einem Lendenschurz bekleidet, des Weges. Sogleich frage ich ihn um Rat, was da zu tun sei, ob er vielleicht ein Pferd in der Nähe weiß, oder ob er eine seichte Stelle zum passieren kenne usw. Nichts von alldem. Da er meine große Verlegenheit sieht, bietet er mir nun seinen eigenen Buckel an. Anfangs zauderte ich, aber in dem Gedanken, daß es in diesem Falle die einzige Möglichkeit sei, nahm ich seinen Vorschlag an. Gemächlich setzt sich der Heide nieder, lächelnd über meine kleine Gestalt. Mit dem Heiland auf der Brust umklammerte ich mit beiden Händen fest seine Schultern. Nun steht er langsam auf und beginnt das reißende Wasser zu durchwaten. Anfänglich ging alles gut, aber mitten im Fluß begann er zu schnaufen, zu stöhnen und zu schwanken, sodaß ich mich schon auf ein unfreiwilliges Bad gefaßt machte. Keuchend unter der schweren Last rief mir nun dieser heidnische Christo-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

phorus zu: „O Vater, Du bist aber schwer!" Ich konnte mich eines Lächelns nicht erwehren. Ja, lieber Freund, dachte ich, du trägst ja Himmel und Erde und den der alles erschaffen. Im Stillen aber flehte ich zum Heiland für ihn um das Licht des Glaubens und die Gnade der Bekehrung! Endlich gelangten wir glücklich ans jenseitige Ufer und der Heide ließ mich sanft zur Erde gleiten. Er verlangte keinen Lohn, sondern bot sich sogar an, mich bei der Rückkehr wiederum hinüberzutragen. Ich dankte ihm und segnete ihn von Herzen für seine Liebestat und schritt wohlgemut den hohen Berg hinan zu meinen Kranken, wo ich meines Amtes waltete. Bei meiner Rückkehr fand ich den guten Mann wieder zur Stelle und es wiederholte sich derselbe Vorgang, nur ging es diesmal etwas lustiger zu, da ich ja jetzt allein ohne Heiland auf seinem Rücken hockte. Alles ging gut. Nun war ich wieder drüben, dankte nochmals, verabschiedete mich und lenkte frohen Herzens meine Schritte der „Einsiedelei" wieder zu in dem Bewußtsein, St. Christophorus heute begegnet zu sein.

Lieber Leser, hat dieses Ereignis nicht große Ähnlichkeit mit der eingangs erzählten Legende? Und da der hl. Christoph der Patron der Autofahrer ist, füge ich diesen Zeilen die bescheidene Bitte bei: „Wer verhilft dem armen Missionar von Einsiedeln zu einem Missionsauto? Herzliches Vergelts Gott im Voraus!"

Hl. Christophorus, bitte für mich!

Die dicken Bohnen beim Abt Franz Pfanner

Von P. Solanus Petereck RMM., Citeaux

„Sie brauchen keine Angst zu haben, wenn sie als Trappist kein Fleisch bei den Mahlzeiten erhalten; dafür bekommen sie aber dicke Bohnen, sehr weich gekocht und frischen Salat und einen Löffel Öl dazu. Das ist ein feines und kräftiges Essen", so sprach Abt Franz, als er mich unter seine Truppe einreihte.

Wie ich die Treppe von der Abtei herunterkam, weiß ich nicht, denn der Schrecken ist mir in die Beine und in den Bauch gefahren, weil ich vor den Bohnen und dem Öl große Abneigung hatte. Am Seminar nämlich, wenn einer in der Geschichte die Zahlen nicht wußte, da bekam er vom Geschichtslehrer zu hören: Na, sie haben wohl gestern abends dicke Bohnen gegessen? Und was das Öl anbelangt, so hatten wir einen Doktor, der war bloß Haut und Knochen und wir haben herausgebracht, daß der Herr kein Fleisch esse und kein Fett für Zubereitung seiner Speisen dulde und nur Öl genommen werden dürfe. —

Es läutete die Glocke zum Trappisten-Abendbrot. Richtig, da sah ich die Tische mit mächtig großen Schüsseln besetzt, voll von dicken Bohnen. Tag für Tag gabs Bohnen. Natal baut Bohnen über Bohnen. Da gibt es rote Bohnen, weiße Bohnen, scheckige Bohnen, Busch- und Stangenbohnen, Siebenjahr oder Saubohnen. Sobald man eine Portion von den angeschwollenen Bohnen in seinen Teller geschöpft hatte, kam der Tischdiener mit der Ölkanne und bot einem Öl an. —

Die erste Zeit rührte ich keine Bohnen und kein Öl an und sagte im Herzen zum Tischdiener: Mach', daß du weiter kommst. Nach und nach

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

aber, und weil ich sonst nichts bekam, machte ich mich an die dicken Bohnen und an das Öl heran und fand dieses Essen wirklich gut. —

Da kam dieser Tage ein weiter Krankenruf. Nun bin ich aber bei einem Fall verunglückt und kann nicht mehr reiten, wohl aber mit Hilfe eines Stockes zu Fuß gehen. Drei Stunden hin und drei wieder zurück, zu Fuß mit 74 Jahren auf dem Rücken, in dieser bergigen Gegend, nein, das geht nicht mehr, sagte ich mir.

Das Gewissen ließ aber keine Ruhe. Da dachte ich an die dicken Bohnen des Pater Franz.

„Schwester, haben Sie dicke Bohnen im Sack?" frug ich die Köchin.

„O ja, Vater!"

„Bitte, kochen Sie mir eine Portion, ich muß morgen einen weiten und beschwerlichen Krankenbesuch machen."

Den nächsten Tag nahm ich das Allerheiligste auf die Brust, den Gehprügel in die Hand, der mich begleitende Bursche nahm die dicken Bohnen und Brot und etwas Zitronenwasser an sich und wir legten um 9 Uhr los. Mittags kam ich zum Kranken, versah ihn, aß meine dicken Bohnen und um 4 Uhr kam ich wohl und munter nach Hause. —

Ja, die dicken Bohnen sollen hoch leben, dreimal hoch!

Die Mariannhiller Missionare in ihrem Wirken seit Beginn ihrer Südafrika-Mission

(Fortsetzung)

Mariannhills Verdienste um die soziale Hebung der Eingeborenen

Als die ersten Trappistenmissionare nach Südafrika kamen, fanden sie trostlose soziale Verhältnisse vor. Am traurigsten schaute es diesbezüglich in den beiden ehemaligen Burenrepubliken Transvaal und Oranjefreistaat aus, aber auch in den Provinzen Natal und Kapland war die Lage der Eingeborenen nicht rosig. Die Weißen, Engländer wie Buren, die in den Eingeborenen nur billige Arbeitskräfte sahen, die man gehörig ausnützen konnte, gegen die man aber weiter keine Verpflichtungen hatte, als es der eigene Nutzen verlangte. Die Schwarzen, die einstmaligen Besitzer des Landes, mußten froh sein, daß ihnen durch die Verfügungen der Regierung wenigstens einige — meist wenig fruchtbare — Gebiete, die sogenannten Reservationen, blieben, wo sie doch eine — verhältnismäßig — größere Unabhängigkeit hatten als die Pächter auf den Farmen der Weißen oder ihre Brüder und Schwestern in den Vororten der Städte der Weißen, in den sogenannten Lokationen. Von einem gegenseitigen Vertrauen der beiden Volksschichten konnte unter solchen Verhältnissen natürlich keine Rede sein, und doch ist ein solches Vertrauen unbedingt notwendig, wenn in sozialer Beziehung etwas erreicht werden soll. Den richtigen Weg zur Lösung dieser Schwierigkeit zu finden, ist ja das Hauptproblem der Rassenfrage in Südafrika.

Die Missionare von Mariannhill können mit berechtigtem Stolz hinweisen, daß sie vom ersten Tag ihrer Tätigkeit in Südafrika an der Lösung dieses Problems uneigennützig mitgearbeitet haben und daß Mariannhill heute in weiten Kreisen Südafrikas — bei der Re-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



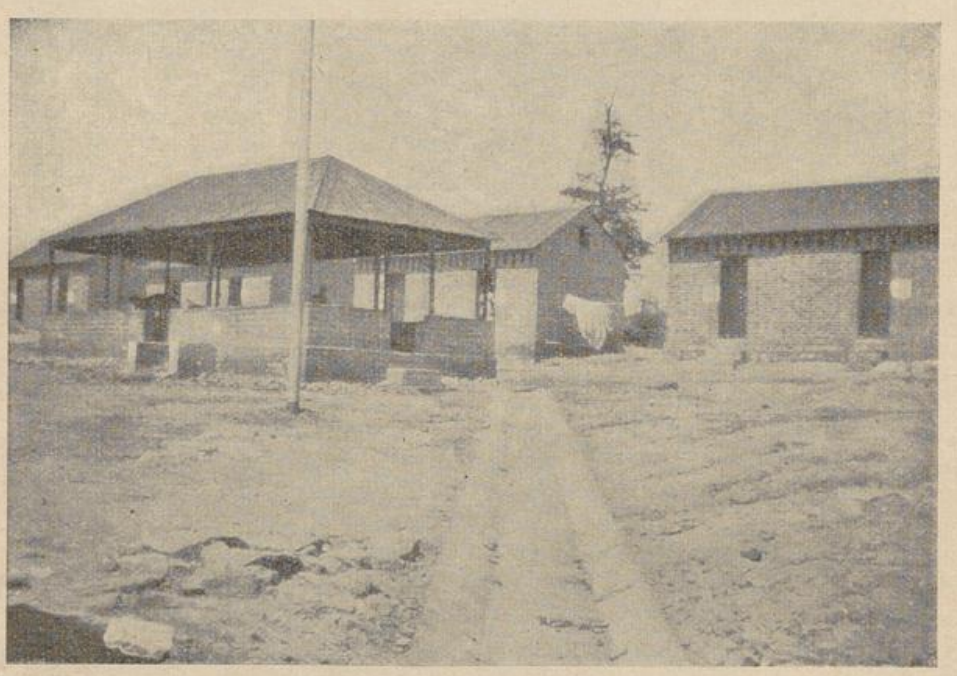
St. Josephsaltar im Mariannhiller Seminar Pius X. in Würzburg

Photo: Pius-Seminar, Würzburg

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gierung wie bei den Eingeborenen — in sozialen Fragen einen ebenso guten Ruf hat wie auf dem Gebiete der Schule. P. Bernard Huß dürfte keinem erwachsenen Eingeborenen Natals und der Kapprovinz unbekannt sein.

Es wäre verfehlt, anzunehmen, daß dieses Vertrauen den Missionaren so ohne weiteres in den Schoß gefallen wäre; die Eingeborenen hatten mit den Weißen bisher so bittere Erfahrungen gemacht, daß sie jedem Weißen — Missionar wie Nichtmissionar — ein starkes Mißtrauen entgegenbrachten. Es galt nun, dieses Mißtrauen abzuschwächen und mit der Zeit zu beseitigen.



Partie aus dem Eingeborenenviertel, Kohlenbergwerk Wankie, Rhodesia
Photo: Mariannhiller Mission

Abt Franz begann damit, daß er bald nach Ankauf des Hügels bei Pinetown den auf der Farm wohnenden eingeborenen Pächtern melden ließ, daß sie in Zukunft nur den halben Pachtzins zu zahlen haben, vorausgesetzt, daß sie die gepachteten Felder ordentlich bewirtschaften. Diese Begünstigung sprach sich herum und die Mariannhiller Pachtfelder hatten bald zahlreiche Bewerber, die sich redlich bemühten, dieselben fleißig zu bearbeiten.

Nach Eröffnung der Schule verkündete Abt Franz den in der Nähe wohnenden Eingeborenen, daß sie, gleich den Weißen, ihre Kinder in den Unterricht schicken dürfen, und zwar unentgeltlich; daß ihre Kinder sogar im Kloster Unterkunft finden sollen, falls sie fleißig kommen und sich gut aufführen. Die gleichmäßige, in einzelnen Fällen, wie bei öffentlichen Aufführungen, sogar bevorzugte Behandlung der eingeborenen Kinder erhöhte den Eifer der Kinder und weckte allmählich das Vertrauen der Eltern. Als dann die Zahl der Arbeitswilligen zunahm, ließ ihnen Abt Franz als Entgelt — selbst die Ochsenbuben erhielten

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

eine kleine Entschädigung — gute Kleidung, billige Verpflegung und wohlfeiles Ackergerät verabreichen. Für die anderen Bedürfnisse errichtete er Kramläden, die den Eingeborenen alles für den täglichen Unterhalt Nötige zu billigen Preisen verschafften. Da ähnliche Einrichtungen, wenn auch in kleinerem Umfang, auf den gegründeten Außenstationen eingeführt wurden, kam ein Großteil der Eingeborenen mit der Zeit zu der Überzeugung, daß die Missionare nicht gekommen seien, um sie auszubeuten, wie andere Weiße, sondern um ihnen zu helfen. Ein wichtiger Schritt zur Beseitigung des Mißtrauens gegen alle Weißen war damit getan.

Nach dem von den Mariannhillern aufgestellten Programm: „Bessere Felder, bessere Wohnungen, bessere Herzen" mußte mit aller Energie an die Aufrichtung der arg vernachlässigten Landwirtschaft Südafrikas geschritten werden. Ein Missionär konnte bei der Besichtigung des Feldes eines Eingeborenen konstatieren, daß 90 Prozent des Saatkornes ungeeignet, daß der Acker schlecht bearbeitet, die wenigen Nutzpflanzen, die herangewachsen waren, durch das üppig wuchernde Unkraut fast erstickt wurden usw. Auch die Viehzucht lag im argen; die Verwertung der Milchprodukte kannte man überhaupt nicht.

Die Missionare suchten diesen traurigen Zuständen zunächst durch ihr Beispiel entgegenzuwirken. Sie errichteten auf ihren Farmen Musterwirtschaften, gaben den Eingeborenen Gelegenheit, moderne landwirtschaftliche Einrichtungen sehen und probieren zu können und boten sich uneigennützig an, ihnen bessere Saatkörner, wertvollere Viehrassen usw. zu überlassen. Die Erfolge entsprachen nicht den Erwartungen und Bemühungen der Missionare. Die Eingeborenen kamen, bewunderten die Leistungen der Missionare und kehrten dann nach Hause zurück, um ihre Wirtschaft in gewohnter Weise fortzuführen. Ja, es kam sogar vor, daß Eingeborene, die auf der Missionsfarm Vorzügliches geleistet und mit den neuesten Maschinen aufs beste vertraut waren, nach ihrer Rückkehr in die Heimat den alten gemütlichen Schlendrian vorzogen.

Die Gründe dieser selbst für einen Neger ungewöhnlichen Indolenz waren mannigfach. Die Eingeborenen waren nur Pächter und konnten von den weißen Farmern, in den Reservaten von dem Häuptling, jederzeit von ihren Pachtgründen entfernt werden. Bei dem krassen Egoismus der meisten Farmer fürchteten die Pächter nicht mit Unrecht, daß ihnen die besser kultivierten Felder abgenommen würden und ihre Mehrarbeit daher für sie keinen Nutzen brächte. Auch außer Südafrika werden Pachtgründe nicht immer am sorgfältigsten bearbeitet!

Großen Einfluß auf die Haltung der Eingeborenen hatte der bei den Bantuvölkern heute noch vorhandene Zauberglaube, der eine auffallend bessere Ernte, als die der Stammesgenossen, diabolischen Einflüssen zuschreibt. Früher wurden solche „Glückliche" strenge bestraft, selbst mit dem Tode, heute macht man ihnen manchmal das Leben so sauer, daß sie verzweifelt zur Väterssitte zurückkehren.

Der Hauptgrund der Eingeborenen für die Beibehaltung ihres primitiven Wirtschaftsschlendrians war aber, daß sie mit den erzielten Erträgnissen zufrieden waren und kein Bedürfnis nach einer Vermehrung des Ertrages hatten. Was die Arbeit der Frau dem Boden entlockte, genügte für den einfachen Lebensunterhalt der Familie, der Mann konnte sich der Jagd oder dem süßen Nichtstun widmen. Geld brauchte man nicht und ein Markt zum Absatz des Überschusses war nicht vorhanden. Es

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

fehlte also jeder Anreiz zu einer größeren Kraftanwendung, die mit dem Gebrauch der modernen Maschinen und Geräte verbunden ist. Mancher Eingeborene hätte gar nicht gewußt, was er mit einer reichen Ernte anfangen soll.

Solchen Vorurteilen gegenüber versagte das herrlichste Beispiel der Missionare, die uneigennützigste Bereitwilligkeit derselben, zu helfen, die größte Opferwilligkeit im Vermitteln von Werkzeugen und Saatsorten, weil man eben kein Verlangen nach denselben hatte:

Mit der Zunahme der Bevölkerung und der Verkleinerung des Besitzes in den Reservationen trat allerdings eine kleine Besserung ein; größere Erfolge wurden aber erst erzielt, als die Missionare, kräftig unterstützt von der Regierung, 1916 neben der indirekten Belehrung durch das Beispiel, mit positiven Vorschlägen einsetzten.

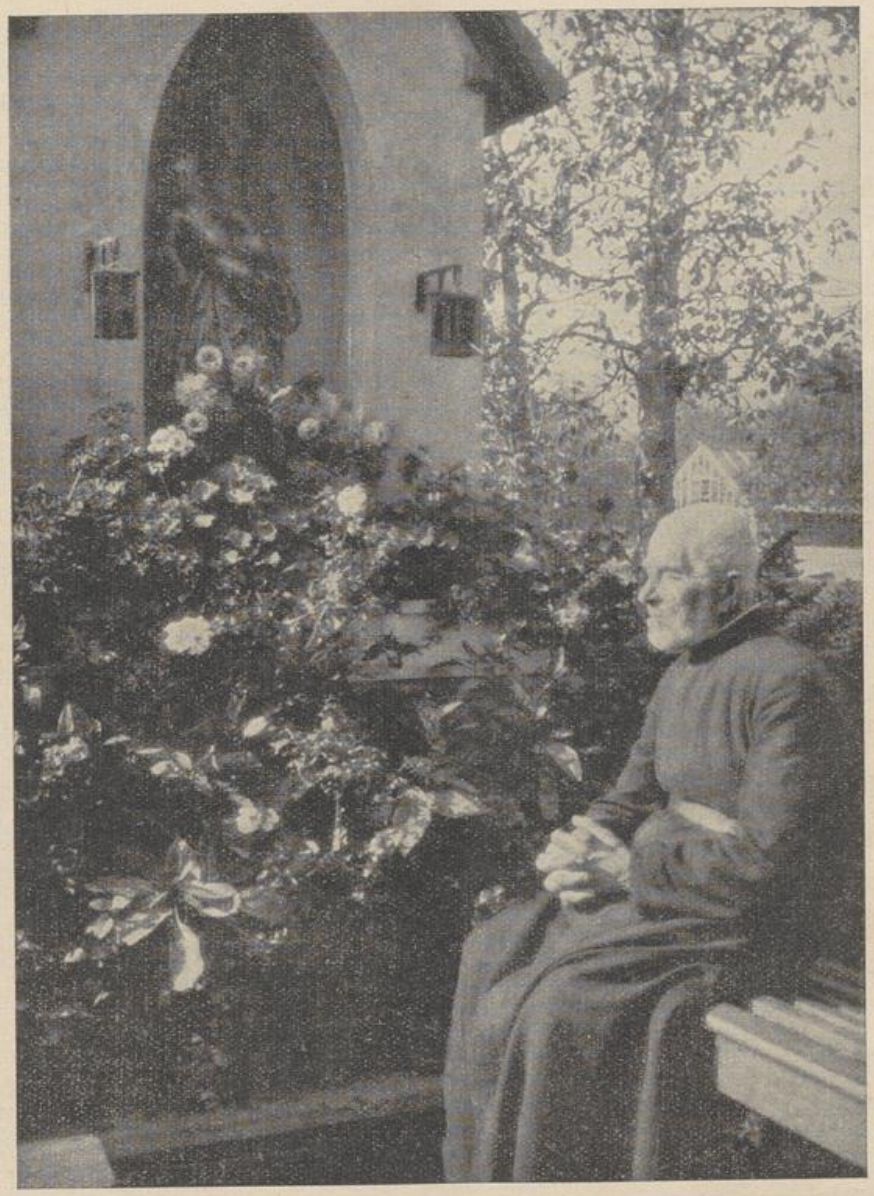
Zunächst wurde Landwirtschaft in den Seminarien als Pflichtgegenstand eingeführt, damit die Lehrpersonen in der Lage seien, den Kindern in der Volksschule schon die einfachsten Begriffe der Wirtschaftslehre zu vermitteln, dann wurden in größeren Stationen — namentlich Maria-Lourdes — zur Auffrischung, Erweiterung und Vertiefung der in den Schulen erworbenen Kenntnisse eigene soziale Kurse eingeführt, an denen neben den Lehrpersonen auch Farmer, Hausfrauen usw. teilnehmen konnten und bei denen von Fachmännern — Missionaren, Lehrern, Ärzten — Fragen von allergrößter Wichtigkeit — Gesundheitspflege, Verhütung von Krankheiten in den Häusern der Eingeborenen, Entwicklung der Kultur und Zivilisation der Völker, Gründung von Sparkassen, Buchführung, landwirtschaftliche Mischinen und ihr Gebrauch, Bienen bei der Arbeit, Butterbereitung, Handarbeitsunterricht, Wanderbewegung, Kinderlieder usw. — behandelt wurden. Seit 1924 finden auch landwirtschaftliche Ausstellungen statt, die viel Anklang finden und bereits in anderen Provinzen nachgeahmt wurden. Die folgenden Jahre führten zur Gründung eines Bauernvereines und schließlich zur Errichtung einer Katholischen Afrika-Vereinigung, der dann allmählich alle Vereine — Lehrer-, Bauern- und Frauenbund, Mäßigkeits-, Jugend- und Sportvereine, Einkaufsgenossenschaften, Sparkassen usw. — einverleibt wurden, so daß sie heute die führende Organisation in Südafrika mit Filialen in allen größeren Orten der Vikariate Natal, Mariannhill, Kernstred, Kimberley usw. ist. (Fortsetzung folgt).

St. Paul auf der Hochebene

(Schluß)

Was also heute und hier so schlicht und einfach begonnen wird von unwürdiger Menschenhand, das soll durch Gottes allmächtiges Walten für alle Zeit und Ewigkeit fortgesetzt werden. Ein Samenkörnlein ist in afrikanisches Erdreich gesenkt und ein herrlicher Baum soll ihm entsprossen. Würde auch nur eine hl. Messe hier gefeiert, ein einziges hl. Sakrament gespendet, eine Seele erleuchtet, geheiligt und gerettet: es wäre schon ein wahrhaftig großes Werk. Welch ein unverdientes Glück also, hier den Anfang machen zu dürfen! Dem ersten Ave Maria und Vater unser und hl. Kreuzzeichen werden unzählige nachfolgen und schon

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Abendfriede
Der Senior im Aloysianum, Br. Bartholomäus
Photo: Mariannhiller Mission

heute, zu dieser Stunde ist das hohe Lied der Ewigkeit angestimmt, dessen Te Deum und Alleluja nie mehr verklingen wird! — Solche Gedanken und Hoffnungen trösten und stärken den Missionar in seinem mühevollen Beginnen. Wenn sich die Erwartungen und obigen Ausführungen auch nicht immer und überall erfüllen, so fühlt er sich doch als Pionier des Gotteswerkes und der Weltmission glücklich, ihm die geringsten Dienste leisten zu können.

Die beiden ungenannten Begründer von St. Paul freuten sich darum ihres schlichten Tagewerkes in der einsamen Gegend. Bald kamen schwarze und weiße Gehilfen zum Bau der Kapelle und Schule aus Granitsteinen

mit Strohbedachung. Die „Königin der Apostel" sorgte für den Dachstuhl, die Fenster und Türen, Altar, Bänke, Bilder, eine schöne Statue, Beichtstuhl usw. Sogar ein Glöcklein fand sich ein und ein schönes Kreuz auf die Giebelspitze der Missionskapelle. Schon am Feste des hl. Franz Xaver des gleichen Jahres konnte die Einweihungsfeier und Eröffnung von St. Paul auf der Hochebene stattfinden. Es war auch ein Freudentag für die Station der Apostelkönigin in vierstündiger Entfernung. Die Priester, Brüder, Missionsschwestern und Schulen mit vielen Christen eilten herbei. Außer den Neukatholiken der Lokation natürlich auch eine Schar von Katechumenen, Heiden und Andersgläubigen. Das von der Hauptmission mitgebrachte Harmonium und die geschulten Sänger taten ihren Dienst und der Glocke Silberton mischte sich in den Jubel des Tages. Nach der Benedizierung des Hauses und einer Eröffnungspredigt feierte der noch jugendliche Missionar das erste Hochamt in St. Paul und der eucharistische König spendete aus der Monstranz den Versammelten seinen Segen zum ersten Male an dieser Stätte.

Wie froh war die kleine Gemeinde von St. Paul, nun ein eigenes nahegelegenes „Sonntagshaus" zu besitzen, wie die Zulus ihre Kirchen und Kapellen getauft haben. Das Wort Isonto hat im jetzigen Sprachgebrauch unserer Leute die dreifache Bedeutung von Sonntag, Gotteshaus und Woche. Das neue Kirchlein auf der Hochebene glich mit seinen mächtigen Granitmauern einer kleinen Festung. Anfangs wurde darin monatlich ein- oder zweimal öffentlicher Gottesdienst gehalten. Bald wuchs die Christenzahl und eine nachfolgende frische Missionskraft machte eine wirkliche Sonntagskapelle daraus, d. h. es kam regelmäßig jeden Sonntag aus vierstündiger Entfernung einer der Missionare von der Königin der Apostel. Er feierte die hl. Messe und betreute seine Schäflein mit Sakramentenspendung, Predigt und Katechese. Aus der großen Location kamen die Zuhörer stundenweit her im echten Nationalkostüm der Heiden, die noch selten einen Weißen und noch nie einen katholischen Missionar gesehen hatten. Männer und Burschen erschienen freilich in der Minderzahl, wie überall. Frauen und Mädchen um das Doppelte mehr. Doch aus beiden Reihen meldeten sich Katechumenen und sie kamen monate- und jahrelang wieder, bis sie zur hl. Taufe reif waren. Diese fand gewöhnlich auf der Hauptstation statt; Erstkommunionfeiern aber in St. Paul. Der regelmäßige Besuch des Sonntagsgottesdienstes bedeutet für die in den fernen Tälern und Schluchten der Lokation Wohnenden auf die Dauer in der Tat eine nicht geringe Leistung. An den Werktagen müssen sie ja auch ihre Haus- und Feldarbeiten besorgen oder stehen bei weißen Farmern in Dienst. Die Kommunikanten machen überdies ihre lange Sonntagswanderung nüchtern. Geduldig warten sie die Stunde der hl. Messe und Kommunion ab, die sich oft bis gegen Mittag oder gar Nachmittag verzögert. Dann erst nehmen sie ihr mitgebrachtes karges Sonntagsmahl: Maiskolben oder Körner in kalter Zubereitung.

Für ältere Missionare ist die fortgesetzte regelmäßige Betreuung entfernter Außenposten keineswegs leicht. Sie stellt auch an junge Kräfte nicht geringe Anforderungen. Zwei bis drei und mehr Stunden im Sattel, über Berge und Hügel, brückenlose Flüsse und tiefe Schluchten, bei Sonnenhitze, Sturm, Regen und jedem Wetter, auf ungangbaren holperigen Pfaden. Der Hinweg muß ebenfalls nüchtern zurückgelegt werden. Am Orte ist die Verköstigung meistens noch fast „urafrikanisch" oder beschränkt sich auf mitgebrachte „kalte Küche". Nach St. Paul auf der Hochebene

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

führt zwar ein ziemlich fahrbarer Weg, doch über langgestreckte Berge und tiefe Talsenkungen. Ein Hilfsmissionar legte die beinahe 5 Stunden Fußweg öfters zu Fuß zurück. Als er den noch unbekannten Fußpfad das erste Mal antrat, begleitete ihn ein kleiner Zuluboy als Wegweiser. Es war eines Samstags Nachmittags und der Missionar wurde in St. Paul zur Feier der hl. Messe bestimmt am Sonntag erwartet. Nach vierstündigem Marsch brach das Abenddunkel herein und der kleine Wegweiser verlor Pfad und Richtung und beide wußten nicht mehr, wo sie waren. Sie wanderten bis in die Finsternis hinein weiter und mußten die kalte Winternacht im Freien zubringen. Aber auch am Sonntagsmorgen fanden sich die Verirrten nicht zurecht, denn sie waren weit in die Berge abgewichen. Endlich gelangten sie auf einer Fahrstraße hungrig und ermüdet gegen 11 Uhr mittags auf der Hauptstation an, die sie am Tage vorher verlassen hatten. Die versammelte Gemeinde von St. Paul aber wartete bis Nachmittag umsonst auf einen Priester . . .

Der erzählende Arbeitsgehilfe des ständigen Missionars machte die Strecke in den Aufbaujahren des Vorpostens unzählige male zu Wagen, zu Pferd und auf Schusters Rappen. Nicht selten geriet er dabei in den berüchtigten dicken Nebel der dortigen Gegend. Bei Nacht und Nebel konnte er zuweilen den Bestimmungsort lange nicht entdecken und erst in später Stunde erreichen. Es braucht viele Zeit und Geduld, Arbeit und Ausdauer, bis eine solche Missionsfiliale mit dem Notwendigsten ausgerüstet dasteht. Kapelle und Schule von St. Paul erwiesen sich bald als zu klein und mußten vergrößert werden. Ebenso die Wohnungen für schwarzes und weißes Personal. Da in trockener Periode die Wasserquellen versagten, war man genötigt, einen gegen 50 Fuß tiefen Brunnen zu graben. Das unentbehrliche Brennholz lieferte die prächtig aufwachsende Wattel- und Eukalyptus-Plantation. In ihrer Mitte wurde auch ein Friedhof angelegt mit einem hochaufragenden Kreuz und über 200 Gräbern im Laufe der Jahre. Die Afrikaner bringen ihre Toten gerne aus ihren Kraals und selbst von beträchtlicher Ferne zur Mission, denn sie fürchten die Nähe von Leichen. Es werden aber nur Getaufte auf dem Missionsfriedhofe begraben. Christliche Angehörige pflanzen gern ein Kreuz auf die Grabhügel ihrer Verstorbenen und zahlen dafür ein bis zwei Schillinge. Manche glauben, daß die Seelen der Heimgegangenen ohne ein solches Kreuz nicht in die volle, ewige Ruhe eingehen könnten.

Die katholischen Missionsstationen im Heidenland sind wie grünende Oasen in der Wüste, Pflanzstätten des Lebens mitten im Todesschatten. In wenigen Jahren schaffen sie ein dreifaches Werk: äußeren, kulturellen Fortschritt, innere, religiöse Umwandlung und geistig fortdauernde Folgen und Früchte für die Ewigkeit. — Zu Beginn des Jahrhunderts war unsere Hochebene an der äußersten Grenze der einsamen Burenfarm eintöniges Weideland, ohne Baum und Strauch und menschliche Wohnung. Zwei bis drei Jahrzehnte später ein blühendes Außenfort der katholischen Weltmission. Immergrüne Baumpflanzungen umsäumen die Kapelle und Schule, die einfachen Wohnungen, den freundlichen Garten und stillen Friedhof. Sogar einige Obstbäume prangen in voller Blütenpracht, Cypressen, Pinien und Pinastern breiten ihre schattigen Äste darüber aus. Das zarte Grün der deutschen Eiche schmückt die Einfahrt zur umzäunten Stätte des Friedens . . .

Die ehedem unbekleideten Kinder der Wildnis tragen nun anständige Kleidung. Viele von ihnen haben das Wort der Wahrheit gehört und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

in ihre Seelen aufgenommen. Feierlich entsagten sie dem Teufel und seinen Werken, weihten ihr Leben Christo und seinem Reiche und wurden in den Schoß der hl. Kirche aufgenommen. Das wunderbare Wasser des Taufbrunnens schuf neugeborene Gotteskinder inmitten der Heidenwelt. Sie bemühen sich redlich eines christlichen Wandels, besuchen oft ihren Heiland, König und Erlöser in der trauten Missionskapelle, genießen das Brot des ewigen Lebens und gehen in freudiger Hoffnung den großen Verheißungen Christi entgegen in der wahren Heimat der Kinder Gottes. Sie feiern die Sonn- und Festtage des Kirchenjahres mit der ganzen Christenheit und sind nun lebendige Sprossen am Paradiesbaume der göttlichen Religion, Mitbesitzer des Kostbarsten, was die Erde kennt. — Das alles existierte nicht ohne die Mission.

Freilich blieben nicht alle Gewonnenen der Gnade treu und so manche fallen mit den Jahren ab zum tiefen Schmerze des sichtbaren und unsichtbaren guten Hirten ihrer Seelen. Aber die heilige Kultstätte der katholischen Kirche besteht weiter wie die Sterne über den Wolken. Das göttliche Opfer wird regelmäßig dargebracht, die hl. Sakramente gespendet, das Evangelium des Gnadenreiches den Christen und Heiden gepredigt und die Weihe des Jenseits bleibt über diesem erwählten Ort ausgegossen. Hier wird auch die Königin des Himmels verehrt, die Mutter der Gnaden angerufen und die Mittlerin aller Segnungen des Christentums verherrlicht. Jedes katholische Kirchlein ist ja auch ein marianisches Heiligtum, wo die Erzpatronin der Mission ihre erlesenen Gaben den Ärmsten spendet. Es ist ein Ehrenzelt der Heiligen Gottes, namentlich jener, denen es offiziell geweiht wurde und die seligen Geister der Höhe umhegen und schützen es mit Freude. Jede hier gefeierte hl. Messe, jede hl. Beicht und Kommunion, jedes Gebet und fromme Lied zählt mit im unvergänglichen Jenseitsschatze der hl. Kirche!

So ist eine kleine Zusammenstellung und geistige Rechnung über St. Paul auf der Hochebene von Wert und Nutzen. In den 30 Jahren wurden rund 1000 Heiden und Andersgläubige getauft, 2000 hl. Messen gelesen, 30 000 hl. Kommunionen gespendet, 15 000 Beichten gehört, ungezählte Predigten und Katechesen gehalten. In der Schule wurden viele hundert Kinder unterrichtet. In den Kraals viele Kranken besucht. Gegen 400 Verstorbene christlich beerdigt. Der kleine Außenposten trug seinen guten Teil in dieser Gegend bei zur Verwirklichung des Programmes unserer Katholischen Afrika-Union: Bessere Herzen, bessere Häuser bessere Felder! Lichtstrahlen des Glaubens und der Gnade gingen von hier aus und drangen ringsum in das Land, die Wohnungen und Seelen. Wo sie nicht aufgenommen wurden oder noch nicht wirkten, da vollbrachten sie doch das Werk der gottgewollten Verkündigung der Wahrheit in diesem entlegenen Teile des Mariannhiller Vikariates. Da bahnten sie so manche künftige Bekehrung an, minderten Böses und mehrten Gutes unsichtbarer Art. Wohltat und Segenssaat ist jeder Tag im Kreise der Mission und kommt oft erst nach Jahrzehnten zur Reife, was die Missionare mit Schweiß und Tränen in die Furchen streuen. Lebendigen Anteil an allem nehmen aber stets die edlen Freunde und Wohltäter des Gotteswerkes in der Nähe und in der Ferne, auch die Leser unseres Vergißmeinnicht!

Welchen Einfluß hatte St. Paul auf den ungläubigen Grundbesitzer der Hochebene? — Wurde er nicht der hl. Religion und Kirche gewonnen? Nach außen scheint der Einfluß leider gering. Kaum daß er einmal im Jahre das Kirchlein betrat und katholische Lektüre nicht zurückwies . . .

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



St. Joseph (Würzburger Hausschmuck)
Photo: Sattler, Würzburg

Ich möcht' mein Haus erbauen gern
Auf einen Grund so gut,
Daß alles bliebe von ihm fern,
Was je nur Schaden tut!
Wie fang' ich's an? — Wer sagt es mir? —
Ruf nur den Zimmermann zu dir,
Den Zimmermann von Nazareth!
Der's Bauen gut versteht!

Den Grund, auf den er stets gebaut,
War Gottes Will' und Wort,
Wer treu — gleich ihm — auf dieses schaut,
Der steht auf Felsenhort!
So bau' denn wie der Zimmermann,
Mit Joseph fang' von heute an,
Zu gründen Haus und Leben dein
Auf Gott, den Herrn, allein!

Cordula Wöhler.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Da der sonst herzensgute reiche Farmer einen Teil seines Besitzes so viele Jahre der katholischen Mission überließ, so wird der Allbarmherzige es ihm ganz gewiß reichlich lohnen. Mögen die Leser ihn in ihr frommes Gebet einschließen, daß es nicht bloß ein Lohn in zeitlichen Gütern sei!

* * *

Die Leser der Missionszeitschriften erwarten darin „first-hand-reports" aus dem Missionslande, neue Berichte aus frischer Quelle. Sie suchen direkte Nachrichten vom Entstehen, Leben, Werden und Wirken der Missionen. Das sollen sie auch darin finden, zumal die verehrten Freunde, Gönner und Wohltäter des Mariannhiller Missionswerkes, die vielen Angehörigen, Verwandten und Bekannten unserer Patres, Brüder und Missionsschwestern in Südafrika. Sie alle haben ein Recht darauf und wir in der Mission wollen unsere diesbezügliche Pflicht nicht vergessen. Unser unvergeßlicher Gründer, Abt Franz Pfanner sel. — dessen ausführliche Lebensbeschreibung aus der Feder unseres Pater Otto Heberling in weiten Kreisen besten Anklang gefunden — benannte unsere Monatsschrift mit Absicht „Vergißmeinnicht". Es geschah im Interesse des afrikanischen Werkes und seiner vielen Mitbegründer diesseits und jenseits des Meeres. Kein Mariannhiller sollte seine treuen Verbündeten in der Heimat vergessen und keiner unserer Missionsfreunde im Norden über die Weiterentwicklung im Süden in Unkenntnis bleiben. Die ersten, interessantesten und zugkräftigsten Vergißmeinnichtbeiträge schrieb die schwielige Pionierhand des Abtes selbst. Das waren urwüchsige Artikel aus frischer Quelle, echte Missionsberichte der Tat und Wahrheit, afrikanische Originalitäten des neugeborenen Werkes. Jene spannende Entstehungsperiode ist freilich vorüber und wird im gleichen Reiz der Neuheit nie wiederkehren. Dennoch bleibt die Fortsetzung von Originalberichten für alle Zukunft von dauerndem Wert und Nutzen. Es sollte in möglichst lückenloser Reihenfolge geschehen sein oder noch nachgeholt werden soweit immer die lebendigen Fäden in die Vergangenheit reichen. Diese Fäden sind im Gedächtnisse jener verknüpft, die persönlich „dabei waren" — also die Zeitgenossen des sel. Gründers und ihre unmittelbaren Nachfolger bis zur Stunde, die Missionare und Missionsbrüder der ersten 50 Jahre Mariannhills. Keiner von ihnen sollte sterben ohne wenigstens etwas von seinen Erlebnissen aufgezeichnet zu haben — für künftige Nummern des Vergißmeinnicht oder für die laufenden Jahrgänge des Mariannhillkalenders. Manche haben in der Tat viel erlebt, vieles mitgemacht und mitgewirkt. Es sollte in der Missionsliteratur niedergelegt werden zum guten, edlen Zweck und hl. Ziel: Gottes Ruhm und der Menschenseelen Heil!

Werthaltige Missionsschriften sind kostbares Gemeinschaftsgut der Kirche. Sie erhalten und mehren den Glaubensschatz in der Heimat und in der Ferne. Das Geschehen im Missionslande wirkt auf das tausendjährige Christentum zurück. Die vom letzteren ausgesandten Strahlen kehren mit doppeltem Lichtreflex wieder und steigern die allgemeine Tageshelle. Wo aber der Eifer für die Glaubensverbreitung erlischt, da nehmen die Schatten der Dunkelheit überhand, die Vorboten der kommenden Nacht. Unterdrückung der Missionsbegeisterung bedeutet so viel als Ersticken des göttlichen Funkens in der eigenen Brust. Betätigung der Glaubenspropaganda aber ersetzt viele Predigten und wirkt gleich lebendiger Pfingstflamme.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Inhaltreichste Missionsliteratur schenkte uns schon der hl. Evangelist Lukas, namentlich in seiner Apostelgeschichte mit den Reden und Taten des größten aller Missionare. Dieser älteste Missionsbericht schließt mit den Worten: „Paulus verkündete mit allem Freimut das Reich Gottes und die Lehre über den Herrn Jesus Christus." Das Gleiche tat der Völkerapostel in seinen 14 Briefen an die neuen Christengemeinden. Da er von allen Aposteln am meisten schriftlich tätig war, gilt St. Paulus als Hauptpatron der Missionspresse. Aus diesem Grunde werden die obigen Gedanken gelegentlich dieses kleinen Berichtes über „St. Paul auf der Hochebene" eingeflochten. Es sei ferner ein kleines Seitenstück zum 25 jährigen Bestehen des Mariannhiller Missionshauses St. Paul in Holland. Im Mai 1936 vollendet es sein erstes Vierteljahrhundert. Ebenso lange besteht unser „Großes Liebeswerk vom heiligen Paulus" zur Heranbildung von Heidenmissionaren in St. Paul und den übrigen Mariannhiller Häusern. Dieses afrikanische Vergißmeinnicht sei ein Erinnerungszeichen an das silberne Jubiläum beider. Von 1936 an beginnen die ältesten unserer Missionsstationen Südafrikas das Gedenken ihres 50 jährigen Bestehens. Möchte bei dieser Gelegenheit jede einzelne in ihrem Jubiläumsjahre unseren Leserkreis mit einem Abrisse ihrer Chronik und Entwicklungsgeschichte beschenken!

Wir schließen die heutigen Einzelheiten über das zweite Missionsfort der „Königin der Apostel" mit dem täglichen kurzen Pflichtgebete der Mitglieder des großen Liebeswerkes vom heiligen Paulus:

„Heiliger Paulus, du großer Völkerapostel, bitte für uns und die armen Heiden! Amen."

O.

Eine Kur nach Rezept Dr. Eisenbart

Von P. Jakobus Ermekeil, RMM.

So geht's. Komme ich da vor einigen Tagen aus unserer kleinen Kapelle als gerade die Schwester, die all die Medizin-Flaschen und -Töpfe in Verwaltung hat, in ein helles Lachen ausplatzte.

Wie jeden Morgen, so ist auch heute wieder die ganze Bank hinter dem Hause umlagert von kranken Schwarzen, der eine mit einer Wunde, der andere mit Kopf- und Zahnschmerzen, ein dritter mit Magenbeschwerden. Das ist so jeden Morgen, aber heute ist eine Frau da, mit einem besonderen Herzeleid. Sie möchte Medizin, um mit ihrem Manne wieder in Liebe zusammen zu leben. Sie habe keine Liebe mehr zu ihm, und da kann doch nur nach ihrer Meinung eine teure Medizin nützen. Herzstärkende Tropfen gibt es ja schon, aber Tropfen die eine verrostete Liebe wieder blank putzen, hat bis heute noch keiner erfunden. Da muß man halt mal eine bittere Pille schlucken und diese Liebe wieder durch selbstlose Selbstbeherrschung erwerben. Aber das wollte die gute Frau nicht einsehen, nein sie meinte, wir wollten ihr diesen kostbaren Saft einfach nicht geben. Und die Antwort auf alles gute Einreden war ein herzerbärmliches Gezetter und Schimpfen. Nun ja, da wir keinen Radio haben, wäre das ja noch nicht so schlimm gewesen, auch wenn es sich nicht gerade wie eine Oper anhörte. Aber die Alte wollte nicht gehen, bis sie die Medizin bekäme. Da war nun guter Rat teuer. Das Schreien hatte mich nun auch angezogen, ich dachte, da muß ich mal nach dem

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

rechten sehen. Nun, mit guten Worten war nichts zu wollen, das Geschrei wurde nur noch ärger. Nun ich dachte mir die Sache mit der Liebe muß schon etwas außergewöhnlich liegen, und danach gab ich mein Rezept. 10 Teile waren Wasser, 2 Teile Pfefferminz und Wermut, 1 Teil Baldrian und 5 Teile Rizinusöl. Das war also dann die ersehnte Medizin. Froh und glücklich nahm die schwerleidende Patientin das wirksame Heilmittel.

Ich beeilte mich nun eine Photoaufnahme zu machen von dem Dr. Eisenbart-Rezept, das wohl seine prompte Wirkung nicht verfehlt haben dürfte. Einbildung ist ja oft auch ein gutes Heilmittel.

Der Sohn des Freimaurers

Von Anna Kayser (Fortsetzung)

„Tante Ruth" kommt für die kleine Schar am See gleich nach dem Christkindchen. Sie ist die immer verstehende Freundin, Kameradin, Beraterin und nicht selten auch Fürsprecherin. Der Vater hält, wie im Kinderheim, so auch bei „seiner Leibgarde" auf ein strammes Regiment. Da gibt's bei den tausend losen Streichen der lustigen Gesellschaft des öfteren Konflikte mit der väterlichen Autorität. Und wer sollte da besser aus der Klemme helfen als Tante Ruth, der nach todsicherer Überzeugung der fünf einfach nichts unmöglich ist. Das Ergebnis solcher Fürsprache ist für die kleine „Fidelitas" meistens „Sieg auf der ganzen Linie."

Dann droht Dr. Reinert Ruth wohl scherzhaft mit dem Finger: „Wird noch die reinste Räuberbande unter Ihrer Protektion! Ich armer Mann hab' nachher die Bescherung mit all den Nichtsnutzen. — Na ja, der Reinert-Hans war auch mal ein Racker. Erbliche Belastung, hm ...!"

„Und der Racker ist dann doch kein Nichtsnutz geworden, he!" lacht ihn Melitta aus, und Ruth gelobt feierlich, den nächsten losen Streich selbst zu arrangieren. Dann stöhnt er und greift sich verzweifelt in die Haare und nennt sich den bedrängtesten Mann im Gaden. — Dann kichert's allemal in irgendeinem Hintergrunde oder hinter einem Busch oder einem Strauch, und losgesprochen und entsühnt stiebt die Bande der Missetäter auseinander, um — allerdings nur in sehr ernsten Fällen — lustig wieder anzurücken und dem gnädigen Herrn Papa durch ein „Ständchen" oder einen „Fackelzug" für den Erlaß der beabsichtigten Exekution zu danken.

„Hörtest du aus Brasilien?" fragte Melitta, als sie an einem Feierabend mit Ruth zu deren Heim ging.

„Vor drei Monaten zuletzt. Herbert ist sehr überlastet und schreibt selten."

„Er reibt sich vor der Zeit auf. Hans hat Pater Helmuth getroffen. Herberts Gesundheit soll durch Überarbeitung, Klima und dergleichen sehr gelitten haben, so daß die Obern Rückberufung in Erwägung ziehen. Ob das aber nach Herberts Sinne ist, bezweifle ich sehr."

„Die Nachricht überrascht mich durchaus nicht," gab Ruth zurück. „Schon in seinem letzten Briefe waren Spuren von Müdigkeit. Und doch glaube ich, daß nur der Gehorsam ihn von seinem Posten ziehen wird."

Sie waren am Parktor der früheren Wernerschen Villa angekommen. In der Akazienallee sahen sie zwei alte Missionare auf und ab gehen.

„Welch ein Idyll!" sagte leise Melitta. „Und der, der in Behagen hier leben könnte, haust unter Wilden in einer Lehmhütte ..."

„Das sind die Geheimnisse Gottes — und derer die Gottes sind," sprach Ruth versonnen und sah mit unergründlichen Blicken zu den fernen Bergen, auf denen wie Leuchten aus einer übernatürlichen Welt das Gold des scheidenden Tages lag. — „Und, Melitta, wohnte der nicht auch unter Knechten in einer Hütte, der den Himmel verließ? Was der Herr tut, warum soll es nicht der Diener?"

Sie drückten sich schweigend die Hände und gingen heim. — — —

Ruth war noch tief in Gedanken, als sie in ihr Häuschen trat.

„Da ist eine fremde junge Dame gekommen. Drinnen sitzt sie in ihrem Zimmer," berichtete Anneli, ein zwölfjähriges Krüppelchen, das Ruth aus dem Kinderheim zu sich genommen hatte.

Erwartungsvoll trat Ruth in den kleinen Raum, der Salon und Wohn- und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Eßzimmer in einem war. Das junge Mädchen, das neben ihrem Schreibtische saß und eine Photographie in der Hand hielt, bemerkte ihr Kommen nicht. Ruth, seltsam überrascht, trat lautlos näher.

Da wandte der Besuch sich hastig um und legte das Bild auf den Tisch.

„Maria, du?" rief Ruth in frohem Erkennen. Und nahm Maria Pirkholts beide Hände. Betroffen sah sie, daß die Augen der Freundin voll Tränen waren, und daß ihre Hand bebte.

„Maria, was ist dir? Was ist geschehen?" fragte sie bestürzt.

Da barg die Freundin weinend das Gesicht an ihrer Brust: „Ruth, weißt du das schon lange?"

„Was denn?"

Maria zeigte auf das Bild, das Pater Werner und seinen Mitbruder in weißen Tropengewändern inmitten ihrer jungen Christengemeinde zeigte.

Ruth wußte nun, warum Maria Pirkholt weinte. Sie hatte ihr nie von dem Leben und Wirken der beiden Missionare geschrieben, um ihren Frieden nicht zu stören. Sollte sie einmal den Weg zu ihrem Herzen finden, dann — Aber so —! Und nun hatte Maria den, dem allein einmal ihr reines, einziges Jugendlieben gehört hatte, hier urplötzlich als Ordensmann wiedergesehen.

„Wußtest du das denn nicht, Maria?"

„Wohl, daß er einmal im Kloster war und — dorthin zurückgekehrt ist. Aber nie mehr habe ich eine Nachricht über ihn erhalten, weil ich nicht fragen konnte. Warum sollte ich auch? Glaube es mir, Ruth, nur Freude und Dank ist in meiner Seele, daß es so gekommen ist. Im Anfang allerdings — ist es schwer gewesen, du verstehst es. Aber ich habe es bald erfahren: was Gott gezeichnet hat, soll Gottes sein und bleiben. Ich weiß es ja von mir selber."

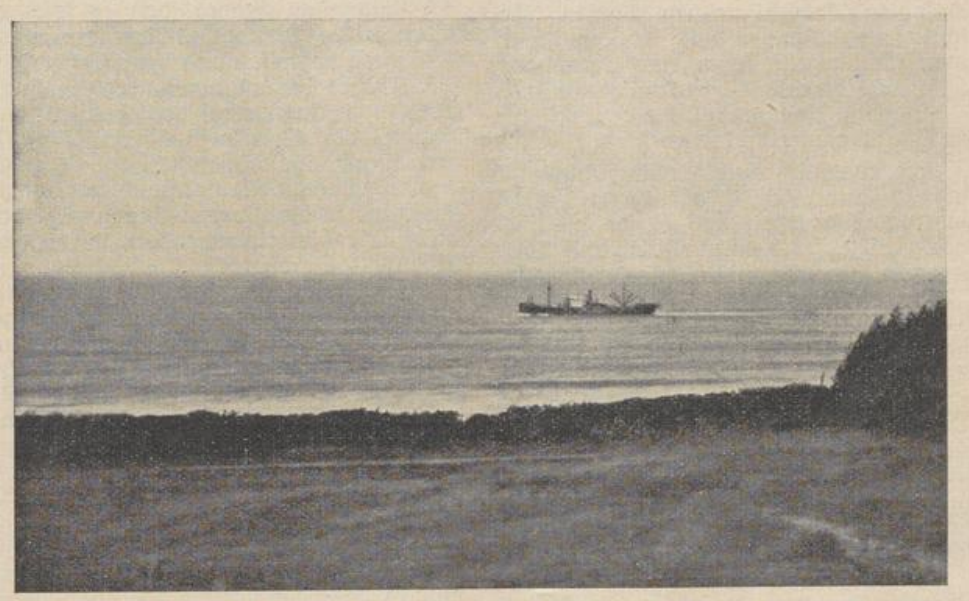
„Komm, setz' dich und laß uns einmal wieder ein traulich Stündchen halten; das haben wir so lange nicht mehr gehabt. So, nun tu, als ob du daheim wärest. Ist zwar ein bißchen eng bei mir, aber du warst ja nie anspruchsvoll. Vielleicht hättest du dich besser angemeldet, dann hättest du meinen Schlupf nicht so öde gefunden."

Öde? Ein kleines Eden hast du dir geschaffen, so traut und beseelt. Es kam so plötzlich über mich. Ich mußte zu dir! Du mußt mich eine Zeit in Schule nehmen. Willst du? Ich glaube, dir und deinen Freunden hier ist vieles abzulauschen."

„Betrachte mein Heim als das deine. Wäre nicht dein Herr Papa und die Tante Elisabeth, ich würde dich gar nicht mehr weglassen," entgegnete Ruth herzlich.

Ruth griff unwillkürlich nach dem Bilde, das Maria auf den Schreibtisch gelegt hatte.

„Was denkst du von mir, Ruth?" fragte Maria.



Küstendampfer (Südafrika-Natal)
Ausblick von einer Mariannhiller Missionsstation
Photo: Mariannhiller Mission

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Daß du durch jenes Erleben sicher nichts verloren hast. Im Gegenteil — gewonnen."

Ein Aufleuchten ging über Marias Gesicht. „O ja, Ruth, unendlich gewonnen. Ich kannte ja kein anderes Ideal und Ziel als Schleier und Zelle. Des lieben Herrgotts fröhliches Singvögelein wollte ich sein in seinem Liliengarten. Du weißt es, die heißen Rosen und ihre Glut und ihr Glück ließ ich immer gerne andern. Niemals hatte ein anderes Ideal in mir irgendein Verlangen wecken können. Ich begriff nicht, wie manche das Glück der Gottverlobten Verzicht nennen konnten. Mir schien nur Wonne, was andern Opfer war. Ich begriff kaum eine Erdenbraut und habe damals — verdenk's mir nicht — Martha Holthaus bedauert, als wir sie zum Traualtare führten."

„Ich eigentlich auch!" nickte Ruth und sah zu einem Bilde auf ihrem Flügel hin, das eine sehr junge Braut mit kindlichen Zügen und einen Mann mit überlegenem, weltmännischem Ausdruck zeigte. „War denn das Glück? — Arme Martha! — Ihr Kinderlachen, das uns in Valkenburg immer so viel Spaß machte, ist schon längst dahin. Ich sah sie einmal wieder. O, ich hätte weinen mögen. Nach außen Dame der großen Welt, aber die hungrige Seele, die aus ihren Augen mich anschaute, erschütterte mich. Als ich einmal unsere Mater Lucia erwähnte, suchte sie hastig ihr Taschentuch. Aber ich habe die Träne doch gesehen, die die Brüsseler Spitzen verbergen sollten. Ich weiß es, Martha hat von Anfang an auch die Seele ihres Mannes gesucht, aber ich glaube, sie hat dazu ihre eigene verloren."

Maria war ergriffen und stützte ein Weilchen den Kopf in die Hände. „Martha war eine unserer Besten in Valkenburg. Wer hätte das gedacht, daß sie, gerade sie sich hätte blenden lassen!"

„Es hat mir damals weh getan, daß sie nicht den jungen Philologen Thal gewählt hat. Er war ein Idealmensch, ein feinsinniger Dichter. Ihretwegen ist er einsam geblieben. Ich weiß, auch sie liebte ihn, aber er hatte keine Weinberge an der Mosel und keine Sommervilla am Rhein, auch nicht Rosenauers Bankkonto. Marthas Mutter war eine ‚Geborene,' die sich im bürgerlichen Professorenheim nie recht hatte schicken können. Und so wurde Martha mit achtzehn Jahren eine reiche Frau und Dame der großen Welt."

„Eine reiche Frau — und eine arme Seele!" flüsterte Maria leise. „Ruth, mir könnte schaudern!"

„Ja, schaudern — vor einer Ehe, die nur auf Verträge — und Sinne — und Glast und Glanz gegründet ist. — Aber Maria, wir sind vom Kurs abgekommen. Du wolltest mir von dir erzählen."

„Was soll ich dir noch erzählen, das du nicht selber weißt und ahnst? Ich meinte nur, daß alles so kommen mußte. Daß es nicht gut gewesen wäre, wenn ich so mit fliegenden Fahnen, mühelos und ganz kampflos den Berg meiner hundert Seligkeiten erobert hätte. Die Vorsehung selbst wird mir jene andere Sonne, die einst das schöne Glück der jungen Fürstin Elisabeth auf der Wartburg ausmachte, haben aufleuchten lassen, wenn auch nur, damit ich den Verzicht fühle. O Ruth, ich hatte nicht geahnt, daß es solch ein Ideal in der Welt gäbe! Nun kann ich St. Elisabeth begreifen und ihren Schmerz an der Bahre des Mannes, den sie liebte! Und ihren Jammerruf verstehen: ‚Nun ist mir all die Welt tot!" — Ja, Ruth, — nun ist mir alle Welt tot!

Ruth nahm Marias Hand und sah ihr forschend in die Augen: „Kann nicht dasselbe Ideal in einem andern wieder aufleben? — Herbholz?"

„Er ist ein guter Mensch," entgegnete Maria ruhig. „Ich wollte selbst, es könnte anders sein. Er schafft und projektiert und wird sich einmal ein gutes Haus bestellen. Aber Ruth, auch er läßt ja nur das Einmaleins gelten und wird immer ein Fremdling bleiben im Reiche der blauen Blume. Und von den Welten der Seele drüben hinter jenen leuchtenden Bergen hat er, glaube ich, noch nie gehört."

„Den Eindruck hatte ich auch von ihm. Ich meinte auch nur so. Ja, der Himmel hat es auch gut mit dir gemeint. Einmal wäre die Zeit der Prüfung und der Bewährung doch gekommen. Oder du wärest nie ein ganzer, alles verstehender und verzeihender Mensch geworden. Wer einer heiligen Theresia folgt, muß auch Glück und Leid einer Elisabeth verstehen, um immer neue Brücken schlagen zu können von der Welt der einen zu den Sphären der andern. Du willst doch nicht schon bald —?"

„Nein, nein. Mein Platz ist einstweilen beim Vater und Tante Elisabeth. Du weißt ja, daß sie beide nicht zwar krank, aber auch nicht obenauf sind. Ich zögere ja nicht deshalb, weil sie mir lieber sind als der liebe Gott, sondern weil sie meiner bedürfen. Und unsere Kleinen im Vinzenz- und Elisabethheim! Nun aber habe ich ein paar Wochen Urlaub und möchte dir allerhand Wertvolles ablauschen. Tante Barbara vertritt mich nämlich daheim, und so darf ich meinen Urlaub sorglos genießen."

„Du machst mich froh. Das ist's was mir manchmal fehlt, Anregung, Austausch und Interessengemeinschaft —. Wir haben ja hier prächtige Schwestern, — zum Bei-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

spiel Schwester Melitis —, aber manche unter ihnen vermissen von lauter Überlastung und Überarbeitung dasselbe wie ich. Aber im großen ganzen sind wir alle zusammen eine muntere Gesellschaft froher Herrgottsgäste und -tagelöhner. Wirst sehen, wenn wir morgen ins Kinderheim kommen, — da kann einer nicht trübe sein, selbst wenn er wollte."

„Deshalb bin ich eigentlich hier. Das Kinderheim zog mich an. Und Schwester Melitis habe ich Grüße zu überbringen. Der alte Graf Raueneck hat meinen Vater in Augsburg getroffen. Und wie es dann so kommt, im Laufe des Gespräches haben sie allerlei gemeinsame Bekannte entdeckt. Vater hat von meiner Reise nach hier gesprochen, und da soll ich nun Grüße an seine Enkelin bestellen. Der Graf ist wieder ganz gesund — und, was fast ein Wunder ist, aus einem fanatischen Kirchenfeind ein eifriger Katholik geworden, der keine Liebe mehr hat als Gott und Kirche und seine Enkelin Isa Maria in der Klosterzelle."

„Das war fast zu erwarten, daß Gott das Lebensopfer der Komtesse nicht ohne ein großmütiges Gegengeschenk annahm. — Aber nun wollen wir uns erst mal stärken und früh zur Ruhe gehen, damit wir morgen frisch sind. Ich weiß, du bist müde von der Reise."

Ruth ging, das Abendbrot zu richten. Maria vertiefte sich noch einmal in die Betrachtung des Bildes, ließ sich von den beiden Aposteln erzählen aus der Welt, in der ihre Seelen so volles Genügen gefunden hatten. Immer froher und leichter wurde ihr ums Herz, und ein tiefes Freuen und Danken ging durch ihre Seele, daß der Himmel auch sie die Wege der Prüfung geführt und ihr Sieg und Bewährung gegeben hatte. —

Zwei Tage nur sollten die Freundinnen ihr köstliches Zusammensein genießen. Am dritten rief ein Telegramm Maria Pirkholt an das Sterbebett des Vaters. Sie kam noch eben früh genug, ihm die Augen zuzudrücken. Ein Herzschlag hatte ihn mitten aus seinem Schaffen gerissen. Sein Letztes war Segen für sein Kind und dessen erwählten Beruf.

Tante Elisabeth war trostlos über den Verlust. Immer wieder staunte sie über Marias Fassung und Ergebung. Sie ahnte nicht, wie die Nichte ihren Schmerz in stillen Stunden vor dem Tabernakel und in ihrem stillen Zimmer ungesehen ausweinte und besiegte.

„Ich weiß, wohin es dich zieht, Kind. Geh, wohin Gott dich ruft! Deine Tante ist die letzte, die dich auch nur einen Tag zurückhielte. Geh — und wenn du ein stilles Plätzchen findest für deine alte Tante, so hol' sie zu dir. Für lange wird's nicht werden. Es ist das Geschick Pirkholts, früh zu sterben."

„Ist nicht schlimm, Tantchen. Irgendwo leben wir dann weiter, dort, wo es keine Geschicke mehr gibt," tröstete lächelnd Maria. „Du wirst wieder gesund werden, bist ja kaum fünfzig. Und einstweilen bleiben wir schön zusammen, wenn du mich noch haben willst."

„Gutes Kind! Das Trauerjahr laß uns noch still hier verleben. Und dann — andere Zelte aufschlagen, anderswo. Hier in unserm großen Hause ist zu viel Heimweh."

„Alles, wie Gott will — und du, Tante!"

* * *

Im Norden Brasiliens, wo ungeheure Urwälder in unentweihter Jungfräulichkeit noch von nichts wissen und träumen als von ihrer eigenen gigantischen Größe, steht inmitten einer Lichtung ein armes, kleines Holzkirchlein. In den gewaltigen Schoß des Urwaldes gebettet, grüßt es mit seinem schlanken Finger und den hellen Glöcklein die Kinder der Heidennacht: „Kommt, ihr Unerlösten, Enterbten! Kommt aus dem Dunkel zum Licht!"

Vor einem Jahre kamen die beiden Pioniere christlicher Kultur, die die Lehmhütte neben dem Holzkirchlein bewohnen, in diese Wildnis. Die Eingeborenen, Männer und Weiber und Kinder, liefen in heller Neugier zusammen, als die weißen Männer mit zwei eingeborenen Trägern, todmüde von weiten Tagesmärschen, mit Maultieren und allerhand wunderlichen Kram in ihr Stammesland kamen. Mißtrauisch lugten sie aus dem Busch und beobachteten scharf, was diese Fremden wohl in ihren Wäldern, die noch keines Weißen Fuß betrat, anfangen würden. Wer wußte, was sie im Schilde führten? Vielleicht wollte man sie überwältigen, sie zu Sklaven machen und in jenes unheimliche Land bringen, von dem sie durch Kapulu, den Häuptlingssohn, so erschreckliche Dinge gehört hatten. Dort essen die Menschen nicht mit den Fingern, sondern hielten kleine Dolche und Schlimmeres in den Händen und steckten sie in den Mund. Andere führen in stinkenden Teufelswagen, die weder von Eseln noch Maultieren gezogen würden, oder sausten wie der schwarze Geist hoch durch die Lüfte. Da müsse man sich in acht nehmen. Deshalb beobachteten sie aus ganz sicherer Deckung das Tun der bleichen Männer.

Durch das Geschling und Gewirr des Urwaldes schlichen und krochen sie der Karawane nach, bis sie in einer etwas hochgelegenen Lichtung haltmachte. Einer der Weißen zog ein kleines Etwas aus der Tasche. Feuer blitzte auf.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Entsetzen, Panik, Schreckensschreie unter den Rothäuten. Wilde Flucht Hals über Kopf.

Die Missionare waren überrascht. Was mochte es sein, was die Indios so erschreckte?

Die Lösung wurde ihnen erst in den nächsten Tagen, als sie ihren ersten Besuch in den naheliegenden Hütten machen wollten. Die Leute brachen in ein ohrenbetäubendes Geheul aus, die Kinder weinten und schrien, und in wenigen Sekunden war alles Lebende in den Hütten verschwunden. Die Türen wurden verbarrikadiert, durch die Spalten glotzten die Augen der Wilden angstvoll auf die Fremden.

Die Missionare standen ratlos, wie junge Katzen vor dem Mauseloch. Solch einen entmutigenden Anfang hatten sie sich nicht gedacht. Es blieb ihnen nichts als umzukehren.

Am nächsten Tage machte Pater Werner mit einem der eingeborenen Träger, die sie vom Hafen mitgebracht, einen zweiten Versuch. Dasselbe Schauspiel. Es war ein tragikomischer Anblick, wie die Wilden katzenähnlich durchs Dickicht krochen, mit ihren langen Beinen über Stumpf und Stein dahinstürmten, die angstentstellten Gesichter auf dem Nacken, ob die Feinde ihnen nicht schon auf den Fersen wären. Wieder wurden die Hütten versperrt, — und alles war still.

Nitobo, der Träger, ein Halbkultivierter, brachte die Leute zum Sprechen.

„Wir wollen die Bleichen nicht! — Sie haben das Feuer im Leib. — Sie sind Kinder des schwarzen Geistes. — Sie wollen uns verzaubern und fortschleppen," schwirrte es durcheinander aus einer der Hütten.

Pater Werner verbiß das Lachen und reichte Nitobo das „Teufelswerkzeug," damit er es ihnen erkläre.

Neues Entsetzen und Angstgeheul, als wieder eine kleine Flamme aufsprang, und so wandelte sich nach und nach der Schrekken in atemloses Staunen. Nur eine alte Zauberin, die in einer Ecke auf Lumpen lag, schrie immerfort: „Tötet ihn! Schickt ihn zum schwarzen Geiste, den weißen Teufel! Er wird euch das Feuer in den Leib hexen!"

Langsam aber wurde es ruhig, und hie und da kamen einzelne Eingeborene scheu aus ihren Hütten, das Wunderding zu sehen und zu befühlen. Als Pater Werner dann an einen aufgeschichteten Reisigstoß trat und ihn mit dem Feuerzeug anzündete, da stieg das Staunen zur wilden Freude. Eine halbe Stunde später rauchte er und Bruder Mehren mit den Rothäuten die Friedenspfeife.

Der Himmel segnete das Beginnen der Glaubensboten und gab trotz mannigfacher Schwierigkeiten ihrem Wirken reichen Erfolg.

Bruder Rudolf war ein Genie. War Baumeister, Katechet, Arzt, Krankenpfleger, Küchenmeister und Küster. Und Seelsorger im Laienkleide. Seine vornehme Gewandtheit und sein hoher Bildungsgrad ließen es die Eingeborenen, die zur Messe und zum Unterricht kamen, ganz vergessen, daß er nicht Priester war wie Pater Werner.

„Warum läßt du deinen weißen Bruder nicht auch die Messe tun?" fragten sie diesen immer wieder.

„Er kann es nicht," lächelte er.

„Warum lehrst du es ihn nicht?"

„Das kann nur der Bischof. Und der ist nicht hier."

„Wer lehrte es dich?" beharrten sie mit der ihnen eigenen Hartnäckigkeit.

„Mein Bischof. Da war aber Bruder Rudolf nicht bei mir."

„Hatte er Hühner gestohlen?" forschte Latuba, der wegen eben dieser „Angewohnheit" einstweilen vom Empfang der Taufe zurückgestellt war.

Pater Werner drohte dem Sünder lächelnd mit dem Finger.

„Soll ich den Bruder heim zum Bischof schicken?"

„Er soll nicht gehen!" protestierten alle Katechumenen zusammen. „Wir wollen ihn behalten. Wer soll unsere Kinder hüten, wenn sie krank sind? Wer soll uns Brot backen und waschen und Hütten bauen?"

Ein andermal kam eine alte Frau ganz außer sich zu Pater Werner.

„Warum wollte dein Bruder, der doch sonst so gut ist, nicht meinem Sohn den weißen Gott bringen, als der Tod kam und du nicht bei ihm warst? Er hat gesagt, daß er es nicht dürfe. Warum wolltest du es nicht haben?" rief sie schon von weitem. Er hatte Mühe, die Erzürnte zu beruhigen und ihr den Sachverhalt klarzumachen.

So ging die Zeit dahin. Immer zahlreicher kamen die braunen Kinder des Urwaldes zur Mission. Die milde Lehre von dem gütigen Gotte, der die Menschen, auch die Armen und Alten und Siechen, liebhat, fiel wie lebenweckende Strahlen aus einer fremden Sonnenwelt in Herzen und Seelen dieser Sklaven eines dunklen Götterwahns.

Die Rothäute liebten ihre guten weißen Wohltäter, und die beiden Missionare hätten glücklich sein können, wären nicht Mukarut, der Götzendiener und Zauberer und Karullu, der Häuptling, die beiden Gewaltigen des Stammes, gewesen. Sie duldeten keine fremde Gewalt neben der ihren und schafften in kannibalischer Grau-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

samkeit alles aus dem Wege, was ihnen eine Gefahr für ihr absolutes Herrschertum bedeutete.

Eine solche Gefahr dünkte sie die Lehre dieser weißen Männer von einem gekreuzigten Gotte, der ein Freund der Elenden und Bedrückten sei und gar den Feinden verzeihen lehre. Wenn ihre Untertanen diesen Fremden nachliefen meinten sie, würde es um ihren Einfluß bald geschehen sein.

Im ersten Jahre ließen sie den Dingen zähneknirschend ihren Lauf. Offen gegen die Männer aufzutreten wagten sie nicht. Sie waren ihnen unheimlich mit ihren so vielerlei Künsten, deren manche an Hexerei grenzten. Die „Bleichen" mochten mit mächtigen außerirdischen Geistern in Verbindung stehen, gegen die es gefährlich war zu kämpfen.

Als der Anhang der Weißen aber immer zahlreicher wurde, begannen die Tyrannen im Hinterhalt ihre Komplotte zu schmieden. Die zum Unterricht gingen, sie wurden um nichtssagender Verfehlungen willen ausgepeitscht und ihre Hütten nächtlicherweile in Brand gesteckt. Es war ein langer, erbitterter Kampf. Auf der einen Seite die apostolische Seelenliebe und der Heilshunger der Missionare, auf der andern die teuflische Verschlagenheit und die grausame Hinterlist der beiden Ungeheuer. Zu manchen Zeiten bedurfte es der ganzen Ausdauer und Hirtenliebe der beiden Ordensleute, um an ihrem Posten auszuharren und ihre Schäflein immer wieder zur Mission zu ziehen.

Das tropische Klima, die beständige Todesgefahr, die ungewohnten Strapazen und Überanstregungen, die mit einer Neugründung stets verbunden sind, begannen nachteilig auf ihre Gesundheit einzuwirken. Besonders Pater Werner fühlte an manchen Tagen eine lähmende Müdigkeit in den Gliedern, besonders abends, wenn er von weiten Wanderungen durch das Missionsgebiet, durch die Wirrnisse und Gestrüppe des pfadlosen Busches heimkam. Dann wollte manchmal namenloses Heimweh nach ihm greifen und eine unstillbare Sehnsucht nach der Heimat, nach den Lieben, nach den Brüdern, nach der verlassenen Sphäre heimischer Kultur.

Nie gab Pater Werner solchen Stimmungen lange Raum. Aus dem Kampf der Natur in ihm gegen das Ideal der Seele ging er stets mit neuer Liebe zu seinem Berufe hervor. Und er hatte ja den Mitbruder, der, er fühlte es immer tiefer, ihm mehr als Gefährte und Helfer, — ein Vorbild war ihm dieser Mann mit den hohen Geisteswerten, der im demütigen Kleide der dienenden Brüder neben ihm lebte.

Er liebte ihn mehr als einen Bruder.

— — — — — —

Ein Abend sank über das heiße Land, so wunderschön und mild, wie man ihn nur in den Tropen nach der Siedehitze eines Mittsommertages kennt. Pater Werner war eben von einer Taufe in einer stundenweit entfernten Indianerhütte zurückgekehrt. Er war todmüde. Aber er wollte nicht zu Abend essen, ehe Bruder Rudolf von seinen Krankenbesuchen zurück war. Dieser mochte wohl über Erwarten aufgehalten worden sein.

Pater Werner setzte sich auf eine Bank am mächtigen Stamme eines Urwaldriesen, den sie zum Schutze der Mission stehen gelassen hatten. Hier und da stiegen weiße Wolken aus den Hütten der Eingeborenen, die, von der Jagd heimkommend, ihre Beute am Spieße brieten. Aus dem Busch drang das heisere Gekrächze der Urwaldvögel.

Der Pater griff zu seinem Brevier, das Gefühl der Einsamkeit zu verscheuchen. Durch die Bretterfugen des Kirchleins zitterte der rötliche Schein des Ewigen Lichtes, tröstend huschte er über sein Gesicht. Da war Pater Werner nicht mehr einsam.

Bald mußte er das Offizium abbrechen, weil die Dunkelheit kam. Er stand auf und ging zu kurzer Anbetung zum Tabernakel. Eine unbestimmte Angst stieg in ihm auf. Er dachte an die beiden Widersacher der Mission. So lange war Bruder Mehren noch nie ausgeblieben.

Als er nach einer Weile aus der Kapelle trat, war es finstere Nacht geworden. Tag und Nacht waren nach Tropenart förmlich aufeinandergebrallt. Angestrengt lauschte er in die Finsternis hinaus. Eine Warnung Turebas, des eifrigsten der Neuchristen, fiel ihm ein. Gestern war er zu ihm gekommen, rührende Sorge im kupferfarbenen Gesicht, und hatte ihm hastig zugeflüstert: „Weißer Vater, guter Vater, bleib in deiner Hütte. Die beiden Schrecklichen wollen dich zum schwarzen Geiste senden."

Er hatte beruhigend gelächelt. Solcher Warnungen hörte er viele. Hätte er sie alle beachten wollen, das ganze Missionswerk wäre zum Stillstand gekommen.

Ferne Geräusche wie von eilendem Lauf über Stock und Stein kamen durch die Nacht. Seine Augen bohrten sich ins Dunkel. Sein Ohr lauschte scharf. Da — ein schweres Keuchen, — und nach einigen Augenblicken stand der Mann, an den er eben gedacht, vor ihm — Tureba.

„Vater!" stieß er heiser heraus und begann wild zu schluchzen.

„Was ist geschehen, Tureba? So sag es doch!" Eine furchtbare Ahnung trieb dem Pater für Augenblicke das Blut hämmernd zum Herzen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Der weiße Bruder! — O, der Schreckliche! — Noch in dieser Nacht soll das Messer in seinen verfluchten Bauch!"

Pater Werner griff den Mann am Arm. „Laß das gottlose Reden und sag', was geschehen ist!"

„An den ‚Drei Stämmen" liegt er. — Karullu, sein Dolch war noch in seiner Brust ... Der arme weiße Bruder ... er ist ganz voll Blut."

Der Braune warf sich auf die Erde und heulte laut.

Pater Werner packte ein Schwindel. Mit äußerster Willenskraft zwang er sich zur Ruhe.

„Tureba, sei vernünftig. Ist mein Bruder verwundet oder — tot?"

„Ich weiß nicht. Als ich ging, atmete er noch. — Du sollst ihm den weißen Gott bringen."

Pater Werner hörte das letzte kaum mehr. Er war bereits am Kirchlein, zündete die Laterne an, nahm das Viatikum und das heilige Öl und stürmte mit schwindelnden Sinnen hinaus in die Nacht. Tureba mit der Laterne voran. Durch sumpfige Wege, durch Schlinggewächse, über gestürzte Baumstämme, durch Gebüsch und Dickicht ging der Weg, wohl eine halbe Stunde lang. Durch die Wildnis klang unheimliches Heulen der Nachttiere, die nach Beute suchten. Im raschelnden Laub krochen die Schlangen.

„Wie ist es gekommen?" fragte Pater Werner nach einer Weile.

„Der weiße Bruder war zu meinem Sohne gekommen und hatte ihm gute Tropfen mitgebracht und das Fieber war schon weniger geworden. Die Nacht kam, und er war noch bei dem alten Hulpa, der die Würmer in seinem Bein hatte. Ich wollte mit ihm gehen, aber er wollte noch zu dem kranken Weibe des Zarpa, die früher eine Hexe war. Zarpa kam ihn holen. Ich hatte aber keine Ruhe, weil ich an Karullus Messer dachte und an Mukarut, den Schrecklichen. Ich ging ihm heimlich nach. Er hatte das helle, runde Licht in seiner Hand, und die Nacht konnte ihm nichts tun. Da sah ich Mukarut mit seinem Dolche aus dem Busche stürzen und hörte den Schrei des armen weißen Bruders ... Als ich hinzukam, war der Schreckliche weg, — und der weiße Bruder lag in seinem Blute ...

Dem braven Manne brach die Stimme vor Trauer um den Wohltäter seines Stammes.

„Und weiter!" drängte der Missionar erschüttert.

„Ich nahm ihn auf meine Arme, aber es tat ihm weh. Er stöhnte sehr, da er viele Wunden hatte. Da wollte er, daß ich ihn liegen lasse und zu dir gehe, daß du ihm das heilige Brot bringest. Ich wollte ihn nicht allein lassen, aber er wollte es. Er hat nicht mehr viel geatmet."

Endlich kamen sie an ein kleines Dickicht, zu dem Tureba sich mit blutenden Händen einen Zugang gebahnt hatte, um einen Schutzwinkel für den Verwundeten zu finden.

Pater Werner zuckte zusammen, als er im Scheine der Laterne eine dunkle Gestalt wie leblos auf bloßer Erde liegen sah, ein Reisigbündel unter dem Kopfe.

Ein Stöhnen stieg in ihm hoch. Er kniete sich nieder und nahm Bruder Rudolfs schon erkaltende Hand in die seine. Aus einer tiefen Stirnwunde war das Gesicht mit Blut übergossen. Lebte er noch? Oder war seine Seele schon bei Gott?

„Rudolf! Bruder!" flüsterte Pater Werner mit schmerzerstickter Stimme. Behutsam fuhr er mit seinem Taschentuch über sein Gesicht. Dann legte er das Ohr auf sein Herz, lauschend auf den leisesten Herzschlag. Sein eigenes Gesicht war voll Blut, als er es erhob. Der Meuchelmörder hatte ganze Arbeit getan.

Wieder flüsterte er: „Rudolf!" Wieder zitterndes Warten. Endlich war es, als kehre die entfliehende Seele von den Ufern der Ewigkeit zurück. Ein gequälter Atemzug hob die röchelnde Brust, die Augen öffneten sich langsam und sahen starr um sich.

„Bruder Rudolf, kennst du mich?" flüsterte Pater Werner in erwachender Hoffnung.

Ein langsames Erkennen ging über das Gesicht des Todwunden.

Leise drückte er die Hand, die die seine hielt.

Da nahm der Missionar den verhüllten Gott und hielt ihn dem Sterbenden im Schein der Laterne hin.

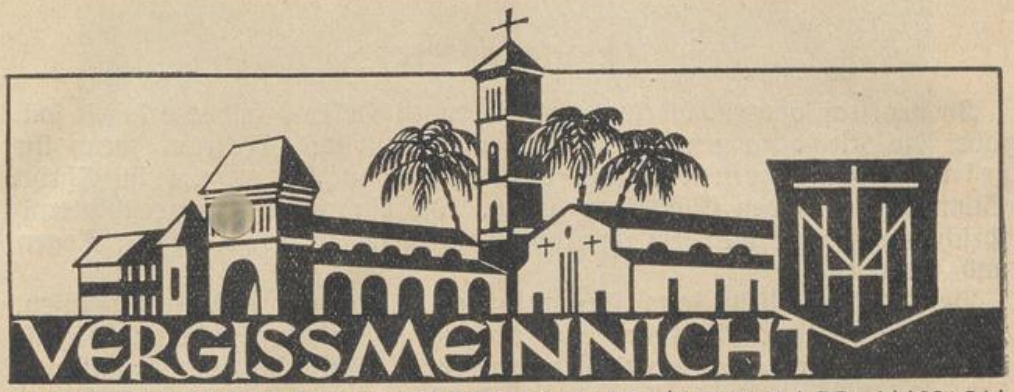
Ein gebrochener Freudenlaut. Der Verwundete versuchte sich aufzurichten, sank aber mit einem Schmerzensseufzer wieder zurück. Mühsam hob er die schon ersterbenden Hände, bittend, ihm seinen Gott zu geben. Als er aber den Mund öffnete, da zögerte Pater Werner schaudernd einen Augenblick; denn der Mund war mit Blut gefüllt. Durfte er den eucharistischen Gott auf blutige Lippen legen? Sein Herz rief ein lautes „Ja". Es war ja Märtyrerblut, das den weißen Leib des Gottessohnes wie einst mit einem blutigen Kleide umhüllen sollte.

Weinend legte er ihn in den verlangend geöffneten Mund des Märtyrers.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Übereinkunft gerne gestattet
Verantwortlicher Schriftleiter: P. G. A. Rottmann: Missionshaus St. Joseph, Reimlingen
Druck der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayr.-Schwaben

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT DER MARIANNHILLER MISSION
NUMMER 4 APRIL 1936 54. JAHRGANG

Hymnus der Gottesgläubigen

Herr und Gott — du Starker im Streit!
Wir dienen deinem gewaltigen Namen.
Du bleibst der Sieger ob Raum und Zeit,
Ob allen Wesen, die weit und breit
Auf deinen Ruf zum Leben kamen.

Herr und Gott — du Sonne der Welt!
Wir Menschen wandeln auf nächtigem Pfade!
Wenn du nicht führtest das Licht aus dem Zelt,
Das unseres Schicksals Dunkel erhellt,
Wer gäbe uns sonst noch Liebe und Gnade?

Herr und Gott — du wissender Geist!
Zu dir erheben wir flehend die Hände:
Du bist's allein, der das Ziel uns weist,
Nur du, der in Not uns Rettung verheißt —
Nur du allein kennst Anfang und Ende.

Wir halten, Herr — an deinem Gebot!
Du läßt die Treue nimmer verderben.
Ob hart uns der Feind auch im Kampfe umdroht,
Wir stehen für dich in Glück und in Not,
Dein sind wir im Leben und Sterben.

Herr und Gott — du Starker im Streit!
Wir dienen deinem gewaltigen Namen.
Du bleibst der Sieger ob Raum und Zeit,
Ob allen Wesen, die weit und breit
Auf deinen Ruf zum Leben kamen.
Amen — Amen — Amen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Passionszeit

In der Passionszeit, die uns dem leidenden Heiland näher bringen soll, ladet die Kirche zu erneuter Einkehr und Umkehr: „Heute, wenn ihr seine Stimme hört, verhärtet eure Herzen nicht . . .“ Es ist Christi Stimme, die zu den Gläubigen dringt. Wie eindringlich, herzerschütternd spricht unser Herr auf dem Kreuzwege, ja in seinen ganzen letzten Tagen und Stunden!

Der Erlöser allein kann sich auf seine sündenlose Heiligkeit berufen. Das kann nur er. „Wer von euch vermag mich einer Sünde zu beschuldigen?“ . . . hält er seinen Todfeinden vor. „Wenn ich aber die Wahrheit rede, warum glaubt ihr mir nicht? Wer aus Gott ist, hört Gottes Wort!“ . . .

Herr, o Heiland, der du für uns in den Tod gehen wolltest, ich glaube an dich, ich höre als Gotteskind dein Wort, deine gnadenreiche, bisweilen auch warnende Stimme . . . Verbirg dich nimmermehr vor mir, wie vor den Juden Jerusalems, die dir immerfort widerstrebten. Dein Wort allein ist Wahrheit und Trost: vor allem dein Beispiel im Leiden ist für mich Erhebung und Stärke, dein Tod wird mir Rettung und Hilfe. Ich preise dich, leidender, für mich opfernder Jesus, aus ganzem Herzen!

Nimm dich meiner an, daß ich stets deine Stimme höre und befolge! Gib durch deine Leidenserinnerung und dein Sakrament neues, heiliges Leben, ein Leben, das mit deinen Worten in Leid und Tod übereinstimmt.

Und nun komm, du ewiges Sühnelamm für Sünde und Schuld, komm, zerreiß meiner Bosheit Bande und gib deiner Barmherzigkeit versöhnende Gnaden.

Ostern

Ostern . . . das „Frühlingsfest!“ („Ostern“ leitet sich von Ostara, der germanischen Frühlingsgöttin her).

Frühling wecke es, nicht bloß in Flur und Halde, noch mehr im Herzen!

Christenherz, der Auferstandene bringt dir den Frühling. Warm und wonnig steigt über dem Grab des Erlösers die Sonne des ewigen Heiles. Alleluja singen die Glücklichen, die das Osterlicht mit unbefangenen Augen geschaut haben.

Jedes Dunkel, jeden geistigen Winterschlaf verscheuche, Christus, am Tage deines größten, jubelreichsten Festes! Sei gegrüßt, Frühlingssonne meines ewigen Glückes! Scheine mir heute mit der Kraft und Klarheit, wie vor Zeiten den Neugetauften am schönsten Tage ihres Lebens!

„Es erzitterte die Erde und nun ruht sie vor Gott, der auferstanden ist, um sein Gericht zu beginnen!“ Ps. 75 (Offertorium am Ostersonntag).

Der Auferstandene zeigt göttliche Macht und Majestät. Schreckvoll, schauererregend steht er vor den Grabeswächtern; ehrfurchtgebietend erstrahlt er den Freunden, die am Ostermorgen ihn suchten . . .

Ihm, dem Sieger, müssen wir anbetend zu Füßen sinken! Mit heiliger Ergriffenheit und innerster Erschütterung bringen wir unsere Ostergaben.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Ich bin's . . .

Sr. Juvenalis C. P. S.

Ich bin's, den man zum Lohn für meine Liebe
Verklagt, verdammt, mit Haß und Hohn bedeckt,
Den man zerfleischt durch scharfe Geißelhiebe,
Gekrönt, entblößt, aufs Holz der Schmach gestreckt,
Mit Nägeln dort — daß nichts erspart mir bleibe —
Das Fleisch durchbohrt, die Glieder ausgestreckt,
Ich bin's, der für der Sünder Heil und Leben
Den letzten Tropfen Bluts dahin gegeben.

C. Wöhler

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Hätten wir sonst nicht zu fürchten, im Gerichte bei seinem Anblick ohnmächtig und wie zerschmettert hinfallen zu müssen gleich den Soldaten auf Kalvaria?

Heute bei der Auferstehung fängt das Gericht an über die Welt. Christus, der Gekreuzigte, triumphiert! Triumphierend lebt er in seiner Kirche und in den Seelen der Geretteten. Je tiefer die Erschütterung der letzten Tage ihnen zu Herzen ging, umso tieferen Osterfrieden haben sie heute mit Maria am Ostermorgen! Sie ruhen beglückt im Siegesjubel bei ihrem Heiland. Alleluja! „Den Tag hat der Herr gemacht!"

„Als unser Osterlamm ist Christus geschlachtet. Alleluja! Deshalb lasset uns Ostermahl halten in Reinheit und Wahrheit! Alleluja! Alleluja! Alleluja!" 1. Kor. 5. (Communio des Ostersonntags).

Ganz beseelt vom Osterglauben und Ostergeiste spricht St. Paulus zu seinen geliebten Korinthern (1. Kor. 5—7): „Feget die alte Hefe weg, damit ihr wie ein frischer, noch ungesäuerter Teig seid! Denn Christus ist als unser Osterlamm geschlachtet worden. Lasset uns also Ostern halten, nicht in Bosheit und Schalkheit, sondern in Reinheit und Wahrheit!"

Dieses Apostelwort aus der Kinderzeit der Kirche steht uns heute beim Empfang des Ostersakramentes vor der Seele. Wenn in dem alten mosaischen Gesetze zum Osterlamm ungesäuertes Brot gehörte, da es so beim Auszug aus Ägypten gegessen wurde, so geziemt dem neuen eucharistischen Osterlamm der christlichen Religion ein reines Herz, wie es die Taufe uns beim Auszug aus dem Land der Sündenknechtschaft gegeben hat . . . Der alles zersetzende Sauerteig der Sünde und des Irrtums sei fern von unseren Seelen! — Wenn wir heute in Lauterkeit und Aufrichtigkeit das hl. Osterlamm mit Millionen Christen des Erdenrunds gegessen haben, dann möge aus diesem göttlichen Familienmahl, das der ewige Sieger uns gibt, auch wahre Eintracht und Nächstenliebe auf Erden erblühen. Das sei eine bleibende Osterfrucht aller, die den Auferstandenen gefunden! — d —

Mariannhiller Rundfunk: Neueste Missionsnachrichten!

Am Mikrophon: P. Otto Heberling RMM.

Ein Rhodesia-Missionar stößt auf eine Elefantenherde: Die Mariannhiller Missionare gründeten bekanntlich vor zwei Jahren in Rhodesia an den Ufern des Sambesi-Flusses die neue Missionsstation St. Ägidius.

Von St. Ägidius aus macht der Missionar von Zeit zu Zeit weitere Vorstöße in wilde unerforschte Gebiete, die bis heute noch kein anderer Europäer betreten hat. Vor kurzem eröffnete er, 160 Kilometer von St. Ägidius entfernt, eine neue Katechetenstelle, aus der sich allmählich eine weitere Missionsstation entwickeln soll. Die ganze weite Strecke muß der wackere Missionar jeweils zu Fuß zurücklegen. Als er unlängst den Platz wieder aufsuchte, stieß er in wildromantischer Gegend plötzlich auf eine große Elefantenherde. Das war eine Überraschung für den Mis-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sionar! Schade, daß er keinen Photo-Apparat bei sich hatte. — Auch sehr viele Leoparden machen die dortige Gegend äußerst unsicher. Große Rudel von Affen in allen Größen kreuzen beständig die Pfade des seeleneifrigen Missionars. In den Wassern des Sambesi vergnügen sich Krokodile und Flußpferde. Die Hitze ist für Europäer in der heißesten Jahreszeit im Sambesi-Tal fast unerträglich. Oft macht ihm die Malaria jede Arbeit unmöglich. Und doch leben im Sambesi-Tal Hunderte von Kilometern dem Fluß entlang nur Heiden und nichts als Heiden. Da müssen die Missionare noch viele Opfer bringen, bis die vielen armen Menschen am Sambesi alle für Christus und den Himmel ge-



Junge Mariannhiller Missionsschwestern mit Eingeborenenkindern
Photo: Mariannhiller Mission

wonnen sind. — Wer hilft beten? Wer opfert mit? Wer will selbst Rhodesia-Missionar werden?

25 Jahre Eingeborenen-Zeitung in Mariannhill: Schon im Jahre 1889, also sieben Jahre nach der Gründung Mariannhills, wurde durch Abt Franz Pfanner eine Zeitung für die Eingeborenen ins Leben gerufen. Die Zeitung wurde in der Mariannhiller Klosterdruckerei gedruckt und unter dem Namen „Izwi labantu" (Volksstimme) den lesenskundigen Eingeborenen ausgehändigt. Da es aber noch sehr wenige solcher Eingeborenen gab, mußte man die Zeitung nach zwei Jahren wieder eingehen lassen. Im Jahre 1902 wurde ein neuer Versuch unternommen. Diesmal hieß die Zeitung „Umshlobo weSiminya" (Freund der Wahrheit). Doch auch jetzt war es allem Anschein nach noch zu früh für die Eingeborenen. Der neue Versuch wurde ebenso nach zwei Jahren wieder aufgegeben. Bis 1910 begnügte man sich dann mit gelegentlichen nützlichen Veröffentlichungen. Inzwischen war aber die Zahl der Eingeborenen, die ehemals in den Missionsschulen lesen und schreiben gelernt

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

hatten, erheblich gestiegen. Deshalb entschloß sich der Obere von Mariannhill im Jahre 1910 erneut zur Herausgabe einer Eingeborenen-Zeitung. Bis zum Jahre 1929 trug diese Zeitung den Namen „Izindaba Zabantu" (Angelegenheiten der Eingeborenen). Seit dieser Zeit trägt sie den stolzen Namen „Um-Afrika" (der Afrikaner). Woche für Woche besucht nun „der Afrikaner" (Um-Afrika) seine Stammesgenossen allüberall in Südafrika, wo immer sie ihre Hütten gebaut haben. Die Zeitung erscheint in der Hauptsache in der Zulusprache. Es sind aber auch regelmäßig einige kleine englische Beiträge für die Eingeborenen-Lehrer darin abgedruckt und ab und zu Lokalnachrichten in der Xosa-Sprache. Zum nunmehrigen 25jährigen Bestehen der Eingeborenen-Zeitung sandten sowohl alle südafrikanischen Missionsbischöfe mit dem



Basuto-Ochsenreiter erwarten die Ankunft des Missionsbischofs, um ihn feierlich zur Missionsstation zu geleiten
Photo: Mariannhiller Mission

Apostolischen Delegaten an der Spitze, als auch viele Schulinspektoren ihre Glück- und Segenswünsche.

Firmung auf der Missionsstation Centocow: Die Missionsstation Centocow im Apostolischen Vikariat Mariannhill hatte unlängst einen großen Tag. Seine Exzellenz, der hochwürdigste Herr Bischof Fleischer RMM., konnte nicht weniger als 500 Eingeborenen-Christen das hl. Sakrament der Firmung erteilen. Der hochwürdigste Herr Bischof vollzog die heilige Handlung mit der Assistenz des Hochw. H. Pater Apollinaris Schwamberger RMM., des Missionars und Rektors von Centocow und der Missionare: P. Albert Schweiger, Fr. Gregor Zier und Fr. Fischer. Nachdem alle mit dem Chrisam des Heiles zu Streitern Christi gesalbt waren und der Gottesdienst einen feierlichen Abschluß gefunden hatte, wurde ein Volksfest veranstaltet. Die Schulkinder unterhielten die Festgäste von nah und fern mit Gesängen, Reigentänzen und unterhaltenden Spielen.

Erstkommunion auf der Missionsstation St. Joseph; Auf der Mariannhiller Missionsstation St. Joseph bei Besters, die zum Apostoli-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

schen Vikariat Natal gehört, empfingen im Dezember vorigen Jahres 100 Neuchristen die erste hl. Kommunion. Der dortige Mariannhiller Missionar, der hochw. P. Bonifatius Herzog, ist trotz seines vorgeschrittenen Alters noch immer eifrig zum Heile der Seelen tätig. Einige Missionsschwestern vom kostbaren Blut unterstützen ihn opferfreudig bei allen Unternehmungen.

Konvertiten in Cofimvaba: Am Heiligen Abend wurden in der Missionskirche von Cofimvaba, in der Apostolischen Präfektur Umtata, 20 Konvertiten in die Kirche aufgenommen. Darunter waren sieben Europäer und zwar eine Familie Roux mit ihren fünf Kindern. Die übrigen waren Mischlinge und Eingeborene. Zur Mitternachtsmesse zogen die in den Schoß der Mutterkirche Heimkehrenden mit brennenden Kerzen in die Kirche ein. Der Missionar von Cofimvaba, der Hochw. P. A. Rogenmoser, geleitete sie vor den Hochaltar, wo besondere Plätze für sie bereitet waren. Während des Mitternachts-Amtes empfingen die glücklichen Konvertiten ihre erste hl. Kommunion. Ihnen schloß sich dann die ganze Pfarrgemeinde zu einer Generalkommunion an.

Südafrikanische Fortschritte: Der Gouverneur von Süd-Rhodesia, Sir Herbert Stanley, eröffnete im Dezember 1935 die neue Brücke über den Sabi-Fluß, 80 Meilen von Umtali. Es ist die größte Brücke dieser Art in ganz Afrika. In einer gewaltigen Bogenspannung von 1080 Fuß verbindet sie Umtali und Fort Victoria. Architekt Mr. Ralph Freiman stellte den Plan zu dem kolossalen Werke ähnlich der Hafenbrücke von Sydney, deren Pläne er ebenfalls lieferte. Die Beit-Gesellschaft führte den Brückenbau aus für 125 000 Pfund Sterling. Nach dem Vorsitzenden dieser Trustgesellschaft wurde das Werk „Birchenough Bridge" getauft. Trotz des entlegenen Platzes erschienen viele Hundert Zuschauer zur feierlichen Eröffnungszeremonie. Der Gouverneur zerschnitt mit goldener Schere das Sperrseil und Sir Henry Birchenough ließ von London aus seine durch Lautsprecher gut vernehmbare Rede hören. — Die Brücke ist dem Missionsverkehr für alle Zukunft sehr willkommen. Solche materielle Fortschritte fördern auch die geistigen.

So manches arme Kirchlein gibt es, zumal in den Missionsländern, in denen Christi Leib nicht viel besser gekleidet ist als bei seiner Krönung. Hunderten und Tausenden von Gliedern dieses heiligsten Leibes fehlt es in eben jenen Weltgegenden an der notwendigsten Bedeckung. In ganzen Scharen sterben sie oft vor Elend und Armut dahin. Verwendet deshalb das überflüssige Geld, statt es sündhafterweise zu verschwenden, zur Bekleidung Jesu Christi in einer der angegebenen Weisen, dann werdet Ihr am Jüngsten Tage nicht von ihm den Vorwurf hören: „Ich war nackt, und Ihr habt mich nicht bekleidet. Hinweg von mir in das ewige Feuer!" (Matth. 25, 43.)

J. Grönings, S. J.

Die starke Gebetshilfe ist eine große Missionstat. Vom Weltheilande müssen wir sie lernen, der nach den anstrengenden Wanderungen durch die Gaue des Judenlandes am müden Abend sich zurückgezogen hat, um in der Stille allein zu beten.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Zeige uns dein Reich!

28.

Im Ostermonat leuchtet ein geheimnisvolles Licht über die ganze Erde hin. Die Flamme der hochgeweihten Osterkerze in den Pfarrkirchen aller fünf Weltteile! Ihr Glanz ist das Sinnbild unseres ewig lebenden Königs, der sich selbst das Licht der Welt nennt, dessen Klarheit sein gesamtes Reich durchstrahlt. In diesem Lichte zeigt uns Christus die volle Wahrheit und Wirklichkeit und den wunderbaren Zusammenhang aller Dinge hier und dort.

Der selige Nikolaus von der Flüe schaute in diesem Lichte des öfteren zwei konzentrische Kreise mit sechs Strahlenbahnen, einem Rade mit sechs Speichen ähnlich. Inmitten der Kreise schaute er ein Antlitz von erhabener Schönheit, mit königlicher Krone geziert. Dieses Antlitz sinnbildete die Majestät des göttlichen Wesens, welches als ewiger Mittelpunkt nach Länge und Breite das Weltall erfüllt.

Der innere Kreis war dem Seligen Symbol der unteilbaren Einheit Gottes; der äußere von unmeßbarem Umfang Sinnbild der Welt. Von den Speichen die gleich Sonnenstrahlen leuchteten, ging eine aus dem Auge hervor, die Allwissenheit Gottes bedeutend, die alle Dinge durchschaut. Die andere aus dem Munde, als Sinnbild des göttlichen Wortes, durch welches alle Dinge geschaffen sind im Himmel und auf Erden. Die dritte aus den Ohren, zu verstehen gebend, wie „Dem, der alles zusammenhält, jeder Laut bekannt ist."

Die einwärtsgehenden Strahlen im Doppelkreise bezeichneten die Wege auf denen durch Betrachtung der Natur der Mensch zur Erkenntnis Gottes gelangt. Aus der Menge und Harmonie seiner Werke schließt er auf die Macht und Vollkommenheit des Schöpfers. Die Summe des Gesamtreiches läßt ihn die Größe, Schönheit und Herrlichkeit des Bildners ahnen.

In den auswärts über den äußersten Kreis sich erstreckenden Lichtstrahlen erblickte Bruder Klaus ein Gleichnis der unerschöpflichen Fülle der Gottheit, die der Umkreis der Welt nicht zu fassen und einzuschließen vermag . . . Die merkwürdige Vision des seligen Eremiten der Schweizerberge mehre unsere Osterfreude und sei uns ein Leitstern durch das Dunkel der Zeit zum vollen Licht und Alleluja der Ewigkeit! O.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



K. Klischothek

Albrecht Dürer: Auferstehung

Katholisch Südafrika

Soeben erschien das neue Jahrbuch der Katholiken Südafrikas (The Catholic Directory of South Africa). Auf 300 Seiten bietet es interessevolle Einzelheiten über den gegenwärtigen Stand der katholischen Kirche in der südafrikanischen Union, Südwestafrika, Rhodesien und Basutoland. Aus den jetzt 13 Vikariaten, 9 Präfekturen und 2 sonstigen Missionsgebieten sei hier das Wichtigste für unseren Leserkreis zusammengestellt.

Das älteste „Western Vicariate" von Kapstadt besteht nun 99 Jahre. Es umfaßt 11 868 engl. Quadratmeilen. Unter Bischof Hennemann wirken 52 Priester, 27 Brüder und 319 Schwestern. Sie betreuen in 30 Bezirken und Kirchen 11 162 europäische Katholiken, 390 Eingeborene und 8000 Mischlinge. In 36 Schulen werden 3429 weiße und 4370 afrikanische Kinder unterrichtet.

Das „Eastern Vicariate" Port Elisabeth besteht 89 Jahre. Südafrikas Senior-Bischof und Päpstl. Thron-Assistent Hugh Macsherry verwaltet mit 47 Priestern die Seelsorge von 9200 Weißen, 5700 Mischlingen, 600 Schwarzen und 300 Indiern in ebenfalls 30 Kirchen, unterstützt von 36 Brüdern und 600 Schwestern in 24 Conventen. 4150 europäische und 1500 afrikanische Kinder werden in 46 Schulen erzogen.

Die 165 000 Quadratmeilen des Kimberley-Vikariates zählen annähernd 3100 weiße Katholiken, 8500 schwarze und 690 Mischlinge. 27 Priester, 50 Brüder und 150 Schwestern teilen sich unter Bischof Meysing O. M. I. in die Arbeit. In 47 Kirchen und Kapellen ist katholischer Gottesdienst und von den 31 Katechisten werden gegen 3000 Katechumenen besorgt. 40 Schulen unterrichten 1500 weiße und 3440 afrikanische Schüler und Schülerinnen.

Im 56 000 Quadratmeilenraume des Orange-River-Vikariates waltet Bischof Fages O. S. F. S. mit 15 Priestern seines Amtes. Nur 5 Brüder und 38 Schwestern nehmen einstweilen am Hilfsdienste teil. Das Vikariat zählt 1500 weiße, 2000 schwarze und 8000 „farbige" Katholiken und 21 Kirchen nebst 24 Schulen.

Die seit 1874 bestehende Central-Präfektur umfaßt 72 334 Quadratmeilen mit 982 weißen, 90 schwarzen Katholiken und 1100 Mischlingen. 18 Priester, 12 Brüder und 95 Schwestern widmen sich unter dem Pallotiner-Präfekten Theodor König ihrer Aufgabe in 17 Kirchen und 12 Schulen mit 1300 Schülern.

In Aliwal North, dem Mittelpunkt der Garip-Präfektur besteht ein kleines und großes Priesterseminar für weiße Südafrikaner. Vikar W. Demont S. C. J. verwaltet die rund 40 000 Quadratmeilen mit 830 weißen, 240 farbigen und 2270 schwarzen Katholiken. 14 Priester, 12 Brüder, 140 Schwestern und 48 Katechisten versehen die 11 Kirchen und 15 Kapellen, 44 Schulen mit 2500 Schülern und 1220 Katechumenen.

1930 wurde die Umtata-Präfektur errichtet mit 30 000 Quadratmeilen Flächeninhalt und rund 1000 katholischen Europäern, 4800 eingeborenen und 800 farbigen Katholiken. Präfekt Hanisch wird von 20 Priestern, 17 Brüdern, 104 Schwestern und 30 Katechisten unterstützt. 1300 schwarze, 260 gemischte und 150 weiße Kinder erhalten in 38 Schulen Unterricht.

Die von Mariannhill abgetrennte neue Mount Currie-Präfektur wurde erst Ende 1935 von den Franziskanern besetzt. Präfekt Sigisbald Kurz

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Kleriker-Neuprofessen mit ihrem Magister aus dem Missionshaus St. Paul
Photo: St. Paul, Walbeck

O. F. M. hat seinen Sitz in Kokstad. Hauptmissionsplätze sind Mount Frere, Matatiele, Hardenberg, Maria Telgte in East Griqualand und Flagstaff mit Bizana in Pondoland.

Die Pallotiner-Mission von Queenstown erstreckt sich über 11 000 Quadratmeilen und zählt rund 700 europäische, 50 indische, 180 farbige und 2400 schwarze Katholiken. 16 Priester, 18 Brüder und 78 Schwestern wirken unter der Leitung von Mgr. Vogel P. S. M.

Die genannten 4 Vikariate und 3 Präfekturen nebst Queenstown liegen sämtlich in der Kapprovinz der südafrikanischen Union, welche auf 277 000 engl. Quadratmeilen 782 000 Europäer und 2 480 000 Afrikaner als Bewohner zählt. Ohne den zum Mariannhiller Vikariat gehörenden kleinen Teil der Kapkolonie leben also in dieser Provinz gegenwärtig 217 Priester, 177 Brüder, 1525 europäische und 17 eingeborene Schwestern. Sie betreuen rund 28 000 weiße Katholiken, 350 indische, 21 000 eingeborenen und 25 000 Mischlinge und in über 300 Schulen gegen 30 000 Jugendliche.

Die Provinz Natal hat die verhältnismäßig dichteste Bevölkerung, denn auf bloß 35 284 Quadratmeilen wohnen 191 700 Europäer und 1 606 000 Afrikaner, (einschließlich der Indier) auf das Vikariat Natal und das Vikariat Mariannhill verteilt. Zululand bildet das Vikariat Eshowe und hat 15 327 Quadratmeilen und neben 400 000 Schwarzen rund 12 000 Europäer.

Die Hauptzahlen dieser letzteren drei Vikariate und des übrigen Südafrika folgen auf der beigegebenen statistischen Tabelle gemäß den Angaben des „Catholic Directory of South Africa 1936

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Statistische Tabelle

von Ende 1935

Vikariat Präfektur	Fläche Quad.-Ml.	Priester	Brüder	Schwestern Europ. Eingb.	Kathol. Europäer	Kathol. Eingeb.	Kath. Mischl.	Kath. Ind.
Vikariat Natal	18 000	54	37	473 — 10	16 258	30 225	804	903
Vikariat Mariannhill	32 000	78	160	413 — 70	870	75 900	2 260	80
Vikariat Eshowe Zul.	15 327	22	37	45 — 3	308	6 843	460	15
Vikariat Transvaal	25 000	59	43	527 —	21 080	8 350	725	410
Präfektur Nd.-Transvl.	46 573	13	22	71 — 5	879	3 700	146	140
Präfektur Lydenburg	30 700	17	22	59 —	1 480	1 330	45	25
Vikariat Kroonstad	24 600	25	10	47 —	850	6 436	193	—
Vikariat Namaqualand	317 725	14	8	48 —	350	5 200	700	—
Vikariat Windhoek		36	35	101 —	1 193	8 602	—	—
Vikariat Basutoland	11 716	54	48	194 —	—	104000	—	—
Präfektur Swazildan	6 704	12	15	34 —	92	4 057	76	—
Vikariat Salisbury	108 000	50	29	266 — 34	2 954	24 705	358	170
Präfektur Bulawayo	141 000	15	7	70 — 8	1 200	3 254	400	400
Somit ist die Gesamtzahl aller Katholiken mit Einschluß der Kap-Provinz:					76 000	303 700	36 800	2 500

Im Ganzen: 413 000

Priester	658	Schwestern (europäische)	3 863
Brüder	650	Schwestern (eingeborene)	147

Annähernde Gesamteinwohnerzahl:	Europäer	Afrikaner und Indier ca.
Kap-Provinz	781 900	2 479 200
Natal	191 700	1 606 000
Zululand	12 000	400 000
Transvaal	763 260	1 983 800

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Orange-Freistaat	207 400	587 100
Südwest-Afrika	56 800	435 350
Basutoland		650 000
Swaziland		112 900
Süd-Rhodesien	90 000	1 204 800

Vikariat Präfektur	Kirchen	Kapellen	Katechisten	Katechumenen	Schulen	Europ. u. eingeb. Schulbesucher
Vikariat Natal	30	127	88	2 036	131	16 500
Vikariat Mariannhill	45	140	146	4 800	202	12 500
Vikariat Eshowe Zul.	9	29	31	1 897	54	2 250
Vikariat Transvaal	34	26	49	1 778	61	12 000
Vikariat Kroonstad	10	23	81	4 595	22	3 000
Präfektur Nd.-Transvl.	5	22	27	900	30	2 400
Präfektur Lydenburg	8	5	9	420	28	2 000
Vikariat Namaqualand	18	—	12	—	18	830
Vikariat Windhoek	37	—	55	1 430	62	2 200
Vikariat Basutoland	24	2	523	22 000	291	28 000
Präfektur Swaziland	8	—	—	—	45	1 100
Vikariat Salisbury	11	19	158	6 700	138	20 000
Präfektur Bulawayo	7	5	5	523	29	2 200
Gesamtzahl mit Einschluß der Kap-Kolonie						
	400	675	1 330	55 000	1 380	Rund 134 000

Von den 1380 Schulen sind rund
140 für europäische Jugendliche: 25 000
1 130 für eingeborene Jugendliche: 97 000
100 für Mischlinge Jugendliche: 11 000
Die übrigen für ungefähr 1 200 Indier

Die Angaben über die neue Präfektur Mount Currie lagen nicht vor und sind großenteils noch in der Statistik des Mariannhiller Vikariates enthalten. Folgt eine Übersicht des Hauptinhaltes der 300 Seit. d. neuen Jahrbuches 1936.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das vorliegende Jahrbuch 1936 ist die 23. Ausgabe. Es erscheint mit dem Imprimatur des Bischofs Hennemann von Capetown. Das Bildnis des Hl. Vaters und des Apostolischen Delegaten für Südafrika, Exzellenz Erzbischof B. J. Gijlswijk schmückt die ersten Seiten.

Es folgt der Wortlaut des Päpstlichen Dekretes vom 7. Dez. 1922, womit Pius XI. die Apost. Delegatur Südafrikas errichtet. Das Dokument besagt unter anderem: „In wachsamer Fürsorge auch für die entferntesten Teile der Welt beeilen wir uns, allenthalben das Beste zur Förderung des hl. Glaubens anzuordnen. Zur gedeihlichen Verwaltung und Entwicklung der zahlreichen Missionen Südafrikas erachten wir die Errichtung einer Apost. Delegatur für angemessen, wie es in anderen



Landwirtschaftliche Ausstellung in Mariannhill
Photo: Mariannhiller Mission

Ländern zur Ehre und zum Schutze des katholischen Glaubens geschehen ist. Nach sorgfältiger Erwägung der Umstände und Tatsachen bestimmen wir, daß die neue Delegatur sich erstrecke über die 4 Provinzen der südafrikanischen Union, über das ehemals deutsche Südwestafrika, Basutoland, Betschuanaland und Unter-Cimbebasien (Süd-Rhodesien) und eingeschlossen sind alle bestehenden und noch entstehenden Missionen dieser Länder."

Der weitere Inhalt des Jahrbuches zeigt die gesegnete Entwicklung des Missionswerkes in den nunmehr 13 Jahren unter Verwaltung der Apost. Delegatur. Unsere Tabellen enthalten das Wichtigste aus der offiziellen Statistik 1935 und nach den jüngsten Angaben der einzelnen Missionsländer Südafrikas.

Auf das kirchliche Kalendarium folgt sodann im Jahrbuch die nähere Zusammenstellung aus den 13 Vikariaten, 9 Präfekturen und 2 Missionsbezirken. Die Einzelangaben enthalten: das Errichtungsjahr der Vikariate und Präfekturen, die geographischen Grenzen, die Hauptorte und Missionen mit ihren vorzüglichsten Anstalten und Außenstationen; die volle Anschrift der Apost. Vikare, Präfekten und Missionare, die

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Anzahl der Priester, Brüder, Missions-Schwestern und Schulen. Die Stunden des öffentlichen Gottesdienstes; wann und in welchen Sprachen Beichtgelegenheit ist und vieles andere. — Ferner ein alphabetisches Namensverzeichnis der 650 Priester Südafrikas, ihren gegenwärtigen Wirkungsort und Ordens- oder Kongregationszugehörigkeit. Die alphabetische Reihenfolge der 350 wichtigsten Missionen und Ortschaften der gesamten Delegatur. Namen und Adressen des General-Konzils der Catholic Federation von Transvaal. Namen der Gründer und Führer der Catholic African Union (C. A. U.) der Eingeborenen Südafrikas usw. — Aus dem Bilderschmuck des Jahrbuches seien genannt:

Kirche und Priesterwohnung von Claremont im Kapland. Die neue Eingeborenenschule der St. Theresia-Mission von Queenstown. Die schmucke St. Theresia-Kirche von Mayville bei Durban. Die Mariannhiller Missionskirche von Maria Ratschitz bei Waschbank, Natal. Vollversammlung des Mariannhiller Eingeb. Priesterseminares bei Ixopo, Natal. Bischof Fleischer, Seminarrektor, Professoren und gegen 40 Priesterkanditaten. Die Missionskirche von Clairvaux im Mariannhiller Vikariat. Benediktiner-Mission Nongoma in Zululand. Innenansicht der St. Hubertskirche in Alexandra Township-Transvaal. Inneres des modernen Säulenbaues im Rundbogenstil U. L. Frau von der Barmherzigkeit in Springs, Transvaal-Vikariat. Die Missionskonferenz zu St. Georg, Salisbury; das Bildnis von Msgr. Klerlein Apost. Vikar von Kroonstad und 18 andere Illustrationen. Am Schluße die üblichen Postinformationen des Landes und last not least eine gute Menge der in englischen Publikationen unvermeidlichen Anzeigen.

Das Catholic Directory hat sich in den 23 Jahren seines Erscheinens zu vollendeter Übersichtlichkeit ausgebildet. Als Probe hier Teilangaben der Seite 227 und 228: **Vikariat Basutoland, errichtet 1909.** Die Grenzen dieses Vikariates fallen mit den Zivilgrenzen von Basutoland zusammen. Apostolischer Vikar: H. H. Joseph Bonhomme O. M. I., D. D. Titularbischof von Tulana und Apost. Vikar von Basutoland. Catholic Mission Roma via Maseru, Basutoland. Vikar-Delegat: Msgr. Gerald Martin O. M. I., Samaria Mission, P. O. Mefeteng, Basutoland.

Roma-Distrikt. Roma, mit Pro Kathedrale, St. Augustin Seminar für Eingeborene. Tages- und Boardingschulen der Maristenbrüder, Institute der Schwestern der Hl. Familie und der eingeb. Schwestern. Noviziat für eingeb. Schwestern. 10 Außenstationen (mit Namen angeführt). Namensverzeichnis der Priester. Rektor der Oblaten in Roma: Very Rev. M. Hentrich (Deutscher).

Herausgeber des Jahrbuches ist die Salesianerpresse in Kapstadt.

Wenn Ihr solche wisset, die Eifer für die Ehre Gottes haben und geneigt sind, den heiligen Missionsdienst zu übernehmen, so bestärkt sie in ihrer Überzeugung und ermahnet sie, Fleisch und Blut nicht nachzugeben, sondern, nachdem sie den göttlichen Willen befragt und klar erkannt haben, dem Rufe des Heiligen Geistes ohne Zögern zu folgen. Dem Missionsalmosen wohnt die Kraft inne, den Geber auch in der Ferne zum Gehilfen apostolischer Männer und zum Teilnehmer an ihren Verdiensten zumachen.

Papst Leo XIII.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Mariannhiller Missionare in ihrem Wirken seit Beginn ihrer Südafrika-Mission

(Fortsetzung)

Der Umstand, daß viele Eingeborene den Wert des Geldes nicht kannten und deshalb mit demselben verschwenderisch umgingen, führte zur Gründung von Sparvereinen und in weiterer Folge zur Errichtung von Darlehenskassen und Einkaufsgenossenschaften, die, wie im nächsten Abschnitt ausführlicher besprochen wird, unter der Leitung des Mariannhiller, P. Bernard Huß, in ganz Südafrika einen ungeahnten Aufschwung nehmen.

Die jüngste soziale Großtat der Mariannhiller ist die Abgabe von Grundstücken ihrer großen Farmen in Mariannhill, Maria-Lourdes und Maria-Ratschitz zu mäßigen Preisen und unter günstigen Bedingungen, um es den Eingeborenen zu erleichtern, selbst Landeigentümer zu werden. Mehrere kleine Dörfer mit hinreichendem Ackerland, die in letzter Zeit entstanden sind, zeigen, daß die Eingeborenen dieser sozialen Neuerung bereits Verständnis entgegenbringen. Das Siedlungswesen macht also auch in Afrika erfreuliche Fortschritte.

Vor mehr als Jahresfrist ging durch die große Weltpresse die Nachricht, daß sich in Südafrika eine Siedlungsgesellschaft gebildet habe, die eine große Farm ankaufen und zerstückeln will, um den Eingeborenen die Erwerbung eines Grundstückes zu ermöglichen und so mit der Zeit eine Eingeborenenstadt zu schaffen, die nur eingeborenen Südafrikanern zugänglich sein soll.

Das Projekt fand überall verdiente Beachtung, scheint aber noch nicht vollständig durchgeführt zu sein, da seit Monaten keine näheren Meldungen mehr darüber vorliegen.

Es ist nun interessant und lehrreich, zu erfahren, daß die Mariannhiller ein ähnliches Siedlungsprojekt, wenn auch vorläufig in kleinerem Umfange, nicht nur beschlossen, sondern in aller Stille bereits durchgeführt haben. In Befolgung des zweiten Punktes ihres sozialen Programmes: „Bessere Wohnungen," überließen sie den katholischen Eingeborenen, die in Durban arbeiten, unter außerordentlich milden Bedingungen Bauplätze mit Gartenanlagen, die nach einer kurzen Übergangszeit Eigentum der Eingeborenen werden. So entstand das heute schon ansehnliche Dorf St. Wendelin, das an der Bahn und in der Stadt liegt, so daß es den Arbeitern leicht möglich ist, ihre Arbeitsstätten zu erreichen und nach getaner Arbeit wieder zu ihrer Familie zurückzukehren.

Es ist wohl kein Zweifel, daß St. Wendelin bald zu einer Stadt emporblühen und den Ruf Mariannhills verdienterweise noch erhöhen wird.

Mariannhill wirkt also in Afrika ähnlich, wie es vor Jahrhunderte die Benediktiner in Europa getan haben. Ihre Klöster werden Zentren der Kultur und tragen unendlich dadurch bei zur Hebung des Volkes. Hoffentlich ernten sie nicht den Dank, den viele berühmte Klöster von der Freimaurerei erfahren haben — Konfiskation und Zerstörung!

Führer der sozialen Bewegung in Südafrika

Wenn die Lösung der sozialen Frage irgendwo von grundlegender Bedeutung ist, so ist das in Südafrika der Fall. Darin stimmen die Mis-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Die Schmerzensmutter

Hoch ragt das Kreuz zu Gott empor,
Den Himmel deckt ein Trauerflor:
Die Mutter steht in grauser Nacht
Und hält dem Sohn die Totenwacht.
Drücke deines Sohnes Wunden,
So wie du sie heiß empfunden,
Tief in unsre Seelen ein!

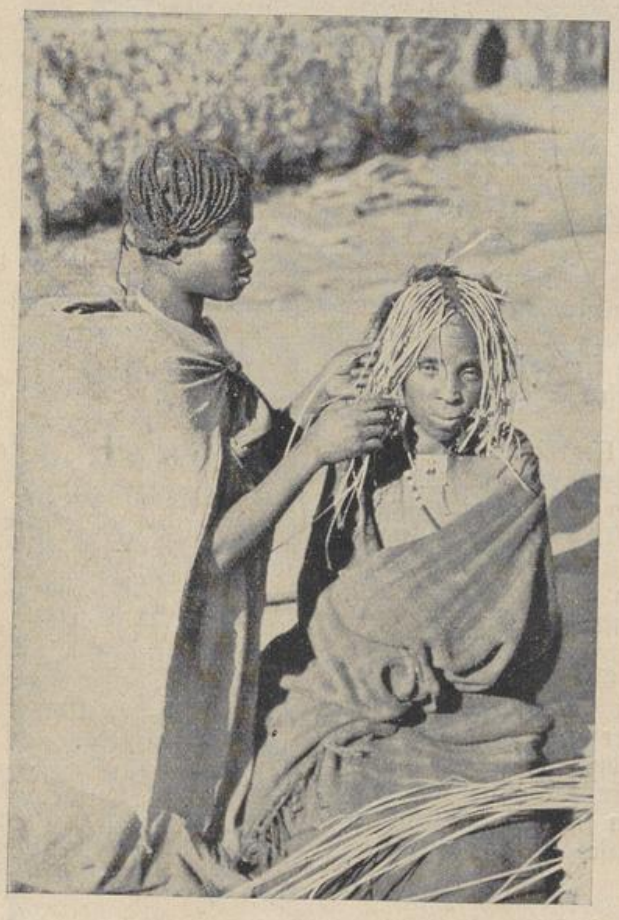
Die Leiche liegt im Mutterschoß;
Ist das dein Sohn, so wund und bloß?
Der Mutter Aug' alleine spricht;
Stumm hüllt sie tief ihr Angesicht.
Drücke deines Sohnes Wunden,
So wie du sie heiß empfunden,
Tief in unsre Seelen ein!

Der allen Geist und Leben gab,
Sie tragen ihn zum stillen Grab:
Die Mutter ruht am kalten Stein,
Wer faßt der Minne Not und Pein?
Drücke deines Sohnes Wunden,
So wie du sie heiß empfunden,
Tief in unsre Seelen ein!

F. Gaudentius Koch O. Cap.

sionare, protestantische ebenso wie katholische, und alle einsichtigen Weißen überein, wenn sie auch in ihren Vorschlägen zur Lösung dieser Fragen mitunter weit auseinandergehen. Es ist für die katholische Mission im allgemeinen und die Mariannhiller Patres im besonderen recht ehrend, daß sich unter den maßgebenden Führern auf diesem Gebiete auch katholische Missionare, namentlich aus der Mariannhiller Kongregation, befinden. Der bedeutendste dieser Führer ist ohne Zweifel der Begründer der Raiffeisenkasse Südafrikas, P. Bernhard Huß, der in seiner Arbeit von Ordensgenossen, namentlich von dem jetzigen Apost. Präfekten von Umtata, Msgr. Hanisch und dem Redakteur der weitverbreiteten Zeitung „Um Afrika", P. J. L. Sauter, in uneigennütziger Weise unterstützt wird. P. Bernhard Huß, der aus Württemberg stammt, ist der Begründer der Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalt in Mariannhill, die er in 16jähriger mühsamer Arbeit (1915—1931) zu hoher Blüte brachte. 1931 legte er sein Amt nieder, um sich ganz der sozialen Aufklärungsarbeit unter den Eingeborenen Südafrikas widmen zu können. Seine Rechenschaftsberichte für die Jahre 1925 und 1931 sollen uns zeigen, wie er seinen Beruf als sozialer Volkserzieher auffaßt. Der erste lautete im Auszuge:

„Meinem Versprechen gemäß gebe ich hiermit einen kurzen Bericht über meine letzte Vortragsreise durch das Gebiet der Eingeborenen von Transkei, bei der ich über die Bildung von Genossenschaften und ganz besonders über die Errichtung von Raiffeisen-Banken reden sollte.



Zulufrauen bei der Haartoilette
Photo: Mariannhiller Mission

Im Juli 1925 hatte ich über den gleichen Gegenstand auf der Johannesburger Universität gesprochen, im April 1926 vor der großen Ratsversammlung von Transkei, die in Umtata zusammengetreten war und aus 19 Magistraten und 54 eingeborenen Ratsmitgliedern bestand. Als Ergebnis meiner Ansprachen an dieses Eingeborenen-Parlament sandte mich der Hauptmagistrat von Umtata im Juli 1927 nach neun verschiedenen Orten der Transkei, um dort in Versammlungen von Eingeborenen zu reden. Auf dieser Reise sprach ich vor ungefähr 100 Häuptlingen und 1000 Männern. Das Volk zeigte damals großes Inte-

resse. Auf einer dieser Versammlungen mußte ich sechs Stunden lang reden und an verschiedenen Orten begannen die Leute schon ihre kleinen Banken zu bilden.

Nach den Versammlunlungen von 1927 baten die Eingeborenen den Hauptmagistrat dringend, mich auch dieses Jahr wieder zu schicken. So kam ich mit der Regierung überein, daß ich vom 6. bis 28. Juli in 20 Versammlungen von Eingeborenen der 19 Transkei-Distrikte sprechen sollte.

Auf dieser Reise legte ich über 1200 Meilen im Auto zurück und sprach vor 400 Häuptlingen und 4850 Männern. Die Zusammenkünfte fanden in 5 Städten, 13 Dörfern und 2 protestantischen Missionsstationen statt.



Meister Zauberer instruiert eine „Kollegin"
Photo: Mariannhiller Mission

Der Ortsmagistrat führte bei jeder Versammlung den Vorsitz und somit führte er mich beim Volke ein. Meine Zuhörerschaft bestand zum größten Teil aus Protestanten und Heiden und nur aus wenigen Katholiken. Wir fangen nämlich erst jetzt an, unsere Missionstätigkeit weiter über Transkei auszudehnen. Jede Versammlung dauerte drei bis vier Stunden.

Zuerst sprach ich gegen eineinhalb Stunden, dann wurden Fragen gestellt und am Schluß sprachen die Häuptlinge ihren Dank aus. Vielleicht interessiert es, was die Leute sagten. Ich zitiere eine ihrer Reden:

„Es haben schon viele weiße Leute zu uns gesprochen, doch nie zuvor hörten wir solch eine nützliche Rede. Einige von uns haben dich zwei- oder dreimal gehört und wir sehen ein, daß du es gut meinst und du hast auch recht. Wir können nicht genug danken dafür, daß du so weit hergekommen bist, um uns zu helfen. Gott hat dir fünf Talente gegeben, fahre fort sie zu unserem Wohle zu gebrauchen. Werde unser nicht überdrüssig, wenn wir dir nicht gleich folgen, habe Geduld mit uns. Du hast uns so große Liebe gezeigt. Wir wundern uns, daß ein weißer Mann sich so viel Mühe gibt, uns zu belehren. Wir bitten dich, verlaß uns nicht, komme bestimmt nächstes Jahr wieder und erzähle uns dann noch mehr. Als bessere Männer gehen wir nun von dieser Zusammenkunft heim."

(Fortsetzung folgt).

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ein entführter weißer Knabe wird von Basutos erzogen

Von P. Albert Schweiger RMM.

Hier handelt es sich um eine überraschende Begebenheit, die vollständig auf Tatsachen beruht; aus der Lebensgeschichte eines ehemals gestohlenen weißen Kindes, das jetzt der Chief von Basutoland sein könnte. Herr Philipp van der Byl arbeitet heute noch am Hebekran der Eisenbahn-Güterschuppen in Kapstadt. Er ist einer von den Hunderten von Angestellten dortselbst. Wahrscheinlich gibt es niemanden in Kapstadt oder selbst in Süd-Afrika, der eine so sonderbare Kindheit hinter sich hat, als er. Er wurde als Kind seinen Eltern gestohlen und in einem Kraale von Eingeborenen in Basutoland erzogen. Während er heute unter dem Lärme und Getöse eines großstädtischen Güterverkehrs der südafrikanischen Eisenbahnen arbeitet, könnte es ihm leicht passiert sein, ein fortdauerndes primitives Leben in der Wildnis von Basutoland zu führen, als ein vollberechtigter Eingeborener in jeder Hinsicht. Indem er auf luftiger Höhe droben über dem großen elektrischen Kraftwerk in seinem engen Häuschen sitzt und mit sicherer Hand den gewaltigen Hebekran vorwärts und rückwärts in Bewegung bringt, um die elektrischen Maschinen und ganze Eisenbahnwaggons zu heben und zu senken, kehren seine Gedanken oft und oft zurück zu den Tagen seiner Kindheit, die er als an Kindesstatt angenommener Sohn des eingeborenen Häuptlings in einem Basutokraale in größter Zufriedenheit verlebte.

„Ja", sagte Herr Philipp mit einem erinnerungsvollen und matt bedauerlichen Lächeln, „es war eine glückliche Zeit, und wenn ich dort bei den Basutos geblieben wäre, so würde ich heute ihr Chief sein".

Dieser Mann begann seinen Lebenslauf auf eine ganz gewöhnliche Art in einem gewöhnlichen Hause in Mowbray bei Kapstadt, bis er, etwa fünf Jahre alt, als er auf der Straße spielte, ganz plötzlich verschwand. Aber auch gar nichts konnte von ihm wieder entdeckt werden, bis nach vielen Jahren, wo er auf eine fast wunderbare Weise wieder in Mowbray auftauchte und zufällig von einer Freundin seiner Mutter gefunden wurde.

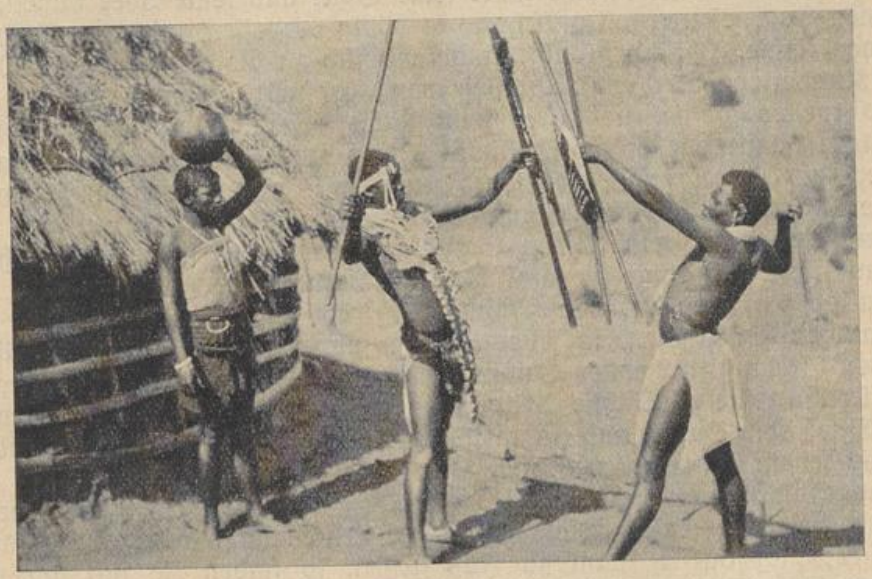
Die Geschichte von jenen dazwischenliegenden Jahren entwickelte sich wie ein fantastisches Märchen aus Tausendundeinenacht, und nimmt als solche gleich seinen Anfang. Ein überaus freundlicher weißer Mann näherte sich dem Büblein auf der Straße und lockte es mit den schönsten Versprechungen abseits. Das Lockmittel waren Süßigkeiten und die Aussicht, ein Jockey zu werden. Der Fremde zeigte ihm vollgestopfte Taschen voll Süßigkeiten, und nachdem er ihm eine Düte voll davon gegeben hatte, versprach er ihm, ihn fortdauernd damit versorgen zu wollen, falls er mit ihm gehen würde. „Das Ganze, dessen ich mich noch recht entsinnen kann, ist, daß er einen Jockey aus mir machen wollte und daß ich soviele Süßigkeiten erhalten würde, als ich nur wünschte", sagte van der Byl.

Der Fremde, den wir Kotze nennen wollen, da noch verschiedene von seiner Familie am Leben sind, nahm das Kind und begab sich mit demselben unmittelbar mit der Eisenbahn nach Allival North — eine Entfernung von etwa 800 engl. Meilen von Mowbray-Kapstadt — so daß man sich nicht darüber zu verwundern braucht, wenn alle geradezu

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wahnsinnigen Versuche der Eltern, das Kind wieder ausfindig zu machen, fehlschlugen. Von Allival North aus reisten beide zu Pferde nach Barkley East, wo Kotze gerade eines von den dortigen Hotels übernahm. Van der Byl erinnert sich noch, daß Allival North zu jener Zeit nur aus zwei Hotels und ganz wenigen Häusern bestand.

In Barkley East angekommen, hörte alle Freundlichkeit von Seite des Fremden dem Knaben gegenüber auf, und es kam dem kleinen Philipp allmählich zum Bewußtsein, daß er nur zum Vorteile dieses Weißen entführt worden sei. Jetzt gab es keine Düten voll Süßigkeiten mehr, und all die schönen Träume, ein Jockey zu werden, mußten in der Luft verfliegen; denn er wurde nichts anderes als ein mit Arbeit überbürdeter kleiner Sklave im Hotel. — Mit seinen fünf Jahren mußte



Waffenübung junger Zulukrieger
Photo: Mariannhiller Mission

Klein-Philipp die Fußböden polieren, die Messer putzen und andere dergleichen Arbeiten von früh morgens bis spät in die Nacht hinein verrichten. Er sagt, er kann noch lebhaft vor seinem Geiste diese langen Gänge sehen, die er tagtäglich zu polieren hatte, und erinnert sich daran, wie seine Arme und Beine schmerzten wegen des Reinigens von der Unmasse von Messerreihen. So oft nur ein kleiner Flecken an einem derselben bemerkbar war, gab es arge Schläge und Püffe. Der Sohn vom Hotelier hatte dazu noch eine heftige Abneigung gegen das Kind und schwärzte es andauernd ungerecht an, was natürlich auch zum größten Nachteil für dasselbe sein mußte, so daß, wie van der Byl sagt, er gewöhnlich eine Mahlzeit am Tage erhielt und dreimal verprügelt wurde.

Das dauerte so lange, bis einige eingeborene Pondo-Transporttreiber, die in diesem Hotel regelmäßig Einkehr nahmen, die überaus unmenschliche Behandlung des Kindes wahrnahmen und es bemitleideten. Auf einer ihrer Durchreisen entführten sie den Knaben und brachten ihn in das Ländergebiet des Transkei. Dort jedoch verweilten sie für nur kürzere Zeit, und dann nahmen sie ihn mit sich auf ihren langen Reisen. Van der Byl erinnert sich noch, wie sie unter anderem nach Lady Grey,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Alliwal North, Barkley West und dann wieder zurück nach Barkley East kamen. Dort nahm ihn Kotze wieder in Gewahrsam, und die Eingeborenen mußten ihn beim Hotelier wieder zurücklassen. Nun begannen die alten Quälereien des Kindes wieder von Neuem. Wie lange, konnte van der Byl nicht sagen, „denn dortmals schien mir ein Monat gerade so lang wie ein Jahr."

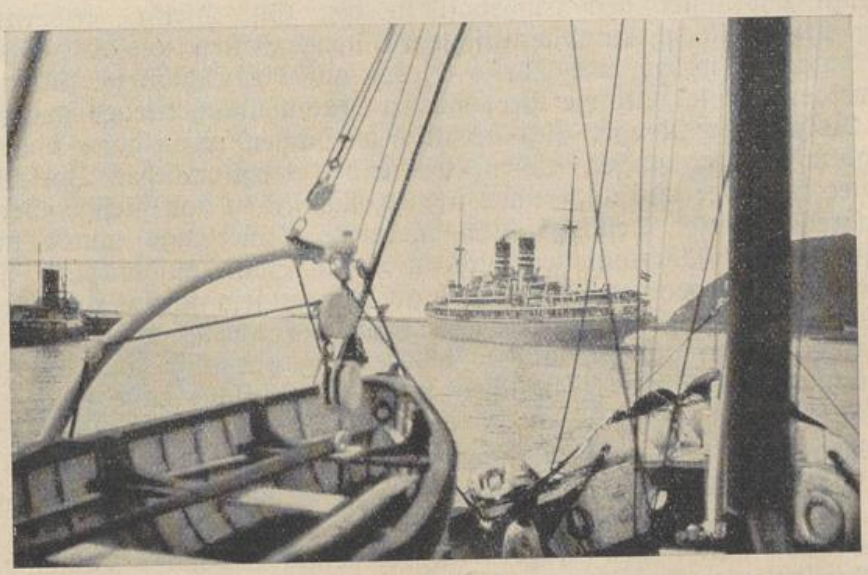
Es kam jedoch das Ende davon, als Kotze sein Geschäft verkaufte. Er überließ es seinem Weibe, seine Angelegenheiten zu ordnen und sich um einen neuen Platz umzuschauen. Diese brachte Philipp zu einer ihm unbekannten Bahnstation, wo ein Zugwechsel war, und bedeutete ihm, er solle mit dem nächsten Zug nach Kapstadt fahren und zu seinen Leuten heimkehren. Sie stieg dann in einen Zug ein und verließ das Kind hilflos. Der verwirrte Knabe hatte keine Spur und keine Idee davon, wie er einen Zug nehmen soll und hatte es völlig vergessen, wie er nach Hause kommen könne. Philipp glaubt, er befand sich zu dieser Zeit in der Nähe von Kimberley, 650 engl. Meilen von Kapstadt entfernt. Da er sonst nichts weiter wußte, nahm er den nächst besten Zug, der hereinfuhr, und kam damit wieder nach Alliwal North zurück. Dort irrte er planlos umher, bis er zu seiner größten Freude mit seinen einzigen Freunden, die er kannte, mit den Pondo-Transporttreibern zusammenkam. Sie freuten sich auch, ihren kleinen Schützling wieder zu finden und nahmen ihn mit sich, und zwar diesmal bis ins Basutoland.

Philipp traf nun bei den Basutos ein, ein armes, verwahrlostes und heimatloses Bürschchen, in jeder Hinsicht unverantwortlich vernachlässigt, mit von Schmutz strotzenden Lumpen und Fetzen bekleidet. Aber es begann jetzt für ihn seine glücklichste Zeitperiode, deren er sich zu erinnern vermag. Der Chief von Basutoland nahm ihn an Kindes Statt an und behandelte ihn als seinen bevorzugten Sohn.

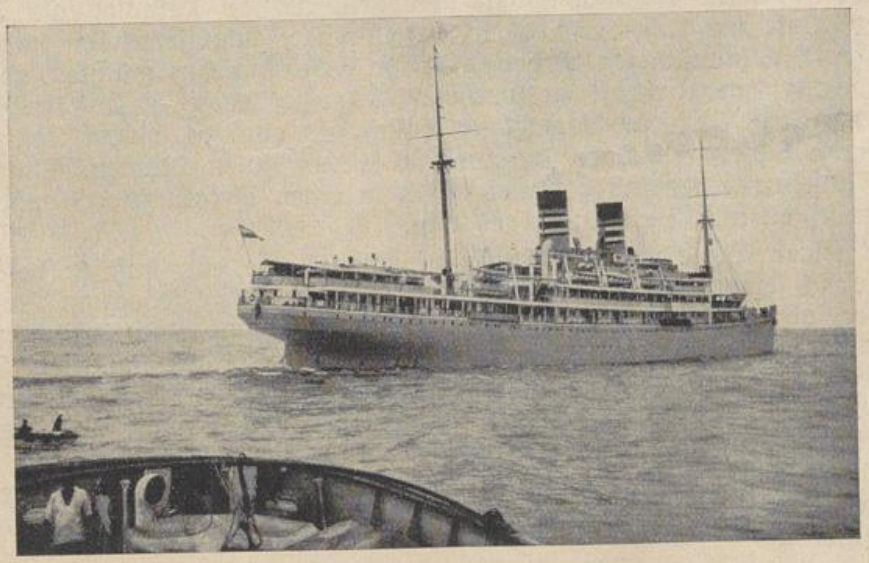
Das Gesicht von van der Byl strahlt voll Vergnügen, so oft er an dieses gute Volk denkt. „Diese schwarzen Leute waren aber gut zu mir", sagte er; „ich durfte kaum zu Fuß gehen, so haben sie sich um mich besorgt. Überall fand sich jemand, der mich irgendwo hintrug, wo ich hin wollte. Ja, wäre ich dort bei den Basutos geblieben, so wäre ich heute ihr Chief". Er durfte durchaus gar nichts arbeiten. Er befand sich in der Obhut der Männer, die alles für ihn taten. Man wusch ihn täglich in der Frühe und am Abend; selbst seine Fußsohlen wurden mit einer gewissen Steinart gescheuert, die zu diesem Zwecke vorrätig war. Nach jeder Mahlzeit wurden seine Zähne mit einer Wurzel, die die Basutos aus dem Erdboden herausgruben, gereinigt. Das war sonst der allgemeine Brauch im ganzen Lande. Als Philipp zuweilen dagegen Einwendungen machte, wurde ihm gesagt, daß es unanständig und ekelerregend sei, Nahrung zu sich zu nehmen, ohne sich hernach die Zähne zu reinigen. Sicherlich trägt diese Sitte dazu bei, daß die Eingeborenen so schöne weiße Zähne besitzen. — Obwohl die Basutokinder gewöhnlich nackt herumliefen, wurde für Philipp dafür gesorgt, daß er ausgiebig mit Kleidern und Schuhen aus Ziegenfellen versehen war. Man gab ihm überall das Beste und behandelte ihn als den Sohn des Häuptlings und ließ ihn Anteil nehmen an den vielen besonderen Vorrechten, deren sich der Chief erfreute.

(Schluß folgt).

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Deutscher Dampfer wird aus dem Hafen von Durban gelotst
Photo: Mariannhiller Mission



Heimwärts! Der Lotse geht in sein Lotsenboot zurück
Photo: Mariannhiller Mission

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Sekte der „Blauen Engel" im Gerichtssaal

Von P. Albert Schweiger RMM.

Nicht nur unter den Eingeborenen von Süd-Afrika, sondern auch unter den hiesigen Europäern schießen neue Sekten wie Pilze hervor, um dann auf irgend eine Weise wieder auf die Schwarzen übertragen zu werden, die im Drange ihres starken Nachahmungstriebes und wegen des Reizes der Neuheit sich dergleichen Sachen anzueignen und ihren Verhältnissen anzupassen suchen. Ein etwas tragikomischer Vorfall aus jüngster Zeit, der uns auch einen kleinen Einblick in das hiesige Gerichtsverfahren gestattet, bestätigt dies wiederum. Allerdings wurde meines Wissens dieser Fall zwar noch nicht in diesem Sinne aufgefaßt, d. h. von Seite der Eingeborenen, da er noch zu neu zu sein scheint, aber gerade das ist der richtige Stoff, der manchem aus ihnen zusagt und tiefen Eindruck auf ihn ausübt, und es würde mich gar nicht wundern, wenn in nächster Zeit etwas Ähnliches in neuer Auflage unter ihnen zum Vorschein käme.

Gegen Ende November vergangenen Jahres verklagte ein neuer Sektengründer in Pretoria eine Johannesburger Zeitung wegen Ehrabschneidung mit der Forderung von 2000 Pfund als Schadenersatz (etwa 31 000 Goldmark). Der Kläger war Kornelius Johannes Prinsloo und der Verklagte der Herausgeber der Sonntags-Zeitung und Sunday Times Syndicate, Ltd. von Johannesburg. Der Kläger erklärte, daß er ein Mitglied und der Gründer einer religiösen Vereinigung sei, die sich der „Jüngste Regen-Verein" nenne. Im Monat Juli dieses Jahres wurde in oben erwähnter Zeitung ein Artikel veröffentlicht betreffs der Mitglieder dieses Vereines, Prinsloo miteinbegriffen, der falsch, böswillig und verleumderisch war. Es war so zu verstehen, als ob Prinsloo als Leiter dieses Vereines sich ehrwidriger, schändlicher, ungeziemender und unsittlicher Ausschreitungen hingebe, die ihn dafür haftbar machten, gerichtlich belangt und bestraft zu werden. Als eine Folge dieser Veröffentlichung wurde Prinsloo sowohl persönlich als auch in seinem Amte als Vorstand dieses religiösen Vereines in seinem guten Namen, Charakter und Ansehen bedeutend geschädigt und in einen öffentlichen Skandal, in Lächerlichkeit und Verachtung gebracht.

In seiner Verteidigung gestand der Angeklagte ein, daß er besagten Artikel in seiner Zeitung veröffentlicht habe; er stellte jedoch in Abrede, daß er falsch, böswillig und verleumderisch war, und zwar weder gegen Prinsloo persönlich, noch gegen den Verein. Die beanstandeten Ausdrücke, wurde von ihm zugegeben, waren ihrer eigentlichen Bedeutung nach gemäß ihres Hauptinhaltes und der Tatsachen wahr und wurden in Hinsicht auf das Interesse des Publikums veröffentlicht. Die von Prinsloo beanstandeten Ausdrücke waren teilweise nicht im Drucke erschienen, und teilweise entbehrten sie des Sinnes, den ihnen Prinsloo unterschob.

Prinsloo gab dann einen kurzen Umriß von der Geschichte des „Jüngsten Regen-Vereins." Er sei verheiratet und lebt mit seiner Frau in einem Hause mit 11 Zimmern, von denen 8 als Schlafzimmer benützt werden; die anderen 3 seien im Gebrauche der Mitglieder seiner Bewegung, wovon ein großer Teil der Hausinsassen Frauen seien. Jeden Morgen um 6 Uhr wird die erste Versammlung im Hause abgehalten;

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sie dauert 1—1½ Stunden. Eine Eigentümlichkeit dieser Gebets-Vereinigung sei, daß, falls jemand während dieser Zeit vom Schlaf überrascht werde, er nicht darin gestört würde. Die nächste Zusammenkunft findet um ein Viertel vor 3 Uhr nachmittags statt; eines der Mitglieder betet eine ganze Stunde lang und wird dann von einem andern abgelöst. Von 10 Uhr vormittags bis zum Mittag wird täglich gesungen und gebetet mit Ausnahme der Samstage, Nichtmitglieder werden auf deren Ersuchen hin zur Gebetsvereinigung zugelassen. An den Abenden dauert der Gottesdienst bis um 10 Uhr, gelegentlich auch bis um 11 Uhr, niemals aber bis zur Mitternacht. Am Samstag wird von 6 Uhr morgens bis 7 Uhr gebetet; hernach gibt es eine öffentliche Versammlung im Freien, zuweilen an den Straßenecken; diese nimmt zwei Stunden in Anspruch. Dann wird nichts Weiteres getan. Doch halten sie manchmal an Sonntagen Dauer-Gottesdienst von morgens bis abends. Die Art und Weise, wie die Mitglieder im Hause zusammenwohnen, wurde von den städtischen Gesundheitsbehörden gebilligt. Es befinden sich drei Ehepaare im Hause; die übrigen Mitglieder jedoch sind alle ledig.

Zuweilen erhalten sie anonyme Briefe mit Geldspenden. Diese Gaben werden an die Arbeiter verschenkt. Seitdem der oben erwähnte Artikel in der Zeitung erschien, hatten sie hierin zu leiden. Sie erhalten jetzt monatlich durchschnittlich 15 Pfund, während sie vorher 60—70 Pfund erhielten. Auch sind sie jetzt der Verachtung ausgesetzt, und diese Angelegenheit wurde so schlimm, daß sie ihre Zuflucht zur Polizei nehmen mußten zwecks Schutz und Aufrechterhaltung der Ordnung. Sie selbst nannten sich keineswegs die „blauen Engel". So oft Prinsloo eines der Mitglieder mit diesem Namen nennen hörte, da sie ein blaues Kleid als Uniform haben, betrachtete er dies als eine Beschimpfung. Er fühlte sich arg beleidigt, als die Zeitung darauf anspielte, daß manche von den Mitgliedern von ihren Männern verlassene Frauen seien. Seines Wissens befindet sich nur eine einzige Frau unter ihnen, die von ihrem Manne verlassen worden sei.

Prinsloo besuchte die Volksschule bis zu Standard VI; er hat keine theologische Ausbildung. Die Summen, die zur religiösen Bewegung beigesteuert wurden, werden für die Ausbreitung seines Werkes verwendet. Bücher führt er keine; Sammlungen werden nicht abgehalten; sämtliche Beiträge sind freiwillig. Sein Wohnhaus wurde im Jahre 1932 gekauft. Ein Nichtmitglied steuerte der frommen Sache wegen 100 Pfund dazu bei, die er seit Juli 1932 auf der Bank hinterlegte und wovon er monatlich 15 Pfund abzahlte. Er erhält kein Gehalt. Die erhaltenen Beträge werden von ihm als Leiter der Bewegung verwaltet. Das Haus soll sein Eigentum werden. Vor 2 Monaten — nach der Veröffentlichung des Artikels — kaufte er sich um 450 Pfund einen Kraftwagen, den er für seine Arbeiten als Leiter der Bewegung benützt; dieser gehört auch ausschließlich ihm. Er machte keinen Unterschied betreffs der Behandlung der Mitglieder, die keine Beiträge leisteten, und der andern, die etwas beisteuerten.

Sobald die Mitglieder bei ihrem Gottesdienst vom Hl. Geist erfüllt sind, reden sie in einer Sprache, die von den Außenstehenden nicht verstanden werden kann. Es ist dies eine übernatürliche Sprache. Das Fundament ihrer Religion besteht darin, daß sie zu Christus hinaufblicken als dem Reiniger der Seele und als ihrem Erlöser. Prinsloo

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gibt zu, daß er im Jahre 1933 sich im Gerichtssaal zu verantworten hatte wegen Störungen seiner Nachbarschaft. Etwa 300—400 Personen beteiligten sich an ihrer diesjährigen Konferenz. Die Teilnehmer wurden in weiteren Häusern und in mehreren Zelten untergebracht. Seit der Veröffentlichung jenes Artikels war beständig ein Polizist bei ihren Gebets-Versammlungen zugegen. Prinsloo hatte keine Kenntnis davon, daß die Leute in der Nachbarschaft seines Hauses wegen des Treibens der Sekte nicht mehr Gelegenheit fanden, ihre Wohnungen zu verkaufen oder zu vermieten.

Eine Zeugin gegen den Kläger erklärte, daß während des Gottesdienstes manche der Beteiligten in einen hysterischen Zustand gerieten und dann einen entsetzlichen Lärm verübten. In der Regel ging der Spektakel mit Musik an. Länger als eine Stunde wiederholten sie gewisse kurze Worte fortwährend und tanzten und klatschten und stampften dazu, bis sie ganz erschöpft zu Boden fielen und in Krämpfen sich wälzten. Sie sah, wie Prinsloo einmal vom Zimmer hinausgetragen wurde. Sie beklagte sich zweimal bei den Mitgliedern der Vereinigung, aber ohne irgend welchen Erfolg. Ein weibliches Mitglied teilte ihr mit, daß ihr Mann sich von ihr habe scheiden lassen, weil ihm ihre Sekte zu stark auf die Nerven ging. Während der Konferenzen wurden auf dem Balkon Segeltücher aufgehängt und der Boden mit Matrazen belegt. Die eine Seite des Balkon war für die Frauen bestimmt, die andere für die Männer. Diese Konferenzen dauerten 10—14 Tage lang. Die Nachtversammlungen waren weitaus schlimmer als die während des Tages. Es war für die Nachbarschaft geradezu unerträglich. Sie war früher oft bei Biergelagen von Eingeborenen in Basutoland zugegen und hat das Lärmen und Toben dabei mitangeschaut. Bei diesem Gottesdienst der „blauen Engel" ging es auch nicht ruhiger zu. Während der Nacht an den Sonntagen gab es vor dem Hause zahlreiche Zuschauer, die teils Steine auf das Dach warfen, teils Kraftfahrräder anlaufen ließen und teils eine greuliche Katzenmusik aufführten. Hauptsächlich das fortwährende Wiederholen von gewissen Worten für lange Zeit war einfach unausstehlich und mußte einem stark auf die Nerven gehen. Eine halbe Stunde dieses Spektakels schien ihr eine ganze Nacht zu sein. Als ihr Mann einmal krank war, telephonierte sie nach 11 Uhr nachts an die Polizeistation.

Ein Mr. Rothman sagte, daß sein hinterer Hof an das Gebetshaus stoße. Er kennt die Mitglieder unter dem Namen von den „blauen Engeln". Einmal war er bei ihnen. Er wußte jedoch, daß sie sehr häufig regularen Gottesdienst abhielten. Die Versammlungen waren überaus geräuschvoll und dauerten gewöhnlich bis nachts 10 Uhr an, zuweilen wurde es aber auch halb 12 Uhr. Als er sich dort befand, um dem Gottesdienst beizuwohnen, sah er die Teilnehmer springen und hüpfen und in die Hände klatschen, während andere beteten und schrien. Das dauerte etwa 10 Minuten, als dann zwei Frauen ganz erschöpft zu Boden fielen. Dieser Zeuge beklagte sich bei der Polizei über das wüste Treiben dieser blauen Engel, aber es wurde ihm dort bedeutet, daß sich in dieser Angelegenheit nichts machen lasse. Er sah einen Polizisten in die Halle gehen, und seiner ansichtig, wurde sofort der Gottesdienst von den Mitgliedern unterbrochen. Der Polizist sprach mit Prinsloo, der ihm erwiderte, daß sie bezüglich des Geräuschmachens das Recht auf ihrer Seite hätten, denn das sei der Hl. Schrift entsprechend.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Andere Zeugen machten ähnliche Aussagen. Eine Frau (Mrs. Anna Turner) bestätigte, daß, seitdem die „blauen Engel" in ihrer Nachbarschaft hausen, sie kein Zimmer mehr vermieten könne. Verschiedene Leute erkundigten sich; sobald sie aber das unausstehliche Lärmen zu hören bekamen, sagten sie ab. Manchmal zitterten davon die Gegenstände in ihren Zimmern während der ganzen Zeit dieses Tobens. Von außen her konnte man meinen, es seien wilde Bestien im Betsaal versammelt.

Und das Resultat der Klage? — Prinsloo erhielt durch den Urteilsspruch des Richters von Pretoria einen Schadenersatz von 250 Pfund zugesprochen, zu dem die Redaktion der Zeitung nebst Kosten des Gerichtsverfahrens verurteilt wurde. Der Richter begründete seinen Urteilsspruch folgendermaßen: „Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Eingangsworte des Artikels bei jedem Leser von nur mittelmäßiger Einsicht den Eindruck erwecken mußten, daß es sich von Seite des Prinsloo um ein ungeziemliches Benehmen handle. Der Ausdruck: „Auch bei der Polizei sind Klagen eingelaufen" läßt auf etwas ärgerniserregendes schließen. Ein Hauptgewicht dafür ist die Überschrift: „Alle schlafen beisammen." Zweifellos gebrauchte man diese Überschrift, um die Neugierde des Lesers zu erregen. Nachdem man dann den Artikel gelesen hatte, konnte man sich Rechenschaft nach seiner eigenen Auffassung darüber geben, warum diese Überschrift gewählt wurde. Der zweite Teil davon bezog sich unmittelbar auf den Kläger. Wegen der großen Anzahl der Vereins-Mitglieder, nicht nur in Pretoria, sondern auch anderswo, mußte der Kläger von vielen erkannt werden. Der noch übrige Teil wurde mit einem sehr fraglichen Takte geschrieben. Zeitungen würden gut daran tun, sich darüber klar zu sein, wie sehr empfindlich die Beteiligten sich zeigen, falls über religiöse Angelegenheiten berichtet wird, und daß durch Lächerlichmachen gewöhnlich nichts Gutes herauskommt. Der Kläger hat einen Anspruch auf Schadenersatz. Obwohl es nicht erwiesen ist, daß er einen persönlich-finanziellen Verlust erlitten habe, so handelt es sich um eine ernstliche Ehrabschneidung, die ihm großen Kummer verursacht haben muß und sein Ansehen in Mitleidenschaft gezogen hat."



Wir wünschen allen lieben Missions-Freunden

ein frohes Osterfest!

Mariannhiller Mission
Verlag u. Schriftleitung

Der Sohn des Freimaurers

Von Anna Kayser

(Fortsetzung)

Accipe, frater, viaticum Domini nostri Jesu Christi — Empfange, mein Bruder, die Wegzehrung unseres Herrn Jesu Christi ...," zitterte es durch die Urwaldstille. Schauer gingen durch die Wipfel der Urwaldriesen. Die Stimmen der Wildnis schwiegen. Es war, als stiegen weinende Engel herab in die Tropennacht und sammelten dieses Bekennerblut in goldene Schalen und trügen es betend zum Throne Gottes.

Mit Gewalt dämpfte Pater Werner seinen Schmerz, um dem Mitbruder die Tröstungen der Kirche bis zum letzten zu geben.

Als das letzte Wort der Generalabsolution verklungen war, öffnete der Sterbende noch einmal die Augen. Es war, als wolle er sprechen. Pater Werner legte sein Ohr an seinen Mund und lauschte angestrengt.

„Ich — sterbe — für die beiden," hauchte er.

Dann schloß er die Augen. Der Atem wurde leiser und leiser und erstarb bald ganz ...

Ein Schmerz packte den Missionar, als er den Bruder entseelt vor sich liegen sah, daß sich für einen Augenblick seine Sinne verwirren wollten. Es konnte doch nicht sein, er durfte nicht tot sein, der treue Gefährte und Freund. Sollten so jäh all die schönen Hoffnungen zerstört sein?"

Heftig zog er den toten Mitbruder in seine Arme, als könnten seine Liebe und sein Schmerz ihm neues Leben einhauchen.

Er vermochte dem grausamen Weh, das ihm Körper und Seele durchwühlte, nicht mehr zu gebieten. Seine Tränen mischten sich mit dem Blute des Bruders. Tureba lag in unbeherrschtem Schmerze am Boden und schluchzte laut.

Und doch erfuhr der schwergetroffene Missionar auch in dieser Stunde wieder, daß der Herr, wenn er den Ölbergkelch zu trinken gibt, auch den Engel mit dem Kelch der Stärkung sendet. Wie ein sanftes Licht, das die Leiddunkelheit seines Herzens erhellte, fiel der Gedanke in seine Seele, daß der nun verklärte Bruder im glorreichen Märtyrerkleide mit der Palme in der Hand auf ihn und seinen Schmerz herabsähe:

„Sei getrost, ich bin nicht umsonst gestorben!"

Da begann er ruhiger zu werden. Ein heiliger Starkmut kam über ihn. Lag es nicht so im Plane der ewig anbetungswürdigen Vorsehung? Vielleicht war das Opfer des Mitbruders notwendig gewesen, damit aus seinem Blute neuer Samen aufging für diesen neugepflanzten Weinberg.

„Gott, laß die Seelen der Feinde den Preis für dieses kostbare Leben sein. Und wenn du willst, so bin auch ich bereit."

Dann sprach er noch ein „Requiem" und winkte Tureba heran, damit er ihm helfe, den Entseelten zur Station zu tragen.

Pater Werner mußte an einen andern traurigen Zug denken, da auch tiefbetrübte Menschen einen Toten zu Grabe trugen, der für seine Feinde gestorben war. Sein Tod war vielen zum Leben geworden.

Schweigend zogen sie durch die Nacht der Mission zu. Dort legten sie den Toten auf sein Bett, wuschen ihn und trugen ihn hinüber zum Kirchlein. Dort im roten Scheine des Ewigen Lichtes bahrten sie ihn auf. Hier hatte der Heimgegangene so manche Stunde bei Tag und Nacht in Anbetung verbracht. Hier hatte er an jedem Morgen das Missionsglöcklein hinausgeläutet in die Heidennacht und bei jedem heiligen Opfer ministriert. Hier war seiner Seele Heimat gewesen im Leben, hier sollte er auch im Tode ruhen.

Tureba ging, ohne noch ein Wort zu sagen, fort, die Trauerkunde in die Hütten seines Stammes zu bringen. Er konnte die heilige Stille im Kirchlein nicht ertragen. In seinem Innern kochte fürchterlich der Haß. Und die Geister der Rache planten blutige Vergeltungspläne.

Der Pater ahnte, was in dem Neuchristen vorging, kannte er doch zu gut die grausamen Gesetze der Blutrache, denen auch die Getauften meist heimlich noch huldigten. Er wußte auch, daß ein Racheakt gegen die beiden mächtigen Verschwörer, wie viele andere vorher, Tureba und seine Familie verderben müßte und auch das Missionswerk nur in neue Gefahr bringen würde. Wehe denen, die diese beiden Tiger reizten!

Er ging ihm nach und legte beruhigend die Hand auf seine Schulter.

„Tureba, nicht böse sein, auch den beiden nicht. Unser Bruder ist droben im schönen Himmel. Er hat es besser als du und ich."

Der Neuchrist schüttelte seine Hand ab, was er noch nie getan, und knirschte in verhaltener Wut: „Tureba kann nicht folgen. Noch in dieser Nacht soll das Messer ins Herz der beiden Teufel!"

„Tureba, du bist ein Christ. Hast du vergessen, was wir, auch unser toter Bruder, euch gelehrt haben? Wie heißt es doch? Du konntest es so gut auswendig."

Der andere aber wollte nichts hören.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Nun, mein Sohn, so will ich es dir sagen: Liebet eure Feinde, tuet Gutes denen, die euch hassen und betet für die, ..."

„Halt ein, weißer Vater, das ist ganz unmöglich, was du da sagst. Das wird Tureba nie tun. Diese Scheusale lieben? Wir wollen sie in die Hölle schicken, weil sie den guten weißen Bruder getötet haben. Keiner hat uns liebgehabt, — bis du, Vater, und der gute Bruder zu uns gekommen seid. — Nun haben sie ihn totgemacht. Deshalb sollen sie sterben. Sonst werden sie auch dich töten, Vater. Und dann sind wir wieder arm."

In wilder Hast stieß er es heraus, der rote Christ mit dem treuen, aber noch heidnisch hassenden Herzen.

Dann wollte er fort. Pater Werner aber hielt ihn. Er sah ein, daß es in dieser ersten Stunde zwecklos sei, den Mann zu beruhigen. Er mußte Zeit gewinnen. „Versprich mir, Tureba, daß du jetzt heimgehst zu deiner Hütte. In dieser Nacht darfst du nichts unternehmen. Du würdest die beiden auch gar nicht finden, da sie sich sicher gut versteckt haben."

Das letzte leuchtete dem Manne ein. Aber mit einem Ton von erwachendem Mißtrauen sprach er scheu: „Hast du den weißen Bruder nicht liebgehabt, daß du seine Mörder schützen willst?"

„Tureba, kennst du deinen Vater so wenig?" entgegnete der Missionar traurig. „Sei nicht böse, aber ich kann es nicht begreifen, daß du die beiden Ungeheuer nicht hassest."

„Ich tue nur, was unser Heiland am Kreuze getan hat. Weißt du's noch, Tureba, was er betete? ‚Vater, verzeihe ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun."

„Tureba schien ergriffen. „Das ist zu schwer. Du bist ein heiliger Mann. Und Tureba ist nur ein armer roter Christ."

Da ließ er ihn gehen. Dann schickte er sich an, die Totenwache bei dem entschlafenen Bruder zu halten. Es war ihm unmöglich, sich von ihm zu trennen. Zu schlafen hätte er doch nicht vermocht.

Lange kniete er vor dem verborgenen Gott im armen Tabernakel und hielt Zwiesprache mit ihm, der auch einst am Grabe eines Freundes weinte.

Das unsägliche Gefühl der Vereinsamung, des Alleinseins mit einem Toten in der trostlosen Urwaldnacht, das gewaltige Heimweh nach irgendeinem teilnehmenden Menschen der eigenen Rasse, das ihn umklammern wollte, wich langsam einer ergebungsvollen Ruhe.

Eine tödliche Abspannung aber machte sich bald als Folge des furchtbaren Erlebens geltend. Er stand auf und setzte sich auf einem niederen Holzschemel neben der Bahre des Freundes nieder.

Das matte Licht der Laterne beleuchtete das weiße Gesicht des Entschlafenen, das, nun es vom Blute gereinigt war, mit friedlichem Ausdruck vor ihm lag.

Lange betrachtete er die Züge des Mitbruders. Das war noch dieselbe hohe, edle Stirn des stolzstrebenden Novizen, die so manchen kühnen Geistesflug genommen, hinter der so mancher Kampf ausgekämpft und ein so herrlicher Sieg errungen war.

Nun wußte sie nur mehr von der abgeklärten Ruhe derer, die überwunden haben.

Diese Nacht, die Pater Werner den herbsten Schmerz seines Lebens brachte, gab ihm ein neues, tiefes Erkennen von der wunderbaren Größe seines Berufes.

Schier unersetzlich schien ihm der Verlust, viel größer als vor zwei Jahren der der Eltern. Das war ein Schmerz, den er lange, bevor er Wirklichkeit wurde, vorausgesehen und überwunden hatte. Diese Bande, die heilige, gottähnliche Liebe, gemeinsames Streben nach demselben höchsten Ideal um ihre Seele geschlungen, waren stärker. Das empfand er nun, da sie gewaltsam zerrissen waren.

— — — — —

Traurig klagte das Missionsglöcklein durch die Morgenstille. In jede Hütte trug es die Trauerkunde: „Der weiße Bruder ist nicht mehr!"

Jene, die den beiden Löwen noch untertan waren — es waren einige Wohlhabende, waren froh, daß das verhaßte Bleigesicht tot war, aber sie hielten sich feige in ihren Hütten, da sie eine Revolution unter ihren Stammesgenossen befürchteten.

Das Schauspiel, das Pater Werner an diesem Tage erlebte, erinnerte ihn an den Kindermord zu Bethlehem. „Eine Stimme ward gehört zu Rama, viel Weinen und Wehklagen —"

Zur Messe waren nur Frauen erschienen. Wehklagend, mit verhüllten Häuptern kamen sie heran, warfen sich neben der Bahre des toten Missionars auf den Boden und verharrten während der heiligen Messe in dieser Stellung. Zum Ende der heiligen Handlung zogen sie, ohne den Blick zu erheben, unter gleicher lauter Klage auch wieder ab.

Pater Werner rührte diese Trauer. Er mußte an die weinenden Frauen Jerusalems denken.

Kaum aber waren die Weiber außer Sehweite, als aus der Ferne ein ohrenbetäubendes, langgezogenes Geheul zu ihm drang. Was war das? Waren es Freunde? Oder kamen Mukaruts und Karullus Anhänger, um auf der Mission ganze Sache zu machen? War ihnen das Opfer dieser Nacht nicht genug?

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Merkwürdig, er kannte keine Angst. Das Sterben lernt ein Apostel an jedem Tage von neuem.

Das Geheul kam näher und näher. Pater Werner schloß seine Wohnung ab und ging zum Kirchlein. Zu den Füßen des Tabernakels wollte er sterben, wenn es so in der Zulassung der Vorsehung lag. Zu so mancher Stunde der Begeisterung hatte er von der Marthyrerpalme geträumt. Dann sah er die Marterkrone von Licht und Glanz umleuchtet. Wie so ganz anders war die Wirklichkeit! Die Liebe aber war noch die gleiche.

Pater Werner wunderte sich selbst über seine Ruhe. Er befahl Gott seine Seele. Dann schloß er das heilige Zelt auf, — der eucharistische Gott sollte nicht in Feindeshände fallen. Sobald er sie als solche erkennen würde, wollte er sich selbst die Wegzehrung geben.

Markdurchdringender wurde das Geschrei. Waffen, Streitäxte hörte er gegeneinanderprallen. Wut- und Kampfrufe ertönten furchtbar durch die Stille. Sogar Kinderstimmen hörte er zwischen den wilden Männern. Und diese gaben ihm die Gewißheit, daß es Freunde waren.

„Fluch dem Karullu! — Die Hölle dem Mukarut! Das Messer den beiden Teufeln! — Sie haben den weißen Mann getötet. Wehe, Wehe!" hörte er sie wild durcheinanderschreien.

Langsam stand er auf und sah sich um. In der Türe des Kirchleins stand im vollen Kriegsschmuck — Tureba, schweigend und scheu.

Pater Werner ging auf ihn zu und sprach mit leisem Vorwurf: „Tureba, du? Was soll der Aufzug?"

Schuldbewußt senkte der Rote das federgekrönte Haupt.

„Haben wir dich erschreckt, weißer Bruder? Du hast dein Gesicht ganz bleich. Das täte uns leid!" sprach er mit einem ängstlichen Blick auf den Toten.

„Mußte ich nicht denken, daß es Feinde seien? Doch sag', was soll das alles?"

„Kennst du nicht die Sitten unseres Volkes? Als Zuterku, der kleine Häuptling, der uns gut war, von Karullu das Messer bekam, da waren unserer hundert. Um den weißen Bruder klagen mehr als achthundert."

Überrascht trat Pater Werner hinaus. Da wimmelte es von Rothäuten, die in buntem kriegerischen Aufzuge, Äxte, Beile und Messer schwingend, immerfort so durcheinanderschrien und -heulten.

Sie verstummten, als der Missionar aus dem Kirchlein trat. Dann hörte er vereinzelte Rufe: „Es lebe der gute weiße Vater! Heil dem Manne, der uns liebhat!"

Die Rufe pflanzten sich fort und wurden zu einem gewaltigen Brausen, das an den alten Urwaldriesen widerhallte.

Tiefergriffen sah Pater Werner auf seine Kinder. Nicht alle gehörten zu seiner Herde. Manches Gesicht krönte die bunte Federhaube, das er auf der Mission noch nie gesehen hatte. Sollte der Heimgegangene sich noch im Tode neue Freunde erworben haben?

Mit einer Handbewegung gebot er Ruhe und lud alle für eine Viertelstunde ins Kirchlein. Die Rothäute aber schüttelten die schwarzen Köpfe. Wild sprachen und gestikulierten sie durcheinander. Kaum, daß er ein Wort verstand. Doch so viel wurde ihm klar, daß nun, da die Totenklage um den Ermordeten beendet sei, der zweite Akt, die Blutrache, an der Reihe wäre.

Vergeblich mühte er sich, die erregten Wilden zu beruhigen, ihnen von christlicher Vergebung und Feindesliebe zu predigen. Enttäuscht, ja drohend sah manches Auge zu ihm hinüber. Sicher war der weiße Mann Gottes gut, aber daß er die in Schutz nahm, die ihren großen Wohltäter getötet hatten, das war unerhört. Ihnen gehörte die Rache. Dieser so merkwürdig sanfte Mensch hatte kein Recht, sie ihnen zu nehmen.

Pater Werner sah, daß er die in ihrer Urwildheit zu wahrer Blutgier entbrannten Menschen unmöglich beruhigen könne. So nahm er seine Zuflucht zu einer List.

„Meine Freunde! Ich danke euch für eure Liebe. Gerne möchte ich noch länger in eurer Gesellschaft bleiben. Darum bitte ich euch, wenn ihr mich liebhabt, laßt mich an diesem Tage nicht allein, weil ich traurig bin. Ich möchte gerne ein Mahl mit euch halten. Ihr alle seid gute Schützen, ich bin gewiß, ehe es Mittag wird, sitzen wir unter diesem Baume beim Wildbret. Wenn unser Bruder in der Erde schläft, dann mögen wir weiter über Mukarut und Karullu beraten. An diesen beiden Tagen darf keiner durch Blutrache seine Ruhe stören. So will es der gute weiße Gott, der euch alle liebhat."

Tiefes Schweigen. Dann Murren — Zustimmung — Widerspruch. Zuletzt gingen sie alle in die Büsche, um sich nach einer Beute umzusehen.

Pater Werner war wieder allein. Es war ihm sicher nicht um ein Gelage zu tun, aber es war der einzige Ausweg, ein großes Unglück zu verhüten. —

Am andern Morgen begrub er den toten Mitbruder unter neuem Wehklagen der Christen in einem an das Kirchlein grenzenden kleinen Palmenhain, den sie zu diesem Zwecke angelegt hatten. Hier, in tiefer Tropenstille, unter einem rohgefügten Holzkreuz erwartet Rudolf Mehren, der einst so Ruhelose, in Frieden seinen Ostermorgen. —

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Am Abend dieses Tages saß Pater Werner traurig in seiner Hütte. Die Einsamkeit, das Alleinsein legte sich in diesen Stunden wieder mit Allgewalt auf seine Seele, nun auch des Bruders sterbliche Hülle nicht mehr bei ihm war. Solange er ihm noch ins friedliche Antlitz hatte sehen können, war er noch nicht ganz allein gewesen.

Eine Versuchung wollte nach ihm greifen, unabweisbare Sehnsucht, die Mission wenigstens für eine Zeit zu verlassen und den Trost der Ordensbrüder zu suchen. Auf alle Fälle würde er Nachricht an die Obern senden müssen. Vielleicht auch, daß sich Ersatz fände. Umsonst versuchte er die Geister der Trostlosigkeit zu bannen. Es wollte ihm nicht gelingen.

„Was willst du noch hier?" raunte ihm der Versucher zu. „Was willst du gegen ungleich mächtigere Feinde? Der Dolch, der gestern deinen Bruder traf, wird morgen dich erreichen. Wenn dir dein Leben lieb ist, so geh! Geh noch in dieser Stunde!"

„Weiche von mir, Satan!" In heftiger Abwehr sprang der Grübelnde auf. „Tausendmal lieber ist mir eine einzige Seele als mein eigenes Leben."

Mit Aufbietung aller Willenskraft schüttelte er die Versuchung ab und ging zum Tabernakel. Dort kam überirdischer Trost in sein Herz. Wie hatte er nur traurig sein können? Solange ihm dieser nie versagende Freund blieb, konnte er nicht einsam sein.

Als der neue Tag durch das schmale Fenster grüßte, lächelte er einem ruhig schlummernden Anbeter ins friedliche Gesicht. Von seinem Kuß erwacht, sah der Schlafende verwundert um sich. Da war er doch wahrhaftig. — Nun, der Heiland würde ihm nicht zürnen. Ihm war, als hätte sein lächelnder Blick voll Liebe auf ihm geruht und mit der Körperruhe neuen Mut zum Apostelwerke in sein Herz gegossen.

Er stand auf und läutete das Glöcklein zum Angelus.

Da sah er Tureba auf die Mission zukommen. Er schien sehr erregt. Sein Auge wich dem forschenden Blick des Priesters aus.

„Was ist geschehen, Tureba? Gutes sicher nicht."

„Sehr Gutes, Vater. Ich bin es aber nicht gewesen."

„Ich verstehe dich nicht." Eine Ahnung stieg in Pater Werner auf. Er dachte an die Blutrache.

„Sag' selbst, Vater, ist's nicht gut, daß der Schreckliche nun bei den Teufeln ist? Er war ja selbst einer."

Verstohlen sah der Rote den Pater von der Seite an, um zu erforschen, ob er erzürnt oder befriedigt sei.

Vor dem strengen Blicke des Missionars aber senkt er den Kopf.

„Also doch! Und ich hatte es euch Christen doch verboten. Vielleicht hätte Karullu sich noch bekehrt. Tureba, was wird der gute Heiland dazu sagen, der für seine Mörder betete, und der auch Karullus Seele liebt?"

„Ich habe es nicht getan. Zalaku aber ist nicht getauft. Doch jetzt will er kommen, da nun das Scheusal beim Teufel ist. Er hat ihm gerne das Messer gegeben. In den grünen Sumpf warf er seinen verfluchten Leib, als er wie ein feiger Hund um Gnade winselte. Ja, Vater, Zalaku macht alles ganz."

Die Rache funkelte wild in des Neuchristen Augen. Sein ganzes Wesen war unbändige Freude, daß der verhaßte Peiniger endlich seinen Lohn hatte.

„Du bist mitschuldig an dem Morde, Tureba," sprach der Priester traurig. „So nun sehe ich, daß du noch ein halber Heide bist."

Da war es mit der Freude der armen Rothaut vorbei. Er hatte den weißen Vater betrübt. Das ertrug er nicht. Nach Art der Eingeborenen warf er sich lang auf die Erde zu des Priesters Füßen und schluchzte:

„Tureba nicht böse sein. Tureba hat den weißen Vater so lieb. Der Schreckliche hätte ihn auch getötet. Deshalb mußte er sterben."

„Steh auf, mein Sohn. Es ist geschehen. Gott verzeihe es euch. Ihr wußtet nicht, was ihr tatet. Willst du mir einen Dienst erweisen, Tureba?"

„O Vater, du bist nicht mehr böse? Sag mir, was ich tun soll. Soll auch Mukarut das Messer —?"

Er verstummte vor dem drohenden Blick des Missionars.

„Ich will dein letztes Wort nicht gehört haben," sprach er verweisend. „Aber willst du mit Jokiba eine Reise für mich machen?"

„Dorthin, von wo wir zu euch gekommen sind."

Mit offenem Munde starrte der Rote den Pater an. Dann begann das breite Gesicht vor stolzer Freude zu strahlen. Der Vater gab ihm einen Auftrag, hatte Vertrauen zu ihm, trotz der Blutrache!

„Wann sollen wir gehen? Heute?"

„Langsam, mein Sohn. So schnell geht das nicht. Ihr mögt euch bereiten und morgen, wenn die Sonne aufgeht, aufbrechen. Einen Brief sollt ihr überbringen an meine Brüder."

Freudestrahlend machte Tureba kehrt und war mit ein paar Freudensprüngen im Gebüsch verschwunden.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Am andern Tage standen die beiden Kuriere, Tureba und Jokiba, wieder an der Mission.

Jokiba war ein eifriger junger Bursche, kaum den Kinderschuhen entwachsen. Pater Werner liebte ihn. Er erinnerte ihn an den jungen Nathanael von Galiläa mit seinem kindlich arglosen Herzen. Bruder Rudolf hatte ihn zum Ministranten ausgebildet, Pater Werner hoffte, in ihm noch einmal einen tüchtigen Katecheten zu sehen, — vielleicht noch Höheres. —

„Johannes, mein Sohn, halte dich in allem an Friedrich, weil er der ältere ist," sprach er beim Abschied, beide segnend. Er nannte sie bei ihren Taufnamen, weil er sie zu Christen sandte.

„Und du, Friedrich, hab' acht auf den Knaben und kommt wohlbehalten zurück."

Nach eingehenden Unterweisungen über Weg und Zeit der Reise entließ er sie. Wieder packte ihn das Heimweh nach den Brüdern. Aber er bezwang sich.

— — — — — —

Pater Werner hatte all die schweren Tage seine Christen, die Kranken und Armen nicht besucht. Das holte er nun eilig nach. Überall, wo er sich sehen ließ, begrüßte man ihn mit Freudenrufen. Auf einem Ackerstücke begegnete ihm Mikami, ein steinaltes, runzliges Weib, das früher eine verbissene Feindin der Missionare war, weil sie ihren Ruf als Zauberin und Wahrsagerin untergraben hatten. Seitdem aber Bruder Rudolf mit seinem „Himmelskasten," wie die Rothäute den Arzneikoffer nannten, ihren Sohn dem Leben wiedergegeben hatte, war ihr Haß in eine fast göttliche Verehrung umgeschlagen. Die scheußlichen Fetischfratzen, die ihre Hütte „schmückten," warf sie ins Feuer und kam, sanft wie ein Lamm, zur Station der „weißen Wundermänner."

„Nun, Mikami, wie geht es dir und Talabak deinem Sohne?" redete Pater Werner die Alte freundlich an.

„Gut, weißer Vater! Talabak ist gut wie eine Kuh, seit du ihm das Wasser gabst."

„So? So?" lächelte der Missionar. „So gut wie eine Kuh? Das freut mich."

„Ja, Vater, früher war er wie ein Büffel, die im großen Busch die Kälber auf die Hörner spießen."

„Ja, wenn man bei einer solchen Mutter hausen muß, wie diese braune Hexe früher eine war —!" dachte Pater Werner, sagte es aber nicht.

„Hörst du ihn stöhnen, den alten Teufel?" flüsterte die Alte in wilder Schadenfreude — und wandte ihr runzliges Gesicht nach der Richtung hin, in der die beiden Tyrannen residierten.

„Wen meinst du?"

„Wen anders als Mukarut, den Götzenteufel! Er winselt und stöhnt und wälzt sich wie eine Schlange auf seinem verfluchten Bauche, daß es eine Lust ist. Er hat das Fieber, sagen sie, aber Mikami weiß es besser. Die alte Hexe hat ihm einen Trunk gebraut. Einen zweiten wird er nicht nötig haben. Umsonst hat sie es nicht getan. Talaku hat Geld —"

Flüsternd hatte sie das letzte gesprochen. Pater Werner war wie erstarrt. „Blutrache!" ging es ihm durch den Sinn. Also auch den andern hatte die Nemesis erreicht? Und auch dieser sollte mit seiner blutbesudelten Seele ins Verderben fahren?

„Susanna," — er nannte die Alte mit Nachdruck bei ihrem Taufnamen — „du bist eine Christin und freust dich an der Qual eines Unglücklichen?"

„Er ist unser Feind. Er hat uns und unsere Kinder gequält. Er hat meinen Talabak auspeitschen lassen, als er zu dir ging, Vater. Er hat meinen armen Kuluba in den Sumpf geschickt, als er unsere süße Mirutu, die er uns geraubt, zurückholen wollte. Tausendmal hat er seine Strafe verdient. Fluch über ihn!"

„Du darfst nie wieder so sprechen, oder du bist noch eine böse Heidin," sprach der Missionar und wandte sich zum Gehen. Er konnte es in etwa begreifen, daß der Haß gegen die beiden Wüteriche so tief in den Herzen der Wilden saß, und daß er durch lange Belehrungen bei einzelnen nichts ausrichtete. Er nahm sich vor, bei der nächsten Gelegenheit in der Sonntagspredigt nachdrücklich auf die Feindesliebe hinzuweisen.

Eilig schritt er dem Dorfe zu, in dem der Götzenpriester seine Wohnung, etwas abseits von den andern Hütten, hatte. Es war ein aus Balken und Lehmwänden festgefügtes Haus, nach den örtlichen Verhältnissen stattlich zu nennen.

Als er näher kam, hörte er lautes Stöhnen und Schreien, von furchtbaren Flüchen unterbrochen. Auf der Schwelle saß ein altes unheimliches Weib. Das mochte die Hexe sein, von der Mikami gesprochen, die ihrem Herrn den Gifttrunk gegeben hatte und nun wohl auf sein Ende wartete.

(Schluß folgt.)

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Übereinkunft gerne gestattet
Verantwortlicher Schriftleiter: P. G. A. Rottmann; Missionshaus St. Joseph, Reimlingen
Kommissionsverlag Rud, Puchner in Linz, Landstr. 33



ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT DER MARIANNHILLER MISSION
NUMMER 5 MAI 1936 54. JAHRGANG

Pfingstmorgen!

Sieh', ich liege im Gebete!
Weit durchs Land geht Frühlingswonne,
Goldig-glänzend strahlt die Sonne,
Blumenduftend stehn die Beete.

Ringend hebe ich die Hände!
In der Seele, wie auf Erden
Laß, o Herr, es Frühling werden,
Sende deine heil'gen Brände!

Tränen meine Augen feuchten!
Führe, Heil'ger Geist, voll Gnade
Mich durch irre Erdenpfade
Hin zu deinem Himmelsleuchten.

Friede geht durch alle Weiten!
In der Pfingsten Weihrauchgluten
Gnadenströme mich durchfluten,
Ahnung ew'ger Seligkeiten!

M. v. Ekensteen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Bittage

Bei der innigen Vereinigung mit dem göttlichen Heiland in der heiligen Eucharistie vernehmen wir die Worte, die er einst zu den Aposteln gesagt hatte: „Bittet nur und ihr werdet empfangen; suchet und ihr werdet finden; klopfet an und es wird euch aufgetan!" Wir wollen, an Jesu göttliches Herz gelehnt, vor allem um mehr Liebe bitten. Göttliche Liebe muß die Seele erfüllen, die vom heiligen Tische hingeht zu den Arbeiten und Lasten des Tages . . . und dem Heiland Freude machen soll. „Sieh, o Herr, mit gütiger Huld auf unser Flehen", läßt die Kirche in der Messe von den Bittagen beten, „sieh auf unser Wünschen und Flehen, auf daß wir nach Empfang deines Sakramentes durch die daraus entspringende Tröstung bei unserer Bedrängnis in der Liebe zu dir wachsen."

Und immer wieder sollen diese Worte der Ermutigung aus der Morgenandacht in die kommenden Stunden nachklingen: „Jeder, der bittet, empfängt, wer sucht, der findet, dem der anklopft wird aufgetan." In Schwäche und Beklommenheit, in Zweifeln und Mühsalen will ich mich gerne daran erinnern. Vertrauen auf Gott und mein armes Gebet nehme ich mir vom Altare meines Gottes, der in seiner zarten, reichen Erbarmung jederzeit geben will, der sich finden läßt, der dem Klopfenden öffnet.

Christi Himmelfahrt

Aufgestiegen ist Gott in Jubelsang, der Herr begleitet von Posaunenschall. Alleluja!" (Ps. 46. Offertorium der Festmesse).

Vierzig Tage nach seiner Auferstehung ist Jesus in den Himmel emporgestiegen. Als Sieger über die Welt, über Tod und Hölle, kehrt er zum Vater zurück. Engelscharen singen ihm Jubellieder. Die Heiligen der Vorzeit begleiten ihn; sie sind der kostbare Schatz, den seine Erlöserliebe schon erworben hat. Vom Vater huldvollst empfangen und über alles geehrt, sitzet er „zur rechten Hand Gottes" und besitzt auch als Mensch die höchste Macht im Himmel und auf Erden. Mit ihm ist die ganze Menschheit ausgezeichnet und zu göttlichen Höhen berufen.

Drunten auf dem Ölberg stehen noch die Apostel, unverwandt dem Heiland nachblickend. Unbeweglich harren sie an der Stätte aus, wo Jesus von ihnen schied, . . . völlig gebannt durch das Große, das ihre Augen sahen und noch mehr ihr Geist erbebend ahnte. Engel müssen sie wieder zu ihren irdischen Pflichten zurückrufen und mit der einstigen Wiederkehr des Erlösers trösten. Das „Alleluja" im Herzen, bei allem Trennungsschmerz sich selbst vergessend ob des Triumphes Christi . . . gehen sie in die lärmende Stadt hinab . . .

Dies glorreiche, selige Ölbergsbild, ganz anders als das vom Gründonnerstag vor sechs Wochen, tragen wir heute opfernd und betend in unserer Seele. Und wir sehen daraus, daß Jubelsang das Ende alles Diesseitsschmerzes sein soll und der Engel Posaunenschall, der uns Christusfreunden schon aus der Ferne tönt, doch eigentlich alle Mißtöne in unserem Leben übertönen muß. Mit dem großen himmlischen Heiland in

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



H. Kocher

**„Aufgestiegen ist Gott im Jubelsang,
Der Herr, begleitet von Posaunenschall. Alleluja!"**

Hingabe an des Vaters Willen verbunden „werden wir schon den Gefahren der Gegenwart entrinnen und das ewige Leben erreichen", (Stillgebet der Festmesse), das der heutige Festtag in so strahlender Frühlingssonne uns zeigt. Das Sehnen nach Gott, des Himmels Freud, entkräftigt jegliches Erdenleid!

—d—

Mariannhiller Rundfunk: Neueste Missionsnachrichten

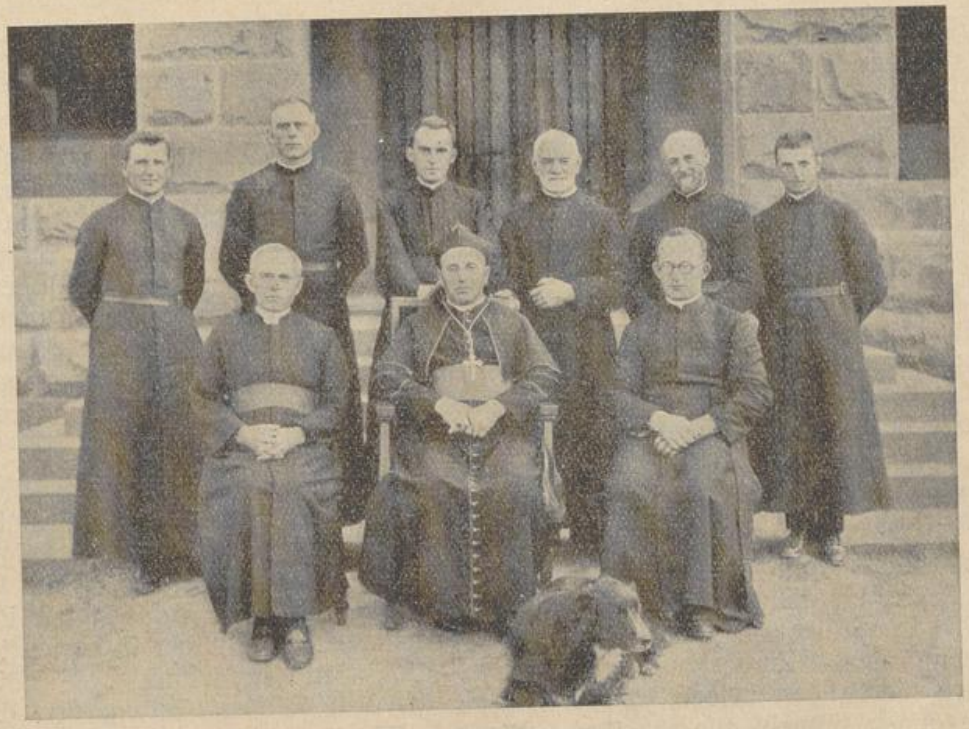
Am Mikrophon: P. Otto Heberling RMM.

Apostolische Präfektur Bulawayo: Laienapostolat: Der hochw. P. Andreas Bausenwein, der vor kurzem von der Missionsstation Empandeni nach Bulawayo versetzt wurde, berichtet uns die letzten kirchlichen Vorkommnisse aus Bulawayo: Am 30. Januar dieses Jahres fand in der Festhalle des Franziskanerinnen-Konvents eine Versammlung der Pfarrgemeinde statt. Eine Irländerin, Miß Dennison aus Dublin, sprach über das Laien-Apostolat im allgemeinen und über die Tätigkeit der „Legion of Mary" (Legion Mariens) im besonderen. Sie gab einen Überblick über die Arbeit, die von dieser Laien-Vereinigung im Dienste der katholischen Aktion in Asien, Amerika, Afrika, Europa und Australien zur Wiederbelebung der religiösen Betätigung lauer und abgefallener Katholiken geleistet wird. Die Mitglieder der „Legion of Mary" haben tatsächlich allüberall wunderbare Erfolge aufzuweisen. In unzähligen Fällen ebneten sie den Priestern den Weg durch gute Vorarbeit und öffneten den Seelsorgern die Türen zu den Herzen verirrter Schäflein. Der Vortrag der Irländerin, bekräftigt und belebt durch erhebende Beispiele, machte auf alle einen tiefen Eindruck und wird sicher bewirken, daß auch in Bulawayo im fernen Rhodesia das Laienapostolat eifrig ausgeübt und reiche Früchte zeitigen wird.

P. **Frey sagt Bulawayo Lebewohl!** Bei der oben erwähnten Pfarrversammlung in Bulawayo verabschiedete sich gleichzeitig auch der Missionar, P. Frey, von der Kirchengemeinde. $3^1/_2$ Jahre hatte er mit größtem Eifer in der Seelsorge der südafrikanischen Stadt gearbeitet. Der Befehl des Obern wies ihm nun ein neues Arbeitsfeld an und zwar auf der Missionsstation Embakwe. P. Frey war in Bulawayo und dem ganzen Distrikt äußerst beliebt, besonders bei seinen ihm anvertrauten Schäflein, den halbweißen Katholiken. Aber auch Nichtkatholiken schätzten ihn sehr hoch. Er hatte stets ein freundliches Wort und gütiges Lächeln für jedermann. Im Krankenhaus von Bulawayo waren alle Kranken froh und vergaßen für einige Zeit ihr Leid, wenn P. Frey an ihren Betten erschien. — Die Pfarrgemeinde von Bulawayo sah den Missionar nur ungern scheiden. Zum Zeichen ihrer Dankbarkeit überreichten ihm die Gläubigen ein Geldgeschenk. Auf ihren ausdrücklichen Wunsch soll er, bevor er seine neue Seelsorgsstelle antritt, mit dem Geldgeschenk eine Reise an die berühmten Viktoria-Wasserfälle unternehmen. Auch einen Reisekoffer, eine Reisedecke und Schuhe erhielt der Missionar zu seinem Erholungsausflug. — Wir wünschen dem eifrigen Missionar auch auf seinem neuen Wirkungskreise mit Gottes Segen eine reiche Seelenernte.

Apostolische Präfektur Umtata: Port St. John's: Im Januar dieses Jahres wurde von den Mariannhiller Missionaren in dem kleinen, aber berühmten Ferien-Europäer-Städtchen Port St. John's am indischen Ozean eine neue Missionsstation eröffnet. Ein kleines Stück Land wurde erworben. Der Platz war noch mit dichtem Urwald und wildem Gestrüpp bewachsen und mußte zuerst gerodet werden. Schon ist ein Missionar mit drei Missionsschwestern (Heilig-Kreuz-Schwestern) auf der neuen Missionsstation tätig. Eine Schule für die Kinder von Mischlingen wurde

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Das Missionspersonal von Maria-Zell
Patres und Brüder (Msgr. Hanisch, Apostol. Präfekt, in der Mitte)
Photo: Mariannhiller Mission

schon etwas früher gebaut und weist bereits einen sehr guten Besuch auf Die Aussichten für eine segensreiche Entwicklung der neuen Missionsstation sind sehr gut.

Neue Schule: Bei Mpeka in der Nähe von Umtata wurde unlängst auf den ausdrücklichen Wunsch des Häuptlings Zilindlovu eine neue Tagesschule eröffnet.

Neuer Katechismus in der Xosa-Sprache: Von einem Mariannhiller Missionar wurde soeben ein neuer „Großer Katechismus" in der Xosa-Sprache fertiggestellt. Dieser Katechismus ist aber nicht bloß eine reine Übersetzung eines europäischen Katechismus, sondern er enthält darüber hinaus wertvolle Auskünfte über die Sitten und Gebräuche der Eingeborenen. Es wird darin vor allem klar gelegt, welche Gebräuche von der Kirche geduldet oder gar gefördert werden können und welche nicht mit der christlichen Sittenlehre übereinstimmen. —

Missionsstation Mariazell: Die Volksschule und das Lehrerseminar der Missionsstation Mariazell hatten bei den letzten Schlußprüfungen wieder schöne Erfolge aufzuweisen. In der letzten Volksschulklasse bestanden 92% der Schüler und im Lehrerschlußexamen 82% der Lehramtskandidaten die Prüfung. Trotz verschiedener Gegenarbeit von Seiten einiger der Mission feindselig gegenüberstehenden, sektiererischen Religionsdienern hat die Mariazeller Missionsschule immer so viele Schüler, daß viele Anmeldungen wegen Überfüllung nicht mehr berücksichtigt werden können. Auch sonst nimmt das Missionswerk allen Widerständen der vielen Sekten zum Trotz einen erfreulichen Fortgang. Ende letzten Jahres wurden zwei neue

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Außenstationen, St. Theresia und St. Konrad, gegründet. — Mögen die zwei großen Heiligen auch weiter Gottes Schutz und Segen auf die Mariazeller Mission herabflehen!

Erster sozialer Kurs für die Umtata-Präfektur: Nachdem vor einigen Jahren schon einmal auf der Missionsstation Mariazell ein allgemeiner sozialer Kurs für ganz Südafrika stattgefunden hatte, wurde im Januar dieses Jahres ein solcher auf der Missionsstation Landsend im Transkei erstmalig auch speziell für die apostolische Präfektur Umtata abgehalten. Religiöse Unterweisungen, Vorträge über Kirchengeschichte, Belehrungen in Psychologie und in der Anthropologie, Aussprachen über das Schul- und Erziehungswesen und Erörterungen von sozialen Fragen lösten einander ab. Die Eingeborenen-Teilnehmer, Katecheten und Lehrer, waren alle ehemalige Konvertiten.

Apost. Vikariat Mariannhill: Lehrerprüfung: Zwei junge Mariannhiller Missionare, der hochw. H. P. F. Schimlek und der hochw. H. P. Ortwin Wittwer legten kürzlich die Lehrerprüfung ab und sind nun berechtigt, in Mariannhill selbst oder auf einer Missionsstation der Provinz Natal in der Schule tätig zu sein. P. Schimlek hat bereits seine Lehrtätigkeit im Mariannhiller St. Francis-College aufgenommen. P. Wittwer ist vorläufig noch als Seelsorger auf der Missionsstation St. Michael tätig. — Wir gratulieren den beiden jungen Lehrern zu dem schönen Erfolg, den sie errangen, obwohl alle gestellten Aufgaben nicht in der trauten Sprache der Heimat, sondern in der englischen Sprache zu lösen waren.

Sozialer Kurs in Lourdes: Auch das apost. Vikariat Mariannhill hielt, wie fast jedes Jahr, so jetzt wieder vom 31. Dezember 1935 bis 3. Januar 1936 einen sozialen Kurs ab. Die Tagung fand auf der Missionsstation Lourdes statt. Auf dieser Mariannhiller Missionsstation hatten im Jahre 1923 die sozialen Kurse für Südafrika ihren Anfang genommen. Nachdem die Mariannhiller Mission allein 10 solcher Kurse veranstaltet hatte und dann für ganz Südafrika die schon oft genannte „Catholic African Union" (C. A. U.) gegründet war, wurden daraufhin auch 2 Kurse außerhalb des Mariannhiller Missionsgebietes abgehalten, und zwar im Jahre 1933 in Durban und 1935 in Johannesburg (Village Main). Jetzt haben die einzelnen Vikariate und Präfekturen jährlich ihren eigenen sozialen Kurs und schicken ihre Abordnungen zu dem alle zwei Jahre stattfindenden allgemeinen C.A.U.-Kongreß. Am sozialen Kurs in Lourdes nahmen unter anderem teil: Se. Exzellenz der hochwst. Herr Bischof von Mariannhill, Monsignore A. Fleischer RMM., der apostolische Präfekt der vom Mariannhiller Missionsgebiet abgetretenen neuen Präfektur Mount Currie, Monsignore Sigisbald Kurz O. F. M., der apostolische Präfekt von Umtata, Monsignore E. Hanisch RMM. 30 Missionare, 10 Missionsschwestern und 110 Eingeborenen-Delegierte. Ein staatlich geprüfter Eingeborener-Arzt, Dr. M. C. C. Motebang, der sein Doktor-Examen auf einer europäischen Universität bestanden hat, kam mit vielen Begleitern zu Pferd über die Basutoland-Berge, um an der Tagung teilnehmen zu können. 120 Meilen mußten diese Besucher auf ihren Pferden zurücklegen. — Eine Tagung, der zuliebe die Teilnehmer so große Opfer zu bringen bereit sind, muß auch große Erfolge zeitigen. —

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Zeige uns dein Reich!

29.

„Moses stieg von den Ebenen Moabs auf den Berg Nebo — und der Herr zeigte ihm das ganze gelobte Land bis Dan und bis an das äußerste Meer . . ."

So müssen auch wir aus den Niederungen des Alltags zur Höhe der katholischen Glaubenslehre emporsteigen und wir werden mehr und mehr die volle Wirklichkeit schauen, von welcher das gelobte Land Israels ein bloßes Vorbild war, nämlich das universale Christkönigreich!

Moses hatte gezweifelt am Worte des Herrn und so durfte er das verheißene Land nur von Ferne sehen, aber hineinziehen durfte er nicht.

Wir hingegen wollen an die großen Verheißungen Christi fest glauben, an den vollen Inhalt der vielen Schriftstellen über sein Gesamtreich in der Zeit und Ewigkeit. Nachdem wir es einigermaßen kennen gelernt und als Ganzes erfaßt haben, treten drei der wichtigsten Fragen an uns heran: Wie gelangen wir als berechtigte Bürger in das Königreich Christi? Wie können wir mit Sicherheit innerhalb seiner gesegneten Grenzen verharren? — Und wie werden wir Christi Reich ganz bestimmt für immer besitzen und genießen? — Von der rechten Antwort hängt alles für uns ab.

Die Königin des Gesamtreiches möge uns in ihrem Ehrenmonat Mai klaren Aufschluß geben. Maria, die Mittlerin aller Gnaden werde uns die goldene Pforte zur königlichen Residenz indem sie uns

1. Lebendigen Glauben und wahrhaft guten Willen schenkt, durch die wir in Wirklichkeit in Christi Reich eintreten und immer tiefer eindringen.

2. Indem uns die „Mutter der heiligen Hoffnung" unerschütterliches Vertrauen und reiche helfende Gnaden von Gott vermittelt, wodurch wir unter allen Umständen und Prüfungen als Getreue Christi in seinem Reiche verharren und uns desselben immer würdiger machen bis zum irdischen Scheiden.

3. Indem uns die „Mutter der schönen Liebe" den Schatz der heiligmachenden Gnade und der reinen Gottesliebe bewahrt und täglich mehren hilft!

Mit diesen drei kostbaren Gaben der Maienkönigin decken sich die weiteren drei wichtigsten Antworten unseres kleinen Reich-Christi-Katechismus, wie wir soeben gesehen haben. — Salve, Regina Mundi!

Marienlied aus fernem Süd

9.

Im Vordergrunde der Gegenwart steht Abessinien und das Volk der Äthiopier in Afrika. — Für die marianischen Kreise ist nun von doppeltem Interesse, was der Lazaristenmissionar Pater Bätemann vor 25 Jahren über dieses Mischvolk berichtete:

Schlägt man die liturgischen Bücher auf, so staunt man über die Menge der Marienfeste der schismatischen Abessinier. Da finden wir die Feste der Unbefleckten Empfängnis, der Geburt Mariens und der Erscheinung der Jungfrau in Ägypten. Letzteres Fest dauert fünf Tage.

Ferner werden gefeiert die Grundsteinlegung der Kirche zur Gottesmutter in Cäsarea Philippi, die der hl. Petrus 14 Jahre nach der Himmelfahrt Christi vorgenommen haben soll, die Einweihung dieser Kirche, die Himmelfahrt Mariä, die Erscheinung Mariens in Abessinien, umgeben von allen Aposteln die Erscheinung zu Tsedena gelegentlich einer Festrede, die ein armenischer Bischof namens Markus zu ihrer Ehre hielt. Die Erscheinung der Jungfrau in Ägypten, um den Engeln die Ausrottung der Mohamedaner zu befehlen, die Einweihung der ersten Marienkirche in Ägypten. Die Darstellung im Tempel, die Verkündigung, die Erinnerung an den Tod Mariens.

Außerdem wird am 1. eines jeden Monats das Gedächtnis der Geburt Mariens und am zweiten das ihres Todes begangen. Im ganzen feiern die Abessinier nicht weniger als 50 Marienfeste, an denen jede Arbeit ruht. Als Hauptfest gilt die Himmelfahrt der Jungfrau. Ein vierzehntägiges Fasten geht ihm als Vorbereitung voraus. Zahllos sind die Kirchen und Kapellen, die der Gottesmutter geweiht sind. Sie tragen gewöhnlich ansprechende Namen wie: Bundesarche, Haus Mariens, Palast Mariens, Thronhimmel Mariens. Wer immer zu Roß oder Esel an einem Marienheiligtum vorbeikommt, muß absteigen und wehe demjenigen, der Maria diese Huldigung versagen wollte:

Madonna schön . . .

Es steht in meinem Garten
Eine Fraue lilienweiß;
Der muß ich täglich singen,
Der muß ich täglich bringen
Viel Lob und Ehrenpreis.
Madonna rein, Madonna schön,
Du mußt in meinem Garten stehn.

Es steht in meiner Seele
Eine Fraue hochgeehrt;
Der muß ich alles sagen,
Der muß ich alles klagen,
Was mir mein Herz beschwert.
Madonna rein, Madonna schön,
Du mußt in meiner Seele stehn.

Es steht in letzter Stunde
Eine Fraue mir zur Seit;
Der bin ich anbefohlen,
Die wird mich fröhlich holen
In Gottes Seligkeit.
Madonna rein, Madonna schön,
Du mußt in meinem Himmel stehn.

Weigelt



Das Haupt der gekrönten Maria aus dem Flügelaltar des Michael Pacher in Gries bei Bozen (1471—75 entstanden)

Photo: Sauerland, Wernberg

Nach einer Vorschrift des Königs Zerea Jakob aus dem 15. Jahrhundert muß in jedem Gotteshaus wenigstens ein Altar der seligsten Jungfrau geweiht sein. Auch wird nach den Gebeten zu Gott, Christus und den Tagesheiligen stets ein Lobpreis Mariens hinzugefügt. Die liturgischen Gesänge enthalten echte, poetische Stellen. Berühmt ist das Lob der Schönheit Mariens, das den König Zerea Jakob zum Verfasser haben soll. Da reiht sich Bild an Bild um ihr „Lockenhaar," ihren „Rosenmund", ihr „Sternauge", ihr „Glockenwort", ihre „Taubenunschuld" zu schildern. Und zum Schluße heißt es doch in Wehmut: „Ein Kindeslallen



Neupriester aus dem Pius-Seminar, Würzburg
Photo: Mariannhiller Mission

ist mein Sang. Und wäre der Erde Oberfläche ein weißes Pergament und das Firmament eine riesige Papierrolle und wandelten sich des Winters Regengüsse zu Tintenströme, nie vermöchte ich dich, Jungfrau, würdig zu preisen!" (Ähnlich spricht Konrad von Würzburg im Eingang seiner „Goldenen Schmiede", der reinsten Offenbarung mittelalterlicher, deutscher Marienminne).

Wie das kirchliche Leben die Marienverehrung gleichsam zum Mittelpunkte hat, so ist auch das private, ja sogar das öffentliche Leben mit diesem Kultus aufs innigste verbunden. Alles spricht dem Abessinier von Maria, angefangen von der goldenen Ähre, die er „Marienähre" nennt bis zum Regenbogen, der in seiner Sprache „Mariengürtel" heißt. Kommt ein Kind zur Welt, so sagen die Nachbarinnen: „Freue dich, Maria liebt dich!" und die Mutter antwortet: „Amen!" Häufig werden die Kleinen der seligsten Jungfrau geweiht und die Eltern setzen ihre Ehren darein, den Schutzbefohlenen Mariens anmutige und bezeichnende Namen zu geben, wie „Sohn Mariens, Hoffnung Mariens, Säule Mariens, Anteil Mariens, Beute Mariens, Erbe Mariens, Sonntag Mariens, Jungfrauengabe, Jungfrauenzier" und dergl., an bestimmten Festtagen tun sich die Frauen in Reigen zusammen und singen beim Tanze: „Maria, das Jahr ist wieder dahin, nun schenke uns das neue." Die vornehmen Damen veranstalten von Zeit zu Zeit Gastmähler zu Ehren Mariens, zu denen sie ihre Beichtväter und Personen von Rang einladen. Nach dem Essen zieht die ganze Gesellschaft zur Kirche, um der Jungfrau Dank abzustatten.

Die Bettler beginnen und schließen ihre Bitte mit dem Worte: „Aus Liebe zu Maria, im Namen der barmherzigen Mutter!" Die Studenten, die in Abessinien keine Pension bezahlen sondern von Almosen leben, singen auf ihren Bettelgängen von Dorf zu Dorf: „Mutter, auf deine Milde setze ich mein Vertrauen, gib du mir heute das tägliche Brot!"

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Eine der gewöhnlichsten Umgangsformen lautet: „Maria stehe dir bei!" und die Briefe beginnen beinahe ohne Ausnahme: „Wie geht es dir? Mir geht es gut durch die Gnade Gottes und die Fürbitte Mariens." Begibt sich der Abessinier in Gesellschaft und erheben sich die bereits Anwesenden, so sagt er: „Be Mariam! Beim Namen Maria bitte ich, gebt euch keine Mühe um mir diese Ehre zu erweisen."

Wenn der König zum Kriege auszieht, nimmt er den „Tabot" oder geweihten Stein aus einer Muttergotteskirche mit sich. Dieser Stein wird in einem kostbaren Zelte neben dem des Königs verwahrt und hoch verehrt. —

(Fortsetzung folgt).

Auf Besuch bei unseren Missionaren

Soziale Arbeit unter den Mischlingen in Matatiele

Es ist für den Missionar in Süd-Afrika keine einfache Aufgabe, dem Rassenproblem gerecht zu werden. Groß ist die Kluft zwischen Weißen, Schwarzen und Halbweißen. Aus der gesellschaftlichen Verbindung oder vielmehr Zerrissenheit ist wenig ersichtlich, daß ein Großteil dieser drei Farben doch täglich sprechen: „Vater unser!" Obwohl Kinder eines und desselben Vaters sind sie doch wie Fremdlinge, ja sogar in Feindschaft, Verachtung und Knechtschaft sozial auseinandergerissen.

Es sind Einigungsbestrebungen da. Die Missionare haben durch das geschlossene Vorgehen in der katholischen Aktion in 21 kirchlichen Sprengeln große Erfolge erzielt. Auch die Laienwelt, katholische und nichtkatholische Europäer — ihre Zahl ist nicht klein — fangen an ihre Aufmerksamkeit, Interesse und Mitarbeit dieser so überaus wertvollen sozialen Betätigung der Missionare zu schenken. In den letzten 12 Jahren ist in diesen Bestrebungen eine durchgreifende Organisation zurückverfolgbar. Vorher war es mehr stille, vorbereitende Einzelarbeit. Herd und Zentrum dieser katholischen Aktions-Union ist Mariannhill. Staunenswertes ist bereits sozialkulturell geleistet worden. Aber im wesentlichen befaßte sich diese Organisation nur mit den Schwarzen und deren Verbindung und Beziehung mit den Europäern. Und doch eine nicht minder intensive Aufmerksamkeit verdienen und fordern die Mischlinge. Sie waren aber bis jetzt sozialkulturell noch wenig erfaßt, wenn auch der religiösen Betreuung soweit möglich die entsprechende Aufmerksamkeit gewidmet wurde.

Die Halbweißen bilden ein Problem für sich. Sie sind die Mischlinge zwischen Weiß und Schwarz. Ihr Lebensstandart ist recht tief, wenig besser als die der Schwarzen selber. Meistens sind sie recht träge zur Arbeit und energielos, durchschnittlich aber gut und intelligent. Ihrer Natur haften — angeboren — die Laster der Weißen und die Schwächen der Schwarzen an. Sie sind verachtet von den Weißen — obwohl diese ihre Väter sind — und sind gehaßt von den Schwarzen. Im Kapland leben über eine halbe Million solcher Mischlinge. In Matatiele besteht eine nicht unbedeutende Gemeinde von halbweißen Katholiken.

Der Missionar von Matatiele, P. Otto Rüegg, hat sich wie wir einem Briefe entnehmen, zum besonderen Ziel gesetzt, diese Halbweißen zu organisieren, und sie vom sozial-kulturellen Standpunkt zu erfassen. Vorerst einmal seine Gemeinde! Aber auch den andern, den Angehörigen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

verschiedener religiöser Bekenntnisse ist die Möglichkeit geboten, sich der Vereinigung anzuschließen, ja es geht sein Bestreben dahin, auch diese weitgehend zu erfassen.

Auf einer von zahlreichen Halbweißen mehrerer Bekenntnissen besuchten Versammlung wurde eine provisorische Constitution besprochen und festgelegt. Es wurden auch die ersten Offizialen gewählt. Obwohl der Missionar im Verband nur eine beratende Stellung einzunehmen gedachte, wurde ihm doch die Präsidentschaft übertragen aus einem gewissen Befürchten heraus, die junge Organisation möchte sonst nicht genügend Existenzkraft in sich tragen. Der Priester mußte auch den beratenden Ausschuß für die Zwischenarbeiten bestimmen, so war es der Wille der Versammlung, damit nur vertrauenswürdige Männer in die Leitung der Organisation hinein kämen. Die Hauptoffizialen müssen alle katholisch sein. Der Oberlehrer der großen staatlichen Halbweißenschule, ein Nichtkatholik, nahm mit einigen seiner Freunde begeistert an der Versammlung teil. Er wurde zum Vize-Vorsitzenden gewählt.

Zweck der Vereinigung ist in erster Linie: Ertüchtigung im religiös-katholischen Geiste, Erziehung der Rasse fürs soziale, kulturelle und politische Leben nach christlichen Grundsätzen. Es liegt darin eine eminente Bedeutung für den Aufbau der Kirche in Süd-Afrika, für den Aufbau eines Gottesstaates, wenn man noch so etwas erwarten darf! Die Halbweißen haben im Kapland schon einen gewissen Einfluß im politischen Leben, einige haben sogar Sitz und Stimme im Parlament. Kommunisten und andere christentumfeindliche Elemente fingen schon seit Jahren an, ihren Einfluß unter ihnen nach ihren Grundsätzen geltend zu machen. Die Halbweißen können auch noch einmal möglicherweise zu einer Macht, vielleicht zu der Macht Süd-Afrikas werden. Ein Doktor in Kapetown machte vor einiger Zeit die Bemerkung: Süd-Afrika könne noch einmal ganz Halbweiß werden. Die Europäer hätten keine! oder nur noch wenige! Kinder. Die Halbweißen haben viele! Krankheit oder Krieg könne die Europäer wegmähen. Die Mehrzahl bleibe dann die Macht im Lande. Auch das katholische Europäerblatt Süd-Afrikas, das „Southern Cross" macht — wenn es auch noch nicht so weit sei — auf diesen Gedanken und auf die Möglichkeit aufmerksam. — Darum ist die Schulung der Halbweißen für das öffentliche Leben von eminenter Zukunftsbedeutung. Sie können aber nur durch das Vereinsleben erfaßt werden.

Es wurde auch bereits eine Vereins- und Leihbibliothek gegründet. Sie verfügen schon über eine schöne Sammlung wertvoller Bücher. Binnen Jahresfrist wurden über 500 nützliche Bücher gelesen. Es wurde von den Vereinsmitgliedern daraus mancher nützliche Vortrag erarbeitet und bei Gelegenheit der Versammlungen zum Besten gegeben.

Innerhalb der Vereinsmitglieder ist auch schon eine Sparbank und Raiffeisenkasse angelegt worden.

Die Bewegung der Halbweißenvereinigung hat ihre Wellen bereits über die Grenzen von Matatiele hinaus geschlagen. Zweiggründungen werden angestrebt von den Halbweißen der weit entlegenen Missionszentren Kokstad und Matatiele.

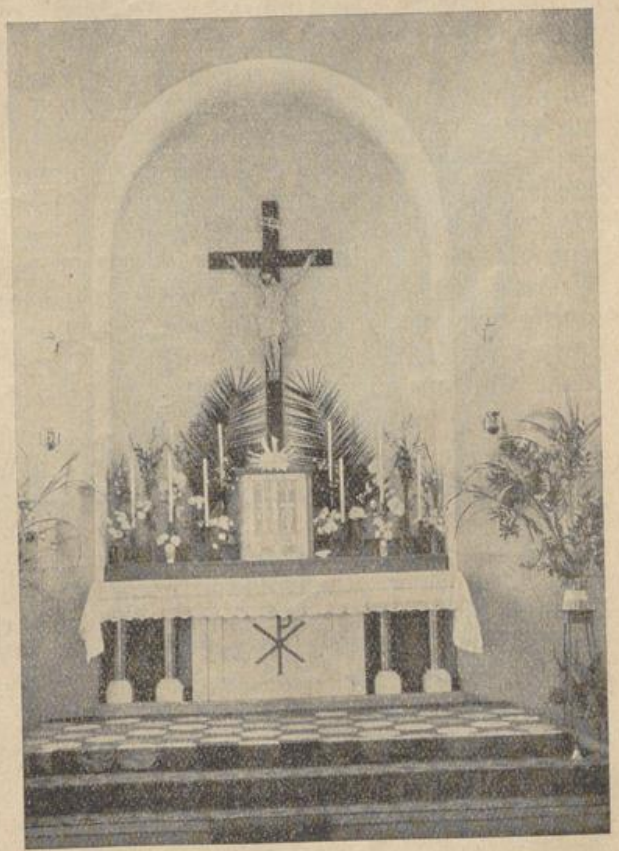
Der Missionar, P. Otto Rüegg, erwähnt in seinem Berichte und hebt es auch besonders hervor, daß ihm diese neue Tätigkeit großes Vertrauen und viel Dankbarkeit von Seiten der Mischlinge einbringe, noch mehr, daß mancher Mischling der Abwege gegangen, seinen Glauben über Bord geworfen hatte, auf diese Weise den Weg zum Priester, zum Gebet,

zur Kirche und zur Aussöhnung mit Gott wiedergefunden habe, daß auch schon einige der Andersgläubigen seither sich zur Konvertitenklasse gemeldet hätten. Der Missionar hebt in seinem Briefe auch hervor: daß diese Halbweißen ihm eine große Hilfe bei den Bekehrungsarbeiten den Schwarzen gegenüber seien.

Hoffen und beten wir, daß diese neue Bestrebung und Organisation Gottes Segen hineintrage in das z. Zt. noch recht traurige Los der Mischlinge, sie sozial-kulturell auf eine eines Gotteskindes würdigere Daseinsstufe hebe. Die Organisation soll mit ihren Bestrebungen mithelfen, ein Band der Bruderschaft zu ziehen zwischen ihnen, den Weißen und den Schwarzen, ut omnes unum sint, damit sie alle Kinder eines Vaters werden und mit Liebe der Gotteskindschaft unter sich verbunden, in Wahrheit sprechen können: Vater unser, der Du bist im Himmel! Das ist die große Missionsaufgabe der katholischen Kirche unter den Heidenvölkern, das ist die Sendung und der Auftrag, den der Missionar im Heidenland auszuführen hat.

Mahnungen

Des Menschen Leben ist ein Kampf und bleibt es. Das weiß jeder Christ, das müssen so oft die Priester und Missionare erfahren — zuerst und allermeist an sich selbst — aber noch mehr in ihrem Bestreben Seelen zu retten. Gar oft aber wird gerade der Missionar Zeuge von Vorgängen, die ihn daran mahnen, daß kein Mensch und kein Missionar diesen Kampf allein auszukämpfen hat, sondern daß unsichtbare Gewalten um ihn herum tätig sind, die ihm zu helfen oder zu schaden suchen. Nur selten spricht der Missionar von diesen Wundern der Gnade. Er erlebt ja täglich viel größere im Beichtstuhle und anderwärts, von denen er nichts sprechen kann und sogenannte Mahnungen auf Versehgängen sind aus Mangel an Zeugen kaum einmal überprüfbar. Sie sind wahre Wunder, jedoch nur für die Zeugen. Einige dieser Mahnungen will ich hier erzählen, wie ich sie von Patres hörte.



Der Hochaltar der Missionskirche in Himmelberg
Photo: Mariannhiller Mission

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

P. H., noch sehr jung, wird nachts zu einem Versehgang gerufen. Ein Schwarzer führt ihn. Sie mögen etwa eine Stunde auf dem Wege sein, als plötzlich vor ihnen neben dem Wege ein mannhohes, sehr helles Licht entsteht. Dasselbe steht ruhig dort und nach einer Weile entfernt es sich langsam vom Wege gegen eine Viehweide hin und verschwindet. Pater und Bote waren wie gebannt stehen geblieben. Der Neger wendet sich um mit der Frage: „Was ist das?" Der Pater sagt: „Nichts! Schnell schauen sie am Platz, wo es verschwindet!" Sie suchen beide mit dem Licht nach irgendwelchen Spuren. Sie finden nichts und gehen weiter. — Die Kranke findet der Pater aber durchaus nicht gefährlich krank, sodaß er ihr nicht einmal die hl. Ölung spendet, obwohl sie darum bittet. Er komme ohnehin am nächsten Tage in die Nähe zur hl. Messe. — Bevor er nun am nächsten Morgen zur Außenstation hinausreitet, erzählt der Pater das nächtliche Erlebnis einem alten Missionar und der sagt: „Das habe ich oft erlebt. Sofort hingehen zur Kranken und sie mit allem versehen, sie wird schnell sterben!" Und so war es! Der Pater fand die Kranke wie vorher, versah sie aber doch mit allen Gnadenmitteln zu einem guten Tode — und sie starb schnell, bevor er noch daheim war! Der Pater erklärt aber weiter, die Lichterscheinung sei ganz bestimmt kein Sumpflicht oder Irrlicht gewesen. Die kenne er nur zu gut, zumal er sich schon einmal trotz eines Begleiters in einem Sumpf verirrt habe, wo er reichlich Gelegenheit hatte, diese aufsteigenden fahlen Lichter in nächster Nähe zu beobachten.

Einmal kam derselbe Pater von einem weiten Krankenrufe heim und als er vom Pferde stieg, atmete er tief auf: „Gott sei Dank! Heute habe ich wieder etwas erlebt!" Später erzählte er, daß sein Pferd etwa auf dem halben Wege ganz unversehens und ohne jeden sichtbaren Grund eine Wendung machte und anhielt. Das Pferd konnte mit keinem Mittel auch nur einen Schritt weiter gebracht werden und tat, als ob es etwas Fürchterliches vor sich sehe. Erst dieses Gebaren fiel dem ernstlich gefährdeten Reiter auf — er machte das Kreuzzeichen und sofort gehorchte das Pferd wieder! Es zitterte wohl noch, blies einigemal durch die Nüstern, ging aber sehr bald wieder ruhig den Weg. Der Kranke aber war ein alter Mann, der viele Jahre nicht mehr zu den Sakramenten gekommen war! Mir aber wurde von mehreren Missionaren der Rat gegeben: „Wenn solche Krankenrufe kommen, dann heißt's aufpassen und sich vorsehen auf dem Wege, solche Sachen kommen öfters vor!" Und ich hab's erfahren!

Auf der großen Missionsstation Lourdes sind für gewöhnlich vier Priester, die aber trotzdem manchmal nicht allen Krankenrufen folgen können. Wieder einmal ging der Typhus um, und dem alten Missionar, P. J., wurde gesagt, daß eine Frau um das Versehen bitte. Da keine unmittelbare Gefahr erkenntlich war, wollte P. J. einen angesagten Gottesdienst auf einer Außenstation nicht unterlassen, aber dann gleich zur Kranken gehen. Da wurde der Pater plötzlich selbst gefährlich krank und vergaß sein Versprechen. Zwei Tage darauf kam der Mann der Kranken auf die Station und bat erneut ums Versehen. Verschiedene Umstände und Häufung seelsorglicher Arbeiten ließen diesen Pater fragen, ob es denn nicht morgen in aller Frühe auch noch gehe, sonst müsse er den Rektor, der gerade draußen in der Nähe beim Versehen sei, nacheilen und hinholen? Die Antwort des Mannes war: „O ja, leicht, so gefährlich ist es nicht."

Bevor nun dieser Pater dann nach der ersten Messe tatsächlich hinausreiten wollte, ging er noch zum kranken P. J., um sich bei diesem um den

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Weg und um andere Sachen zu erkundigen. Der aber sagte ihm ganz fassungslos: „Sie ist ja schon tot! Heute Nacht um etwa 3 Uhr ist sie gestorben. Sie kam selbst zu mir und beklagte sich, daß sie durch meine Schuld ohne Sakramente habe sterben müssen. Sie ist nicht verloren, muß aber viel leiden. Helfen Sie mir für sie beten!" Bald darauf kam auch tatsächlich ein eiliger Bote, daß die Kranke bereits um etwa 3 Uhr früh



Scherenschnitt von Sr. Edelwida O. S. Fr.

Pfingsten!

gestorben sei. Der Pater möge umkehren, wenn er etwa schon auf dem Wege sei. —

Ein ganz eigenes Erlebnis hatte P. J. seinerzeit in Farview. Er erhielt die Meldung, daß ein abgefallener Weißer krank sei und dringend den Missionar wünsche. Es war $5^1/_2$ Stunden dorthin, der Weg unbekannt und sehr beschwerlich. Morgens nach der Messe macht sich der Pater auf den Weg, nimmt aber zur Vorsicht auch noch einen schwarzen Arbeiter der Station mit. Nachdem die beiden Reiter den ersten Berg hinter sich haben, kommen ihnen ein alter Mann und eine Frau entgegen. Diese

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

frägt der Pater: „Kennst du den N.?" Der Mann sagt: „Ja, ich komme gerade von ihm, ich bin mit meiner Frau heute bei ihm über Nacht geblieben. Du kannst umkehren, er ist gar nicht mehr recht krank und wird gesund werden. Geh nur heim!" Der Pater war wirklich schwer versucht umzukehren, zumal die beiden Fremden derart derb und spöttisch daherschwätzten, daß er meinen mußte, nutzlos zu gehen. Aber umkehren? Grundsätzlich nicht!

Nach ungefähr einer weiteren Stunde Weges begegnen dem Missionar zwei junge, lustige Burschen, die singend und im Tanzschritt des Weges ziehen. Sie grüßen freundlich und fragen selbst um das Wohin. Der Pater mußte immer wieder um den Weg fragen, nannte sein Ziel und erhielt die Antwort: „O, der wird heute noch gesund werden. Wir sind bei seinem Hause vorbeigekommen und haben ihn gesehen auf- und abgehen und Pallitsch essen. Du brauchst dich nicht mehr zu bemühen." Der Pater ärgerte sich, sein Begleiter schimpfte über den vergeblichen und schlechten Weg und wandte das Pferd. Aber umkehren auf halbem Wege? Nein! Dem Pater gefielen die Burschen nicht, wie ihm auch die Verschmitztheit des früheren Paares aufgefallen war!

So kamen die beiden Reiter am späten Nachmittag zum gesuchten Hause. Sie finden einen sehr schwer kranken Mann, der mit ausgebreiteten Armen Gott und dem Missionar dankt und nach vielen Jahren des Abfalles und schwerster Sünde reumütig sterben will. Er wird wieder aufgenommen und versehen. Von den merkwürdigen Boten unterwegs weiß weder er noch die Frau des Kranken etwas; sie versichern, es sei auch gar niemand vorbeigekommen. Nach etwa einer Stunde stirbt der Kranke. P. J. übernachtet in einem nahen Heidenkraale und segnet das Grab am nächsten Morgen mit besonderer Sorgfalt, aber auch mit Dank gegen Gott ein. Sein schwarzer Arbeiter aber meint, jetzt verstehe er, warum er den Mann mit seiner Frau, als er ihnen nach der ersten Begegnung nachsehen wollte, nirgends mehr sehen konnte.

Ein entführter weißer Knabe wird von Basutos erzogen

Von P. Albert Schweiger RMM. (Schluß)

So oft die Transporttreiber aus Pondoland den Kraal besuchten, brachten sie Fleisch mit, besonders für ihren kleinen Freund Philipp. Brot wurde eigens für ihn gebacken, und er und der Chief hatten Brot und Marmelade, was allen anderen vorenthalten blieb. „Und so oft ich Marmelade bekam, war sie dick aufgelegt, und zwar auf beiden Seiten der Brotes." Seine Hauptnahrung war natürlich die des ganzen Stammes: Maisbrei mit Milch und gelegentlich Fleisch. Er erinnert sich, wie man ihn tagtäglich unmittelbar nach dem Aufstehen zum Viehkraal hinunter trug, bewaffnet mit seiner eigenen Flaschenkalabasse, um sie direkt von der Kuh mit Milch anzufüllen. Dann wurde er wieder in seine Hütte zurückgetragen, um dort seinen Anteil von Maismehl- oder Hirsenbrei in Empfang zu nehmen. Zum Mittagessen saß jedermann rund um den Familientopf herum und half sich selbst mit einem langen hölzernen Löffel. Alles wurde aus dem Topf gegessen, und zwar mußte

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

die Nahrung kalt sein, da man heißes Essen als ein nicht gutes betrachtete. Ausnahme von dieser Regel jedoch bildete es bei der seltenen Gelegenheit, wenn ein Rind geschlachtet wurde. Dann machte man Feuer an und das ganze Rind wurde über dasselbe gelegt zum Braten, und sämtliche Kraalinsassen nahmen Teil am Schmause. Jeder hatte ein Messer, und während das Rind noch am Braten war, wurden Teile davon abgeschnitten und gegessen. Sie machten sich wenig daraus, ob das Fleisch vollständig gekocht oder gebraten war, so lange es noch warm und nicht gar zu roh war.

Philipp nahm an den Spielen und dem Unterricht der Kinder teil. Doch war es letzteren nicht gestattet, mit ihm grob zu verfahren. Er erinnert sich im Besonderen an das „Ochsenwagen-Spiel" mit den sonderbar geformten Knöchelbeinen von Schafen oder Rindern. Bei den unvermeidlichen Scheingefechtsspielen oder ähnlichen, wo es etwas grob und ungestüm herzugehen pflegte, wurde für ihn eine eigene kleine Leibwache aufgestellt, um irgend einen körperlichen Unfall zu verhindern. Die Schule bestand aus einer großen Hütte aus Stein und Mörtel, der ein alter, gutmütiger, eingeborener Prediger vorstand. Er lehrte die Kinder Rechnen und Lesen in der Sesuto-Sprache. Die Kinder saßen auf langen Bambusbänken; aber Philipp kann sich nur mehr an das Alphabet und das Buchstabieren einiger weniger Worte erinnern.

Der Pflanzendoktor ist ihm unvergeßlich. Philipp wurde zu ihm gebracht, als er einmal von heftigen Leibschmerzen gequält wurde. Der alte Mann mischte ein Tränklein von einer wunderbaren Ansammlung von Kräutern und Wurzeln zusammen, und die Schmerzen verschwanden wie durch Zauber.

Kann man sich da noch wundern, wenn das kleine weiße Büblein dieses wohlwollende „wilde" Volk lieben lernte und seiner noch heute mit dankbarer Rührung gedenkt, das ihn zweifellos besser behandelte als irgend ein weißer Mensch, den er gekannt hat? —

Dies würde das Ende von meiner Geschichte sein, und Philipp würde sehr wahrscheinlich ein in jeder Hinsicht perfekter Mosuto für sein ganzes Leben lang geblieben sein, und, wie er selbst so bedauerlich erklärt, wäre er heute der Chief dieses Volkes, wäre nicht das Schicksal dazwischen gekommen, um seinen Lebenslauf rückwärts in die Pfade der Zivilisation zu führen.

Philipp war etwa 12 Jahre alt, als die Rinderpest sich über das Land verbreitete. Alles Ab- und Zugehen von Rindern in den Ländergebieten der Eingeborenen wurden eingestellt. Die schwarzen Freunde von Philipp flohen mit ihren Herden in der Hoffnung, den strengen Gesetzesvorschriften hinsichtlich der Rinderpest zu entgehen. Sie nahmen Zuflucht bei den Langeberg-Eingeborenen. Ihre Flucht jedoch war ganz umsonst; denn alle ihre Rinder mit denen von Langeberg wurden von den weißen Polizisten erschossen, was einen großen Notstand zur Folge hatte. Von Hunger gequält, lehnten sich die Schwarzen in ihrer Verzweiflung gegen den Weißen auf. Vom Kapland wurde eine Expeditionstruppe herauf geschickt, um den Aufstand gewaltsam zu unterdrücken. Während des Gefechtes wurde Philipp mit etwa 50 anderen gefangen und ins Lager der Weißen abgeführt.

Van der Byl hat noch lebhafte Erinnerungen von diesem Gefangenenlager. Unmittelbar nach Ankunft dortselbst wurden sie in ein großes Faß voll von übelriechendem Stoff getaucht und desinfiziert, darauf mit

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

einem besonderen und deutlichen Merkmal geimpft. Er meinte, sie würden gegen die Rinderpest geimpft; doch da diese nur eine Rinderseuche war, so ist es eher wahrscheinlich, daß man sie vorsichtshalber gegen Pocken impfte, welche zu jener Zeit bedenklich unter den Eingeborenen verbreitet waren. Es mußte Vorsorge getroffen werden, daß diese Seuche nicht ins Kapland verschleppt wurde, wohin die Gefangenen verschickt werden sollten. Nach ungefähr 10 Tagen Gefangenschaft wurden sie in Viehwagen nach Kapstadt verladen. Dort angekommen, mußten sie zwei Tage lang in den Güterhallen verbringen, woselbst sie sich ihr Essen, das ihnen verabreicht wurde, selbst kochen mußten.

Darüber befragt, wie es van der Byl zu Mute war, als er wieder



Missionshaus St. Georgen am Längsee, Kärnten
Photo: Sauerland, Wernberg

mit der Zivilisation in Berührung kam, und ob er davon Kenntnis hatte, daß er sich in der Nähe seiner Heimat befand, und ob er Verlangen darnach hatte, seine Leute ausfindig zu machen, schüttelte er langsam den Kopf und erwiderte: „Nein; ich war damals ein wirklicher Kaffer; ich hatte alles von meiner Heimat vergessen, nur kannte ich noch meinen Namen."

Ein Metzger von der Strandstreet, Tregida mit Namen, der sich gerade am Bahnhof befand und der der Sesutosprache mächtig war, bemerkte den jugendlichen weißen Burschen und fragte ihn aus. Er nahm den Knaben mit sich in seinen Laden und, ohne Wissen desselben, zog er nähere Erkundigungen ein in der Absicht, mit dessen Eltern in Berührung zu kommen. Das nahm längere Zeit in Anspruch, da es dortmals noch keinen Telephonverkehr gab. Philipp wurde bald seines beschränkten Ortes und seiner sonderbaren Umgebung überdrüssig und sehnte sich heftig nach Freiheit. Nachdem er mit einem Schwarzen zufällig zusammentraf, machte er sich mit ihm auf und davon. Sie verbrachten die Nacht auf einem Berge, um am nächsten Morgen auf der anderen Seite ganz nahe bei Mowbray herabzukommen. Sie müssen ein sonderbares Paar gewesen sein. Philipp strotzte von Schmutz, da er sich seit seiner Gefangen-

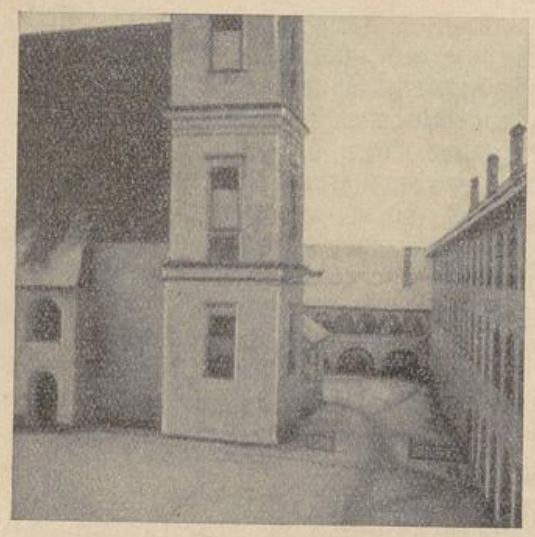
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

schaft nicht mehr gewaschen hatte. Er stak noch in seiner Ziegenfell-Bekleidung und, obgleich er ohne Schuhe war, befanden sich seine Füße in ungeheuerlich aussehenden Wollstrümpfen. Über seinem Rücken war ein mit einem Stück Strick zusammengebundener sehr alter und schäbiger Mantel und ein ausgebauchter grober Sack, der alle seine irdischen Habseligkeiten enthielt. Nicht Wunder, daß das Paar die Aufmerksamkeit und Heiterkeit aller, die sie zu sehen bekamen, erregten. Bald wurde Philipp zu seiner größten Bestürzung von einer Frau angehalten und ins Verhör genommen; sie hatte ihn schon längere Zeit hindurch mitleidsvoll betrachtet. Es war Frau Fredericks, eine Freundin von Philipps Mutter, die natürlich alle Einzelheiten des schon längst verschollenen Kindes wußte. Da sie jedoch, mit Ausnahme von seinem Namen nichts aus ihm herauszubringen vermochte, bestand sie darauf in größter Erregtheit, mit ihr zu seiner Mutter zu gehen. Es läßt sich denken, was die arme Mutter gefühlt hat. Sie trauerte schon viele Jahre hindurch um ihren verlorenen Sohn, und ganz unerwartet wird sie jetzt diesem von Schmutz förmlich strotzenden jungen Wilden gegenübergestellt. Es war ihr rein unmöglich, ihr verlorenes Kind wieder zu erkennen. Sie weigerte sich zunächst hartnäckig, ihn als solchen anzuerkennen. Die völlig hilflose Frau versuchte es, ihn um Näheres auszuforschen, brachte aber rein gar nichts aus ihm heraus, da er nur Sesuto und einige Brocken verstümmeltes, holperiges Afrikaans verstand. In ihrer Verzweiflung schickte sie um einen Mann, Mossop mit Namen, der in der Nähe eine Gerberei hatte und der Sprachen der Eingeborenen mächtig war. Nach einem längeren Kreuzfeuer von Fragen zeigte es sich zweifellos, daß die sonderbare kleine Vogelscheuche in der Tat der längst verschollene Sohn dieser Frau war.

Die bemitleidenswerte Mutter begann sofort mit einer gründlichen Reinigung ihres Buben. Sie bereitete ihm ein warmes Bad und striegelte und fegte ihn. Seine Habseligkeiten wurden außerhalb des Hauses verbrannt. Das war für Philipp des Guten ein wenig gar zu viel. Bei nächster Gelegenheit machte er sich auf und davon. Er kam jedoch nicht weiter als bis Newlands, sechs Meilen von Kapstadt entfernt, und zwei Meilen von Mowbray, seiner Heimat. Dort fing ihn die Polizei auf und lieferte ihn seinen Angehörigen zurück. Nun begann für Philipp die sehr harte Aufgabe des Wiederzivilisiertwerdens. Seinen Geschwistern verursachte er viele Heiterkeit, seinen Eltern Bestürzung und Ratlosigkeit wegen seiner haarsträubenden Mißgriffe, die ihm beständig unterliefen. Es schien z. B. ganz ausgeschlossen, ihm die Bedeutung von Geld beizubringen. Er hatte nie und nimmer etwas damit zu tun gehabt, obgleich er in einem heimlichen Gürtel, den er sorgfältig um seinen Leib befestigt hatte, eine beträchtliche Geldsumme, die er von seinen Freunden geschenkt bekam, bei sich trug, das er aber sorgfältig vor seinen Angehörigen zu verbergen suchte. Dieses ganze Geld bestand ausschließlich aus lauter Silbermünzen, und er wußte nichts von Kupferstücken. Wenn man ihn irgendwohin sandte, um etwas zu kaufen, so warf er die Kupferstücke hinweg; und falls man ihm ein halbes Kronenstück gab, um damit ein Pfund Zucker zu kaufen, so gab er einfach dem Ladner das Geld und sagte „Zucker!" und brachte dann Zucker im Werte von einer halben Krone zurück. —

Seine größte Schwierigkeit bestand in der Wiedererlernung seiner eigenen Muttersprache; denn seine Eltern waren so ungehalten und be-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



St. Georgen a. Längsee
(vom Nordflügel gesehen)
Photo: Sauerland, Wernberg

schämt über ihren weißen Kaffer, daß sie ihn stets schlugen, sobald er die Sprache der Eingeborenen gebrauchte. Man sandte ihn nun nach Mowbray in die Schule. Da hatte er immer seine liebe Not; denn die anderen Kinder stichelten ihn fortwährend und brachten ihn in Wut, sobald sie ihn „Zebrastrumpf" oder „Kaffer" nannten, da ihn viele von den Schulkindern bei seiner Heimkehr gesehen hatten. Die Folge davon war, daß er mit ihnen auf beständigem Kriegsfuß lebte und, wie er selbst gesteht, sich ihnen gegenüber als einen ganz echten „eingeborenen Wilden" stets bewies.

Die Lehrerin ertrug diesen Zustand, so lange es eben ging; aber zuletzt ging es doch nicht mehr, und sie jagte ihn kurzerhand aus der Schule fort; denn er war unbezähmbar und ein richtiger Wildling im Herzen und nach außen.

Nun machte er einen neuen Versuch des Davonlaufens. Diesmal gelang es ihm, bis nach Sommerset-West zu kommen, d. h. 30 Meilen von Kapstadt. Auf einer dortigen Farm gab man dem Ermüdeten und Ausgehungerten zu essen und Nachtquartier. Es hatte jetzt allen Anschein, daß es im Schicksal beschlossen war, daß Philipp unter seinem eigenen Volke zu leben habe. Die Farmersfrau nämlich fragte ihn fürsorglich aus, und durch einen merkwürdigen Zufall stellte es sich heraus, daß sie die Tante von ihm war. Man machte seinen Eltern Mitteilung davon, und er wurde nach Mowbray zurückgeliefert.

Seine Erziehung kam jetzt zu einem plötzlichen Abschluß. Die Eltern schickten ihn in eine Milchwirtschaft zur Arbeit, zu einem gewissen Dekenah. Dieses Leben sagte ihm mehr zu, und er harrte dort für 21 Jahre ununterbrochen aus. Er verließ diesen Platz erst, als er während des unterdessen ausgebrochenen Weltkrieges sich der Armee anschloß. Nach dem Kriege fand er gelegentlich Beschäftigung bei der Eisenbahn, wo er noch heute als Hebekranmann angestellt ist.

Im nämlichen Warenschuppen befindet sich ein eingeborener Arbeiter, der sich noch ganz gut an den weißen Knaben „Kleinbos" erinnert, den sein Chief Aaron Mkatane an Sohnes statt angenommen hat, und er spricht oft von der Zeit, wo Van der Byl unter ihnen als einer ihresgleichen gelebt hat. Auch traf Van der Byl kürzlich mit zwei Schwarzen zusammen, die in Blaauwberg-Strand für Mr. George Stevens arbeiten. Diese kamen vom ganz gleichen Kraal, wo er seine Kindheit im Basutoland verbrachte, und erinnerten sich seiner noch ganz gut.

„Tut es ihnen leid, daß sie gefangen und zurückgebracht wurden?" wurde van der Byl gefragt, „und glauben Sie wirklich, daß ein Leben, fern von aller Zivilisation, wie es die Eingeborenen führen, besser und glücklicher sei?" — „Nun, nachdem ich jetzt schon so lange Zeit zurück

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

bin und ziemlich etwas von der Welt erfahren habe, könnte ich nicht mehr dorthin zurückkehren", erwiderte er; „aber es war in der Tat die glücklichste Zeit meines ganzen Lebens. Diese Schwarzen waren zu mir unvergleichlich besser, als meine eigenen Angehörigen. Sie schauten auf mich, als ob ich ein Prinz wäre, und ließen mich kaum zu Fuß gehen, indem sie mich überallhin trugen. Ich hatte durchaus kein Verlangen darnach, sie zu verlassen und war ganz zufrieden bei ihnen."

Die Mariannhiller Missionare in ihrem Wirken seit Beginn ihrer Südafrika-Mission

(Fortsetzung)

Ich konnte auf dieser Reise auch feststellen, daß die Eingeborenen der Transkei bereits sieben Volksbanken gegründet hatten. Das war der Erfolg meiner Vorträge im vergangenen Jahr. Sie zeigten mir ihre Bücher und stellten einige Fragen. Eine dieser Banken schrieb mir im letzten April: ‚Wir betrachten dich als den Vater unserer Genossenschaft. Denn bevor du zu uns sprachst und uns den Weg zu Erfolg und Wohlstand zeigtest, waren wir ganz im Dunkeln. So sei versichert, daß wir immer noch von dir Leitung und Führung erhoffen.' Als ich zu ihnen kam, erzählten sie mir, daß sie im letzten Jahr einen Reservefonds von 1000 Mark zusammengebracht hatten."

Im Jahre 1931 schreibt Hochwürden P. Bernard Huß, RMM., über seine Tätigkeit auf sozialem Gebiete folgendes: „Fünfzehn Jahre lang, von 1915—1930, bin ich Direktor des Lehrerseminars für eingeborene Lehrer in Mariannhill gewesen. Während dieser Zeit habe ich mich auch auf dem sozialen Gebiet betätigt und in den verschiedensten Teilen von Südafrika in den Versammlungen der Eingeborenen gesprochen. Mit Hilfe der Carnegie-Stiftung von New-York wurde es mir möglich, im Jahre 1930 Amerika und Europa zu bereisen, um mehr Erfahrung für diese Arbeit zu sammeln. Nach meiner Rückkehr nach Mariannhill gegen Ende des Jahres 1930 fand ich, daß es mir unmöglich wurde, neben der ins ungeheure anwachsenden sozialen Arbeit auch noch meinen Posten als Direktor des Lehrerseminars für Eingeborene zu versehen und legte dieses Amt nieder. Ich folgte einer Einladung nach der Missionsstation Mariazell und siedelte am 22. Januar 1931 dorthin über.



St. Georgen a. Längsee
(Klosterkirche vom Westflügel gesehen)
Photo: Sauerland, Wernberg

Während des Jahres 1931 war ich also frei und konnte mich ganz der sozialen Arbeit widmen. In allen Ländern Südafrikas hielt ich Vorträge mit Ausnahme des großen Zululandes, welches ich für das Jahr 1932 in Aussicht nahm. Zuerst

hielt ich Vorträge über gemeinnützige Zusammenarbeit und sozialer Anthropologie auf unserem neunten afrikanischen katholisch-sozialen Kurs auf der Missionsstation Lourdes vom 1. bis 6. Januar. Während des Monats Februar sprach ich zu den Eingeborenen in der Umgebung der Station über Landwirtschaft und Organisation. Vom 16. bis 29. März sprach ich in einem Ferienkurs für eingeborene Lehrer in Swaziland in der St. Josephs-Mission (Servitenpatres), es waren dort vierzig katholische und 10 andersgläubige Lehrer beisammen. Die Vorträge, fünf am Tage, gingen über Kinderpsychologie, Schulmethoden, Landwirtschaft, Wirtschaftslehre, dramatische Bühnenkunst und außerdem organisierte ich Spiele im Freien. Am 23. März sprach ich zu den Eingeborenen von Mbabane, dem Sitz der Regierung von Swaziland und am folgenden Tage zu einer Gruppe von sehr armen Eingeborenen in einer Eingeborenenreservation außerhalb der Stadt Breyten in Transvaal, wo es viele Kohlenbergwerke gibt. Am 17. April sprach ich in einer Versammlung von eingeborenen evangelischen Pastoren in Natal und am folgenden Tage zu den Eingeborenen des betreffenden Distriktes in ihrer Kirche. Vom 10. bis 21. Mai reiste ich durchs Basutoland und hielt große Versammlungen ab im Rahmen der „Katholischen Afrikanischen Union" (C.A.U.), die Themata gingen alle über Ackerbau, Landwirtschaft und gemeinnützigen Zusammenschluß. Die Versammlungen wurden gehalten auf den Missionsstationen und in den Regierungsgebäuden. Die meisten Regierungsbeamten waren sehr freundlich, nur zwei hatten die Bevölkerung von der Versammlung nicht in Kenntnis gesetzt und waren offensichtlich gegen meine Ansprachen an die Eingeborenen. Einer dieser Beamten sagte, daß in der kleinen Stadt kein Platz sei für eine Versammlung, aber 150 Männer waren doch gekommen und bestanden darauf, mich zu hören. So hielt ich denn die Versammlung auf der Straße ab und zwei Stunden lang hörten sie mit großem Interesse zu. Auf dieser Reise sprach ich im ganzen zu etwa 5000 Basutos. Auf der letzten Versammlung am 21. Mai zu Quthing war ich 30 Meilen von Mariazell entfernt. Um zurückzukommen, hätte ich einen Tag mit dem Wagen und dazu noch drei Tage mit dem Zuge fahren müssen, wenn ich den gewöhnlichen Reiseweg gewählt hätte, der die Drakensberge umgeht. Ich entschied mich aber für den kürzeren Weg zu Pferd über die Berge und legte so die Strecke in 18 Reitstunden zurück.

Im Juni und Juli veröffentlichte ich eine Serie von Artikeln über „Ländliche Organisation unter den Eingeborenen der Transkei" in der Zeitung „Territorial News". Einige Weiße in der Transkei waren gegen die Errichtung von ländlichen Kreditgenossenschaften oder Volksbanken unter den Eingeborenen und drohten sogar mit Schlägen. In diesen Artikeln suchte ich den Weißen unsere Pflicht klarzumachen, den Schwarzen zu helfen und wie töricht es sei, wenn sie sich dem rechtmäßigen Trachten der Eingeborenen und ihrer Versuche, sich zu verbessern, entgegenstellten. Sobald der erste Teil der Artikelreihe erschien, bekam ich ein Telegramm von der Regierung mit der Bitte um die Erlaubnis, 2000 Exemplare dieses Artikels als Flugblatt drucken zu dürfen zur Verteilung an die Gebildeten unter den Eingeborenen der Transkei. Im Oktober erhielt ich einen Brief aus Frankreich von einem Mitglied der Französischen Akademie mit der Bitte um Übersendung eines dieser Flugblätter; es wundert mich, wie dieser Artikel seinen Weg nach Frankreich finden konnte.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Am 29. Juni wohnte ich der Eröffnung des neuen Seminars für eingeborene Priester in der Nähe der Missionsstation Mariatal bei als Berichterstatter der Zeitung „Southern Cross" von Kapstadt. Vom 1. bis 3. Juli hielt ich Vorträge in einer Lehrerkonferenz in der CAU. zu Durban. Auf der Rückreise nach Mariazell (250 Meilen) mit dem Auto gab es nur sehr schlechte Wege, die eine Hälfte des Weges ging durch tiefen Schmutz, die andere durch Schnee; denn auch in Natal fällt zuweilen Schnee und wenn in Europa der schöne Sommer herrscht, so haben wir in Südafrika Winter.



St. Georgen a. Längsee (Klosterhof von der Südseite und Kirche aus gesehen)
Photo: Sauerland, Wernberg

Am 27. Juli sprach ich in einer Versammlung der CAU. in Johannesburg und am 31. Juli in Mafeking, vom 4. bis 11. August wieder in einem Ferienkurs für eingeborene Lehrer in der Stadt Mochudi (10 000 Einwohner) und veranstaltete auch mit den Lehrern Spiele im Hause und im Freien. Am 4. und 9. August sprach ich zu den Eingeborenen von Mochudi in ihrer deutsch-reformierten Kirche. Den katholischen Missionaren ist es noch nicht erlaubt, dort Fuß zu fassen; ich war der erste katholische Priester, der zu diesen Leuten redete. Auf der Rückreise sprach ich vier Stunden lang in einer Versammlung von 70 Männern und Frauen im Hause des eingeborenen Dr. Molema in der Stadt Mafeking, am 21. August zu 50 Zuckerrohrfarmern der protestantischen Ifafa-Mission und am 23. August zu den Studenten von Mariannhill. Am folgenden Tage gab ich dem Bantu Studienzirkel (50 Studenten) an der Universität von Maritzburg eine Vorlesung über meine Arbeit unter den Eingeborenen.

Auf Ersuchung der Regierung von Transkei reiste ich vom 18. September bis 28. Oktober durch alle 19 Distrikte der Transkei und durch die sieben von Pondoland. Auf dieser Tour legte ich 1500 Meilen mit dem Auto zurück.

(Fortsetzung folgt).

Ich möchte darauf hinweisen, daß zu der katholischen Aktion auch das weite Gebiet der Missionstätigkeit unter den heidnischen Völkern zu zählen ist. Die katholische Aktion ist nicht in erster Linie auf Einzelseelsorge eingestellt, sie geht auf das allgemeine Missionsziel in Heimat und Übersee. Sie muß den Blick auf das Ganze richten, auf die großen Ziele der Weltchristianisierung.

Fr. Steffen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Sohn des Freimaurers

Von Anna Kayser (Schluß)

Aus den benachbarten Hütten schauten hie und da erstaunte Gesichter. Was bedeutete das? Der weiße Mann Gottes ging in die Höhle des Wüterichs?

„Was willst du tun?" rief ein junger Katechumene ihm zu. „Das Ungeheuer fährt zur Hölle, noch in dieser Nacht. Vater, freust du dich nicht auch?"

„Komm, geh mit mir, du sollst mir helfen, sprach der Missionar statt aller Antwort.

Widerwillig kam der Mann näher.

Pater Werner bedeutete ihm, das Weib zu entfernen, und ging dann selbst voran in die Hütte.

Auf einem zerwühlten Lager zu ebener Erde lag eine Gestalt, schrecklich anzusehen — Mukarut. Die Kleider hatte er sich in Wut und Qual halb vom Leibe gerissen, das Haar zerzaust, das aufgedunsene Gesicht im Wahnsinn des Schmerzes zerkratzt. Die Augen rollten fürchterlich in den Höhlen. Verzweiflung stierte aus dem Blick, in dem Entsetzen war — und der Tod.

Schauerlich hallte das Stöhnen und Fluchen des Gepeinigten durch den dumpfen Raum. Die greulichen Fetische an der Wand grinsten unheimlich auf das düstere Schauspiel herab, sie schienen an der Todesqual ihres getreuen Dieners Vergnügen zu haben.

Der Missionar trat langsam zu dem Sterbenden — denn ein solcher war Mukarut, das sah er. Mit wildem Blick sah dieser den Diener des „weißen Gottes" an seinem Lager stehen. Mit einem grauenhaften Fluche wollte er aufspringen, sank aber ächzend wieder zurück. Ein furchtbares Gift mußte es sein, das in seinem Körper wühlte.

„Ha, bist du gekommen, um meine Qual zu sehen?" schrie er im Wahnsinn. „Wo hast du den andern? Ha — das Messer Mukaruts trifft gut."

Er lachte, ein schreckliches Lachen. — „Und dafür sandtest du Karullu ins grüne Moor. — Willst du auch Mukarut holen? — Er will nicht! Geh zur Hölle, bleicher Teufel!"

Der Tobende wandte das Gesicht zur Wand und stöhnte laut.

Mit tiefem Erbarmen schaute der Missionar auf den Verzweifelnden.

Er hatte ganz vergessen, daß der Feind des geliebten Mitbruders vor ihm lag. Er dachte nur das eine: der da im Tode röchelt, ist ein Unglücklicher, und seine Seele ist in Gefahr.

„Mukarut, Bruder, kann ich dir helfen?" Liebevoll neigte er sich über ihn.

Mit einem Ruck fuhr der Kranke herum und stierte den Frager an. Er vergaß sogar sein Stöhnen und seine Schmerzen. Was war das? War das ein Todfeind, der zu ihm sprach?

Vor Staunen blieb ihm das Wort im Halse stecken. Pater Werner erwartete auch keine Antwort. Er nahm sein Arzneikästchen und gab ihm eine schmerzlindernde Arznei, die schon nach kurzer Zeit wirkte. Mukarut ließ alles mit sich geschehen. Es mochte ein großes Wunder sein, das er in des weißen Mannes Augen gelesen.

Bald wurde der Todkranke ganz ruhig. Pater Werner kniete neben dem Lager nieder. Da sah er nun den furchtbaren Mann, den Schrecken des Stammes, den bösen Genius des toten Häuptlings, einem gefällten Baume gleich, elend, dem Tode verfallen vor sich liegen. Für sein leibliches Leben konnte er nichts mehr tun. Aber seine Seele! Dieser dunklen, wahngefangenen, schuldbeladenen Seele die Pforten zum Lichte zu erschließen, dieser Gedanke erfüllte ihn mit heiliger Leidenschaft.

„Gott, gib mir diese Seele! Laß sie den Preis für meines Bruders Blut sein!" flehte er mit Inbrunst.

Finster und forschend fühlte er den Blick des Götterpriesters auf sich ruhen. Er gab ihn zurück, gütig und milde.

„Warum tötest du mich nicht? Hast du keinen Dolch? Sieh, dort an der Wand, da hängt er, der das Blut des weißen Mannes getrunken hat. Töte mich doch!" Dumpf, mit lauerndem Blick stieß er es hervor.

„Laß das, armer Mann. Das habe ich dir längst verziehen. Mein Bruder auch. Er ist im Himmel und betet für dich, damit auch du den Gott, den wir lieben, kennenlernst."

In ungläubigem Staunen starrte der Götzendiener den Priester an. Das war ja unerhört. So etwas von Feigheit konnte es doch nicht geben. Oder war es etwas anderes? Sollte der Gott dieser Bleichgesichter, den er verachtete, weil er sich hatte kreuzigen lassen, doch besser sein als seine Götzen, an die er selbst nicht glaubte, die in seiner Qual nichts für ihn hatten als blöde Grimassen?"

„Gib mir das Bild drüben von der Wand," herrschte er im alten Gebietertone.

Der Katechumene, der mit dem Pater

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gekommen war, griff verdrießlich nach dem Fetisch und reichte ihn dem Kranken. Man sah es ihm an, lieber hätte er ihm einen Fußtritt gegeben. Ein verweisender Blick Pater Werners machte ihn etwas freundlicher.

Mukarut nahm die Götzenfratze und schleuderte sie mit letzter Kraft in weitem Bogen gegen die Tür, daß sie mit grellem Mißton zerschellte.

„Fahr zur Hölle, verdammter Götze!" schrie er. „Kannst mir doch nicht helfen."

„Aber dieser Gott kann dir helfen, wenn du willst," sprach der Missionar sanft und zog ein kleines Kreuz aus der Tasche. „Er leidet wie du, und er leidet für dich."

Lange blickte Mukarut auf den gekreuzigten Gott. Dann wandte er den Blick zur Wand.

„Er ist zu arm und feige, dein Gott," murmelte er abwehrend. „Warum hängt er so erbärmlich da? Hatte er denn kein Messer, sich zu wehren? Oder hatte er keinen Mut?"

„Er wollte es nicht. Er wollte geopfert werden, um uns den Himmel aufzuschließen, der ohne seinen Tod verschlossen blieb. Das ist ein großes Geheimnis, das wir erst begreifen, wenn wir einmal zu ihm kommen. Dieser Gott aber liebt alle Menschen, er verzeiht alles und will alle glücklich machen für ewig. Auch dich, mein Bruder."

„Mich soll er lieben — dein merkwürdiger Gott, mich, der ihn haßt und gerne tausendmal getötet hätte. Wenn du meine Taten kenntest, würdest du bald nicht mehr hier sein."

„Der liebe Gott kennt sie. Er weiß alles und liebt dich doch. Er hat es einmal selbst gesagt: Wenn eines Menschen Sünden auch so rot wären wie Scharlach und so zahlreich wie der Sand am Meere, sie sollten alle getilgt werden."

„Rot wie Blut sind meine Sünden — der Teufel weiß es und vergißt es nicht. Er wird mich holen! — O, da — da ist er schon —"

Der Kranke sprang in wildem Schrecken zur Tür, durch die die alte Dienerin eben verstohlen hereinschaute.

Keuchend, schweißgebadet sank Mukarut wieder aufs Lager. Werner besprengte ihn mit Weihwasser. Leise sprach er die beschwörenden Worte des Exorzismus und machte dreimal das Kreuzzeichen über den laut stöhnenden Kranken.

Dann trat er geräuschlos zu den Fetischfratzen, deren wohl ein Dutzend im Raume hingen, und warf sie ins Feuer.

Leise trat er dann wieder zu Mukarut und nahm dessen Hand in die seine.

Der sah ihn an mit großem, dunklem Blick, lange. Namenlose Angst sprach aus den schwarzen Augen. Oder war es Reue? Griff die Gnade nach diesem armen, irregeführten Knechte der Finsternis? Umschwebte ihn das Gebet und Lebensopfer des verklärten Bruders? Pater Werner fühlte es erschaudernd, ein außerordentliches Werk der göttlichen Gnade bereitete sich vor in dieser Hütte, die so lange die Freistatt der bösen Geister war.

Doch der Engel des Lichtes hatte einen langen, erbitterten Kampf mit den Geistern der Finsternis zu bestehen, die diese Seele ein Leben lang beherrscht hatten und sie nicht lassen wollten.

Längst war die Nacht hereingekommen. Pater Werner merkte es kaum im Ringen um das ewige Geschick seines Feindes. Eine Fackel beleuchtete gespensterhaft das qualverzogene Gesicht des Götzenpriesters.

Schon graute der Morgen, und noch war der Sieg nicht entschieden.

Bleiern lag die Mattigkeit in des Missionars Gliedern. Die Natur verlangte ihr Recht. Er achtete es nicht. Wie leicht konnte, während er schlief, der Tod kommen und diese noch unerlöste Seele mit sich nehmen ins ewige Dunkel.

Endlich, als der Morgen schon hell durch die Fensterlöcher schien, wandte Mukarut sich zögernd zu dem Priester:

„Ist der weiße Gott auch so — so gut wie du? Hätte er das auch getan, daß er bei mir geblieben wäre die ganze Nacht? Wenn — du mir — das sagen kannst, — so will ich —"

Er stockte, als hätte er schon zu viel gesprochen.

„O Bruder, tausendmal gütiger ist er. Wollte ich dir von seiner Liebe erzählen, ich käme nicht zu Ende."

Flüsternd begann er dem horchenden Götzenpriester wieder zu erzählen von den vornehmsten Liebestaten Gottes in der Erlösung. Der Kranke lauschte offenen Mundes der Wundermär.

Pater Werner aber merkte plötzlich, wie sein Atem rascher und röchelnder wurde und der Blick starrer; das Auge wurde gläsern.

Erschrocken griff er nach dem Wasser, das der Katechumene ihm besorgt hatte.

„Mukarut, glaubst du an Gott den Dreifaltigen, und verlangst du nach ihm?" fragte er laut, mit beschwörender Stimme. Ein letzter kurzer Kampf, und ein gebrochenes „Ja!" rang sich aus der röchelnden Brust.

„Bereust du alles, was du Böses getan?"

Eine mächtige Bewegung ging über des

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Sterbenden Züge. War es ein letztes Wehren, Aufbäumen der Tyrannennatur? Aber das düstere Flackern im Auge erlosch, so jäh es gekommen, und eine Träne drang schwer aus dem halbgebrochenen Auge. Er sprach nichts, aber sein Blick, sein ganzes Gebaren schien Reue, die Reue des Schächers über ein verlorenes, ruchloses Leben.

Es war die höchste Zeit. Pater Werner nahm das Wasser und goß es über des sterbenden Götzenpriesters Haupt.

„Paulus, ich taufe dich im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes."

Laut und feierlich hallten die gewaltigen Worte, die lebenslange Höllenbande sprengen, die schwarze Seelen kinderrein waschen, die Himmelstore erschüttern.

Der Missionar hatte das Empfinden, als müßte bei diesen allmächtigen Worten ein Schwarm böser Geister, die hier bisher gehaust, besiegt und knirschend fliehen, und als stiegen die heiligen Engel Gottes hernieder voll Dank und Freude über diesen in zwölfter Stunde Bekehrten.

Nach einiger Zeit beschien die Tropensonne, die schon sengend durch die kleinen Spalten des Hauses brannte, einen Toten.

Pater Werner betete die Sterbegebete und schickte sich an, die Leiche zu waschen und umzukleiden, eine Arbeit, die all seinen Mut in Anspruch nahm. Er holte sich ein paar Neuchristen aus den nahen Hütten. Die Befriedigung, nun von beiden schrecklichen Tyrannen erlöst zu sein, ließ diese Leute ihre Abneigung überwinden. Die alte Giftmischerin, die ihrem Gebieter hinterlistig den Gifttod gegeben, war verschwunden. Sie hatte hier nichts mehr zu tun. Ob sie gegangen war, die dreißig Silberlinge zu holen —?

„Ihr sannet Böses, Gott aber wandte es zum Guten!" ging dem Missionar das Wort des ägyptischen Joseph durch die Seele.

„Was bist du für ein Wundermann, weißer Vater, daß du diesen Tiger zum Lamme machtest?" sprach einer der Neuchristen voll Staunen, als sie fertig waren.

„Das hat unser guter Gott getan. Er hat seinen Feind mit Liebe geschlagen."

„Meinst du, daß — er nicht beim schwarzen Geiste ist?" meinte ein anderer enttäuscht. Die ehrlichen Rothäute konnten es nicht fassen, daß der grausame Mukarut für seine schwarzen Taten nun den Himmel haben sollte.

„Er wird so wahr in den Himmel kommen wie der Schächer am Kreuze, von dem ich euch letzthin erzählte."

„Auch Karullu?"

„Das weiß ich nicht," entgegnete der Missionar traurig. „Ich habe ihn nicht sterben sehen."

„Er schrie doch auch zum weißen Gott, als er im Sumpfe steckte. Der hat ihn aber stecken lassen. Es geschah ihm recht."

Ein Jubellaut ging durch Pater Werners Seele. Auch dieser?

„Er rief zum lieben Gott? Hast du es gehört?" Er griff den Christen bei der Schulter. „Sag die Wahrheit!"

„Georg hat noch nie gelogen." Er berief sich auf seinen Christennamen. „Hättest ihn sehen sollen, den schwarzen Sünder, wie er heulte und winselte, ehe ihn der Schwarze holte. Geradeso wie der arme Kuluba, der Mann der Mikami, vor acht Jahren. Karullu hat dazu gelacht. Das haben wir nun auch getan."

„Ihr seid noch halbe Heiden," verwies der Missionar strenge. „Was tat Karullu dann?"

„Er schrie immerfort zum weißen Gott. Wenn er ihm helfe, wolle er — Weiter ist er nicht gekommen. Das grüne Moor hat ihm den verfluchten Mund gestopft."

Pater Werner ließ die Leute stehen und ging heim. Er mußte allein sein. Sein Herz war so voll überschwenglichen Dankes gegen Gott, daß er alles, den Schmerz um den toten Mitbruder, das Heimweh und Alleinsein und die lähmende Müdigkeit, vergaß. Seine Seele jubelte über den herrlichen Doppelpreis, den Gott ihm für das Blut des Bruders bezahlt hatte.

„Dank dir, verklärter Bruder! Bitte weiter für mich am Throne Gottes!" betete er innig, als er wieder vor dem Tabernakel kniete.

Dann brachte er für die beiden das heilige Opfer dar, zu dem sich auf den Klang des Glöckleins viele Christen einfanden.

Nach der heiligen Messe legte er seinen Pfarrkindern noch einmal wieder zündende Gedanken über christliche Nächsten- und Feindesliebe in die Seelen.

Er selbst tat einen heiligen Schwur zu Füßen des Tabernakels: unter seinen roten Kindern im Heidenlande zu leben und zu sterben! —

— — — — —

Einige Wochen später kamen die beiden Sendlinge zurück. Mit ihnen Bruder Rhabanus, ein kaum dem Noviziat entwachsener Jüngling, den es stürmisch nach dem Missionskreuz verlangte. Und, wie er Pater Werner in einer stillen Stunde vertraute, nach der Palme, die seinem Vorgänger geworden war.

„Gemach, mein Sohn, lächelte Pater Werner nachsichtig. „Die Wirklichkeit sieht meist ein wenig anders aus als kühne Jünglingsträume."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Auch Nachrichten aus Europa hatten die drei mitgebracht. Pater Werner griff zuerst nach einem Brief aus T. Er war vom Pater Rektor. Überaus liebevolle Worte richtete der an den geistlichen Sohn, die ihm und seinem Mitarbeiter vollste Anerkennung für ihre bahnbrechende Missionsarbeit aussprachen. Dann kam er auf Pater Werners Herzübel zu sprechen, von dem der Pater Visitator ihm nach seiner Rundreise durch die Missionsgebiete erzählt hatte.

„— Ihr Elternhaus, das Ihre Verwandte, Fräulein Heltorf, in großmütiger Weise zu einem Missions-Erholungsheim herrichten ließ, wurde bereits vor einem guten halben Jahre in Benutzung genommen. Selbstverständlich haben Sie das erste Anrecht auf einen Erholungsaufenthalt in Ihrem Vaterhause. Die Vertretung steht zu jeder Zeit bereit. Ich erwarte Ihre baldige Äußerung —," so schrieb der Obere, der noch nicht um Bruder Rudolfs Tod wußte.

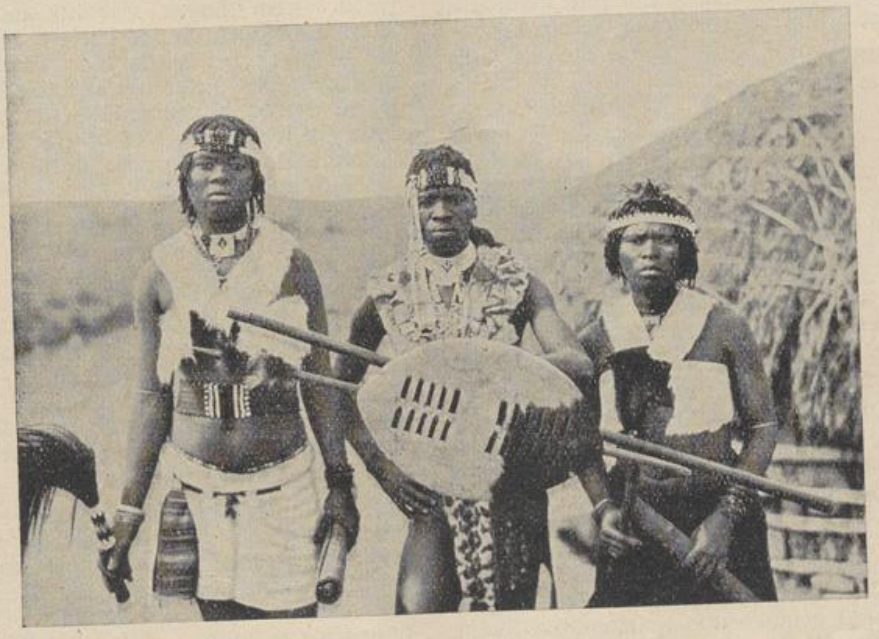
Wieder griff das Heimweh nach Pater Werner. Er sollte die Heimat wiedersehen nach diesen schweren Jahren? Sollte wieder unter den alten Bäumen im Parke wandeln? Am stillen blauen See weilen, die lieben Menschen wiedersehen, die ihn mit Jubel empfangen würden? Mit Ruth all das mannigfache Erleben austauschen dürfen? Sollte ruhen, ruhen dürfen im Frieden der Heimat?

Es war eine lockende Versuchung, die den Missionar für Minuten gefangennahm. Besonders die so lange entbehrte geistige Anregung war es, die ihn mit Allgewalt zum Nachgeben drängte.

Da aber stand groß und heilig sein Gelübde von jenem Morgen, da er von Mukurats Sterben heimkam, vor seiner Seele. Und ein heroischer Entschluß reifte in ihm.

„Ich bleibe!"

Das war seine Antwort auf das lockende Anerbieten. Und davon würde er nie



Zulukrieger mit Wahrsagerinnen
Photo: Mariannhiller Mission

um Fingersbreite weichen, konnte kommen, was wollte. Warum sollte er dem natürlichen Menschen, der längst an das entsagungsreiche Leben des Missionars gewöhnt war, wiederum Konzessionen machen, die sich bei der Rückkehr rächen würden? Warum von neuem das wohlige Leben und die Bequemlichkeiten zivilisierter Sphären genießen, wo er, Opfer zu bringen, ausgezogen war? Seine Christen verlassen, die noch eben um den Verlust des Mitbruders trauerten? Und sein Missionswerk, das eben jetzt neues Aufblühen versprach, nun die schlimmsten Widersacher beseitigt waren?

„Nie und nimmer! Nur der Tod soll mich von meinem Posten reißen!"

Laut hatte er es gesagt in kraftvollem Entschluß.

Er griff zum zweiten Briefe. Er war von Dr. Reinert. Froh öffnete er den Umschlag. Er freute sich doch, aus der Heimat zu hören. Ein kleines Zettelchen fiel

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

aus dem Doppelbogen. Es trug in ungelenken, zitterigen Zügen Ruths Handschrift —

Was war das? Pater Werner wurde erregt, als er die kaum leserlichen Worte entzifferte:

„Herbert, zum letzten Male grüßt dich deine Schwester. Im Himmel warte ich auf dich. — Ruth."

Der Missionar fühlte sich bleich werden. Das Blatt sank ihm aus der Hand. Was bedeutete das? Was war geschehen? War Ruth nicht mehr auf Erden?

Mit unsicherer Hand griff er nach Reinerts Brief.

„Lieber Herbert!

Der kleine Zettel hat Dir alles gesagt. Und so brauche ich mit der Trauerkunde nicht zurückhalten. Ruth — unsere Ruth ist nicht mehr. Der gute Engel unseres Hauses, die unersetzliche Samariterin und liebe Freundin aller, die litten, ist tot. Kannst Du es fassen, daß sie, die noch vor kurzem in bester Gesundheit ihrer Liebesarbeit so nachging, nun im Grabe liegt?

Wie es kam? — Du kennst den „Literstoffer." Und erinnerst Dich vielleicht, wie er vor Jahren den Wagen Deiner Eltern beschoß und Ruth leicht verletzte. Zu diesem Subjekt wurde ich eines Tages gerufen. Ich fand einen unheimlichen Gast in der elenden Kammer — die schwarzen Pocken. Unverzüglich ließ ich den Kranken zum Hospital bringen und isolieren. Zu Hause erzählte ich den Fall Ruth und Melitta. Ruth sah ich nachdenklich werden, aber damals fiel es mir nicht weiter auf. ‚Wer pflegt den Kranken?' fragte sie. ‚Schwester Martha ist bei ihm," gab ich Bescheid. Ruth wurde erregt. ‚Die junge Schwester mit der schwachen Lunge bei einem Pockenkranken? Aber das geht doch nicht! Sie wird sich den Tod holen." Ich beruhigte sie mit dem Hinweis, daß alle Schwestern bis zur Grenze des Möglichen in Anspruch genommen seien, und daß tunlichst für Abwechslung gesorgt werden würde. Ruth ging bald. Ihr merkwürdiges Wesen fiel mir auf. Sie verabschiedete sich umständlicher und zärtlicher, als es sonst ihre Art war, von den Kindern und sah noch oft zurück. Hätten wir sie nicht fortgelassen.

Als ich am andern Morgen ins Hospital kam, erfuhr ich, daß Ruth im Isolierhause sei und den Stoffer pflege. Sie war schon am Vorabend gekommen und hatte sich nicht abweisen lassen. Was war zu tun? Du kennst ihren starken Willen. Ein doppeltes Motiv mochte sie leiten. Sie wollte edle Rache an dem rabiaten Kumpan nehmen und Leib und Seele dem Leben zurückgewinnen.

Vierzehn Tage stand der schwarze Gast an Stoffers Lager. Dann ließ er wider Erwarten ab von seinem Opfer. Er hatte sich ein edleres ersehen. Als Stoffer mit seinen blöden Augen wieder ins neugeschenkte Leben sah, da lag seine hochherzige Pflegerin im höchsten Fieber — hoffnungslos. Ich sah es bald, daß jedes Hoffen Torheit sei. Laß mich schweigen von jenen harten Tagen. Sie litt und starb, wie die Heiligen Gottes sterben. Niemand als Schwester Melitis, der Beichtvater und ich haben dieses kostbare Sterben gesehen. Sie hatte wenige lichte Augenblicke. Nur die letzte Stunde war klar und voll Frieden. Da schrieb sie die wenigen Worte für Dich auf.

Eine Stunde später war ihre Seele bei Gott.

Nun weißt Du alles.

An der Seite Deiner Eltern haben wir sie begraben. Aber ich weiß, Du suchst sie anderswo. Du wirst es leichter — oder doch anders tragen als wir. Bei Euch Höhenmenschen ist Überwinden das tägliche Brot. Vielleicht, daß ihre Seele Dir nun näher ist als früher.

Durch unser Haus, durchs Kinderheim, durch die Stadt geht eine einzige Klage. Kaum einer war in dem ungeheuer großen Leichenzug, dem diese edle Priesterin der Karitas nicht in irgendeiner Weise Gutes getan hatte. — Vielleicht hörst Du es als Seelenfischer gern, daß der Mann, für den dieses unersetzliche Leben geopfert wurde, wieder zur Kirche kommt und seine Umsturzideen usw. gründlich aufgesteckt hat. Und jeden Tag soll er zum Kirchhof gehen und an einem Grabe der Wernerschen Familiengruft beten und weinen. So erzählen die Leute — Uns kann es wenig trösten. Opfer und Preis waren zu ungleich.

Ob Dich andere Geschehnisse heute interessieren? In unserm und im Kinderheim steht alles auf Halbmast. Melitta will sich nicht trösten lassen. Sie kann der Freundin nicht entraten. (Ihr Gatte auch nicht.) Und die Kinder —? Ruth und Herbert sind groß und verständig genug, um den Verlust schwer zu empfinden. Ich bin überzeugt, wäre in der ersten Trauerzeit der Stoffer in unser Haus gekommen, es wäre ihm schwerlich hold ergangen. — Ruth mit ihren vierzehn Jahren ist ein großes Mädel geworden. Man merkt, sie hat bei ihrer hochseligen Patentante Schule genommen. Aber die Meisterin ist ihr zu früh gestorben. — Herbert trägt die rote

Mütze. Unsere Bekannten sagen, mit solchen Augen hätte auch der Tertianer Herbert Werner einstmals in die Welt geschaut. Daß sie recht hätten! Er feiert immer noch im Turmzimmer seine kindlichen Mysterien: Hochamt, Vesper — Gestern drangen sogar die diskreten Klänge des päpstlichen Segens durchs Haus. Weißt Du noch, wie wir ihn zum Heidenapostel stempelten? Vielleicht will er dieser Bestimmung mannhaft gerecht werden.

In gemeinsamem Schmerze grüßen wir Dich alle!

Hans und Melitta.

P. S. Bist Du in der Lage, umgehende Gerüchte, die von Deinem demnächstigen Erholungsurlaub im Hause Deiner Väter wissen wollen, bestätigen zu können? Wir erwarten Dich mit Sehnsucht.

D. O."

Pater Werner ließ den Brief sinken und stützte den Kopf in die Hand. Auf solche Kunde war er nicht gefaßt. Ruth war nicht mehr auf Erden? Vom heißen mittäglichen Erntefeld hatte Gott sie heimgerufen zu frühem Feierabend?

Fragend stand der einsame Missionar wieder, wie in jener blutigen Nacht an des Mitbruders Leiche, vor den ewigen Ratschlüssen. Aber er heischte keine Antwort. Der letzte Weltentag oder sein eigener letzter mochte sie bringen.

Er wußte, warum solch ein wertvolles Leben ausgelöscht wurde für ein wertloses. Der geheimnisvolle Wert der Menschenseele, der einst ein unendlich wertvolleres Leben ans Schächerholz schlug, hatte auch das teure Leben der Schwester als Preis gefordert.

„Meine Wege sind nicht eure Wege und meine Gedanken nicht eure Gedanken!" Dieses Gotteswort ging dem einsamen Priester stärkend durch die Seele, verwies jegliche Frage auf den enthüllenden Tag der Ewigkeit.

Er freute sich nun doppelt, daß er auf eine Heimreise bereits verzichtet hatte. Reinert hatte recht, Ruths verklärter Geist war ihm ja nun näher als einst. Was durfte es ihn anfechten, daß sie die fesselnde Körperhülle abgestreift hatte und aus der lichten Seelenheimat auf ihn und sein Werk herabschaute. Da oben im Lichte wollte er sie alle suchen, die von ihm gegangen waren: die Eltern, den Mitbruder und Ruth.

Wie immer in solchen Stunden, so trug der Missionar auch jetzt wieder seinen großen Schmerz zu seinem treuen Gefährten im Tabernakel. Der auch einst schmerzlich das Zerreißen edler Herzensbande empfand, er konnte auch sein Weh verstehen und verklären.

Als er wieder aus dem Kirchlein trat, sah er den neuen Mitbruder aus einer Waldlichtung kommen — der Pater staunte — mit großem Gefolge. Es war ein urkomischer Aufzug. Männer, Weiber und Kinder, hinkende Greise und runzlige Mütterchen in buntesten Festkleidern hüpften und tanzten daher. Als sie Pater Werner sahen, begann auf Kommando ein ohrenzerreißender Lärm. Musik sollte das sein. Die Männer mit Schilden und Knüppeln und Beilen, die Weiber und Kinder mit allerlei Kochgerät.

Pater Werner war sich gleich darüber klar, es sollte eine Huldigung, ein Beweis der Dankbarkeit sein und der Freude über die Ankunft des neuen Missionars. Tureba und Jokiba, die hochbefriedigt von der Reise zurückgekommen waren, mochten die Parade veranstaltet haben. Die Anhänglichkeit seiner Schäflein rührte ihn tief.

Eine Zeitlang ließen die Missionare den furchtbaren Spektakel über sich ergehen, obschon ihnen Hören und Sehen vergehen wollte. Dann gebot Pater Werner mit einer Handbewegung Ruhe und ließ die Leute sich im Grase lagern. In froher Bewegung dankte er ihnen für ihre Ergebenheit und ermahnte sie aufs neue zur gegenseitigen helfenden Liebe, insonderheit zur Feindesliebe. Und diese sollten sie sofort an Ort und Stelle durch ein gemeinsames Gebet für die toten Feinde beweisen.

Lautlose Stille. Die ganze bunte Schar sank, ob willig oder unwillig, in die Knie. Die Urwaldriesen standen lauschend und stimmten rauschend ein in das Beten ihrer wilden Brüder, das wie das Strömen ferner Wasser hoch über ihre Wipfel hinauf zum großen Gotte der Liebe drang.

„— Vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern —"

„Amen!" raunte es wie Engelsflüstern in den Palmen, die des verklärten Blutzeugen Gruft beschirmten.

Dann gab es noch eine urgemütliche „freie Diskussion." Zwanglos ergingen sich Pater Werner und sein Mitbruder unter ihren Christen, und alles wurde eingehend erörtert, was so eine ehrliche Rothaut interessieren kann.

Das war Pater Werners letzte Freude an diesem Abend, daß manche, die bisher der Mission ablehnend gegenübergestanden hatten, nun um Zulassung zum Unterricht baten, scheu zwar, aber ehrlich und überzeugt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Als der Festzug unter Klirren und Klingen und Singen wieder abgezogen war, traten die beiden Apostel zum Abend- und Dankgebet ins Kirchlein.

„Die du mir gegeben hast, ich bitte für sie! — Heiliger Vater, erhalte sie in deinem Namen—"

Über den Urwald und seine Hütten und Menschen sank im Frieden die Tropennacht.

* * *

Die Jahre eilen, und die Zeit flieht dahin.

Auf Ruth Heltorfs Grabe rankt Efeu und Immergrün sich liebevoll am weißen Marmorkreuz hinauf. Und von lieber Hand gepflegt, blühen hier immerfort weiße Rosen, vor allzu heißer Sonnenglut von hohen Lebensbäumen behütet. Auch ein feines Pflänzchen Edelweiß schaut müde zum weißen Kreuze. In seinen welkenden Adern ist Heimweh — Heimweh nach der hohen Alp, die seine Heimat war. Ob es auch hier unten im Tale an lieber Stätte liebevoll gepflegt und umsorgt wird — Edelweiß muß sterben — sterben vor Sehnsucht nach seiner heiligen Alp.

„Vater, Tante Ruth hat's immer so gerne gehabt!" hatte Herbert Reiner, der Sekundaner, bei der letzten Alpenfahrt seinem Vater einen wunderschönen Strauß an klaffender Felsenschlucht gezeigt.

„Ja, nicht wahr, Hans? Sie hatte es lieb. War ja selbst ein Edelweiß," hatte Frau Melitta leise gesagt und Herbert angstvoll angeschaut, als er wagemutig den köstlichen Schatz von hoher Klippe holte.

Sie hatten es behütet und gepflegt, Herbert und Ruth, die junge Klosterschülerin.

Edelweiß im Tale aber muß sterben —

Zwei Klosterfrauen kommen an einem Sommertage um die Friedhofskapelle herum auf das Grab zu. Weinend sinkt die jüngere auf der Bank neben dem weißen Kreuze nieder.

Schwester Melitis läßt sie still gewähren. Sie spricht ein Gebet und wendet sich leise zur Mitschwester: „Schwester Lioba, bis nachher im Kinderheim."

Die junge Schwester nickt nur, schaut aber nicht auf. Das Tor knirscht, und — Maria Pirkholt ist allein, allein mit ihrer toten Ruth und mit ihrem großen Schmerze. Eine Weile überläßt sie sich dem Strom der Empfindungen und dem Zug der Erinnerung. Dann steht sie auf und setzt sich auf die weiße Bank neben dem Grabe und hält Zwiesprache mit der verklärten Freundin. Warum — warum nur mußte dieses kostbare Leben so früh dahingehen? ging wiederum ein scheues Fragen hinauf zu den ewigen Ratschlüssen.

Ja, und warum mußte im fernen Missionslande ein anderes junges Apostelleben so traurig verbluten —?

Die Antwort war Maria Pirkholt längst auf diese Frage geworden. Die Stunde ging noch einmal durch ihre Seele, da die Novizenmeisterin ihren geistlichen Töchtern den Bericht aus der Mission vom Marthyrertode eines jungen Missionars in Nordbrasilien vorgelesen hatte. Der Blutzeuge hieß — Rudolphus Mehren. Ein Schwindel hatte damals nach ihr gegriffen. War's der Schmerz eines geheimnisvollen inneren Strebens und Neugeborenwerdens, — das Pfingstwehen eines heiligen, erneuernden Geistes gewesen —? Schwester Lioba wußte nur, die verklärte Seele des einstigen Freundes hatte in diesem Augenblicke die ihre berührt und ihr sein Erbteil gegeben.

In dieser Stunde war in Schwester Liobas Seele der Missionsberuf geboren worden. —

Jahrelang hatte Pater Werner sich mit dem Plane der Gründung eines Schwesternhauses getragen. Auf die Dauer war weibliche Mitarbeit in der Mission unentbehrlich. Die Schwestern sollten den Unterricht für die Frauen, besonders in Handarbeit und Haushaltung, und die Pflege der weiblichen Kranken übernehmen. Eine hochherzige Stiftung aus der Heimat hatte die letzten Schwierigkeiten gehoben.

Drei Schwestern des heimischen Missionshauses waren für die Station bestimmt. Die eine davon, Schwester Materna, wurde vier Wochen vor der Abreise vom Typhus befallen, und so trat an ihre Stelle auf ihr inständiges Bitten die junge Schwester Lioba.

An diesem Morgen war sie von Nürnberg, der Heimatstadt, gekommen. Vom Grabe der Eltern hatte sie sich den Segen geholt und hatte Abschied genommen von den Stätten ihrer Jugend. Im Elternhause lebte Vetter Berthold mit seiner Elfriede und seinem kleinen Buben, hütete im alten, patriarchalischen Sinne das Erbe der Pirkholts.

Nun zog es Maria noch zu den lieben Menschen am See und zu dem teuren Grabe, in das Frau Karitas mit unbegreiflicher Schicksalshand eine ihrer liebsten Töchter allzufrüh gebettet hatte.

Maria Pirkholt hatte damals das Schreckliche nicht fassen können, als die Kunde von Ruth Heltorfs Heimgang in ihr stilles Postulat kam. Sie hatte es nicht

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

glauben können, daß der Himmel das geduldet.

Aber während sie nun auf Ruths Gruft ihrem kostbaren Leben und seligen Sterben nachsann, ging ihr ein Ahnen auf von dem herrlichen Lose und glorreichen Ziele der Freundin, die mit vollem Erntesegen schon selig heimgegangen war, wo sie kaum die ersten Garben gebunden hatte. Ein heiliges Begehren ergriff sie nach ihrer Fülle.

Aber wie sie von den weißen Rosen auf Ruths Grabe zu den weißen Wolken am blauen Firmamente aufschaute, ging es durch die ragenden Zypressen wie das nahe Rauschen reicher Erntefelder in fernen Zohnen. Wie das Rauschen reicher Ernten, die der Schnitterin warteten.

Da stand Maria auf und kniete abschiednehmend am Marmorkreuze nieder. Sie fühlte die heilige Unrast stürmenden Apostelmutes durch ihre Seele wogen. Nein, sie hatte noch keine Zeit, auszuruhen.

„Noch stehen, Hausvater, deine Weinberge in schwerer Frucht — und die Weinlese hat begonnen."

Mit diesem frohmutigen Gedanken stand sie auf, brach eine weiße Rose von Ruths Ruhestatt und wandte sich zum Gehen.

Da sah sie Tante Elisabeth mit dem Reinertschen Paar durch die Friedhofspforte kommen.

Diese hatte an dem Tage, da ihre Nichte die Zelle aufnahm, eine schöne Heimstatt in Reinerts Kinderheim gefunden. Für die Kinder der „blauen Villa" war sie die verehrte „Großmama," für Ruth Heltorf die helfende, immer verstehende, mütterliche Freundin, für die Armen und Kranken des Städtchens eine „Elisabeth" in des Wortes edelster Bedeutung geworden. Noch heute fühlte sie den Verlust Ruths schmerzlich wie am ersten Tage, und keine Liebe ihrer Umgebung konnte ihr die Lücke ausfüllen. Sie war eine einfachfromme Seele und außerordentlichen, großen Schicksalsschlägen in erster Stunde nicht gewachsen. Mit gerungenen Händen stand sie an den tiefen Abgründen, die zwischen Menschenfrage und Menschenklage — und den göttlichen Liebeslenkungen liegen. Bald aber hatte sie sich wie ein Kind unter die Hand Gottes gebeugt und, mit blutendem Herzen zwar, ihr „Fiat" gesprochen.

„Eine unsterbliche Seele — auch die des Stoffer — ist alles wert, auch das Lebensopfer einer Ruth Heltorf!" sprach sie leise, als sie alle am Grabe standen.

„Haben wir nicht ehrlich mit dem Herrgott geteilt?" sagte Reinert verhalten.

„Und doch nichts verloren," sprach versonnen Schwester Lioba.

„Mir ist manchmal, als sei sie gar nicht von uns gegangen," flüsterte Melitta leise. „Immer sehe ich sie noch mit ihrem lieben Lächeln zwischen den Kleinen. Die Ärmsten hatte sie ja stets am liebsten. — Aber wir wollen sie doch nun dem Herrgott gönnen — und ihr das Ausruhen. Sie war doch manchesmal so müde. Aber das durfte keiner wissen. Einer aber hat's gewußt —"

Am andern Tage reiste Schwester Lioba in ihr Kloster zurück.

Und acht Tage später an Bord der „Viktoria" der neuen Heimat entgegen.

— — — — — —

Ein Tag kam, da stand Schwester Lioba an einer Gruft, an der die Erinnerung ihre heiliginnigen Fäden spann von Seele zu Seele. Ein Rauschen ging durch die himmelanstrebenden Waldriesen, als wüßten sie um große Geheimnisse zwischen Gott und seinen Menschenkindern.

Eben war das Schwesternhaus feierlich eingeweiht und seiner Bestimmung übergeben worden. Durch die Palmen auf Bruder Mehrens Grab war ein Fächeln gegangen, als die junge Christengemeinde in Prozession vom Kirchlein zum kleinen Friedhof zog, damit auch der schlafende Missionar Anteil an der Feier habe und als verklärter Schutzgeist der Mission das neue Werk segne. Er hatte ja selbst die ersten Bausteine zusammengetragen, als er noch als Baumeister Gottes hier wirkte und schaffte.

Der letzte Klang des Glöckleins war verhallt, die letzte Rothaut in den dunklen Buschwegen verschwunden. Noch stand die Schwester Lioba mit ihren Gefährtinnen an der stillen Gruft unter den Palmen. Die Überfülle der Empfindungen zog sie in die Knie.

„Ob dies der Friede ist, den die Welt nicht geben kann?" sprach eine Stimme neben ihr. Pater Werner war es, der noch ein Kind getauft hatte und nun heimgehen wollte.

„Diesen kleinen Gottesgarten hat unser Mitbruder noch selbst geschaffen," fuhr Pater Werner fort und deutete auf die mit einem einfachen weißen Zaun eingefriedigte Stätte geweihter Erde. „Er ist selbst das erste Samenkorn geworden."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Der Sohn des ruhelosen Meeres hat eine gute Heimstatt gefunden," sagte Schwester Lioba leise, ihr Missionskreuz in der Hand.

„Für uns ist noch froher Erntemittag. Die Ernte wird immer größer. Das Garbenheimtragen wird einmal herrlich sein; aber wir wollen doch einstweilen nur ans Samenstreuen denken."

Alle stimmten mutig und lächelnd bei.

Leuchtend schied an diesem Abende die Sonne von der stillen Tropenwelt. Friede war in den Hütten und Herzen der Urwaldkinder, — Friede in den Zellen und Seelen der von geheimnisvoller Gnadenwahl Geweihten, Friede fächelte die Palme über dem Hügel des verklärten Kämpfers.

Selbst durch das dunkle Rauschen der alten Bäume über den Gräbern der einstigen Gottesfeinde ging der Flügelschlag des Versöhnungsengels und ein Gotteshauch aus Reichen ewigen Erbarmens:

„Friede sei mit euch!"

— Schluß —

das vollkommene MESSBUCH für den Laien
SCHOTT
ein Geschenk fürs ganze Leben
Jede Buchhandlung hat die acht verschiedenen Ausgaben vorrätig

BESTELLSCHEIN

Der Unterzeichnete erbittet vom Verlag Herder, Freiburg im Breisgau, kostenlos durch die Buchhandlung

.....

1 Prospekt über Schott-Meßbücher

Genaue Adresse .....

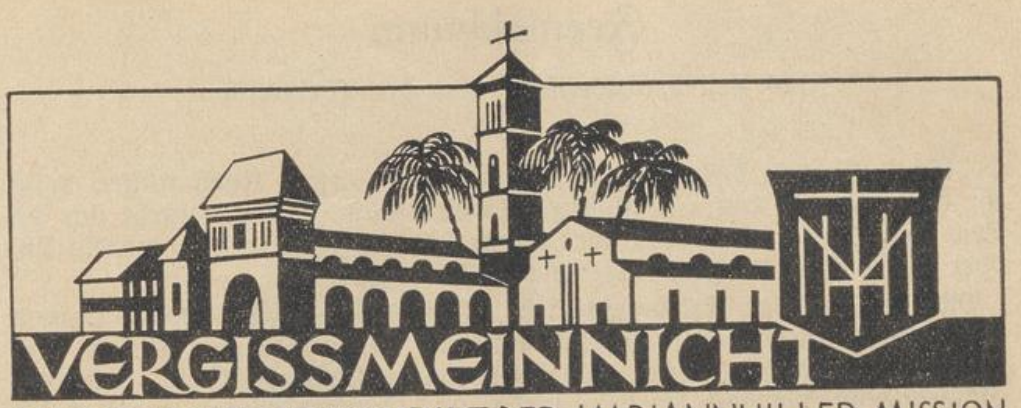
Der Missionsberuf ist sicherlich der schönste, ehrendste und verdienstvollste Beruf, der sich nach dem Priesterberuf denken läßt; denn er vereinigt in gewissem Sinne alle andern Berufe in sich. Der Missionar ist ein Feldherr, der mutig gegen die Mächte der Hölle ankämpft, um ihr die Beute zu entreißen und sie seinem Herrn und Meister zurückzugewinnen. Furchtlos vertreibt er den Fürsten dieser Welt, Satan, aus seinem Besitztum und pflanzt auf den Zinnen der obersten Festung die Fahne Christi auf. Der Missionar ist ein Baumeister; er arbeitet rüstig an dem herrlichen Tempel, den Christus der Herr auf Petrus gegründet hat und der nach seinem Willen seine Säulen und Hallen ausdehnen soll bis auf die entlegensten Koralleninseln des Stillen Ozeans. P. J. Hättenschwiller SJ.

Wer für das Höchste und Herrlichste zu leben anfängt, wie es die Ausbreitung des Reiches Gottes auf dieser Erde ist, der wird selbst größer und edler. Auch hier gilt das Gesetz: „Es wächst der Mensch mit seinen höheren Zwecken."

Ein Kind Gottes, das des eigenen Friedens froh werden will, wird sich nimmer die Ohren zuhalten, damit es nicht die Hilferufe der armen Heiden hören und helfen müsse. Möchte der Heiland doch keine Seele finden, die durch unsere Gleichgültigkeit und Gefühllosigkeit den ewigen Frieden nicht finden konnte!

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Übereinkunft gerne gestattet
Verantwortlicher Schriftleiter: P. G. A. Rottmann; Missionshaus St. Joseph, Reimlingen
Druck der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayr.-Schwaben

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT DER MARIANNHILLER MISSION
NUMMER 6 JUNI 1936 54. JAHRGANG

Fronleichnam

Nun steht die graue Stadt in Blüte,
Die Straßen schmücken sich mit Mai'n,
Der Heiland will in Königsgüte
Mit seiner Gegenwart sie weih'n.

In Gold und Purpur geht die Reise,
Mit Liedern, Blust und Weihrauchduft.
„Mein Fleisch ist wahrlich eine Speise!"
So schwingt es segnend durch die Luft.

Im Sonnengold blüh'n blaß die Kerzen,
Und Fahnen flattern, Kranz und Band,
Gott wandelt über tausend Herzen,
Gott grüßt das sonnenweiße Land.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Fronleichnam

Das Fest der Weltkirche und der Weltmission!

I.

„Sooft ihr von diesem Brot esset und aus diesem Kelch trinket, müßt ihr den Tod des Herrn verkünden, bis Er kommt. Daher vergeht sich am Leib und Blute des Herrn, wer immer von diesem Brote unwürdig ißt, oder aus diesem Kelche unwürdig trinkt!" (I. Cor. 11).

Mit seiner tiefen Erkenntnis Jesu Christi richtete der Apostel Paulus diese Worte an die erste Christengemeinde der griechischen Hafen- und Großstadt Korinth. In eine Welt voll Lebenslust und überschäumendem Sinnesgenuß, die dort die Jüngerschar des Erlösers umgab, warf er die ernste apostolische Mahnung: „Wenn ihr Auserkorene Gottes den Leib des für euch geopferten Heilandes als wirksame Speise wahren Lebens empfangen habt, so müßt ihr selbst den Tod des Herrn verkünden, bis der Herr einst wiederkommt zum großen Gerichte!"

Christum, den Gekreuzigten, verkündigen durch ein Leben des Opfersinnes, durch eine Seele, die sich von trügerischen Scheinfreuden abwendet, durch Überwindung der Sünde und eine starke Hinkehr zu den Idealen des christlichen Heroismus, das ist es, was Paulus von seiner Gemeinde mitten im gottlosen Korinth verlangt. Das ist es, was auch der moderne Apostel, der Missionar an erster Stelle von seiner Christengemeinde im Heidenland verlangt. Nur diese starke Hingabe allein wird der Sauerteig übernatürlichen Lebens werden . . . Es muß die Frucht der guten Kommunion sein!

Christi Leib im Sakramente ist ja derselbe, der für uns gelitten bis zum Kreuzestod. Der Sühne- und Opferleib des Herrn gibt neue, übernatürliche Kraft, die Mühen und Beschwerden eines gottgeweihten Lebens zu tragen, bis der Tod, die Ankunft des Richters, das geheimnisvolle Sterben des natürlichen, der Sünde unterworfenen Menschen in ewiges Geistesleben und glorreichen Triumph mit dem verklärten Erlöser umwandelt. So wird eine richtige, innerlich erfaßte Kommunion mit dem nun verklärten Leidensleib Christi zu einem mächtigen Unterpfand der ewigen Seligkeit. „Wenn wir mit ihm gestorben sind, werden wir auch mit ihm leben, wenn wir mit ihm dulden, werden wir auch mit ihm herrschen." (II. Tim. 2, 11—12).

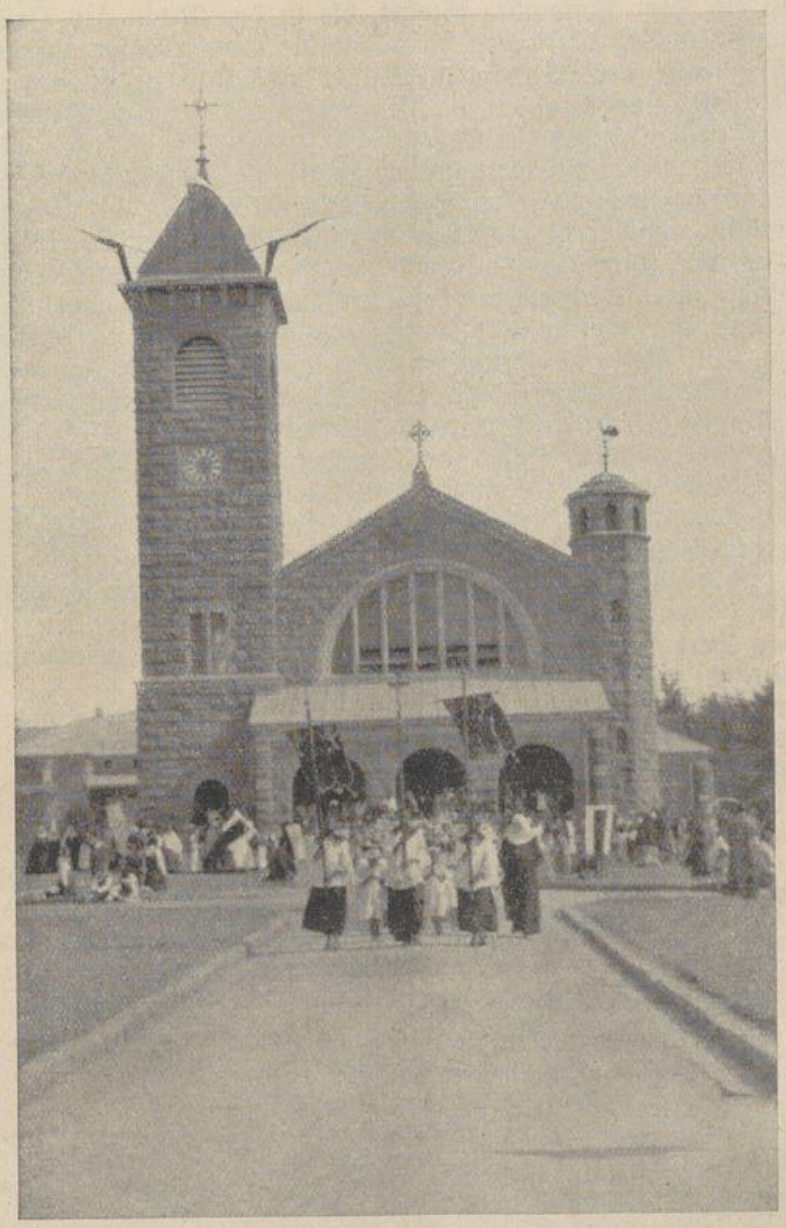
II.

Die Seele der katholischen Missionsstation ist daher auch die katholische Missionskirche. In ihr wohnt Leben, göttliches Leben, das Leben erweckend wirkt, das Brot des Lebens, der Heiland Jesus Christus in Brotsgestalt. In der Eucharistie liegt die Missionskraft der katholischen Weltmission. Aus dem Tabernakel strahlt die Zentralsonne für das katholische Missionswerk. —

In der katholischen Missionskirche wohnt der göttliche Missionar. Sein Vorbild für den Missionsdienst ist überwältigend. Die Eucharistie ist der immerwährende Gute Hirte auf Missionspfaden; die Kraft, der Trost, die Heimat, Vater, Mutter, Bruder, Schwester für unsere Missionspriester, Missionsbrüder, Missionsschwestern; der Neuchristen Brot, das sie zu Starken, zu Märtyrern macht. „Siehe, ich bin bei euch!"

Die katholische Missionskirche, wo immer sie auch stehen, wie ärmlich

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Die Spitze der Prozession
Photo: Mariannhiller Mission

sie auch sein mag, ist das Gezelt des Allerhöchsten, die Wohnung Gottes unter den Menschen, das Familienheim der Nationen und Völker, der Gedenkstein, daß das Volk, das einst ein Nicht-sein-Volk war, nun sein Volk, Gottes Volk geworden ist. (cfr. 1. Petrus 2, 10). Hier spricht Gott zu den Menschen: „Mein Volk bist du!" Die katholische Missionsliebe ist das Zeichen, daß Jesus Christus, der Weltheiland und Weltkönig, Besitz ergriffen hat von Land und Volk. Das Kreuz auf allen Kirchen und Kapellen der katholischen Weltmission ist das Zeichen seines Königtums. Er kennzeichnet und krönt die Hochburgen des Gottesreiches auf Erden.

Der rote Glutschein des Ewigen Lichtes in den katholischen Missions-

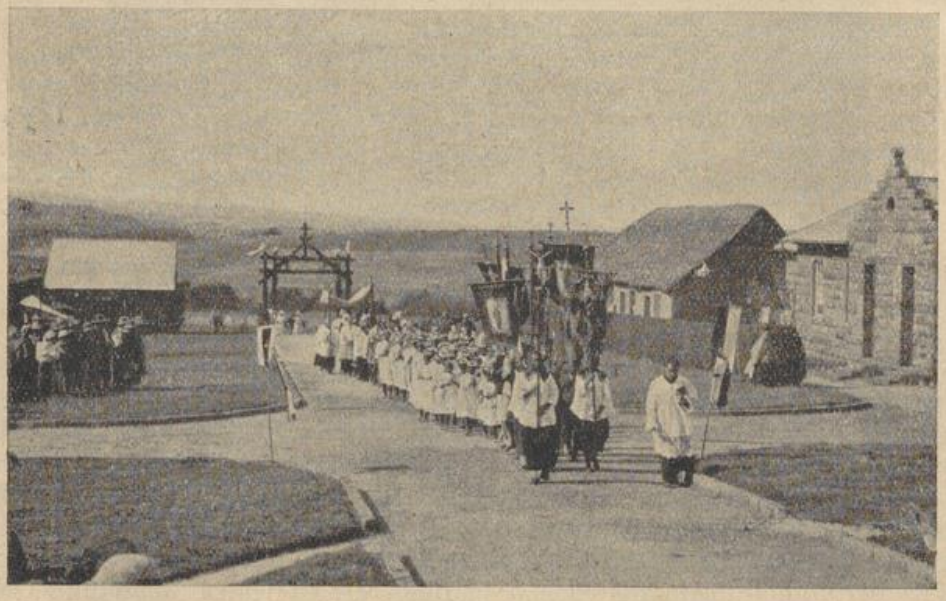
kirchen ist ein Heer funkelnder Sterne, die in der Nacht des Heidentums den kommenden Tag verkünden. Und alle die Gotteshäuser auf dem weiten Missionsfelde der katholischen Kirche, was sind sie anders als eine große Fronleichnamsprozession in Stein, die um den Erdball zieht zu Ehren unseres eucharistischen Gottes?

In den katholischen Missionskirchen stehen die Opferaltäre des Neuen Bundes. Mit goldener Kette umgürten sie den Erdkreis. Auf diesen Opferaltären erlischt nimmer die Opferflamme der Anbetung. Sie leuchtet von Pol zu Pol, von Meer zu Meer mit der Sonne Gang um die Erde. An diesen Opferaltären wird ein nie endender Dankeshymnus angestimmt, und ein Volk ruft ihn dem andern, ein Land dem andern, ein Erdteil dem andern zu. Auf diesen Opferaltären wird das Opfer des Neuen Bundes erneuert. Die Sühne von Golgatha wird über die Meere getragen und über die Völker gehalten. An diesen Opferaltären erheben sich bittend die Hände und Herzen aller Völker im Verein mit Christus, dem Hohenpriester, dem Mittler zwischen Gott und den Menschen.

Was schaute doch einst mit Seherblick der Prophet Malachias? „Vom Aufgang der Sonne bis zum Untergang ist mein Name groß unter den Völkern, und an allen Orten wird meinem Namen geopfert und eine reine Opfergabe dargebracht; denn groß ist mein Name unter den Völkern, spricht der Herr der Heerscharen!" (Mal. 1, 11). In den katholischen Missionskirchen geht dies Prophetenwort in Erfüllung.

Und wie sang doch einst, vom Geiste Gottes erfüllt, die gebenedeite Mutter unseres Herrn? „Siehe, von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter" (Luk. 1, 48). In den Missionskirchen der katholischen Weltmission schallt ihr Lobpreis von allen Geschlechtern der Zeiten und Zonen: Ave Maria!

Der eucharistische Heiland muß der Mittelpunkt der ganzen Welt werden. Das Ziel ist noch nicht erreicht. Es wird aber erreicht werden, wenn jeder Katholik seine Missionspflicht erkennt. Die hl. Eucharistie teilt jedem



Aufmarsch zu einer feierlichen Prozession im Missionsland
Photo: Mariannhiller Mission

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Missionsschwestern ziehen zum Festgottesdienst in der Mission
Photo: Mariannhiller Mission

den Missionsgeist Christi mit und macht die Herzen groß und weit. Noch sind viele Altäre dem Heiland zu errichten, noch sind viele Kirchen und Kapellen zu bauen und würdig auszuschmücken. Missionsgeist ist Fronleichnamsgeist.

Katholisches Volk! zieh hinaus mit deinem Gottesglauben, weit hinaus über die Grenzen deiner Gemeinde und deines Landes, zieh hinaus mit deiner Gottesliebe über Länder und Meere zu den Heiden! Dein Missionsgang unter Gebet und Opfern werde zum Fronleichnamsgang in der Heidenwelt! Hier erbaue Kirchen deinem Heiland, deinem Lehrer, dem es eine Wonne ist, unter den Menschenkindern zu wohnen. Hier schmücke ihm Altäre. Hier bekenne und verkünde, wie süß der Herr ist.

P. Dom.

„Wenn der Wein blüht . . ."

Von P. Ferdinand, RMM., Mariannhill

Schon mancher Mensch mag sich über einen ernsten Traum hinweggetröstet haben mit dem bekannten Worte: „Träume sind Schäume", und doch scheint das nicht immer der Fall zu sein. Träumte da nämlich unser lieber Br. Theodor Karolzak: „Wenn der Wein blüht, trägt man dich in den Friedhof hinaus". Und siehe da! Noch waren die letzten Blüten unserer Reben nicht verschwunden, lag Br. Theodor schon auf der Totenbahre. Dazu war der Heimgegangene erst etwas über fünfzig Jahre alt, und hätte nächstes Jahr sein silbernes Profeßjubiläum feiern dürfen. Seinem Berufe nach war Br. Theodor Wagnermeister, und wenn es auch in seiner Werkstätte gar manches laute Klopfen und Hämmern gab, so war er seinem Charakter nach doch eine überaus ruhige und stille Natur. Das

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

konnten alle von ihm lernen: Ohne Aufsehen, als wenn er gar nicht da wäre, ging er seinem Tagewerk des Gebetes und der Arbeit nach. Diese ruhige, äußere Erscheinung war aber beseelt von einem frohen, steten Eifer für das innere, religiöse Leben. Sein reges Interesse bei allen geistlichen Vorträgen überraschte. Noch mehr aber offenbaren seinen aufrichtigen Eifer im Streben nach wahrer klösterlicher Vollkommenheit einige Aufzeichnungen, die nach seinem Tode in unseren Besitz gelangten. Da Br. Theodor den Ordensberuf ganz zu erfassen suchte, liebte und übte er auch die gelobte hl. Armut; darum machte er sich für seine geistlichen Notizen selber ein armseliges Heftchen in das er vorne und hinten ein frommes Heiligenbildchen klebte. In den wenigen Blättern lesen wir mit einer gewissen Ehrfurcht: „Liebster Jesus! In Vereinigung mit jener Liebe und Andacht, mit der Du gebetet hast, will auch ich jetzt beten . . .“ Den ruhigen Missionsbruder hatte uns der Tod kurz nach den hl. Jahresexerzitien entführt. Über diese seine letzten heiligen Exerzitien finden wir auch gut gemeinte Vorsätze: „ . . . Ruhe, Geduld und Gelassenheit in allem bewahren! Sanftmut, Demut, Liebe, Gehorsam und Keuschheit wahren! . . . Das heiligste Herz Jesu um Rat fragen (bei meinem Tun und Lassen)!“ Wir halten vielleicht ein wenig beschämt inne, weil wir aus solchen heiligen Entschlüssen einen starken, aufrichtigen Zug einer ungebildeten Seele zu einem tiefen Innenleben spüren! Gehen wir aber noch einen Schritt weiter: Ahmen wir solch gottsuchendes und gottverbundenes Leben nach! Wie dürften wir dann auch rechnen, einen solchen schönen Tod zu erfahren, wie ihn Br. Theodor erlebt! Der Schwerkranke kannte kein Klagen nach der Menschen Art. Als der Tod unabweisbar vor der Türe stand, sagte er selbst einmal zu mir: „Ich wünsche selbst zu sterben!“ Den erlösenden Augenblick aus einem schweren Leiden, nach einer bitteren harten Nacht, brachte der Freitagmorgen des 11. Oktober vorigen Jahres, Br. Theodor starb schön: Ohne irgendwelchen Todeskampf, eine brennende Kerze in der Linken: ein großes Kreuz in der Rechten, begleitet von dem frommen Gebete der Pflegeschwestern des St. Mary-Hospitals und seines priesterlichen Mitbruders.

Aus der Mitte unserer klösterlichen Familie ist Br. Theodor — menschlich gesprochen — zu früh fortgegangen, weil er seine Werkstätte verwaist zurückgelassen. Aus dem Inneren unserer Herzen dürfen wir den lieben Toten nicht gleich vergessen, weil er uns ein so unaufdringlicher und doch steter Mahner zu einem stillen, ruhigen, bescheidenen, wahren Ordensleben war. Möge darum Br. Theodor, ein unbekannter, schlichter Bruder-Missionar einst auf Erden, jetzt im Apostelchor des Himmels ein großer Fürbitter sein in allen Anliegen der katholischen und apostolischen Kirche Jesu Christi!

Am Gebete hängt die ganze Missionsarbeit. Es erschließt uns die Schatzkammern Gottes; es ist der goldene Schlüssel, mit dem wir in den Himmel hineinkommen können, um dann mit offenen Händen hineinzugreifen in die unerschöpflichen Himmelsschätze, übervoll an ungemessenen Erlösergnaden und Heilandsliebe, und um dann auszuteilen in reichstem Maße an Tausende und Millionen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Zeige uns dein Reich!

30.

Volle 37 Jahre ist nun die Welt und Menschheit dem göttlichen Herzen Jesu geweiht. Papst Leo XIII. vollzog damit im Namen der Kirche mit Bezug auf alle Völker der Erde einen der feierlichsten Akte der Geschichte. Jesus Christus ist der rechtmäßige König über alles, was da ist und lebt! Ihm gehört das ganze, zeitliche und ewige Reich unter und über der Sonne. Die gesamte Menschheit, wie jeder Einzelne, ist sein absolutes Eigentum! Das Edelste am Menschen aber ist sein innerstes Willensheiligtum, sein Herz! Dieses also müssen wir dem rechtmäßigen Eigentümer schenken in voller Freiheit und unwandelbarer Treue. Immer und ewig!

Denn Er, der König, hat uns zuerst geliebt und unsere Herzen eigens zu seiner Liebe gebildet, berufen und befähigt. Sein eigenes, menschlich-göttliches Herz ist der lebendige Mittelpunkt des Reiches der Liebe! „Sehet dieses Herz, das die Menschen so sehr geliebt hat!" Als Gott von Ewigkeit her. Als Mensch seit 1936 Jahren ohne Unterbrechung. Uns alle ohne Ausnahme mit der vollen, ganzen Liebe seiner Macht und Güte. Für einen jeden brach dieses Herz in Todesqual am Kreuze, damit er lebe.

So erkaufte der König die Menschenseele. Ist sie nicht sein Eigentum? Als Lohn erwartet er nur eines: Gegenliebe! Herzenstreue! Betätigt, bewiesen und bewährt in dauernder Hingabe an Ihn und seinen Dienst. Er selbst ermöglicht und erleichtert diese Treue in wunderbarer Weise durch ein großes Geheimnis im gesamten Reiche der Liebe.

Dieses Reich gleicht einer weltumspannenden elektrischen Anlage. Jedes Menschenherz: eine Glühbirne eigener Art. In verschiedensten Farben, Größen und Leuchtgraden. Die Kraftzentrale ist des Königs eigenes Herz. Sobald das Menschenherz durch den feinen Draht oder die ätherische Welle des guten Willens mit der Zentrale verbunden ist, erstrahlt es in herrlichem Lichte. Und die Millionen von Herzen in Einheit mit ihrem lebendigen Mittelpunkte bilden den geheimnisvollen Regenbogen der ewigen Glorie um den Thron des Allerhöchsten! Herr, zeige uns diese unendliche Schönheit und Pracht in der Lichtfülle des vollendeten Wonnereiches!

Herz Jesu, du König und Mittelpunkt aller Herzen, mehre in uns die Erkenntnis, die Liebe und den Frieden deines Reiches und Königtumes! Amen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ein Versehgang, der zwar sehr schwierig, aber gar kein Versehgang war

Von P. Joseph Kammerlechner RMM.

Wie schon öfter bemerkt, liegen die Außenschulen von St. Patrick in der Quaai-Reserve und so sind diese Schulen von Bulawayo über 100 Kilometer weit entfernt. Mein Kaplan nun hatte diese Außenschulen zu versorgen, aber in den Weihnachtsferien ging er nach Empandeni, um dort in reiner, würziger Landluft etwas auszuschnaufen. Wenn also jetzt etwas in der Quaai passierte, mußte der Pfarrer selber sich damit auseinander-



Die Prozession zieht zur Missionskirche zurück (Mariannhill)
Photo: Mariannhiller Mission

setzen. Und wirklich, es passierte etwas. Zuerst kam ein Mädchen, das hier in der Stadt einen Besuch machte und brachte die Nachricht, daß der Lehrer ihrer Schule schwer krank sei. Nun was nennt der Eingeborene alles schwer krank, wenn es sich um wirkliche schwere Krankheit handelt, dann sagt er schon: „Er stirbt"; wenn dann auch dieses Sterben oft Tage lang dauert und mit dem Gesundwerden schließlich seinen Abschluß findet. Aber noch am selben Tage kam vom Induna (Eingeborenenbürgermeister) sogar ein Telegramm, daß der Lehrer sehr schwer krank sei. Nun, wenn sie sogar ein Telegramm schickten, so mußte die Sache doch ernst sein. So mußte ich mich entschließen, in Abwesenheit des Kaplans selber einmal hinaus zu segeln in die weite Ferne. Es ist da aber auch bei uns gar nichts dabei, schnell werden die Sachen gepackt, das Stahlroß noch mit Benzin und Öl gefüttert und dann geht es hinaus in die Ferne und zwar durchaus nicht im Schneckentempo. Um 12 Uhr sind wir abgedampft, mein Pferd und ich, und so um 3 oder 4 Uhr wollte ich bei meinem Kranken sein. Es ging ganz gut vorwärts, obwohl die Straße absolut nichts mit einer Asphaltstraße zu tun hat und so dachte ich, es wird gelingen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ich dachte mir so, aber das gute Stahlroß dachte sich anders. Kaum hatte ich den ersten größeren Ort hinter mir, Nyamandhlovu, etwa eine viertel Stunde weit, da auf einmal streikte mein Roß. Keine Luft mehr im Hinterrad. Nun, das kann schon passieren, also in den Busch und geflickt. Aber o Schreck! Als ich die Gummilösung benützen will, ist diese ganz vertrocknet und unbrauchbar. Also was jetzt tun? Es ist ja nicht weit nach Nyamandhlovu zurück. Kaufe mir halt dort im Store (Kaufhaus) eine neue Gummilösung. Doch wo ist denn der Store jetzt? Nicht mehr da, weil er sich nicht rentiert. Der nächste Store ist wieder fast eine halbe Stunde weiter weg. Also gehe ich zur Polizeistation; dort werden Motorräder gebraucht, da gibt es auch Flickzeug. Ja wirklich, ich kann ein solches haben, muß es aber wieder zurückbringen; denn auch dort ist es nur einmal vorhanden. Das macht aber nichts; denn zurück geht es mit dem kurierten Gaul per Dampf. Aber leider will sich der Gaul nicht kurieren lassen; denn obwohl das eine Loch geflickt und dicht ist, hält die Luft doch noch nicht. Also so lange hält sie, daß ich zurückfahren kann und nicht in dem Busch zu bleiben brauche. So habe ich dann im Store eine neue Gummilösung gekauft und habe noch einmal geflickt und darüber ist es mittlerweile Nacht geworden, so daß ich in Nyamandhlovu bleiben mußte. Ich habe da dann in dem kleinen Wartesaal geschlafen; denn ein Missionar sucht sich immer das billigste, wenn auch nicht das bequemste Quartier und die Eisenbahn hat von mir für mein Nachtlager gar nichts verlangt; obwohl mich in der Nacht der Schaffner umsonst geweckt hat, da er ja nicht wissen konnte, daß der Schläfer im Wartesaal kein Reisender war, der auf den Zug wartete, sondern ein schiffbrüchiger Motorradfahrer.

Aber trotz aller Schwierigkeiten wollte ich nicht ohne hl. Messe sein. Man konnte auch nicht wissen, wie es dem Kranken ging. Bei solchen Entfernungen kann man immer rechnen, daß der Kranke entweder gestorben oder wieder gesund ist, bis man zu ihm hinkommt. So bin ich also in aller Herrgottsfrühe buchstäblich mit der aufgehenden Sonne abgedampft, um noch auf der Nachbarschule, wo die Sachen für die hl. Messe sind, die hl. Messe lesen zu können; denn die Schule mit dem kranken Lehrer war von dieser Schule noch ungefähr zweieinhalb Stunden weit weg. Aber was ist so eine Entfernung, wenn man doch ein so schnelles Pferderl hat! Hoffentlich passiert jetzt nichts mehr. Es ging wirklich alles gut, nur eine kleine Reparatur war noch einmal, ungefähr nach 35 Kilometer, zu machen, da mir die Kette ausgesprungen war. Das trug allerdings nicht dazu bei, meine Hände sauber zu halten. So dachte ich mir schon, es geht wirklich alles gut, aber nein, es wäre doch zu schön gewesen. Eine halbe Stunde bevor ich zur Schule kam, war wieder alle Luft aus dem Hinterrad verschwunden. Da ich noch nüchtern war und schon ungefähr 60 Kilometer hinter mir hatte, so entschloß ich mich, den Gaul im Busch zu lassen und die letzte Strecke zu Fuß zu machen. Es hätte mir nun noch etwas passieren können, nämlich daß ich den Schlüssel zur Hütte und zum Meßkoffer nicht gefunden hätte; daß ich nun zwar glücklich angekommen wäre, aber dann doch keine hl. Messe hätte lesen können. Obwohl nun der Schlüssel, den ich dabei hatte, nicht zum Meßkoffer gehörte, konnte ich doch den Koffer öffnen und nachdem ich etwas ausgeruht hatte, noch um einhalb 12 Uhr die hl. Messe anfangen. Aber müde war ich entsetzlich und nahezu am Verschmachten, so daß ich bei diesem unblutigen Opfer des Heilandes wenigstens ein Leiden seines blutigen Opfertodes mitempfinden konnte, nämlich seinen Durst und sein Verschmachten. Da ich von den Leuten

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

hörte, daß es dem Lehrer schon wieder besser gehe, so entschloß ich mich, erst am nächsten Tag zu ihm zu gehen; denn ich war so müde, daß ich fast noch nicht den Weg machen konnte und zudem mußte der Gaul noch geflickt werden. Am nächsten Tag wollte ich den Kranken sehen und ihm die hl. Sakramente spenden, es ging ihm ja zwar besser, aber man konnte doch nicht sagen, wie es weiter ging. Aber welche Überraschung erwartet den geplagten Missionar hier? Der Kranke ist eben mit dem Fahrrad nach Tjolotjo gefahren. Also dazu bin ich über 100 Kilometer gefahren, um dann feststellen zu können, daß der Kranke jetzt wohl wieder gesund sein müßte.

Nun, ein Gesunder braucht nicht mehr versehen werden. So kann ich also wieder heimfahren. Morgen ist Samstag, da fahre ich; denn es ist jetzt Regenzeit und wenn mich der Regen hier erwischt, dann bin ich festgenagelt. Mit meinem Motorrad kann ich unmöglich durch den Dreck dieser famosen Straße. Hoffentlich geht die Heimfahrt besser, sodaß ich am Sonntag wieder daheim mithelfen kann. Aber ausgerechnet am schlechtesten Platz auf der ganzen Strecke erwischt mich der Regen und jetzt kommt das Schlimmste, es ist so pappig, daß ich nicht fahren kann und so rutschig, daß ich das Motorrad auch nicht mehr schieben kann. Es gelingt mir noch vom Weg weg in den Busch zu kommen, aber was ich tun soll, weiß ich nicht. Man kann das Rad nicht mehr schieben, man kann nicht mehr fahren, man kann es auch nicht aufstellen, weil der Boden vom Regen zu stark aufgeweicht ist. Soll ich nun wirklich hier das Motorrad halten bis der Regen gar und der Boden wieder abgetrocknet ist? Bis das soweit ist, kann ich schon angewachsen sein und als neumodischer Baum den Busch zieren. Aber Gott sei Dank, in der Nähe ist ein Kraal und es gelingt, den Gaul dort hinzubringen. Aber mein erster Versuch, wieder flott zu werden, schlägt jämmerlich fehl. Wenige Meter vom Kraal weg bleib ich wieder stecken und zwar diesesmal so gründlich, daß wir zu zweien das Motorrad nicht mehr schieben können, denn die klebrige Erde hat die beiden Räder buchstäblich verzementiert und nur mit äußerster Mühe gelingt es, das Rad wenigstens wieder zum Kraal zu bringen. Wie lange werde ich hier noch bleiben müssen? Aber nach einigen Stunden unfreiwilligen Aufenthaltes gelingt es doch wieder flott zu werden. Zum Glück war nur eine kurze Strecke verregnet. So ließ ich also meinem Gaul wieder die Zügel schießen und es schien schon, daß ich noch ganz schön vor Sonnenuntergang in Bulawayo sein würde, als etwa 30 Kilometer von Bulawayo entfernt das unglückbringende Hinterrad wieder undicht wurde. Aber es gelang mir trotzdem noch, die größte Strecke zurückzulegen. Aber ungefähr 12 Kilometer von Bulawayo entfernt konnte ich nicht mehr oft genug aufpumpen und so kam ich erst bei Sonnenuntergang an den ersten Kraal vor Bulawayo, wo dann barmherzige Eingeborene das Motorrad noch einmal flickten; denn ich wäre schon viel zu müde gewesen, um noch einmal die Sache reparieren zu können.

So habe ich einen Versehgang gemacht über 100 Kilometer weit und es ist doch gar nicht einmal zum Versehen gekommen. Dieser Versehgang hat mich viel Mühe und Anstrengung gekostet und ich hoffe, daß er in den Augen Gottes ganz denselben Wert hat als ein wirklicher Versehgang mit solch großen Opfern, wenn es auch nur ein Aprilgang war; denn Gott der Herr sieht nur unsere Arbeit und Opfer und nicht auf den Erfolg, der ja nicht unsere Sache ist, denn das Gedeihen muß der Herr geben.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Segnende Priester!

Neupriester, geweiht in der Mariannhiller Seminarkirche, darunter eine Schar Mariannhiller, spenden gemeinsam dem gläubigen Volke den ersten Primizsegen

Photo: Pius-Seminar, Würzburg

Der Missionsberuf ist sicherlich der schönste, ehrendste und verdienstvollste Beruf, der sich nach dem Priesterberuf denken läßt; denn er vereinigt in gewissem Sinne alle andern Berufe in sich. Der Missionar ist ein Feldherr, der mutig gegen die Mächte der Hölle ankämpft, um ihr die Beute zu entreißen und sie seinem Herrn und Meister zurückzugewinnen.

P. J. Hättenschwiller, S. J.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Einweihung einer Kirche in Richmond, Apostol. Vikariat Mariannhill

Von Schwester M. Julia CPS.

Schon seit vielen Jahren war es der sehnlichste Wunsch dieser kleinen Gemeinde ein eigenes Gotteshaus zu besitzen und nicht nur die heilige Messe in irgendeinem Raum oder Kraal hören zu müssen, der wenig zur Andacht stimmt. Jedes Scherflein wurde für den Kirchenbau aufgespart und es muß zum Lobe dieser kleinen, tapferen Gemeinde erwähnt werden, daß viele Opfer zu diesem Zwecke gebracht wurden, damit überhaupt nur der Anfang gemacht werden konnte. Wie oft gingen dann noch Materialien und selbst Lebensmittel aus, die wieder erbettelt werden mußten. Langsam aber sicher wuchs das kleine Gotteshäuschen, wenn man es so nennen darf, verglichen mit den Kirchen Europas, aus dem Boden und sah gegen Ende des Jahres seiner Vollendung entgegen. Dreizehn neue katholische Kirchen sind im verflossenen Jahre in Südafrika gebaut worden und die kleine Kirche in Richmond wird wohl die letzte gewesen sein, die noch vor Jahresschluß eingeweiht wurde.

Der 29. Dezember war für diesen denkwürdigen Tag bestimmt worden. Das schönste, was die Natur an Blumen und Grün bot, wurde zum Schmucke des Kirchleins verwendet, so daß es wie ein geschmücktes Bräutchen der Ankunft des Bräutigams harrte, der bald in der hl. Messe auf den Altar niedersteigen sollte. Alles andere war jedoch noch sehr einfach und primitiv im Innern. Der Fußboden war zum Teil noch mit Kuhmist gebohnert und als mein Auge das Deckchen eines Kredenztischchens näher betrachtete, fand es, daß es ein schön gebügelter Kopfkissenbezug war, während das Kännchen, welches für die Zeremonie der Händewaschung des Bischofs benützt wurde, ein kleines weißes Milchkrügchen war.

Schon in aller Frühe, am Sonntag den 29., hatten sich ganze Scharen von Schwarzen und Halbweißen eingefunden, um der Feierlichkeit beiwohnen zu können. Wir schätzten ihre Zahl gegen 600 ohne die Europäer, Katholiken und Nichtkatholiken. Gegen 9 Uhr traf dann der Hochwst. Herr Bischof ein zur Freude aller. Bald begannen die Feierlichkeiten und der Sängerchor von St. Bernhard, einer kleinen Nachbarstation, tat sein Möglichstes zur Verschönerung des Festes. Viele der Anwesenden, besonders Heiden standen in großer Verwunderung, als der hohe kirchliche Obere in seinem Ornate in das Kirchlein einzog und ihm ein kräftiges Ecce Sacerdos entgegen schallte, vielleicht hatten sie noch nie in ihrem Leben so etwas gesehen oder gehört. Während der hl. Messe klangen zum erstenmal schöne Weihnachtslieder durch die eben geweihten Räume und wurden sicher von dem König der Herrlichkeit huldvoll entgegengenommen, der nun von jetzt an in diesem ihm neu geweihten Tempel noch oft auf den Altar herniedersteigen soll, um die Herzen der Irr- und Ungläubigen dieser Gegend für seine Liebe zu gewinnen. An die hl. Messe schloß sich sogleich sakramentaler Segen, der ebenfalls vom Hochwst. Herrn Bischof und zwei assistierenden Priestern gehalten wurde. Als das „Lobet den Herrn, alle Völker", gesungen wurde, mußte man unwillkürlich denken, ja, hier bewahrheitet es sich schon, Weiße, Halbweiße, Schwarze und Indier versammelt in einem Raum,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Kirchweihe in Richmond (Mariannhiller Mission)
Photo: Mariannhiller Mission

um das Lob Gottes zu singen. Einige kleine indische Mädchen in ganz bunten Kleidchen und zierlich gestickten Höschen bis auf die Füßchen waren die ganze Zeit ganz Aug und Ohr und machten zuletzt auch den Mund auf und zu, wie sie es von den anderen Sängern sahen. Während der kirchlichen Feier brodelten draußen im Freien schon große Fleischtöpfe und der köstliche Duft, besonders von den gebratenen Därmen, drang bereits durch die Kirchenfenster und machte den dunkelfarbigen Insassen den Mund schon wässrig. Nachdem der Gottesdienst beendet war, ging der Schmaus an und in kurzer Zeit war von den zwei Ochsen nur noch einige Knochen übrig, die die hungrigen Hunde siegesbewußt davontrugen. Für die Priester sowie für die Europäer war im nahen Hotel eine kleine Erfrischung bereitet worden, während welcher mehrere Reden gehalten wurden. Der Hochwst. Herr Bischof dankte in warmen Worten den guten Leuten, die so eifrig zum Bau des Kirchleins mitgeholfen hatten, und dem guten Hochw. Pater Kräutle, der dort seit geraumer Zeit so eifrig missioniert hatte.

Möge dieses neue Gotteshaus für viele eine Gnadenstätte und eine Pforte des Himmels werden. Eine Schule für halbweiße Kinder wird in Bälde eröffnet werden, denn es haben sich bereits gegen 25 Schüler gemeldet. Möge der liebe Gott seinen Segen zu allem geben.

Das Ziel des Missionswerkes ist die Vervielfältigung des christlichen Gnadenlebens, die geistige Wiedergeburt der Heidenvölker. Wer also am Missionswerke teilnimmt, wird Vater und Mutter unsterblicher Menschenseelen und gerade dadurch werden in seinem eigenen Herzen alle übernatürlichen Kräfte angeregt und zur segensreichen Entfaltung gebracht.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Wenn Christus an dem Steuer steht . . .

Mein Lebensschiff, den Wogen
Und Winden anvertraut,
Wie bist du schon gezogen,
So weit der Himmel blaut.
Du sahst die Flut sich türmen,
Die Tod und Schrecken spie.
Und doch in Not und Stürmen
Hast du gezittert nie:
Kein Schiff, das je zugrunde geht,
Wenn Christus an dem Steuer steht.

Er weiß dich stark zu leiten,
Laß Wind und Wetter weh'n!
Er weiß die Hand zu breiten
Auf alle, die da fleh'n.
Wo jeder Weg verloren
Und Mast und Segel bricht,
Schickt er aus Himmelstoren
Mild führend noch sein Licht:
Kein Schiff, das in die Irre geht,
Wenn Christus an dem Steuer steht.

Einst wird ein Abend dunkeln,
Da endet deine Bahn.
Da führt im Sternenfunkeln
Er dich zum Port hinan,
Zum großen Friedenshafen,
Wo du nach Glück und Schmerz,
Vom Sturm erlöst, darfst schlafen
An deines Gottes Herz:
Kein Schiff, das nicht zum Himmel geht,
Wenn Christus an dem Steuer steht.

A. v. Walden

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Herr, hilf mir!

Photo: Sauerland, Wernberg

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Mariannhiller Missionare in ihrem Wirken seit Beginn ihrer Südafrika-Mission

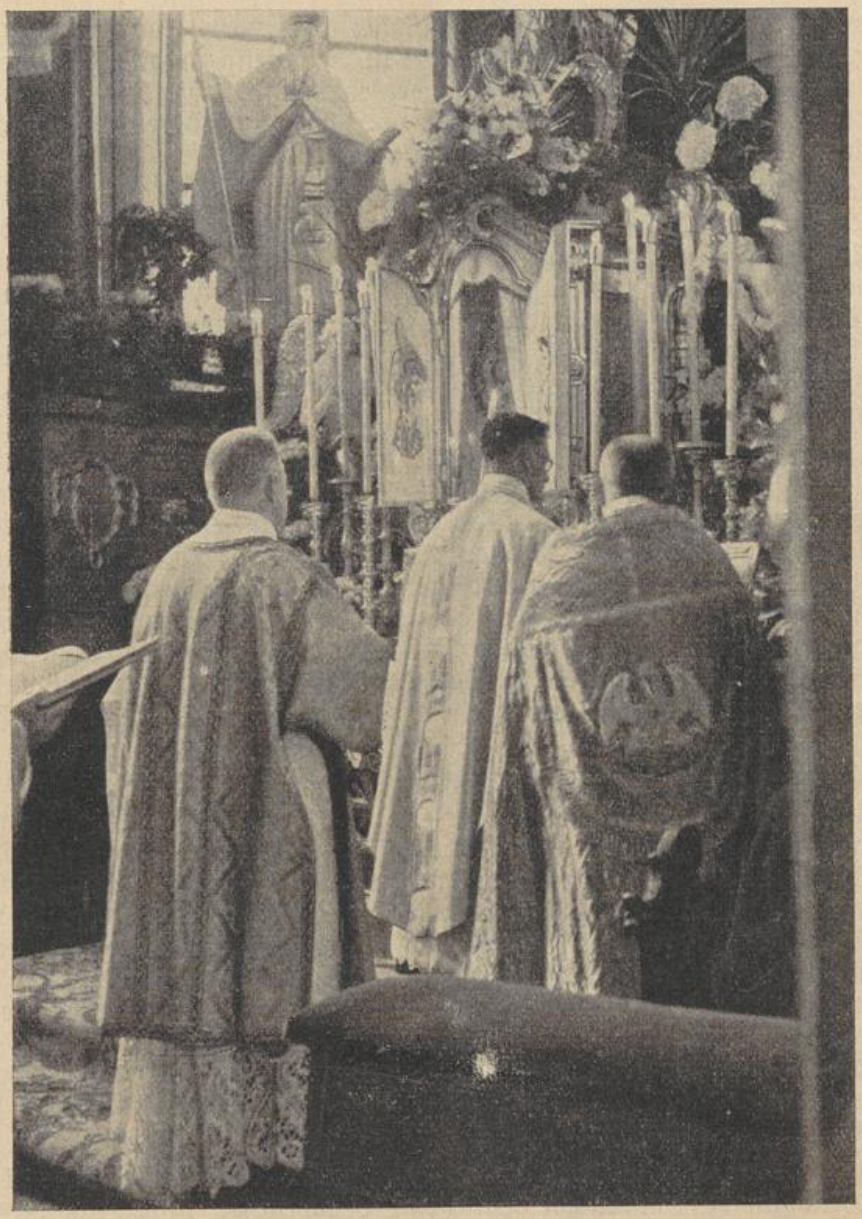
(Fortsetzung)

Das Ziel der ganzen Reise war, die Kreditgenossenschaften oder Volksbanken (Raiffeisen-Banken) zu visitieren, die von den Eingeborenen der Transkei gegründet worden waren, nachdem ich dort auf Ersuchen der Regierung schon 1926 dafür Propaganda gemacht hatte. In jedem Bezirk redete ich zu den Eingeborenen, außerdem auf sechs katholischen und drei protestantischen Missionsstationen und in vielen Versammlungen von Weißen und Halbweißen. Ich traf mit den Beamten von 35 Volksbanken zusammen und nahm Einblick in ihre Bücher, jede Gesellschaft muß deren etwa zehn verschiedene führen. Die Buchführung ist etwas Neues für die Eingeborenen, aber sie geben sich große Mühe, es von uns zu lernen. Obige 35 Banken haben eine Mitgliederzahl von 3300 und ein Kapital von 10 000 Pfund Sterling, fast das ganze Geld zirkuliert im Lande in Form von Anteil- oder Darlehenscheinen. Die Banken werden ganz verwaltet von den Eingeborenen selbst, ich bin nur Berater und der Magistrat muß einmal im Jahre im Auftrage der Regierung Einblick nehmen in die Bücher. Eine dieser Gesellschaften hat schon ihr eigenes hübsches Bankhaus in einer Eingeborenenstadt und die Mitglieder dieser Bank sind sehr stolz darauf. Die schwarzen Besucher sind sehr erstaunt, wenn sie sehen, was die Schwarzen leisten können.

Einer Einladung des hochwürdigsten Bischofs Meysing von Kimberley folgend, sprach ich am 5. November zu 100 eingeborenen Katholiken. Am 8. und 9. November sprach ich drei Stunden lang im Regierungsgebäude von Kimberley einmal vor 500, das andere Mal vor 300 Eingeborenen unter dem Vorsitz des Superintendenten, wobei der hochwürdigste Bischof und die katholischen Priester auf der Tribüne anwesend waren. Von Kimberley gings nach Bloemfontein, wo ich vier Tage, vom 10.—13. November, zu sprechen hatte. In beiden Städten waren die Eingeborenen sehr lerneifrig und suchten zu erfahren, wie sie ihre Banken nach dem Muster der Banken in der Transkei errichten sollten.

Am 27. November wurde ich durch zwei Telegramme (eines kam nach Mariazell, das andere nach Mariannhill) eingeladen, nach Healdtown, einer alten andersgläubigen Hochschule, zu kommen, um in einem Ferienkurs für eingeborene Lehrer über Wirtschaftsfragen zu sprechen. Aber ich konnte diese Einladung nicht annehmen, da ich schon für dieselbe Zeit für einen katholischen Ferienkurs für eingeborene Lehrer in der Roma-Mission im Basutoland verpflichtet war. Am 7. Dezember sprach ich zu den Studenten der oberen Klassen von Mariannhill, am folgenden Abend zu den Mitgliedern einer Vereinigung für Erwachsenenerziehung in Durban in der weslehanischen Eingeborenenkirche. Im Basutoland sprach ich dann am 12. Dezember zu 80 Mann aus der Loretto-Mission in der Nähe von Maseru über Ackerbau, Landwirtschaft und Sparkassenwesen, ebenso vom 16.—21. Dezember vor 150 katholischen eingeborenen Lehrern auf dem 7. Ferienkurs in der Roma-Mission im Basutoland. Am Abend des 30. Dezember wurde sodann der 10. afrikanische katholisch-soziale Kurs eröffnet, an dem 50 Europäer (Priester, Brüder und Schwestern) und über 100 Eingeborene aus allen südafrikanischen Gebieten teilnahmen. Während des Jahres 1931 schrieb ich außerdem regelmäßig

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Primiz eines Mariannhiller Neupriesters:
H. P. Kilian Faulhaber in Bergrheinfeld
Photo: Sauerland, Wernberg

Artikel und gelegentliche Beiträge für 15 verschiedene Zeitungen und Zeitschriften, von denen in Afrika 8, in Europa 5 und in Amerika 2 erscheinen, dazu kam noch eine ausgedehnte Korrespondenz, die sich nicht nur über Afrika, sondern auch über Europa, ja bis Amerika und Britisch-Westindien erstreckte."

Mariannhills Verhältnis zu anderen Missionsgesellschaften

In den Berichten der Besucher Mariannhills wird fast immer des freundlichen Empfanges gedacht, der den einzelnen wie ganzen Gruppen, selbst ganz Fremden, anläßlich der Besichtigung des Klosters ausnahms-

los zuteil wird. Bei Besuchen geistlicher Personen, namentlich solcher aus anderen Missionsgesellschaften, die in Südafrika arbeiten, steigert sich diese Freundlichkeit zu einer wohltuenden Herzlichkeit, die das Zusammengehörigkeitsgefühl der Mariannhiller und ihre Hilfsbereitschaft anderen Missionaren gegenüber deutlich offenbart.

Als die Trappisten nach Natal kamen, standen sie unter der Jurisdiktion der Apostolischen Vikare von Natal, die der Genossenschaft der Oblaten der Unbefleckten Empfängnis Mariä angehörten. Zwischen den beiden Missionsgesellschaften herrschte bald das denkbar günstigste Verhältnis. Ein Trappistenpater schreibt darüber: „Wir freuen uns über ihre Erfolge im hl. Missionswerk ebenso, wie sie über die unsrigen." Die Oblatenbischöfe haben wiederholt ihre hohe Befriedigung über dieses einträchtige Zusammenarbeiten ausgedrückt.

In neuerer Zeit wird Mariannhill gerne von jungen Missionaren kleinerer Missionsgesellschaften als Noviziat für ein gedeihliches Wirken in der eigenen Mission benützt. Die Brüder besuchen die Werkstätten in Mariannhill, dürfen auch Möbel, Altäre usw. für die eigene Station anfertigen und können hieher zurückkehren, so oft sie den Rat oder die Arbeitsräume der Mariannhiller brauchen. Den Priestern wird Gelegenheit geboten, entweder in Mariannhill selbst oder auf einer Außenstation die Sprache und die Gebräuche des Landes kennen zu lernen, damit sie in der eigenen Mission sofort einen selbständigen Posten übernehmen können.

Über die Herzlichkeit der Aufnahme berichtete vor kurzem der Wiener Servitenpater Canisius Wieser, der für die Mission des Swazi-Landes bestimmt ist, seit Oktober 1932 aber bei den Mariannhillern praktiziert. Er schreibt darüber: „Am Mittwoch, den 12. Oktober 1932, trafen wir in Durban ein, wo wir von unserem Obern begrüßt wurden. Ich wurde nach Mariannhill geschickt, wo ich das Schreiben des Bischofs Fleischer bezüglich meiner Verwendung abwarten sollte. Die Aufnahme in Mariannhill war so herzlich, wie sie nur bei Landsleuten in der Fremde sein kann; mit einem Worte, man fühlte sich hier wirklich wie daheim. Am nächsten Tage kam das Schreiben des Herrn Bischofs, das mir Mariatrost als meinen Aufenthaltsort anwies. — Die Aufnahme in Mariatrost hätte bestimmt nicht herzlicher sein können."

Auch die Pallottiner der benachbarten Mission von Queenstown berichten mit Genugtuung von einem Akte echt brüderlicher Nächstenliebe. Die Pallotinermissionare der Station Keilands, die am rechten Ufer des großen Keiflusses liegt, mußten Tag für Tag diesen Fluß überqueren — mitunter unter Lebensgefahr —, da sie am linken Ufer fünf Schulen zu versehen hatten. Um den Pallotinern dieses beschwerliche Hin- und Herreisen zu ersparen, hat der Apostolische Präfekt von Umtata im Einverständnis mit seinen Missionaren beschlossen, den Pallotinern das ganze Gebiet, auf dem die fünf Schulen liegen, ohne Entschädigung zu überlassen, damit sie hier eine Station errichten können und so nicht mehr notwendig haben, täglich die gefährliche Reise über den Fluß zu machen. Die Pallotiner waren über das brüderliche Entgegenkommen sehr erfreut.

(Fortsetzung folgt)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Marienlied aus fernem Süd

Ein Volk Mariens

10.

Diese übriggebliebene Lilie der Marienverehrung in dem wilden Unkrautgarten des Schismas ist auch für die katholische Mission nicht ohne Bedeutung. Zunächst bietet sie hier wie in anderen schismatischen Ländern ein Schutzmittel gegen den Einfluß des Protestantismus, dessen Bekenner der Abessinier kurzweg als „Feinde Mariens" bezeichnet. Umgekehrt empfiehlt sich die katholische Kirche dem Abessinier durch diesen gemeinsamen Zug der Verehrung und Liebe zur Mutter des Herrn. Dieselbe blüht denn auch gar sehr unter den einheimischen Katholiken. Die Kinder tragen die Muttergottes-Medaille oft als einzigen Schmuck und selbst der rauhe Krieger hängt den Rosenkranz als Abzeichen an seine Patronentasche und neben den gewaltigen Krummsäbel. Man hat die Hoffnung die Blume der Ruinen genannt. Eine solche Blume ist die Marienverehrung auf dem Trümmerfelde des abessinischen Schismas. — Mit ihrer Vermengung von christlichen, jüdischen, mohammedanischen und äthiopischen Anschauungen und Überlieferungen verdient die schismatische abessinische Kirche kaum mehr den Namen christlich. Nur e i n e Gestalt ragt noch in beinahe ursprünglicher Reinheit und Schönheit ob dem weiten Trümmerfelde: die seligste Gottesmutter. Alle Umwege und Irrwege haben die tiefgewurzelte Verehrung und Liebe zur reinen Mutter des Herrn nicht zu verwischen vermocht. Heute noch nimmt sie wie wir gesehen haben, in der Liturgie der abessinischen Kirche einen Ehrenplatz ein.

Was die „Katholischen Missionen" im Mai 1911 uns berichteten, macht unter heutigen abessinischen Umständen allenthalben verstärkten Eindruck. Zwar mögen die frischen Farben des obigen Marienbildes im Laufe der jetzt vollen 25 Jahre einigermaßen verblaßt sein, denn auch die Völker in Afrika bleiben von der modernen Zivilisation mit ihren Folgen nicht unberührt. Manches Überschwängliche im Marienkult dieses Volkes dürfte freilich abgestreift werden, ohne den guten Kern zu entwerten. Das allzu einseitig Marianische ist keineswegs zu empfehlen. Dennoch muß das Erbgut aus alten Tagen im großen Ganzen als seltener und fast einzigartiger Schatz gelten. Zwar zeichnen sich die „östlichen Kirchen" wie ehedem das bessere Rußland durch tiefeingebürgerten Muttergotteskult aus. Das Abessiniervolk aber scheint sie alle zu übertreffen.

Möge die glückliche Anlage und Gewohnheit ihm in der gegenwärtigen Lage zum besonderen Segen werden. Hoffen wir, daß durch das Walten der gemeinsamen Mutter die streitenden Parteien versöhnt aus dem schweren Konflikte hervorgehen zum künftigen Wohle für beide. Daß das kindliche Volk Mariens die Prüfung und Läuterung überstehe und materieller Verlust ihm zum geistigen Gewinne werde. Die Äthiopier haben ohne Zweifel noch eine Mission für den ganzen schwarzen Erdteil zu erfüllen. Wenn sie durch die Mutter aller Gnaden einmütig zum Katholizismus gelangten, könnte die Macht des Beispieles Millionen von Afrikanern den Weg zur wahren Kirche bahnen. Vom politischen Standpunkte allerdings sind die jüngsten Ereignisse in dieser Hinsicht wenig versprechend für die nächste Zeit. Die unglückliche Verwicklung dürfte sogar der römischen Kirche einen lange andauernden Rückschlag bringen. Doch die Wun-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

den vernarben und die nationalen und materiellen Gegensätze machen allmählich besserer Einsicht Platz. Die katholische Wahrheit wird Licht über das heutige Dunkel ausbreiten und die beiden Muttergottesvölker reichen sich in Frieden die Hand. Dann ziehen die Afrikaner in dichten Scharen durch das offene Tor der einen Kirche für alle in das gemeinsame Heiligtum ein.

Die treuen Marienkinder der ganzen Welt aber mögen in brüderlicher Liebe das arme Volk der guten Mutter aller recht innig in ihre Gebete einschließen, damit jenes große und herrliche Ziel erreicht werde, um dessetwillen die göttliche Vorsehung tiefeingreifende Katastrophen zuläßt. Wenn die Völker den graden Weg nicht sehen und gehen wollen, so führt Gott sie auf Umwegen dennoch an ihre Bestimmung — nach schweren Verlusten . . .

Maria, aller Völker Heil,
Du Königin vom Frieden,
Dein Himmelsschatz sei unser Teil
Und aller Welt beschieden! Amen.

Darf uns das wundern?

Unser Mutterkloster Mariannhill gehört zu den Wahrzeichen und Sehenswürdigkeiten Südafrikas. Immer zahlreicher werden die Fremden, die täglich dieses kleine, stille Paradies durchwandern. Ganze Autobuskolonnen stehen manchmal vor dem Tore und es mag sicherlich für manche Lebemenschen ein besonderes Erlebnis sein, wenn sie mit eigenen Augen die „Trappisten", wie wir noch vielfach heißen, bei all den Arbeiten sehen, die Weber in „Dreizehnlinden" so wunderbar verherrlicht und die diese blasierten Allerweltsbürger bisher als romantische Erzählung aus dem finsteren Mittelalter kannten. Zweimal in der Woche macht Bruder Fintan, der Pförtner, den Führer durch die weitläufigen Anlagen. Die Fragen, die dabei manchmal an ihn gestellt werden, sind oft recht merkwürdig.

Im vergangenen Sommer fragten ihn zwei vornehme Damen, als sie eine Missionsschwester bei ihrer Andacht in der Kirche gesehen hatten: „Was für ein Verbrechen hat diese Schwester begangen?" Bruder Fintan verstand nicht sofort, was diese Frage bedeuten sollte. Da fragten die Damen selbst: „Welches Verbrechen hast denn du begangen, daß du ins Kloster gegangen bist?" Bruder Fintan war so erstaunt, daß er gegenfragte: „Ja, wo kommt ihr denn her, daß ihr so fragt?" „Aus London", war die stolze Antwort, „in den Büchern haben wir doch oft gelesen, daß die Mönche und Nonnen sühnen und büßen für ihre Sünden."

Bruder Fintan hat diesen Romanleserinnen und Nichtstuern nun freilich ein Licht aufgesteckt, daß Ordensleute hauptsächlich für die Sünden aller Menschen Sühne leisten, daß man Verbrecher nicht brauchen könne, und daß eine Gesellschaft von Verbrechern wohl kaum solche Opfer bringen, so Großes leisten und jemals von der Regierung so begünstigt werde. Ob es aber was genützt hat? In den seichten, schlüpfrigen Romanen steht's ja so oft ganz anders zu lesen.

Ich war zum Abschied nochmals in der Heimat und traf da gelegentlich auch Ausflügler aus einem Orte, wo ich früher mehrere Jahre als

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Prinz Georg von England in Mariannhill
Er spricht zu den versammelten Eingeborenen, Schulkindern und Erwachsenen
Photo: Mariannhiller Mission

Seelsorger gewirkt hatte. Man bedauerte mich, meine alten Eltern, den Verlust der Heimat in mir, aber die religiösen Motive des neugebackenen und doch schon etwas grauhaarigen Missionars wollte man nicht verstehen. Schließlich sagte ein von Gesundheit strotzender, angesehener Geschäftsmann: „Ich denke mir das so als eine Art Sport. Es mag schon auch seinen Reiz haben, herumzureiten und recht viel Neger zu taufen!" Auf diese Rede hin ist's an unserem Tische ganz still geworden, mein Bekannter hat sich scheinbar selbst ein wenig geschreckt über seine Sportansicht und ich habe nur gemeint, bloße Sportbegeisterung würde wohl kaum ausreichen für das Leben eines Missionars. Darf uns solche Ansicht aber wundern? Von Menschen, denen sogar Gelderwerb schon zur Nebensache geworden, Sport aber der Lebensinhalt? Irgend eine Erklärung für unverstandene Dinge suchen auch diese oft so gedankenarm gewordenen Menschen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Zahlenbild des Apostol. Vikariates Mariannhill

vom 1. Juli 1933 bis 30. Juni 1934.

Das Vikariat hat eine Größe von annähernd 33000 Quadratkilometern. Es ist also so groß wie Württemberg und Baden zusammengenommen. Politisch umfaßt es einen Teil der Provinz Natal und der Kapkolonie, die beide zur Südafrikanischen Union gehören. Es weist eine Gesamtbevölkerung von ungefähr 811 000 Seelen auf. Davon sind rund 75 000 Katholiken, 10 000 Buddhisten und Brahmanen und 6000 Mohammedaner.

Apostolischer Vikar ist Se. Exzellenz Bischof Adalbero Fleischer RMM., Mariannhill, Natal, Südafrika.

Katholische Schulen:

Volksschulen:

	Schulen	Knaben	Mädchen
Für Europäer	4	114	159
Für Mischlinge	6	207	218
Für Indier	2	124	38
Für Schwarze	163	3731	6185
Im Ganzen:	175	4176	6600

Mittelschulen

	Schulen	Knaben	Mädchen
Für Mischlinge	2	5	15
Für Indier	1	11	5
Für Schwarze	9	133	185
Im Ganzen:	12	149	205

Höhere Schulen:

	Schulen	Knaben	Mädchen
Für Europäer	2	20	24
Für Schwarze	1	38	29
Im Ganzen:	3	58	53

Unter den vorstehenden Schulen sind auch folgende Schulen mitgezählt:

a) Schulen mit voller Pension:

	Schulen	Knaben	Mädchen
Für Europäer	2	37	85
Für Mischlinge	2	33	62
Für Schwarze	21	525	684
Im Ganzen:	25	595	831

b) Schulen für Katholiken und Nicht-Katholiken.

(Dies sind keine sogenannten Simultanschulen).

	Schulen	Kathol.	Nichtkath.
Für Europäer	4	ca. 100	217
Für Mischlinge	6	300	150
Im Ganzen:	10	400	367

Handwerker-Schulen

Schulen	Knaben	Mädchen
7	31	74

Katechetenschulen: eine mit 5 Schülern.

Lehrerseminarien	1
Knaben	64
Mädchen	71
Landwirtschaftliche Schulen	1
Schüler	23

Katholische Schulen:

Regional-Priesterseminar für die Apostol. Delegatur Südafrika	
Alumnen im großen Seminar	10
Studenten im kleinen Seminar	25

Lehrpersonal:

Katechisten, männl.	81
Katechisten, weibl.	42
Europäische Schwestern	78
Eingeborene Lehrer	78
Eingeborene Lehrerinnen	154

Kultstätten:

Kirchen	40
Kapellen	140
Friedhöfe	40

Karitative Anstalten und Personen:

Hospitäler	6
Patienten im abgelaufenen Jahre:	
Männer	ca. 300
Frauen	320
Apotheken	15
Patienten	ca. 50 000
Waisenhäuser	2
Knaben	16
Mädchen	11
Witwen- und Mädchenheime	30
Insassen	ca. 300
Heime für Burschen und Männer	6
Insassen	ca. 70

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Missionsärzte	3
Krankenpflegerinnen, eingeb.	5
Kindergärten für Weiße	2
Kinder	75

Werkstätten:

Werkstätten für verschiedene Handwerke	
für Knaben	29
für Mädchen	16

Predigten und Exerzitien:

Predigten für Gläubige ca.	5 200
Predigten für Heiden ca.	2 000
Bekehrungen Irrgläubiger	493
Exerzitien für Priester	2
Exerzitien für Brüder und Schwestern	31
Exerzitien für eingeb. Männer	1
Exerzitien für eingeb. Frauen	5

Taufen:

Erwachsene in Todesgefahr	702
Erwachsene außer Todesgefahr	1 490
Kinder von Heiden	424
Kinder von Christen	2 502
Von Heiden- und Christenkindern wurden in Todesgefahr getauft	1 043
Katechumenen:	
Männer	1 000
Frauen	3 500

Andere hl. Sakramente:

Firmungen		2 294
Osterbeichten	ca.	22 600
Andachtsbeichten	ca.	306 000
Osterkommunionen	ca.	24 500
Andachtskommunionen	ca.	867 538
Letzte Ölung	ca.	1 000
Heiraten:		
unter Katholiken		428
gemischte Ehen		16

Katholiken:

Schwarze	72 267
Mischlinge	2 280
Weiße	830
Todesfälle:	
Erwachsene	909
Kinder	1 025
Zusammen	1 934
Letzte Nummer	
des Taufregisters	115 436
des Totenregisters	36 130
des Heiratsregisters	7 022
des Firmregisters	35 076

Kirchliche Bruderschaften usw.

Rosenkranz-Bruderschaft
Skapulier-Bruderschaft
Herz-Jesu-Bruderschaft
Bruderschaft vom kostb. Blut
Ehrenwache und Gebetsapostolat
Marianische Kongregation
Das päpstl. Werk zur Verbreitung des Glaubens. (Franziskus Xaverius-Missionsverein)
Das päpstl. Werk der hl. Kindheit
Der christliche Mütterverein
Der Dritte Orden vom hl. Franziskus

Katholische Aktion:

Der Kathol. Afrika-Verein (Zur Förderung der wahren Wohlfahrt der afrikan. Rasse)
Der Kathol. Lehrer-Verein
Der Kathol. Bauern-Verein
Der Abstinenten-Bund
Zulu-Zeitung: „Um-Afrika"

Priester:

Mariannhiller Patres	61
Franziskaner-Patres (Mchn.)	4
Weltpriester	5
Eingeb. Weltpriester	1
Eingeborenen-Kongregation „Franziskaner Familiaren vom hl. Joseph":	
Profeß-Fratres	7

Brüder:

Mariannhiller Brüder	138
Franziskaner (Mchn.)	2
Eingeb. Franziskaner Familiaren vom hl. Joseph:	
Profeßen	4
Novizen	6

Schwestern:

Missionsschwestern vom kostb. Blut	285
Kreuzschwestern von Menzingen-Altötting	39
Franz. Missionarinnen Mariens	16
Dominikanerinnen von New Castle (Natal)	50
Kapuzinerinnen von der ewigen Anbetung, Pfaffendorf, Rhld.	10
Solanus-Schwestern von Landshut	9
Eingeb. „Töchter des hl. Franziskus von Assisi":	
Professen	61
Novizen	23
Kandidatinnen	46

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Maria Telgte-Mission mit Makoba und Ntlangwini

Von P. Albert Schweiger RMM.

Der nachfolgende Bericht kann als ein Beispiel dienen von dem Entstehen und dem Fortschritt einer Missionsstation unter den hiesigen Eingeborenen. Nach menschlichen Begriffen war es ein für die Seelsorge als geradezu unfruchtbares und dürres Land zu bezeichnen. Es ist dies keineswegs ein vereinzelter Fall, sondern er hat sich schon des öfteren in Süd-Afrika wiederholt. Die ersten Pioniere der zu gründenden Mission müssen unter unsäglichen Mühen und mannigfaltigen Enttäuschungen die Saat des Wortes Gottes legen, und es ist ihnen nicht vergönnt, das Erwachen des Samens hervorsprossen zu sehen. Später dann, vielleicht erst nach Jahrzehnten, nachdem diese Pioniere schon längst gestorben sind, geht die Saat auf und bringt reichliche Frucht hervor, und ihren Nachfolgern ist es dann gestattet, die Früchte der Ernte einzuheimsen und das Missionswerk sich noch weiter herrlich ausbreiten zu sehen.

Ganz genau so verhält es sich mit der Missionsstation Maria Telgte am Fuße der Drakensberge. Sie wurde im Jahre 1895 von Mariannhill aus hauptsächlich als Herberge für durchreisende Missionare und Schwestern gegründet. Als Zwischenstation behielt Telgte seinen großen Wert, vornehmlich für die oberen Stationen Maria Linden und Hardenberg, welchen Telgte oft hilfreich in wirtschaftlicher Hinsicht beistand, z. B. durch Barmittel für den Kirchenbau in Maria Linden, durch Lebensmittel verschiedener Art für das arme Hardenberg. Wegen seiner Abgeschlossenheit und Abgeschiedenheit vom allgemeinen Verkehr war wohl Telgte ein beliebtes Plätzchen für müde Wanderer und konnte als Ausruheposten für Missionare nicht genügend eingeschätzt werden. Aber als ein ergiebiges Missionsfeld war es geradezu aussichtslos. Von drei Seiten ist die Mission von weißen Farmern umgeben, von denen sicher nichts für die Seelsorge zu erwarten war. Die Eingeborenen der angrenzenden Lokationen von Makoba und Ntlangwini mit ihren Tausenden von Schwarzen nach der Richtung der Drakensberge zu, kümmerten sich nicht um den Katholizismus und fühlten kein Bedürfnis danach. Die Heiden zeigten sich völlig interesselos, wenn nicht geradezu feindselig für den Glauben, und die Sekten der Wiedertäufer und Wesleyaner, die sich vorfanden, standen dem Erscheinen der katholischen Mission in der ganzen weiten Umgebung mit fanatischer Abneigung entgegen. Es folgt hier ein Fall als Beispiel, den ich der Telgte-Chronik entnehme und der sich anfangs des Jahres 1906 zugetragen hat, also 11 Jahre nach der Gründung dieser Station. Unsere Schwester Paschasia, die 30 Jahre hindurch unermüdlich in Telgte ausharrte und die dabei selbst beteiligt war, bestätigte es mir.

Es sei vorausgeschickt, daß Umhlua Bantom, um den es sich hauptsächlich handelt, jetzt seit einem Jahr ein ausgezeichnet eifriger Katholik ist, er und seine Frau und seine Kinder. Dieser kam im Januar 1906 in Begleitung eines anderen auf die Station und machte Unruhen. Als der Obere sich erkundigte, um was es sich handle, erfuhr er, daß dieser Mann die Herausgabe eines Mädchens forderte, das sich auf der Station befinde, und von den Schwestern versteckt gehalten würde. Die Sache verhielt sich nun so: Das Mädchen war seine Schwester; sie sollte — entgegen ihrem Willen — an einen Schwarzen verheiratet werden. Da

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Missionshaus St. Bonifatius, Schurgast, O/S.: Unsere Patres
Photo: Karl Weiß, Oppeln O/S.



Missionshaus St. Bonifatius, Schurgast, O/S.: Unsere Brüder
Photo: Karl Weiß, Oppeln O/S.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sie aber nicht wollte, lief sie vom Hause davon und nahm das Geld (5—6 engl. Pfund) ihres Bruders mit sich. Mehrere Eingeborene hinterbrachten dem Umhlua, daß sie seine Schwester in Telgte gesehen hätten. Das mag insofern richtig gewesen sein, als dieselbe der Straße entlang die Station passierte und in der Nähe des Tores möglicherweise ausgeruht hat; sie wurde jedoch von niemand aus dem Missionspersonal gesehen. Der Obere versicherte dem Störenfried, daß die Gesuchte nicht hier sei und sagte ihm, er solle wieder gehen. Wüste Reden und Drohungen waren die Antwort, und Umhlua ging in die Wohnungsräume und suchte nach der Vermißten. Leider war der Bruder Schaffner mit seinen Arbeitern nach Matatiele zum Markte gefahren und es blieben nur zwei Buben zurück. Der Obere litt am mittleren Finger der linken Hand an einer Blutvergiftung, die die ganze Hand und den Arm in Mitleidenschaft zog, so daß letzterer in einer Schlinge getragen werden mußte, während sein rechter Oberarm von einem Sturze vom Pferde viel an Kraft und Bewegung eingebüßt hatte. So sandte er einen Knaben mit einem Briefe zum nächsten Farmer um Hilfe; dieser jedoch war nicht zu Hause. Als Umhlua merkte, daß man Hilfe herbeirufe, verließ er mit seinem Begleiter die Station mit der Drohung, er werde nachts wiederkommen, um mit seinen Helfershelfern das gesamte Missionspersonal zu ermorden und die Gebäulichkeiten anzuzünden, damit das darin versteckte Mädchen mitverbrenne.

Die Nacht ging ruhig vorüber und man glaubte schon, daß der Unhold nicht mehr erscheinen werde. Aber im Verlaufe des Nachmittags kam er wieder mit Begleitung. Nun wurde es noch schlimmer. Er wußte, daß die Mission völlig hilflos sei, und wütete entsetzlich; der Obere wurde beschimpft und mißhandelt. Zur Vorsicht und für den Fall der Notwehr erbat sich Schwester Paschasia das Gewehr mit Munition, womit sie gut umzugehen wußte. Kurz zuvor, als der rasende Mensch ins Schwesternhaus kam, hatte dieselbe Schwester wie auf eine höhere Eingebung hin das Gewehr entladen. Als nämlich der Eindringling dasselbe an der Wand erblickte, riß er es an sich und setzte den Lauf desselben auf die Brust der Schwester Sebalda und drückte los. Als er merkte, daß es nicht losging, drehte er es um und versetzte der armen Schwester, die so schon leidend war, mit dem Gewehrkolben einen Stoß in die Seite, daß sie taumelte und zu Boden stürzte. Dann eilte er in die Kapelle, die, nur durch eine Wand abgetrennt, nebenan war, warf dort das Gewehr auf den Boden und suchte eifrigst, selbst unter dem Altar, nach seiner Schwester.

Endlich gegen Abend verließ er die Station, nicht ohne seine fürchterlichen Drohungen des vorigen Tages zu wiederholen. Spät nachts kam der Bruder von Matatiele zurück. Oben an der Grenze der Missionsfarm hatte er die zwei im Grase liegend gefunden, wo sie auflauerten. Sie kamen aber des Nachts nicht zurück und alles blieb ruhig. Am folgenden Tag wurde ein Polizist gerufen, der sich auf die Suche nach dem Störenfried machte, ihn auch auf einer benachbarten Farm fand und in Sicherheit brachte. Zur Verhandlung nach Kokstad mußten der Obere, zwei Schwestern und ein Arbeiter erscheinen. Der Angeklagte leugnete alles rundweg ab; er wurde zu zwei Monaten Gefängnis oder 10 Pfund Strafe verurteilt. Er entrichtete letztere und ließ sich in der Folge nicht mehr in Telgte blicken. Nachher stellte sich heraus, daß seine Schwester sich bei Kokstad herumgetrieben hatte. Die Kokstader Zeitung brachte zwei Artikel über diesen Fall mit der Überschrift: „Ein sehr ernster Fall."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Man versuchte es, im Jahre 1900 eine Missionsschule in Telgte zu eröffnen; eine Lehrschwester kam, besuchte eifrigst die Kraale der Eingeborenen und gab sich redlichst Mühe. Sie lief stundenweit herum, um die Schwarzen zu besuchen, aufzumuntern und zu unterrichten; aber alles umsonst. Es waren kaum 3—4 Personen, die man in der Kirche zu sehen bekam. Nur einigen wenigen Kindern konnte die Nottaufe erteilt werden. Während der nachfolgenden 17 Jahre bis 1918 belief sich die Durchschnittszahl der Taufen auf 16 jährlich.

Es gab einige Jahre, wo nicht einmal in Todesgefahr getauft wurde. Erst mit dem Jahre 1918, also gerade nach dem Kriege, wurde es besser; da zählte schon das Jahr eine Durchschnittsziffer von 78 Taufen. 1932 gab es 290 und 1933 141 Taufen, während es im Jahre 1934 wieder weit über 200 waren. Es ist geradezu erstaunlich, wie in der letzten Zeit die Anzahl der Taufbewerber in die Höhe steigt. Von allen Seiten drängen sie heran und wollen katholisch werden. Als ich voriges Jahr mich für mehrere Tage auf einer Missionstour in Ntlangwini befand, besuchte mich der dortige Chief, der mit seiner Frau Wesleyaner ist, und sagte mir: „Vater, ich bin ganz erstaunt zu sehen, wieviele Katholiken ich unter meinem Volke zähle. Ich habe das bis heute noch nicht gewußt, wo ich Gelegenheit hatte, eurem Gottesdienst beizuwohnen. Das war ja geradezu wie auf einer Hochzeit. Alles, auch meine eigenen Glaubensgenossen, selbst meine eigene Frau, will hier katholisch werden. Woher kommt das? Da muß auch etwas geschehen." Ich fragte ihn, ob ihm diese Bewegung zum Katholizismus mißfalle? Er erwiderte: „Durchaus nicht, sondern ich freue mich darüber. Von meiner Seite habt ihr absolut nichts zu befürchten; sondern ich werde euch beschützen. Aber ich sehe, daß ihr einen eigenen Platz für eine Kirche braucht; und das ist gegenwärtig wegen der Gesetzesnormen der Regierung eine nicht so leichte Sache. Was soll ich tun?"

Wir haben nämlich dort in Ntlangwini unseren Gottesdienst in einer Basuto-Hütte, die trotz ihrer verhältnismäßig großen Räumlichkeit noch lange nicht ausreicht, auch nur die Hälfte unserer dortigen Christen, geschweige denn unsere Katechumenen, zu fassen. So verhält es sich dort an drei verschiedenen Plätzen; an einem vierten stellt mir ein weißer Farmer, der ganz an der Grenze der Lokation wohnt und ein Anglikaner ist, seinen Kraftwagenschuppen bereitwilligst zur Verfügung, den ich mir jedesmal ganz einfach und schlicht zur „Kirche" einrichte, sobald ich dorthin komme.

Und jetzt noch das Neueste aus Telgte und Ntlangwini, das uns noch einen weiteren Überblick über diese in früheren Jahren als aussichtslos verrufene Missionsstation Maria Telgte gibt:

Anfang September letzten Jahres kam unser Hochw. Herr Bischof Adalbero Fleischer, um 97 Neophyten und Kindern von Maria Telgte und 95 von der Ntlangwini-Lokation das heilige Sakrament der Firmung zu spenden. Die letzte Firmung fand gerade vor zwei Jahren statt, wo wir an 260 Firmlinge hatten. Ntlangwini-Lokation liegt etwa 32 englische Meilen von Telgte entfernt und grenzt hart an das Basutoland an. Wegen der weiten Entfernung und des hohen Alters von mehreren, die zu firmen waren, erklärte sich Se. Exzellenz mit Freuden bereit, sich auch nach Ntlangwini zu begeben. Auch hatte er vorher bereits so viel Schönes und Günstiges über dieses Missionsgebiet vernommen, daß er schon lange den sehnlichsten Wunsch hatte, sich mit eigenen Augen davon zu überzeugen. Da wir dort weder eine Kapelle, noch eine

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Schule haben, so mußte alles für die Feier im Puling's Kraale vorbereitet werden. Derselbe besteht aus mehreren schönen Hütten nach dem Typus der Basutos, die ziemlich bequem sind und überall reinlich gehalten werden; auch an netter Einrichtung nach europäischem Muster fehlte es nicht.

Der Altar für die Feier mußte im Freien errichtet werden unter dem grünen Segeltuch des bischöflichen Autos. Der Kraaleigentümer, Bernhard Puling, baute ein Priesterhaus von schön gehauenen Sandsteinen auf seine eigenen Kosten. Dieses jedoch war noch nicht fertig; es standen nur die Mauern.

Pater Martin von Hardenberg, sowie Bruder Tiburtius und ich begaben uns schon tags zuvor mit den eingeborenen Schwestern-Kandidatinnen und Ministranten zum Platze, um alles Nötige für die Feier vorzubereiten. Es war für uns alle eine überaus erfreuliche Überraschung wahrzunehmen, daß seit meinem letzten Besuch seit drei Wochen unsere Eingeborenen bereits mit dem Fundamente zu einer neuen Kirche von 44 Fuß länge und 18 Fuß Breite aus eigenem Antrieb und ohne mein Wissen begonnen hatten. Dieselbe wird von Ziegeln gebaut und vorläufig mit langem Grase gedeckt. Alles geht von den Schwarzen selbst aus, und sie erwarten keine finanzielle Beihilfe von ihrem Missionar, da sie nur zu gut wissen, daß er ihnen zur Zeit der gegenwärtigen überaus mißlichen Notlage beim besten Willen nicht zu helfen vermöchte. Der Chief selbst und seine Frau (beide Wesleyaner) nehmen regen Anteil an dem Bau und beeinflussen erfolgreich die Heiden und Protestanten, um für den Kirchenbau zu sammeln und sonst noch mitzuhelfen.

Die beiden Missionare hatten große Arbeit; viele Stunden wurden im Beichtstuhl verbracht, mehrere Katechumenen waren noch zu taufen; andere Neophyten empfingen ihre erste heilige Kommunion, nachdem sie schon vorher entsprechend unterrichtet waren.

Am Dienstag morgen näherten sich ganze Scharen von Eingeborenen aus allen Himmelsrichtungen; viele kamen zu Pferd, die meisten zu Fuß. Andere hatten im Puling's-Kraal oder in der Nachbarschaft übernachtet. Bald nach 8 Uhr tauchte der Kraftwagen des Hochwst. Herrn Bischofs in der Ferne auf. Ein allgemeiner Jubel brach los, der sich in den freudigsten Ausrufen äußerte. Alles näherte sich dem Auto und folgte ihm. Viele, besonders die Kinder, hatten noch niemals eine Gelegenheit, ein Auto zu sehen: denn es war zum ersten Male, daß ein solches seinen Weg zu einem so abgelegenen Platz in den wilden Bergen nahm. Auch ein zweites erschien noch mit Pater Raphael und Pater Joseph Nowak aus Kokstad, das unsere Küchenschwester und eine schwarze Kandidatin mitbrachten. Dieses erweckte wieder neue Freudenrufe. Mehr als 1000 Eingeborene waren um den Puling's-Kraal versammelt.

Der Chief Motokay Dlamini mit seinen Räten und etwa 60 Männern stellten sich ein, um Se. Exzellenz und die Missionare zu begrüßen. Sie marschierten in militärischer Ordnung auf und führten vor uns einen Zulu-Kriegstanz mit den entsprechenden Gesängen und Gesten auf, ein Schauspiel, höchst interessant, das heutzutage nicht mehr so leicht von europäischen Augen gesehen werden kann.

Während der hl. Messe empfingen 166 unserer Gläubigen die hl. Kommunion. Hernach näherten sich 95, um gefirmt zu werden.

Vor unserer Abreise nach Matatiele und Hardenberg stellte sich der Chief mit seinen Räten und Männern wiederum in militärischer Ordnung

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Votiv-Kapelle von Mariannhill zu Ehren des hlst. Herzens Jesu, errichtet zum Dank für den Schutz während des großen Krieges

Photo: Mariannhiller Mission

auf, um sich vom Hochwst. Herrn Bischof zu verabschieden. Sie führten einen anderen Kriegstanz auf und schwangen ihre Stecken und hüpften und sprangen vor dem Bischof. Einer der Räte hielt eine Rede, worin er in größter Begeisterung und mit beredten Worten dem Bischof im Namen seines Chiefs und aller Anwesenden für sein Kommen dankte und auch dafür, daß er ihnen einen Missionar zugeschickt habe, dem sie treu ergeben sind und dem sie helfen wollen, wo sie es vermögen. Ich antwortete im Namen des Bischofs, welcher auch einige warme Worte des Dankes an den Chief und seine Männer richtete.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Dann stellte ich Sr. Exzellenz ein Dutzend meiner Leutchen vor: Männer, Frauen und erwachsene Mädchen, die unter den Eingeborenen des Ntlangwini-Stammes mit wirklich regem und erbaulichem Eifer überaus erfolgreich als Katecheten tätig sind, und zwar völlig gratis, ohne irgendeinen Lohn von mir zu erwarten oder erwarten zu können.

Ich berichtete dem Bischof, daß dieselben an verschiedenen Plätzen der großen Lokation unsere Katechumenen und Neophyten an drei Tagen in jeder Woche Unterricht in unserem heiligen Glauben erteilen, die Kranken besuchen, die Sterbenden taufen und gut auf christliche Ordnung schauen. Es ist keineswegs eine Übertreibung, wenn man diese Neu-Christen und Taufbewerber wegen ihres glühenden Glaubenseifers und kindlich einfältigen Gemütes mit den ersten Christen aus der Zeit der Katakomben vergleicht.

Das kleine Töchterlein von Bernard Puling näherte sich dem Bischof in Gegenwart des Chiefs und seiner Krieger, um ihm eine Geldspende im Namen des Chiefs, der Protestanten und Heiden zu überreichen als „eine Beisteuer zum Benzin seines Wagens".

Unser Hochwst. Herr Bischof war überaus freudig überrascht über diesen großartigen Empfang. Er sagte uns, daß er noch niemals etwas Ähnliches erlebt habe und daß er noch niemals einen solchen idealen Platz für eine eingeborene Mission zu sehen bekommen habe mit so günstiger Stimmung der Bewohner von Ntlangwini für die katholische Kirche.

St. Johannes auf Patmos

Dem dritten Erzmissionar der Apostelzeit ist unser drittes Missionsfort im Süden geweiht. Es liegt auf einem Grundstück, dessen eigentümliche Gestalt und Lage einer Insel gleicht. Drei Seiten von einem Fluß umschlängelt und die vierte durch mehrfache Drähte und den Schienenstrang der Eisenbahn abgeschlossen von der umliegenden Welt. Steil und mit Buschwerk umwachsen sind die Ufer des Flusses und der Platz kaum von einer Seite zugänglich für irgendein Fuhrwerk. Nur Reiter und Fußgänger gelangen auf diese Insel in nächster Nachbarschaft ausgedehnter Eingeborenen-Reserven in Natal. Die kleinste Provinz der südafrikanischen Union hat verhältnismäßig die dichteste schwarze Bevölkerung. Auf rund 40 000 engl. Quadratmeilen über $1^1/_2$ Millionen Zulus, während z. B. die Kapprovinz kaum $2^1/_2$ Millionen Nichteuropäer auf 277 000 Quadratmeilen zählt. Das kleine Natal beherbergt zudem über 200 000 Europäer und Indier. Die letzteren begehen soeben das 60. Jahresgedächtnis ihrer Einwanderung in Südafrika. Sie mehren sich von Jahr zu Jahr. Genaue Ziffern aus der ganzen Union wird die bevorstehende Volkszählung feststellen.

Unser inselartiges Missionsfort umfaßt nur wenige Morgen. Ein winziges Patmos gegenüber der gleichnamigen Insel des griechischen Archipels, doch nicht tödlich und todbringend, wie das Wort Patmos besagt, vielmehr lebendig und lebenbringend als fruchtbare Oase der katholischen Weltmission im Heidenlande. Und: „Johannes ist sein Name", weil der Gründer dieser Doppelkapelle etwas vom Geiste des großen Jüngers der

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Liebe in seinem Innern barg. Im heiligen Köln am grünen Rhein hatte er die Liebe des heiligen Johannes getrunken. Dieser göttliche Trank begeisterte ihn für das Missionswerk in Afrika. Als Priester wirkte er viele Jahre unter seinen geliebten schwarzen Schäflein und gründete eine Reihe von Außenplätzen der Königin der Apostel. Patmos ist einer von diesen.

„Wir bringen Liebe" — ins Land, in die Häuser und Herzen, können die echten Missionare der katholischen Kirche sagen. Die Erkenntnis und Liebe Gottes, die Erkenntnis und Liebe Christi, des Heilandes der Menschheit. Die Liebe zu seiner heiligsten Mutter Maria und die gegenseitige, christliche Bruderliebe. Mit dieser Liebe bringen wir das Glück und den Frieden, die Wahrheit und Tugend, alle Segnungen des Christentumes. Mit dem heiligen Glauben und der christlichen Sitte auch die wirkliche Kultur des Landes und der — Seele! Eine große Natalzeitung brachte soeben lange Controversen über das Christentum. Richtige und tiefe Gedanken einerseits, skeptische Auslassungen und widersprechendste Ansichten andrerseits . . . Auf dem Zeitungspapier spiegeln sich die Geister der Gegenwart: fest verankerter, tiefgründiger Glaube und bodenloser Atheismus, der jeden Halt verloren hat wie ein lecker Kahn auf tobender Hochsee.

Wie glücklich sind wir inmitten der zielsicheren heiligen Arche, die niemals untergeht, unter dem Steuer und Segel der Fides intrepida (des unerschütterlichen Glaubens), wie Melchior von Diepenbrock so trefflich gesungen:

„Die dritte (Gestalt auf dem Schiffe der heiligen Kirche) spannt den Schleier, helleuchtend wie ein Feuer — als weites Segel auf.

Sie heißet Liebe, zügelt die Stürme und beflügelt des Schiffes raschen Lauf." —

Sie ist das Hauptsegel an Bord und beflügelt zumal die Missionstätigkeit auf weiter Welt. Caritas urget nos! hatte St. Paulus ausgerufen und durch sein Wirken bewiesen. Lauter noch wiederholt es der heilige Johannes: Die Liebe drängt uns! Ihr Drang spricht mächtig aus jeder Zeile seines Evangeliums, seiner Briefe und aus dem geheimnisvollen, prophetischen Buch, das er auf Patmos geschrieben.

Schon der Anfang des Johannesevangeliums ist eine Missionspredigt der Adlerschwingen. Die Kunde von Gott und seinem Werke. Vom Licht und der Finsternis. Vom gottgesandten und wahren Lichte, das in die Welt kam um jeden Menschen zu erleuchten. Allen, die ihn aufnehmen, gibt er Macht, Kinder Gottes zu werden ... Das alles steht in engster Beziehung zur Mission und verwirklicht sich täglich durch sie auch im dunkelsten Afrika. Nicht umsonst bildet das Johannesevangelium den Schluß der heiligen Messe, der wunderbarsten Zusammenfassung aller Tatsachen der heiligen Religion.

Ite Missa est! Gehet, es ist die Sendung — an eure Brüder, in der Liebe und im Liebesdrange des heiligen Johannes, in der Liebe Christi! Durch diese Liebe seid Missionare in der Nähe und in der Ferne, unter den Christen und Heiden, in der Heimat und bis zu den entlegendsten Inseln im Weltmeere. Die Liebe kennt keine engen Grenzen, sie eilt rascher als Auto und Luftschiff und Wort und Bild auf den Schwingen der Ätherwellen.

Die Anfänge der Mariannhiller Mission auf unserem einsamen Patmos liegen um 3 Jahrzehnte zurück. Die halbtropische Gegend ist viele Meilen von der Hauptstation entfernt. Lange vor dem Weltkriege wurde dort eine Notkapelle errichtet und der Missionar besuchte seine kleine Gemeinde etwa

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

alle 4 oder 6 Wochen einmal. Es war der Vorgänger unseres Johannesjüngers. Dieser trat vor 25 Jahren sein Amt bei der Königin der Apostel an. Der Schreiber hatte wiederholt das Glück, längere Zeit den Nothelfer in seiner Mission zu machen. So fiel mir auch die Aufgabe zu, jene erste, baufällig gewordene Kapelle durch einen vergrößerten und solideren Raum für Gottesdienst und Schule zu ersetzen. Der Stangenbau mit Strohdach wurde ca. 20 Meter lang und 7 Meter breit. Dazu kam noch ein kleiner Zufluchtsraum für den Priester — am westlichen Giebel — als Wohnzimmer, Sakristei und „Beichtnische". — Diese beiden Erstlingskapellen standen noch außerhalb des heutigen Patmos und diesseits des Flusses. Die zweite war von gutem Material so dauerhaft hergestellt, daß sie gegen 30 bis 40 Jahre den Dienst versehen konnte. Doch sie erlebte den Jahreswechsel nur fünfmal.

Wir hatten nämlich die Rechnung ohne den Weltkrieg und den Grundeigentümer gemacht. Der Platz gehörte einem Farmer unmittelbar an der Eingeborenen-Reserve. Gegen einen geringen Pachtzins hatte der Senior, ein gläubiger Christ, den Platz der Mission auf unbestimmte Zeit gern überlassen. Damals war noch Friede zu Land und Wasser. Aber es kam Weltkrieg und wir Deutsche galten fortan als Feinde Albions. Der christliche Senior starb und sein Sohn kehrte aus dem Kriege als glaubensloser Junior heim. Sogleich gab er Befehl, daß die Kapelle abgebrochen und der Platz geräumt werden müsse. So wurde ein dritter Neubau notwendig.

Die ganze Mühe und Arbeit am zweiten war also schier umsonst gewesen. Man mußte den festgezimmerten Dachstuhl abreißen und das bisherige St. Johannes ward dem Erdboden gleichgemacht. Ein anderer Farmer stellte das künftige Patmos um hohen Pacht zur Verfügung. Nun hieß es, flott Hand ans Werk legen. Etwas Schöneres und Besseres sollte rasch auf der Insel erstehen, eine wirkliche Kapelle aus Ziegel, Zement und Blech mit genügend Raum, Luft und Licht. Das Baumaterial mußte von weiter Ferne herbeigeschafft werden. Hier kam uns die Nähe der Bahn sehr zustatten. Sie bildete ja die Scheidungslinie zwischen Patmos und der anschließenden, dichtbevölkerten Doppel-Lokation. Ein katholischer Irländer und Maurer besorgte den Aufbau der Wände mit den vielen und großen Fenstern und dem Eingangspförtchen. Mir fiel das Dach, die Holz- und Blecharbeit zu an der werdenden Kapelle, Schule und Missionarswohnung. Der alte Maurer tat sein Geschäft gründlich und gut, wenn er nicht zu viel Geld in der Tasche hatte. (Schluß folgt).

das vollkommene MESSBUCH für den Laien SCHOTT

ein Geschenk fürs ganze Leben

Jede Buchhandlung hat die acht verschiedenen Ausgaben vorrätig

BESTELLSCHEIN

Der Unterzeichnete erbittet vom Verlag Herder, Freiburg im Breisgau, kostenlos durch die Buchhandlung

.....

1 Prospekt über Schott-Meßbücher

Genaue Adresse .....

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Übereinkunft gerne gestattet
Verantwortlicher Schriftleiter: P. G. A. Rottmann; Missionshaus St. Joseph, Reimlingen
Kommissionsverlag Rud. Puchner in Linz, Landstr. 33

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT DER MARIANNHILLER MISSION
NUMMER 7 JULI 1936 54. JAHRGANG

Mariä Heimsuchung

Wer trägt den Herrn von Allgewalt?
Kennt ihr die hohe Frau'ngestalt?
Der groß wie die Unendlichkeit,
Er ist ein Kind zu dieser Zeit.
Maria,
Bring' uns den Herrn,
Laß aufgeh'n Jakobs Stern!

Wie weit vom Himmel bis zur Welt,
Bis in der Jungfrau still Gezelt:
Wie hoch steht sie durch ihren Sohn,
Ganz auf der Gottheit Grenzen schon.
Maria,
Bring' uns den Herrn,
Laß aufgeh'n Jakobs Stern!

So beugt ihr Menschen fromm die Knie
Vor Jesu Tabernakel hie:
Du warte, Maid, des Kindes dein,
Bald wird die schöne Weihnacht sein.
Maria,
Bring' uns den Herrn,
Laß aufgeh'n Jakobs Stern!

Gaudentius Koch.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT DER MARIANNHILLER MISSION
NUMMER 7 JULI 1936 54. JAHRGANG

Mariä Heimsuchung

Wer trägt den Herrn von Allgewalt?
Kennt ihr die hohe Frau'ngestalt?
Der groß wie die Unendlichkeit,
Er ist ein Kind zu dieser Zeit.
Maria,
Bring' uns den Herrn,
Laß aufgeh'n Jakobs Stern!

Wie weit vom Himmel bis zur Welt,
Bis in der Jungfrau still Gezelt:
Wie hoch steht sie durch ihren Sohn,
Ganz auf der Gottheit Grenzen schon.
Maria,
Bring' uns den Herrn,
Laß aufgeh'n Jakobs Stern!

So beugt ihr Menschen fromm die Knie
Vor Jesu Tabernakel hie:
Du warte, Maid, des Kindes dein,
Bald wird die schöne Weihnacht sein.
Maria,
Bring' uns den Herrn,
Laß aufgeh'n Jakobs Stern!

Gaudentius Koch.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Mariä Heimsuchung

„Selig bist du, o Jungfrau Maria, die du den tragen durftest, der alles erschaffen hat. Du hast den geboren, der dich erschuf; und für immer bleibst du Jungfrau." (Offert. der Festmesse). —

Maria kommt in die Berge von Juda. Menschenbeglückende Güte und die Sehnsucht, von ihrer stillen Seligkeit zugänglichen Herzen mitzuteilen, führen sie eilends den weiten Weg.

Wo auf weitausblickendem Abhang die weißen Häusergruppen von Ain Karim südwestlich von Jerusalem aus grünen Zypressengärten hervorleuchten, sah die gottverklärte Jungfrau sich am Ziele. Und Elisabeth, die erste der Frauen, die Marias heilige Wünsche erkannt hatte, grüßt sie im Namen aller Menschenkinder, die in Zukunft vor Maria knien würden. (Luk. 1. 39—47). Die Gottesmutter selbst pries aber im Magnifikat prophetisch alle Ehre, die ihr gezollt wird, als Verherrlichung Gottes, des einzig Großen, Mächtigen, Erbarmenden.

Auch ich grüße mit Elisabeth die auserlesene, reinste Tochter Gottes, jetzt meine Mutter, nachdem sie Christkinds Mutter geworden ist. Wie ist sie in Gott versunken, der ihr göttlich und menschlich so nahe ist! Lieb und gütig strahlt ihr Antlitz, ihre Stirn ist klar und hell, ihr Lächeln wie Sonnenschein, ihre Augen glänzen immer in wehmütiger Freude . . .

Selig bist du Maria, holdselige Jungfrau, du gottgeliebtes Kind der Erde und des Himmels! Ein Wunder bist du in der Schöpfung, die du ja dem Schöpfer irdisches Menschensein gegeben hast. Hilf mir nun, mit deinen Gedanken, deiner zarten Liebe und dem keuschen Empfinden deines Herzens am immerwährenden Opfer und Sakramente Jesu teilnehmen zu können! Dann werde ich auch selig sein.

„Glückliche Jungfrau Maria, die du den Sohn des ewigen Vaters unter deinem Herzen getragen hast!" (Kommuniongebet der Festmesse). Nach den Gnaden der heiligen Kommunion singt meine Seele mit Maria ihr heutiges „Magnifikat": „Hoch preiset meine Seele den Herrn und mein Geist frohlockt in Gott meinem Retter. Er hat ja auf meine Niedrigkeit herabgeschaut und siehe, von jetzt an können mich wahrhaft alle Geschlechter selig preisen. Er hat Großes an mir getan, der da mächtig ist und dessen Name heilig. Sein Erbarmen währt von Geschlecht zu Geschlecht gegen die Gottesfürchtigen . . ."

Mit diesem Jubel, den wir dem Herzen der Mutter abgelauscht haben, mit den Worten des Dankes und der Hingabe, wie sie Marias heiligen Lippen entströmt sind, eilen wir Marienkinder, mit dem Heiland nun in zartester und innigster Weise vereinigt, über Berge von Schwierigkeiten und Versuchungen hinweg, wenn's gilt, auch zum blutigen Opfertod. Und auf den weiten Wegen des Lebens begeistern uns liebe Gedanken, die allerorts Gottes Spuren entdecken, wie sie die Jungfrau von Nazareth auf ihrer Reise zu Elisabeths Heimsuchung begleitet haben: Festepistel (H. Lied 2, 8—14) „Siehe, da kommt er! Rasch geht er über die Berge, der Geliebte; eilends hüpft er über die Hügel hinweg! Ja, mein Geliebter gleicht einer schnellen Gazelle, einem flinken jungen Hirschen . . . Sieh, schon steht er hinter unserer Wand, blickt durch das Fenster, schaut durch die Gitteröffnung . . . Sieh, mein Geliebter spricht zu mir: Mach dich auf, eile, meine Freundin, mein Täubchen, meine schöne Braut. Komm doch!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Zum Feste des kostbaren Blutes

H. Kocher

Der Winter ist schon vorüber, der Regen hat aufgehört und ist vergangen. Die Blumen erscheinen bereits in unserem Lande, die Zeit ist gekommen den Weinstock zu schneiden, der Turteltaube Ruf läßt sich auf unserer Flur vernehmen. Die Feigenbäume sprossen und die Weinberge blühen mit ihrem süßen Duft . . . Mach dich auf meine Freundin, meine schöne Braut und komm! Mein Täubchen in den rauhen Felsenklüften, in der Höhlung des Gesteins verborgen, laß mich dein Antlitz schauen, laß deine Stimme in meinen Ohren tönen. Deine Stimme ist so süß und dein Angesicht ist so holdselig!" . . .

—d—

Geht auch ihr in meinen Weinberg!

Am Ostersonntag empfingen in der Mariannhiller Herz-Jesu-Kirche des Piusseminars zu Würzburg vier Missionare, hochw. P. Tharzisius Miske, hochw. P. Romuald Hartberger, hochw. P. Hilmar Salzberger und ehrw. Bruder Edgar Roth, das heilige Missionskreuz. Daß die Feier der Aussendung gerade auf den Ostertag fiel, war vielleicht Zufall. Aber es war ein bedeutungsvolles Zusammentreffen. Gewinnt doch die Mission überhaupt erst mit der Auferstehung Christi ihr sinnvolles Recht und ihre verpflichtende Kraft; bliebe doch ohne sie „nichtig unsere Predigt und nichtig euer Glaube" (1 Kor. 15, 14). Der Missionar selbst schöpft aus dem Ostergeheimnis die Kraft und Begeisterung seines Lebens. Am glorreichen Erlösergrab wird ihm sein Opferberuf zur höchsten Auserwählung.

Durch die Anwesenheit des hochwürdigsten Herrn Bischofs von Würzburg erhält die Feier eine besondere Note. Geleitet vom festlichen Chor des „Ecce sacerdos magnus" zieht der hohe Herr in die Kirche ein. Zunächst ist kurze sakramentale Andacht. An sie schließt sich die eigentliche Aussendung. Die vier Auserwählten treten vor den Priester, an die Stufen des Altares und bitten um die kirchliche Sendung und ihr Symbol, das Missionskreuz. Der Ordensobere antwortet vorerst nur mit einer schwerwiegenden Frage: „Seid Ihr bereit, die Mühen und die Beschwerden des Missionslebens auf Euch zu nehmen und, wenn notwendig, Euer Leben für die Sache Christi einzusetzen?" Ein festes, vertrauensvolles „Ja" hallt durch den Raum. Wie der Introitus in der heiligen Messe, so gibt dieser Eingang den Grundton der Aussendungsfeier an. Sogleich ergreift der Lehrer der Apostel selbst das Wort, um seinen Erwählten die Tragweite ihres Entschlusses zu enthüllen, die Handlung schreitet damit gleichsam zum Evangelium fort. Der göttliche Meister richtet an sie dieselbe Botschaft, die er auch den Zwölfen als Weggeleite gab, als er sie zum erstenmal zu Apostelfahrten aussandte. (Vgl. Mt. 10): „Geht hin und verkündet: Das Himmelreich ist nahe. . . . Seht ich sende Euch wie Schafe mitten unter die Wölfe! Seid darum klug, wie die Schlangen, und arglos wie die Tauben. . . . Der Jünger steht nicht über dem Meister und der Knecht nicht über seinem Herrn. Hat man den Hausherrn ‚Beelzebub' geschmäht, um wieviel mehr wird man seine Hausgenossen schmähen! . . . Wer immer mich vor den Menschen bekennt, den werde ich bekennen vor meinem Vater im Himmel. Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, ist meiner nicht wert. . . . Wer sein Kreuz nicht auf sich nimmt und mir nachfolgt, ist meiner nicht wert. Wer sein Leben zu gewinnen sucht, wird es verlieren, wer dagegen sein Leben um meinetwillen verliert, wird es gewinnen."

Ein ernstes und eindringliches Bild hat sich vor den Missionaren ausgebreitet, aber derselbe, der es entrollt, stärkt und begeistert auch die Herzen zu einem frohen: „Lob sei Dir, Christus!"

Auf dieses Evangelium folgt die Predigt und so ist inzwischen der hochwürdigste Herr Bischof in vollem Ornat auf die Kanzel getreten. Soll es wundernehmen, daß von der Stirne des Oberhirten etwas vom Glanze seiner Würde leuchtet, fühlt er doch in solchen Stunden wieder freudiger die hohe Auszeichnung des Bischofsamtes, das ein denkbar inniges Band zum Herrn des Weinberges selbst knüpft. Aus der Fülle des Osterfestes bietet der hohe Prediger zwei Gedanken: Der Missionar

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Die ausgesandten Missionare für Südafrika

Se. Exzellenz, Dr. Matthias Ehrenfried, Bischof von Würzburg, inmitten der neuen Missionsboten. Links vom hochwst. H. Bischof der Regens des Pius-Seminars, hochw. P. Cyprian Ballweg RMM. und rechts der hochw. H. Prälat Dr. Brommer, Spiritual des Pius-Seminars

Photo: Piusseminar, Würzburg

der an die Front zieht, soll sich ausrüsten erstens mit apostolischem Glaubensgeist und zweitens mit apostolischem Opfergeist. Vorzüglich in Christus, dem Auferstandenen hat dieser Geist Leben und Bestand, für uns und unsere Glaubensboten ebenso, wie für die Apostel.

Die Hirtenworte sind verklungen. Mit brennender Kerze treten die vier Auserwählten wieder an die Stufen des Altares. Aufrecht bekennen sie vor der Öffentlichkeit den katholischen Glauben, den sie selbst der Heidenwelt verkünden werden. Wir denken dabei an das Credo der heiligen Messe.

Jetzt beginnt die Opferung. Es klingt wie das „Suscipe", wenn die Missionare die Bitte sprechen, Gott möge das Opfer ihres Lebens in Gnaden annehmen, damit es den Heiden, den Irrgläubigen und Sündern und ihnen selbst zum ewigen Heile gereiche.

Dann vollzieht sich mit tiefer symbolischer Bedeutung das Kerzenopfer. Wie zur Besieglung der Hingabe übergibt jeder dem Priester das brennende Licht, und in der Tat das Lebensopfer der dort Knienden wird sich in diesen Augenblicken zum Ganzopfer vollenden.

Hierauf folgt die Weihe der Missionskreuze. Sie entspricht bereits dem Kanon der Meßfeier. Wie dort der Priester die „unbefleckten Opfergaben" segnet, so weiht er jetzt das Missionskreuz, die Schutz- und Trutzwaffe des Glaubensboten, das Zeichen seines Kampfes und Sieges.

Es ist gleichsam Wandlung, wenn sich nun die Bitte der Missionare um Kreuz und Sendung erfüllt. Die Feier erreicht wie die heilige Messe in der Konsekration Höhepunkt und Ziel. Der Obere legt jedem der Missionare das geweihte Kreuz um und spricht dabei die Worte: „Nimm hin das Kreuz; es sei Dir Schutz auf deinen apostolischen Wegen, Zuflucht in jeglicher Gefahr und Trost im Leben und im Tode." Klar ist da ausge-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Festgottesdienst auf einer größeren Missionsstation
Photo: Mariannhiller Mission

sprochen, was das Kreuz dem Missionar bedeutet. Sodann ergeht durch den Mund des Priesters an alle die Sendung der Kirche. Die Missionare werden als Sendboten des Evangeliums rechtmäßig beauftragt und beglaubigt: „Denn, wie soll man predigen ohne gesandt zu sein?" (Rö. 10, 15). Der Priester wendet sich zu den Vieren mit den Worten: „Geliebte Brüder, Gott erwählte Euch aus der Welt, daß Ihr hinausziehet und das Evangelium Jesu Christi den Heiden verkündet. In Jesu Namen und im Auftrage seiner heiligen Kirche befehle ich Euch: Erfüllet das Missionsgebot, das Euch der Heiland gibt!

„Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden, darum gehet hin und lehret alle Völker! Taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes und lehret sie alles halten, was ich Euch geboten habe! Sehet ich bin bei Euch alle Tage bis ans Ende der Welt!"

Auch bei der ersten heiligen Wandlung hat der göttliche Heiland einen Befehl ausgesprochen: „Tut dies zu meinem Andenken!" — Tatsächlich stehen Wandlung und Aussendung, Meßopfer und Mission auch in tiefem inneren Zusammenhang. In der heiligen Messe wird das Kreuzesopfer Christi erneuert und vergegenwärtigt. Was soll der Missionar aber anderes, wenn nicht den Segen von Kreuz und Altar, die Gnadenfülle Christi den Menschen bringen! Mission und Meßopfer haben zudem die e i n e gleiche Voraussetzung, daß Christus im Tode uns Gnade und Erlösung erworben, und daß er in der Auferstehung sich als die Wahrheit bezeugt hat. Und wenn Christus befahl: Geht hin in alle Welt! so wollte er zum Befehl auch die Kraft und die Gnade geben ihn auszuführen.

Das Opfer der Missionare ist besiegelt. Noch gebührt der Königin der

Apostel ein Gedenken. So wird jetzt das „Salve Regina" zum Gruß aller an Maria. Die Missionare empfehlen sich noch dem besonderen Schutze der Mutter und Ausspenderin der Gnaden. Dann wendet sich der Obere zum letztenmal an die „in Christo geliebten Söhne". Er ermahnt sie, der Sendung, mit der Christus sie betraut, stets treu zu bleiben. Das ist das „Ite missa est". Der Bischof selbst erhebt jetzt die Hand zum Segen über die Geweihten. Sodann stimmt er feierlich an den Stufen des Altars das „Te Deum" an. Alle Gefühle und Stimmungen, die die Feierstunde geweckt, wenden sich zu ihrem einen Ziel und Ursprung und sie vereinigen sich in einem Jubel — und dankerfüllten „Großer Gott, wir loben Dich". Noch rufen die Missionare selbst den Segen des dreieinigen Gottes auf die Gläubigen herab, dann ordnet sich alles zum Auszug. Aber diesmal soll nicht der Bischof hinausgeleitet werden, sondern in seiner Person will die Kirche selbst den Missionaren das Geleite geben ins neue Arbeitsfeld, wo eine große Ernte ihrer harrt. Das „Benedictus" wird zu ihrem Weggesang und zugleich zum würdigen Ausklang der Feier; es ist wie ein letztes, verschwebendes Aufleuchten des Festgedankens: „Gepriesen sei der Herr, der Gott Israels; denn er hat sein Volk heimgesucht und erlöst. . . . Und Du, Kind, wirst Prophet des Höchsten heißen und vor dem Herrn einhergehen ihm die Wege zu bereiten; Du sollst sein Volk zur Erkenntnis des Heiles führen, das da besteht in der Vergebung der Sünden, dank des herzlichen Erbarmens unseres Gottes, womit er uns heimgesucht, der Aufgang aus der Höhe, um denen zu leuchten, die in Finsternis und Todesschatten sitzen, und unsere Schritte zu lenken auf dem Pfad des Friedens.

Mariannhiller Rundfunk:
Nachrichten aus unsern europäischen Häusern

Am Mikrophon: P. Otto Heberling RMM.

Einkleidung und Profeßfeier

1. Im Missionshaus St. Joseph, Reimlingen: Wie alljährlich im Frühling, so bereiteten sich auch dieses Jahr wieder einige Jungmänner auf den Empfang des heiligen Ordenskleides vor. Nach vorausgegangenen achttägigen Exerzitien erhielten am 30. April folgende Brüder-Postulanten das Kleid der Mariannhiller Missionare:

Postulant	Leonhard Fißel	jetzt	Bruder	Sigebald
„	Friedrich Will	„	„	Wilfrid
„	Sylvester Aigner	„	„	Edbert
„	Heinrich Westhues	„	„	Altfrid
„	Adolf Bestle	„	„	Volkmar
„	Johann Denzel	„	„	Manfred

Am schönen 1. Mai weihte sich eine Anzahl junger, gottbegeisterter Herzen durch die heiligen Gelübde Christus unserm König. Es waren dies die Brüder:

Br. Erwin Fischer, Br. Heinrich Hofstetter, Br. Reginald Niederbauer, Br. Erich Hollerbach, Br. Gotthard Herder, Br. Albrecht Barthelmes, Br. Ewald Roth, Br. Seraphin Fischer, Br. Hyazinth Glapinski und Br. Rupert Spyra.

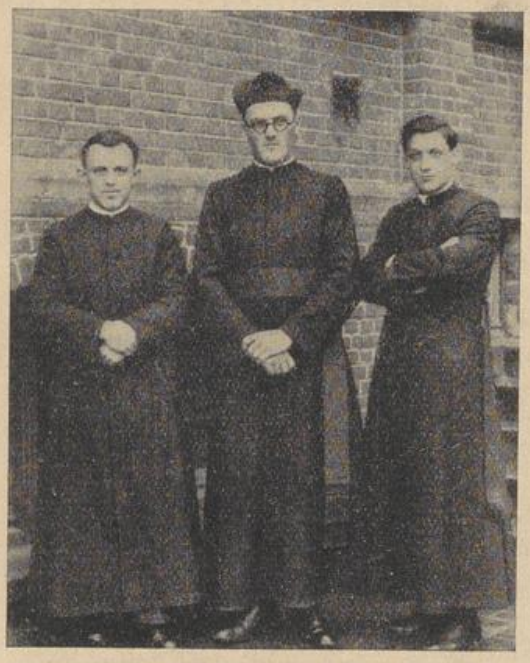
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

2. Im Kleriker-Noviziat St. Joseph, Reimlingen: Das alte Deutschordensritter-Schloß, das vom sanften Hügelhang das schöne fruchtbare Ries träumend überschaut, nahm am 23. April auch wieder ein Fähnlein zukünftiger Ordensritter in seine Mauern auf. Folgende Kleriker-Postulanten wurden eingekleidet:

Postulant	Gerhard Seidel	jetzt	Frater	Roland
„	Jakob Frank	„	„	Bellarmin
„	Xaver Kruger	„	„	Oswald
„	Valentin Siffert	„	„	Markus
„	Josef Eberle	„	„	Landolin
„	Fritz Pohley	„	„	Rüdiger
„	Alois Seipelt	„	„	Lorenz
„	Georg Erhardt	„	„	Thaddäus
„	Viktor Senger	„	„	Heribald
„	Johann Hauger	„	„	Egon
„	Hubert Gendolla	„	„	Christian

Nach Beendigung ihres Noviziates legten am Sonntag, den 17. Mai, unten angeführte Fratres die ersten heiligen Gelübde ab:

Fr. Erich Ruedel, Fr. Mauritius Walter, Fr. Gaudentius Fischer, Fr. Sigisbert Schardt, Fr. Viktrizius Werner, Fr. Waldefried Merk, Fr. Willibald Rattinger, Fr. Benno Endres, Fr. Germar Cichosch, Fr. Leodegar Selzle, Fr. Manfred Panchyrz, Fr. Philippus Fiegl, Fr. Edmar Sommerreißer, Fr. Adelbert Przyklenk, Fr. Alfred Merkl, Fr. Altfrid Stahl, Fr. Raimund Schüsslbauer, Fr. Lambert Siemeth, Fr. Theofried Maier, Fr. Daniel Bloemen, Fr. Aldemar Möndel. — Am 30. Mai wurde ferner der Kleriker-Post. Anton Heitele als Fr. Blasius eingekleidet, und am 7. Juni legte Fr. Gebhard Lehle die ersten Gelübde ab.



Die ersten holländischen Klerikernovizen der Mariannhiller Mission in St. Paul
Photo: Mariannhiller Mission

3. Im Missionshaus St. Georgen am Längsee, Kärnten: Junges, frisches Leben herrscht auch in dem altehrwürdigen Kloster St. Georgen am Längsee, das vor zwei Jahren von den Mariannhillern übernommen wurde. Dort wurden am 30. April folgende Brüder-Postulanten eingekleidet und ins Noviziat eingeführt:

Postulant Franz Prasnika (aus Jugoslavien), jetzt Br. Hermagor; Post. Stefan Schwarb (aus der Schweiz), jetzt Br. Egino; Post. Josef Pfistermüller (aus O.-Österreich), jetzt Br. Fulko; Post. Robert Frinschknecht (aus der Schweiz), jetzt Br. Batho.

Desgleichen weihten sich vier Brüder dem Herrn durch die Ablegung der heiligen Gelübde.

Dieses jüngste Missionshaus nimmt einen sehr erfreulichen Aufschwung und zählt mit den

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Patres, Brüdern, Novizen und Kandidaten schon rund 50 Insassen.

4. Im Missionshaus St. Paul, Holland: Am 30. April nahmen dort 2 weitere holländische Kleriker-Post. das Kleid der MariannhillerMissionare. Sie wurden unter dem Namen: Frater Eduard und Frater Leopold ins Noviziat aufgenommen. Br. Kilian Wagenbrenner legte am 1. Mai die heiligen Gelübde ab.

Aussendungsfeier

Aussendungs-Feier im Missionshaus St. Joseph in Reimlingen: Das Missionshaus St. Joseph in Reimlingen hatte am Sonntag den 10. Mai eine schöne Aussendungsfeier. Hier erhielt der ehrw. Br. Herbert Ott RMM. das hl. Missionskreuz und den Auftrag, nach Christi Wunsch und Willen den Heiden die Frohbotschaft des Heils durch Wort und Tat zu verkünden und das wahre Christentum vorzuzuleben. Ehrw. Br. Herbert Ott ist für unsere von der Regierung in Natal anerkannte und unterstützte Landwirtschaftsschule für Eingeborene bei der Missionsstation Reichenau im apostolischen Vikariat Mariannhill bestimmt. Wir hoffen, daß es ihm und dem Leiter der Schule, Br. Sales Schwarzmann RMM. gelingen wird, recht viele Eingeborene zu Muster-Landwirten heranzubilden.



*Br. Herbert Ott RMM.
reiste in die Mission nach Südafrika (Natal)
Photo: Mariannhiller Mission

Neueste Nachrichten aus unserer Mission

Erste Subdiakonatsweihe im Eingeborenen-Priesterseminar: Im Eingeborenen-Priesterseminar bei der Missionsstation Mariatal im Apostolischen Vikariat Mariannhill erhielten am 22. April 1936 zwei Eingeborenen-Priesteramtskandidaten die Tonsur. Ein anderer Kandidat empfing am gleichen und am folgenden Tag aus der Hand des Apostolischen Vikars von Mariannhill, des hochwst. Herrn Bischofs Adalbero Fleischer RMM., die vier niederen Weihen. Ebenso erteilte der hochwst. Herr am

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Br. Albrecht Barthelmes RMM.
vom Missionshaus St. Joseph, Reimlingen
als Arbeitsdienstmann
Photo: K. Schneider, Bad Kissingen

Donnerstag, den 23. 4., dem Priesteramts-Kandidaten Malachias Mkwane die heilige Subdiakonatsweihe. Das war die erste höhere Weihe im Eingeborenen-Priesterseminar. Beten wir, daß der junge südafrikanische Subdiakon mit der Gnade Gottes vollends die Höhen des Priestertums erklimmt und daß ihm noch recht viele Stammes-Genossen nachfolgen dürfen.

Pater Bernard Huß RMM. **im Betschuanaland:** Der allen Lesern des Vergißmeinnicht wohlbekannte soziale Volksmissionar, P. Bernard Huß sandte uns unlängst einen Bericht über eine Reise ins Betschuanaland. Der Missionar schrieb unter anderem: „Die ‚Batlaping-Eingeborenen" sind ein sehr armer Zweig des großen Betschuanastammes, eines Teiles der Bantu-Rasse im Apostol. Vikariat Kimberley. Zwei Jahre lang hatten mich ein Oblatenpater und ein protestantischer Lehrer immer und immer wieder eingeladen, ihren armen Leuten einen Besuch abzustatten und ihnen einige nützliche Unterweisungen zu geben. Ende März reiste ich nun dorthin und hielt auf der Missionsstation Taungs 3 Tage lang Vorträge für katholische und protestantische Lehrer. Ebenso klärte ich auf einer Versammlung von Katholiken die Leute über die Arbeit der ‚Katholischen-Afrika-Vereinigung' (C. A. U.) auf und sprach in einer Männerversammlung beim Ortshäuptling. Dann brachte mich der Oblaten-Missionar mit seinem Kraftwagen auf sehr schlechten Straßen 80 Meilen weit in die Eingeborenen-Reserve Genesa hinein. Unterwegs machten wir einen Abstecher in das Eingeborenen-Lehrer-Seminar Tigergloof der Londoner Missionsgesellschaft. Auch hier mußte ich den Lehrern einen Vortrag halten. In der Genesa-Reserve sprach ich auf dem Häuptlingsplatz 4 Stunden lang vor hundert Männern über Landwirtschaft und Sparen. In dieser Eingeborenen-Reserve gibt es bis jetzt noch keine Katholiken. — Am Ende meiner Belehrungen hielt ein alter Mann eine ergreifende Dankansprache. Der Redner sagte unter anderem: ‚Schon 100 Jahre predigen die Missionare uns das Evangelium. Aber heute am

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

2. April 1936 belehrte uns ein Missionar zum erstenmal in der Geschichte, wie wir auch in materieller Hinsicht unsere Lage verbessern können' . . ."

Ehrung eines katholischen Eingeborenen-Lehrers: Mr. Benedikt Bilakazi, der vor einem Jahr als Dozent für Bantu-Sprachen an die Universität in Johannesburg berufen wurde, erhielt von der Universität den B. A. Grad. Am 21. März, dem St. Benediktustage fand in der Universitätsaula die Beförderungsfeierlichkeit statt. Unter den 200 Studenten die graduiert wurden, befand sich nur ein einziger Eingeborener und das war Mr. Benedikt Bilakazi, der ehemalige Student und Lehrer von Mariann-



Im Dienste des Vaterlandes stehende Missionsbrüder in Urlaub im Missionshaus St. Joseph, Reimlingen
Photo: St. Joseph, Reimlingen

hill und zeitweilige Sekretär des hochw. P. Bernard Huß. Als der zu Ehrende vom Vizerektor der Universität das Zeichen seiner Beförderung empfing, spendeten alle Studenten stürmischen Beifall und sangen das Lied: „He is a jolly good fellow" (Er ist ein lustiger, guter Kerl). Außer den 2500 Studenten und den Professoren die der Feierlichkeit beiwohnten, waren nur 4 andere Eingeborene als Gäste zugelassen worden: 1. Mr. Ngwane, der Dolmetscher am obersten Gerichtshof in Pretoria, ein Vetter; 2. der hochw. Herr Luhlongwane, ein protestantischer Geistlicher und Onkel; 3. Mr. Kumalo, Schriftleiter der größten Eingeborenen-Zeitung in Johannesburg und ehemaliger Mitstudent in Mariannhill und 4. Dr. Gumede, praktischer Arzt und persönlicher Freund des Geehrten.

Während seiner einjährigen Lehrtätigkeit an der Universität hat sich Mr. Benedikt Bilakazi die Achtung und das Vertrauen aller erworben. Er bereitet sich schon auf ein neues Examen vor und will bald den Grad eines M. A. (Master of Artes) erlangen. Es wurde ihm auch ein Stipendium zur Erwerbung des Doktorates der Philosophie angeboten.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Zeige uns dein Reich!

31.

Der Fürst der Finsternis und König der Unterwelt nahm sich einst etwas ganz Unerhörtes heraus. Er führte den Herrn des Lichts und wahren König des Weltalls mit sich auf einen sehr hohen Berg. Er „zeigte ihm alle Reiche der Welt samt ihrer Herrlichkeit und sprach zu ihm: „dies alles will ich der geben, wenn du niederfällst und mich anbetest." —

Wie viele Worte, so viele Lügen und Anmaßungen luziferianischen Stolzes! Zeigen kann der Elende wohl das sichtbare Weltreich, aber nichts von allem gehört ihm. Nicht das mindeste Besitzrecht noch die mindeste Verfügungsgewalt hat der Eindringling. Und doch will er das Ganze verschenken, wenn er als höchster Herr angebetet wird!

So spricht mit beispielloser Frechheit jener, der hinausgeworfen ist vom Besitztum des Herrn für immer und ewig. Göttliche Ehre fordert er überdies noch vom wahren Eigentümer aller Reiche der Welt und ihrer Herrlichkeit! Und Christus der König duldete das Unerhörteste in der Zeitgeschichte während jener Stunde der Finsternis.

Die heiligen Väter erklären und deuten diese schwer verständliche Zulassung in bekannter Weise. Der Apostel und Evangelist Matthäus hebt bei dem Berichte auch besonders hervor, daß Christus dreimal wiederholte: „Es steht geschrieben!..." Darin liegt, — hier nebenbei erwähnt, — eine göttliche Anerkennung der Schriften des Alten Testamentes. Eine wichtige Tatsache für unsere Zeit! Denn „der Mensch lebt nicht vom Brote allein!"

Für unser Thema aber die entsprechende Anwendung: Möge der Geist des Lichtes uns vom höchsten aller Berge, der Sionsspitze seiner heiligen Kirche aus, das Gesamtreich Christi und seine Herrlichkeit zeigen! Dann wird ein großes Verlangen und tiefes Sehnen darnach unsere Herzen ergreifen und wir werden die Wirkung des Anblickes nie wieder vergessen. Unsere Hoffnung wird über alles Erwarten erfüllt werden, denn der wahre Besitzer und absolute Herr des Ganzen hat längst zu einem jeden aus uns gesprochen: „Dies alles will ich dir geben, wenn du in diesem Augenblicke der Zeit mich in Wirklichkeit als Gott-König anerkennst." Mit den Engeln lasset uns herbeieilen und Ihm dienen!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Auf Besuch bei unseren Missionaren

IV

Die Walliser Missionarinnen aus St. Ursula, Brig, in ihrem Tätigkeitsfeld

So wie ein lieber Brief aus der Ewele-Mission, geschrieben von der dortigen Oberin, Schwester Rosalie Imhof, lautet, soll er folgen. Jede Silbe, jedes Wort des Briefes mutet an wie Pulsschläge neuen Lebens. Jeder Missionar, jeder Bruder, jede Schwester ist im Missionslande, im Lande des Seelentodes sprudelnde Quelle übernatürlichen Lebens, das sie hineinströmen lassen in die tote Heidenwelt, so daß diese Gottesgeschöpfe zu Gotteskindern mit Gottesleben in der Seele umgeschaffen werden. Welche Wunder der Liebe und Gnade vollziehen sich bei jeder Neugründung im Missionsfelde. So eine Gnadenstätte in der Seelenwelt ist die Neugründung Ewele-Mission geworden. Von ihr berichtet der nachfolgende Brief:

Hochwürdiger Herr Pater! Ein fünfstimmiges, brausendes „Er lebe hoch, hoch, hoch! aus dem Eweleklösterlein. Leider kommt es eine Woche zu spät. — Diese Einleitung hat wohl irgend einen Zusammenhang mit einem Namenstag. — In der hl. Messe und Kommunion werden wir pünktlich zur Stelle sein.

Es ist schon lange her, daß wir von Ihnen nichts hören. Sind Sie vielleicht am Packen für das „gelobte Land?" In dem Falle verzeihen wir gerne.

Unlängst kehrte P. Vogel — ein Aargauer — von einer mit Msgr. Hanisch unternommenen Reise zurück und brachte von Umtata eine große Kiste (bitte recht verstehen) mit. Msgr. Hanisch soll sie für Ewele bekommen haben. Von wo? von wem? das wußte niemand. Das Rätsel löste ein altes Packpapier mit der Adresse: P. Vitalis Fux. Für all die wunderschönen und auch



Schw. Rosalia Imhof
Oberin von Ewele, Südafrika
Photo: Gebr. Polenghi, Brig

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Alt-Cwele, der dornige Weinberg der Briger Ursulinen
Photo: Mariannhiller Mission

brauchbaren Sachen recht herzliches Vergelts Gott! Sie hätten beim Auspacken dabei sein sollen und all die Oh! und Ah! hören sollen. Schw. Franziska und Schw. Juliana wiederholten fort und fort: „Aha, der P. Fux versteht's, man merkt, daß er alter Missionar ist" usw. Besonders willkommen waren die warmen Decken und die Bubenkleider. — (Was werden die Schwestern erst sagen, wenn sie in diesen Tagen die große Kiste mit den so wertvollen Sachen, geschenkt vom Missionsverein in Bazenheit, Kt. St. Gallen, erhalten werden? Der Missionsverein wird gewiß einen dankvollen Brief von der Cwele-Mission erhalten! Bemerkung des Abschreibers.) — Falls sich Ihnen Gelegenheit bietet und Sie Wünsche für uns äußern können und wollen, bestellen Sie bitte Männer- und Bubenhemde, Männerarbeitshosen, Mädchenunterröcke mit angenähtem Leibchen. Diese Dinge sind uns vorerst viel nötiger als schöne Paramente.

Für unsere zukünftigen Missionare in St. Josef, Altdorf, hätte ich neben vielen freundlichen, südafrikanischen Schweizergrüßen und aufrichtigen Wünschen: Erfolg im Studium, Beharrlichkeit, Berufsfreudigkeit, heiligen Idealismus noch etwas besonderes auf dem Herzen. Würden sie wohl für einen heiligen Joseph aufkommen? Ich meine eine Statue! Die liebe Muttergottes muß hier immer allein stehen und sie hätte gern ihren lieben Joseph bei sich!

In Ihrem letzten Briefe klang so etwas wie eine Klage durch. Klage darüber, als ob ich mit Einzelheiten über unsere neue Heimat gekargt hätte. Ich möchte heute Ihrem Verlangen, recht viel aus Afrika zu vernehmen, entsprechen.

Unsere Missionsfarm liegt in gerader Luftlinie, Richtung Osten, zwischen Umtata und Port St. John's. Sie wurde vor ca. 50 Jahren von einem

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Häuptling den Kreuzschwestern geschenkt. Zweimal suchten die Schwestern auf der Cwele-„Hochburg" festen Fuß zu fassen, mußten aber beide Male nach kurzer Zeit sich wieder zurückziehen: die Eingeborenen waren feindselig gesinnt und es war kein ständiger Priester aufzutreiben. Im Jahre 1930 wurde die Transkei-Reservation vom Mariannhiller Vikariat abgetrennt, es entstand die Präfektur Umtata. — (Diese ist nun seit März letzten Jahres uns Schweizer Mariannhillern von Altdorf zugeteilt. Bemerkung des Abschreibers. —)

Im Oktober 1932 sandte Msgr. Hanisch P. Josef Vogel und Br. Hugolin in den steinigen, dornigen Cwele-„Weinberg". Steinig und dornig in jeder Beziehung, von unten und oben, innen und außen betrachtet. Im darauffolgenden Frühjahr, nachdem der Pater und der Bruder ein Häuschen fertiggestellt hatten, kamen zwei Mariannhiller Schwestern auf die Station. —

Und nun zur Farm: ich fange mit meiner Beschreibung oben an, d. h. auf dem „Kulm". Es ist dies Alt-Cwele. Die Fence (Stacheldrahtzaun) läuft am Ende des Urwaldes entlang. Dahinter fällt der Hügel steil ab. Im Wald sollen Äffchen, Buschbock, Habicht, Schlangenvögel und Wildkatzen hausen. Die Ersteren sollen vor dem Zelt oft ihre Turnübungen gemacht haben. Leider zeigen sie sich jetzt nicht mehr. Der Habicht aber hat sich recht unangenehm bemerkbar gemacht und hat Schwester Juliana mindestens 15 junge Hühnchen wegstibitzt. Was Wunder, wenn die sonst so sanfte Schwester nur so glüht vor Haß und nach Rache heischt! — Ein junger Buschbock war einer der ersten Patienten von Schwester Franziska. Er hatte sich im Stacheldraht schwere Verletzungen zugezogen und P. Vogel trug das todwunde Tierchen auf seinen Schultern zur Krankenschwester. Leider war der Blutverlust zu groß und der seltsame Patient starb. — Die Schlangenvögel patrouillieren oft zu 5 und 7 die Farm ab und vertilgen alle Schlangen. — Mit einer Wildkatze gab es eines Abends im Schlafsaal einen lustigen Besentanz.

Auf der Anhöhe stehen große Wattelbäume, die von den Kreuzschwestern gepflanzt worden waren, d. h. drei stehen noch, weil sie unsere Wäschedrähte tragen müssen. Die andern sind alle gefällt und zum Teil schon in Rauch aufgegangen. Es soll hier junger Wald erstehen. Zwei Reihen junger Bäume stehen schon und die Furchen zur Aufnahme jungen Samens sind gezogen. Hier auf der Anhöhe sollen die Hütten der ersten Schwestern gestanden haben, hier hatte auch P. Vogel und Br. Hugolin ihr Zelt aufgeschlagen. Sie wohnten darin 5 Monate während der Regenzeit. P. Vogel brachte in dieser primitiven Kapelle 150 mal das heilige Meßopfer dar.

Etwas westwärts stehen die alte Küche und das Häuschen, das bis jetzt Kapelle, Priesterhaus und Schwesternkonvent war. Es ist ein langgestreckter Bau aus Wellblech, wie ihn das Bild zeigt. Eine Eingeborenenhütte nahebei dient als Keller, Vorratskammer und Werkzeugsremise. Bald hätte ich den schönen Hühnerstall vergessen, ein Werk des Br. Michel, solid und wetterfest. Er steht ganz nahe am Zaun.

Zu Alt-Cwele gehören dann noch ein großer Gemüsegarten und Bananenfeld. Wie viele Schweißtropfen haben gerade diese zwei Anlagen die Pioniere gekostet!

Neu-Cwele, der zweite Teil westwärts ist ein Rechteck von ca. 10 acres (40 000 qm). Es steht darauf unser neuer kleiner Konvent. Das

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Priester- und Bruderhaus steckt schon seine Hörner aus dem Boden und bald, bald hoffen wir, wird ein Notkirchlein erstehen, eine Schule, ein kleines Spital und ein geräumiger Holzschuppen gebaut.

Neben dem Konvent steht eine Eingeborenenhütte, die als Schule, am Sonntag als Kirche und, wenn immer die Notwendigkeit es erheischt, als Herberge und als Spital benutzt wird. — Für den lieben Heiland und für den Werktagsgottesdienst haben wir unser Eßzimmer abgetreten. Das Kapellchen ist so klein, daß nur drei der neubestellten Schwestern Platz haben werden. Die andern zwei werden wohl oder übel sich auf dem Harmonium einrichten müssen.

Auf diesem Teil der Farm werden gegen Süden hin Waldbäume gepflanzt, um die Gebäulichkeiten gegen eisige Stürme zu schützen. Weiter westwärts folgt ein großer Weideplatz. Dort steht ein winziges Bruderhaus, das zugleich Schreiner-, Schlosser-, Schneider- und Schusterwerkstatt ist. Es sollen hier mit der Zeit die Ökonomiegebäude erstehen. Diese drei Plätze schließt im Süden das Maisfeld ab, ca. 15 acres, viel Felsen, oft nur eine dünne Schicht Erde. Es ist schon tüchtig durchpflügt aber noch gar nicht gedüngt. — Sobald Onkel Rotschild in Amerika stirbt und uns sein Riesenvermögen vermacht, kaufen wir künstlichen Dünger. — Onkel Rotschild ist eine liebe Märchengestalt aus meiner Kinderzeit. Meine gute Mutter pflegte auf unsere tausend und ein kindische Wünsche uns diesen Trost zu geben. Fröhlich und voll Zuversicht sind wir dann davon und haben die Wünsche — vergessen. — Weiter westwärts folgen noch zwei weitere Weideplätze, welche durch eine Straße von der Farm getrennt und die Westgrenze entlang von dichtem Busch eingefaßt sind. Unter und zwischen diesen dornigen und knorrigen „Ware'n bitje" (holländisch und heißt auf deutsch: wart a bitz, man bleibt überall hangen) halten sich unsere Ochsen und Kühe am liebsten auf, dort suchen sie auch Schutz in den empfindlichen kalten Nächten und an regnerischen Tagen. Dieses Jahr geht es dem Vieh gut, wir hatten immer wieder Regen. Man fragt sich, ob die Trockenheit dieses Jahr ausbleiben werde. Den Brüdern, die emsig am Ziegelmachen sind, macht diese „Unordnung" manch bösen Strich durch die Rechnung. Letztes Jahr waren die Wasserverhältnisse nicht gut. Wir mußten uns gleich anfangs daran gewöhnen, „trocken" zu waschen. Das gab oft große Augen! Gehorsam und gläubig verschluckte man: „das geht doch nicht". Schließlich ging es doch und wir haben heute noch Spaß daran. Für die Zukunft ist nach menschlicher Berechnung gut gesorgt. In Alt-Ewele stehen noch zwei dickbauchige Blechwasserbehälter, je 1500 gallons (je 6000 Liter). Sie fangen jeden Regentropfen, der auf das Dach des alten Missionshauses fällt, auf. In Neu-Ewele wird das kostbare Naß durch vier Röhren vom Konventdach in ein Untergrundtank (Beton 15 000 gallons, 60 000 Liter) geleitet. Eine weitere Röhre speist ein vor der Küche stehender Blechtank von 8000 Liter. Das Priesterhaus bekommt ebenfalls einen Untergrundtank. Bei normalen Verhältnissen sollen alle diese Reservoirs viermal im Jahr sich füllen. Im Garten und auf den Weideplätzen sind sog. Dämme errichtet, die eine ziemlich große Wassermenge fassen. Der Hochwürdigste Herr will im Garten Röhren legen lassen und eine Pumpe errichten, um der Gartenschwester die Arbeit zu erleichtern.

Bald hätte ich dieses Kapitel abgeschlossen, ohne Ihnen von der Fruchtbarkeit etwas zu erzählen. Die Weide ist recht schlecht, hartes halmiges Gras; es ist auch kein bischen dem ähnlich, das auf unsern



Der Rektor von Ewele, P. Josef Vogel, inmitten der Ewele-Gemeinde
Photo: Mariannhiller Mission

saftiggrünen Wallisermatten und Alpenweiden wächst. Es soll umgepflügt und Weidegras gepflanzt werden. Daß auf dem jetzigen Graswuchs die Ochsen und Kühe, die armen kleinen Kälber und das Missionspferd da überhaupt leben können, ist uns ein Rätsel. — Garten und Maisfeld haben strichweise, wo nicht zu viel Felsen und Steine sind, eine gute Schicht schwarze Erde. Die Knollengewächse gedeihen vorzüglich, das Kraut aber schießt in der feuchtwarmen Luft zu schnell auf. Salat können wir nur im Winter halten. Die Bohnen können des Windes wegen nicht existieren. Auch die Bananen leiden sehr unter dem unermüdlich dahersausenden wilden Gesellen. Wenn aber dann mal der angebaute Wald schützt, dann wird es was geben! In drei bis vier Jahren hoffen wir Ihnen Orangen, Mandarinen, Mangos, Pawpaws, Bananen, Rüben, Karotten alle möglichen Sorten und Formen, sooo große Kartoffeln usw. aufzutischen."

So weit für heute, Fortsetzung folgt. Der Abschreiber. —vf—

Ein außergewöhnlicher Tag in St. Patrick

Von P. Joseph Kammerlechner RMM.

Wie schon öfter in meinen Artikeln über die hiesige Mission bemerkt wurde, können wir hier das Dichterwort anwenden: „Wer zählt die Völker, nennt die Namen, die gastlich hier zusammenkamen". Ja sie kommen hier von allen Himmelsgegenden, um Arbeit zu suchen in der Stadt. So haben wir hier auch gar manche Burschen und Männer, und auch einige Frauen sind darunter, aus dem Gebiete der Maristen (Grignon de Montfort). Dieses Apostolische Vikariat der Maristen ist von hier gar weit

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

entfernt, es liegt südlich vom Nyassasee. So sind also diese Arbeiter weit von der Heimat weg und es ist das für viele nur zu leicht eine gefährliche Klippe für ihren Glauben und gar manche unter ihnen leiden natürlich gänzlich Schiffbruch.

So haben wir es sehr begrüßt, als zwei Patres von dort mit ihrem Bischof auf einer Erholungsreise nach Europa in Bulawayo über den Sonntag abstiegen. Natürlich haben sich die beiden Patres gleich lebhaft für ihre Leute hier in Bulawayo interessiert und haben sich gleich angeboten, am Sonntag in der Seelsorge mitzuhelfen. Da der Pfarrer so wieder kränkelte und so viel wie arbeitsunfähig war, wurde die unerwartete Hilfe gerne angenommen. Einer der beiden Patres hat die beiden



Zwei Maristen-Patres auf Besuch in St. Patrick (Bulawayo)
(P. Kammerlechner im schwarzen Talar)
Photo: Mariannhiller Mission

Predigten übernommen, sodaß wir hier in St. Patricks einmal zur Abwechslung anstatt zwei Sindebele-Predigten, zwei Chinyanja-Predigten hatten. Der andere Pater hat die Spätmesse gelesen und nachmittags den sakramentalen Segen gehalten. War das eine Freude für unsere Nyassa-Burschen. Nicht etwa weil sie wieder einmal ihre eigene Sprache hörten, denn auch die Patres in St. Patricks sprechen wenigstens so viel ihre Sprache (Chinyanja), daß sie in ihrer eigenen Sprache beichten können und auch den Katechismusunterricht in ihrer eigenen Sprache erhalten. Aber regelmäßig können wir natürlich nicht alle die fremden Sprachen berücksichtigen, da ja Sindebele die offizielle Sprache ist. Aber bei einer solchen Gelegenheit konnte man schon einmal eine Ausnahme machen und Chinyanja zu Wort kommen lassen, auch in der Predigt. Jedenfalls war das für alle ein Erreignis, nicht nur für die Nyassaburschen.

Da es den beiden Patres bei uns in St. Patrick ausgezeichnet gefallen hat, so wollten sie dann für den Nachmittag auch den Bischof

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

bei uns haben. Wir haben dann den hohen Herrn eingeladen und er hat gerne angenommen. So ist der Nachmittag noch viel großartiger geworden als der Vormittag. Die Nyassaburschen haben ihren Bischof gleich mit Gesang empfangen, was den hohen Herrn sichtlich gerührt hat. Es war zwar keine musikalische Leistung, denn die Nyassaburschen sind unsere schlechtesten Sänger, aber es kam von Herzen. Nach der Andacht hat sich der hohe Herr dann mit seinen Leuten sehr leutselig unterhalten, sodaß es wirklich ein Festtag wurde für unsere Nyassaburschen. Aber auch alle anderen haben sich gefreut, daß diese Priester so offensichtliches Interesse an ihren Leuten zeigten und ganz besonders gefallen hat ihnen, daß selbst der Bischof eigens herunterkam, um seine Leute zu sehen und mit ihnen sich zu unterhalten. Wenn sie auch selbst nicht an der Unterhaltung teilnehmen konnten, da ihre Sprache eine ganz andere ist. Aber sie haben gezeigt, daß es auch sie freuen würde, wenn sie auch einmal einen Besuch von „ihren" Patres und vielleicht auch gar von ihrem Bischof bekommen würden.

Wir hoffen, daß wir noch öfters so liebe Gäste in St. Patrick begrüßen dürfen, sodaß alle unsere Burschen, mögen sie kommen von woher nur immer, dieselbe Freude erleben möchten und auch das Bewußtsein bekommen würden, daß ihre Patres und ihr Bischof dieselbe Hirtensorge für sie haben, wie sie, unsere lieben Gäste aus dem Nyassaland, für ihre Leute zeigten.

Aber auch noch etwas anderes hat uns gefreut an unserem lieben Besuch, nämlich das Bewußtsein, daß es den Maristen-Patres sehr gut bei uns gefallen hat und daß sie mit der Überzeugung von uns gingen, daß die Mariannhiller-Patres für ihre Leute tun, was sie nur für sie tun können, sodaß es deren eigene Schuld ist, wenn sie hier seelisch verkommen.

Wir wünschen von Herzen, daß sich unsere lieben Gäste recht gut erholen möchten in der Heimat, sodaß wir sie dann nach einem Jahr neu gestärkt wieder in Bulawayo begrüßen können; auf ihrer Rückreise in ihr Missionsgebiet am Nyassasee.

Die Mariannhiller Missionare in ihrem Wirken seit Beginn ihrer Südafrika-Mission

(Fortsetzung)

Mariannhills großherzige Hilfsbereitschaft lernten namentlich jene Missionsgesellschaften kennen, die der Krieg aus ihrem bisherigen Arbeitsfelde vertrieben hatte. Dazu gehören in erster Linie die Benediktiner von Sankt Ottilien und ihre treuen Mitarbeiterinnen, die Schwestern von Tutzing am Starnbergersee, die im Vikariate Daressalam so segensreich gewirkt hatten und dann bis auf den letzten Mann vertrieben wurden.

Nach längerem Verweilen in der Heimat erhielten die Patres endlich wieder ein neues Arbeitsfeld, und zwar den nördlichen Teil des Zululandes in der Provinz Natal, nördlich von Mariannhill. Obgleich das zugewiesene Gebiet keine einzige katholische Station, nicht einmal eine Schule hatte und infolgedessen wenig aussichtsreich war, griffen die St. Ottilianer entschlossen zu, durchwanderten das Land, bis sie im äußersten Nordwesten eine Farm erwerben konnten, aus der sich in kurzer Zeit die

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

erste Station — das heutige Inkamana — entwickelte. In der neuen Station herrschte bitterste Not, selbst die täglichen Lebensmittel fehlten oft. Da griffen die Mariannhiller, obgleich ihre Stationen ziemlich weit von Inkamana entfernt lagen, mit echt brüderlicher Uneigennützigkeit ein, um der Not ihrer Mitbrüder abzuhelfen. Die Berichte der Benediktinermissionäre sind voll des Dankes über diese Unterstützung; einer von ihnen lautet z. B.: „Sie gestatteten den Priestern, auf den benachbarten Stationen ihrer Kongregation die Sprache und Sitten ihrer neuen Schützlinge lernen zu können und stellten den Brüdern und Handwerkern ihre Werkstätten zur Verfügung" — geschieht auch heute noch, wie oben erwähnt.

Bezüglich der Landwirtschaft heißt es in einem der Berichte: „Mariannhill und Ratschitz sorgten für die Bevölkerung des Hühner- und Schweinestalles. Ratschitz überließ uns auch zu sehr billigen Preisen eine Anzahl von Friesländer-Vieh. Ebenso kamen von anderen Stationen, vor allem von Reichenau, manche schöne Gaben und in den ersten Gründungsmonaten wurde uns der Tisch gar oft von den opferwilligen Mariannhiller Missionären gedeckt. Das soll von uns nie vergessen werden!"

Mit den Benediktinern von St. Ottilien mußten auch die Schwestern von Tutzing am Starnbergersee ihre Stationen räumen. Ein Teil derselben fuhr anstatt in die Heimat nach Südafrika, wo sie freundliche Aufnahme fanden. Einige Jahre später besuchte die würdige Mutter Melanie von Tutzing ihre Töchter in Südafrika und kam bei diesem Anlasse auch nach Mariannhill, wo sie überaus gastfreundlich aufgenommen wurde. Ihre Reisebegleiterin schrieb dann einen begeisterten Bericht über Mariannhill, der mit den Worten schließt: „Noch etwas muß ich an Mariannhill rühmen und das ist seine großartige Gastfreundschaft und Nächstenliebe. Besonders unsere Genossenschaft ist den gütigen Missionaren und Schwestern zu großem Danke verpflichtet. Als 13 unserer Mitschwestern, aus Ostafrika vertrieben, in Südafrika ein neues Heim und Arbeitsfeld suchten, wurden sie hier mit der größten Liebe aufgenommen. Für Monate, ja Jahre fanden sie im sog. Vogelhäuschen eine gastliche Stätte. Sechs von ihnen haben in Mariannhill unentgeltliche Ausbildung für das englische Examen erhalten. Unsere würdige Mutter und ihre Begleiterin wurden mit solcher Liebe und Herzlichkeit aufgenommen, als ob Mariannhill uns und nicht umgekehrt, wir ihm so vieles zu verdanken hätten." (Aus dem „Tutzinger Klostergarten", Missionsblätter 1925, 306 f.).

Mariannhill als Sehenswürdigkeit

In einem früheren Abschnitte dieser Abhandlung wurde bereits erwähnt, daß der von Abt Franz Pfanner angekaufte und „Mariannhill" benannte Hügel bei Pinetown durch die unermüdliche Arbeit der Trappistenmissionäre in ganz kurzer Zeit ein anderes Aussehen erhielt. Die emsige Arbeit der Mönche fand von Anfang an das lebhafteste Interesse sowohl der Eingeborenen, die zum ersten Male weiße Männer so angestrengt arbeiten sahen, wie auch der weißen Bevölkerung der benachbarten Hafenstadt Durban und der vermöglichen Besucher des dortigen Seebades, die eine ernste Arbeit ebensowenig kannten wie die Eingeborenen.

Je mehr Mariannhill an Größe und Ausdehnung zunahm, desto

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

größer wurde auch das Interesse und das Staunen der Besucher über das Gesehene. Begeisterte Schilderungen in afrikanischen und europäischen Zeitungen und Zeitschriften lockten immer wieder neue Gäste nach Mariannhill und so wurde die Trappistenniederlassung mit ihren Schulen und Werkstätten allmählich eine der größten Sehenswürdigkeiten Natals und ganz Südafrikas.

Über die Besucher des ersten Jahrzehntes berichtet der Gastmeister des Klosters in anschaulicher Weise. Mit Weglassung nebensächlicher Dinge lautet der Bericht:

Mancher glaubt vielleicht, jedes Trappistenkloster sei fast vollständig von



Mariannhiller Missionare bei einem Kongreß auf einer Missionsstation (in der Mitte der Apostolische Delegat und Msgr. E. Hanisch RMM.
Photo: Mariannhiller Mission

der übrigen Welt abgeschlossen, nur selten klopfe da ein verirrter Wanderer an der Klosterpforte an, und Mariannhill, da unten im Süden Afrikas, sei vollends das weltentlegenste Kloster der ganzen Welt.

Dem ist nun aber keineswegs so, ja ich möchte stark bezweifeln, ob es viele Klöster gibt, in welchem Gäste aus aller Herren Länder in so buntfarbiger Mischung zusammenströmen wie gerade in Mariannhill. Ich rede hier nicht von den vielen Kaffern, die Tag für Tag hier aus- und eingehen und von den Kulis und den benachbarten weißen Kolonisten, welch letztere meist in Geschäftsangelegenheiten in unsere Werkstätten kommen, speziell in die Gerberei, Schuhmacherei, Schreinerei, Wagnerei und Schmiede, sondern nur von distinguierten Gästen, die meist aus weiter Ferne in der direkten Absicht kommen, das vielbesprochene Mariannhill zu sehen.

Gleich zum voraus will ich übrigens bemerken, daß diese häufigen Besuche das reguläre Leben des Klosters nur wenig berühren; denn mit Ausnahme des Gastwartes, der Obern und einzelner Meister in den



Außenschule in der Gwaai-Reserve (Bulawayo)
Photo: Mariannhiller Mission

Werkstätten kommt die Gemeinde in keinerlei Berührung mit den Gästen. Jeder Religiose und Bruder geht vielmehr ruhig seiner Berufsarbeit nach, ohne oft nur eine Ahnung zu haben, welche Gäste sich gerade im Kloster befinden.

(Fortsetzung folgt).

St. Johannes auf Patmos

(Schluß)

Endlich standen die Mauern. Mit meinem Arbeitsgehilfen konnte ich den Dachstuhl aus solidem Gelbholz aufstellen und mit galvanisiertem Wellblech decken. Es war im südafrikanischen März, wo die Sonne nicht selten noch ihre höchsten Hitzgrade entwickelt. Zwischen steilen Bergen im tiefen Tale bei voller Tagesglut ein Dach mit Blech zu decken erweist sich als unmöglich. Darum müssen die frühesten Morgenstunden und späteren Nachmittagsstunden bis zum Einbruch der Nacht fleißig ausgenützt werden.

Gegen Ostern waren wir schon nicht mehr „obdachlos" wie seit langen Wochen, wo der Bau langsam voranschritt und der Dachstuhl ganz im Freien gezimmert wurde. Nun kamen die Türen und Schlösser, die Fenster und innere Einrichtung an die Reihe. Die neue Schulkapelle erhielt auch einen schönen Altar, Bänke und die notwendigste Ausstattung. Der klangreichen, schon vorhandenen Glocke errichteten wir ein luftiges Holzgerüst auf dem Vorplatz. Bald erhielt unser stilles Patmos das Aussehen einer kleinen Musterstation, eines neuentstandenen Missionsforts zwischen den Bergen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Von hier steigt die Natalbahn in langgeschweiften Serpentinen zu einem der höchsten Punkte im Lande empor. Die Reisenden sehen an den Kurven immer wieder das in dieser Gegend auffallende Haus mit den vielen Fenstern und dem funkelnden Dache vor sich liegen. Die Katholiken freuen sich des Fortschrittes der Mission. Andersgesinnte machen entgegengesetzte Bemerkungen. Die Wenigsten verstehen, was ein solcher Vorposten für das wahre Wohl des Volkes und die Zukunft des Landes bedeutet. Daß hier Gott verherrlicht und im Laufe der Jahre ungezählte Seelen für sein ewiges Reich gewonnen und herangebildet werden. Daß viele Hundert Kinder notwendigen und nützlichen Schulunterricht erhalten und Tausende von Eingeborenen ihren eigentlichen Daseinszweck erfassen. Jede hier gefeierte heilige Messe, jedes gespendete heilige Sakrament, jedes andächtige Gebet übertrifft ja als übernatürliches Gut und geistiger Schatz die irdischen Werte, die in anderen Bauwerken, z. B. in einer großen Fabrik, geschaffen werden.

Im Herz-Jesu-Monat fand die feierliche Einweihung des neuen Heiligtumes unter starker Beteiligung der Eingeborenen aus drei Bantu-Reserven statt. Nun dient es bereits 15 Jahre seiner hohen Bestimmung, die Segungen der Gottes- und Menschenliebe in der Gegend immer mehr auszubreiten.

Die Johanneskapelle von über 70 Fuß Länge und ca. 22 Fuß Breite ist längst zu eng und sollte doppelte Maße haben. Neben ihr wohnt ein Katechet mit seiner Familie, der schon viele Jahre unter den schwarzen Stammesgenossen seines Amtes waltet. In einem winzigen Abteil seiner früheren, noch ärmeren Behausung hatte während der Bauzeit der Erzähler seinen Zufluchtswinkel des Nachts und bei Regengüssen. Die Hausgenossen probierten ihre afrikanische Kochkunst für den weißen Gast: des Morgens eine Tasse Tee mit Brot; mittags eine Erbsensuppe und Reis; als Abendgericht etwas Milch mit Brot und Käse. Ruhelager auf einer eisernen Bettstelle. Gegen den ehemaligen Bauort von St. Peter waren also die Verhältnisse hier golden in den zwei Monaten Bauzeit an beiden Kapellen. Zur Abwechslung des Küchenzettels konnte man auch vom Maisfelde auf Patmos grüne Maiskolben haben, bekanntlich eine Delikatesse der Schwarzen. Geröstet und mit Salz und Butter genossen sind solche „tit-bits" in der Tat nicht zu verschmähen. Das entsprechende Naß hierzu lieferte die Quelle vom nahen Berge. Der Fluß bot nach der Tageshitze ein erfrischendes Bad.

Für den irdischen Teil des Missionshelfers war also gesorgt. Die Seele aber hatte lange Fastenzeit. Kein Priester konnte in den 8 Wochen die weitentlegene Gegend besuchen. Darum nicht bloß die ganze Werktagszeit hindurch keine geistige Auffrischung, sondern sogar an den Sonn- und Feiertagen keinen Gottesdienst! Die Entbehrung der heiligen Messe und Kommunion zählt für den Ordensmann zu den empfindlichsten Opfern des Missionsdienstes. Die Bauarbeiter an den Außenforts haben es bei jedem neuen Platz tage- und wochenlang zu bringen. So manchen trifft es 20 bis 30 Mal in seinem Missionsleben. Doch im rechten Geiste hingenommen, bedeuten diese Opfer keinen Verlust, sondern hohen Gewinn; denn hier fastet die Seele für einige Zeit, damit hundert und tausend andere künftig die Wohltat des katholischen Gottesdienstes und der heiligen Sakramente genießen können. Es ist ein Opfer der Liebe und wird aus

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

den geheimen Schatzkammern der Gnade Gottes früher oder später reichlich belohnt. Freilich muß der Missionspionier an solchen Bauplätzen redlich das Seinige tun im „Ora et labora" und sich in den Ruhestunden fleißig der geistlichen Lesung widmen zum Ersatz für die ausfallenden sonstigen religiösen Übungen.

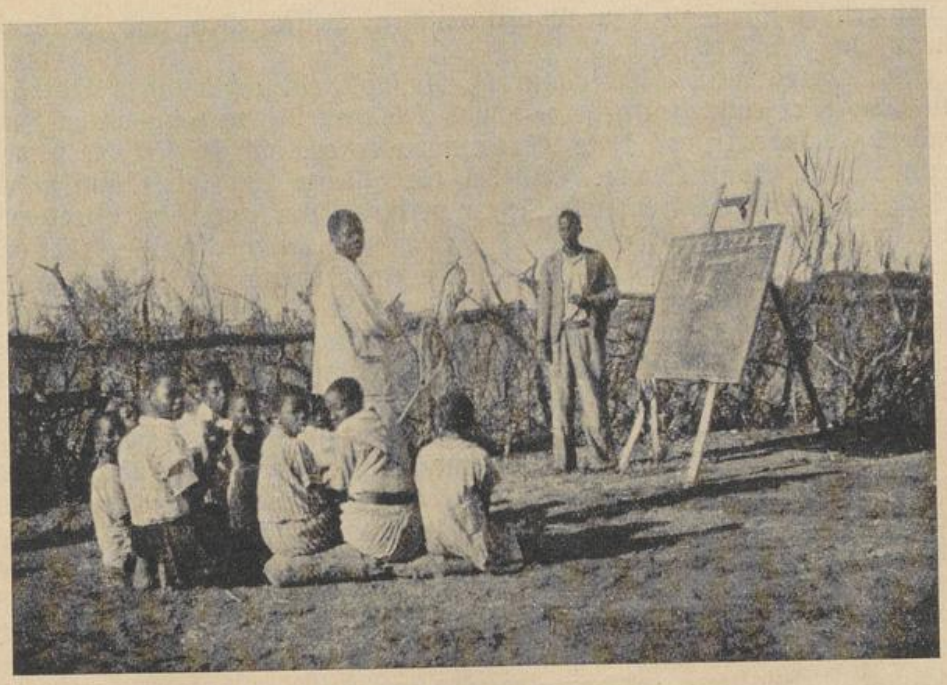
Längeres Verweilen unter den Eingeborenen fordert vom Europäer auch noch Entbehrungen anderer Art. Den Verzicht auf Unterhaltung und gesellschaftliche Erholung. Selbst wenn er mit den afrikanischen Sprachen genügend vertraut ist, bleiben wirklich anregende Gespräche eine Ausnahme. Der Naturfreund findet zwar in der landwirtschaftlichen Umgebung manchen Genuß, zumal wenn er zum erstenmal neue Gegenden kennen lernt. Allein, nicht jeder Ort bietet fesselnden Anblick und das öde Gewand der südafrikanischen Winterflur kann zuweilen mehr als langweilig werden. Darum glücklich der Isolierte, wenn er einen guten Fond lebendiger Glaubensfrische sein eigen nennt. Er findet gerade in der Einsamkeit das Element einer höheren Freude und kostbare Gelegenheit zur Entfaltung und Betätigung der edelsten Kräfte. Unter dem Kreuz des Südens wird er den allgegenwärtigen Gott finden und in regem Gebetsleben sich der ewigen Heimat nähern.

Zu den schönsten Erinnerungen an solche Opferperioden zählen die Feierabende am Bauplatze. Nach getaner Arbeit ist gut ruhen — und bei günstigem Wetter ein kleiner Spaziergang an Sonntagen nachmittags noch besser. Der Erzähler bestieg manche Bergspitze in der Umgebung von Patmos. Da lohnt seltene Rundsicht die Mühe des Kletterns. Die Sonntags-Morgenfrische liegt über den Tälern und Bergen. Wolkenreiner Himmel wölbt sich von einem Ende der Landschaft zum andern. Einzelne Farmgehöfte lugen aus immergrünen Baumanlagen. Hunderte von den runden Hütten der Afrikaner sind über die Bergabhänge und Terassen zerstreut. Hier und dort eine Partie echten Urwaldes, dazwischen die Felder der Schwarzen und Weißen.

Eigenartiges Strauchwerk zwischen Felsenzacken krönt die Hügel. Einsame Vögel nisten im Gezweige; andere durchsegeln das Reich der Lüfte. Dort auf ferner Straße wirbeln Autos dichte Staubwolken auf und hier aus den nächsten Kraalen ziehen Frauen und Kinder mit dem Wassereimer auf dem Kopf zur sprudelnden Quelle. Etwas später eilen viele in weißer und bunter Kleidung zur Sonntagskatechese in der Nachbarschaft. Schafe und Ziegen suchen zwischen dem Gestein der Location ihr Festmahl und Rinderherden lagern in der Ebene. Dort in der Tiefe zieht der Fluß seine vielgeschweifte Bahn und heiliger Friede breitet sich über die Landschaft; denn „es ist der Tag des Herrn ... auf weiter Flur!"

Manches kleine Erlebnis aus jenen Tagen ist noch in frischer Erinnerung. Fröhliche und minder angenehme Vorkommnisse im Dienst der „äußeren Mission". So ging ich eines Sonntags Nachmittag dem Flußufer entlang, das vielerorts mit Inyangane-Felsen buchstäblich gepflastert ist. Die Schuhsohlen waren glatt und der abschüssige, blanke Felsen noch mehr. Unterhalb befand sich ein natürliches Staubecken im Fluß. An solchen Stellen waschen die Eingeborenen gerne ihre Kleider mit reichlichem Seifeverbrauch. Die Flüsse und Bäche sind ihr Wasserbehälter und solche platte Felsen ihre feste Waschbank. Daran hatte ich nicht gedacht als ich schnell die Stelle überschritt und — schlug im nächsten Augenblick der ganzen Länge nach auf den Inyanganeblock, den Kopf nicht ausgenommen. ... Halb bewußtlos wankte ich nach der Hütte und spürte die schmerzen-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Freilichtschule in der Mission (Bulawayo)
Photo: Mariannhiller Mission

den Folgen eine ganze Woche auch in der Schulter und den Füßen, die im Staubecken gelandet waren.

Der große Bach beherbergte ziemlich viele Fischlein, was in Südafrika nicht überall vorkommt. Nach Gewittergüssen aber ward der Bach zum Strom, der alles mit sich fortriß und niemanden ans andere Ufer gelangen ließ. In solchen Zeiten war also Patmos bloß von einer Seite zugängig, wenn man die mächtige, z. T. von Italienern gebaute Bahnbrücke nicht benützen durfte. Jenseits stand ein Indier-Store, deren es so viele gibt im Lande, das durch den Zuckerrohrbau die Asiaten nach Afrika zog. Hier konnte man das Nötigste um teures Geld haben. Ein anderer Trost in der Einsamkeit war die Nähe einer schönen Eisenbahn-Haltestelle. Der Ladeplatz unter schattigen Bäumen, wo im Herbst auch die schönste Unkrautblume Südafrikas wuchert mit ihren prachtvollen weißen und roten Blütensternen in allen Schattierungen vom Lilablaß zum intensivsten Blutrot. Wenn im März und April oft ganze Felder in diesen Farben prangen, ist das ein einzigartiger Anblick. Auf dem Schienengleise eilte in den 8 Wochen mancher gute Bekannte mit dem Zug vorbei. In der Auferstehungswoche warf einer einen willkommenen Osterhasen in sauberer Verpackung dem einsamen Bauarbeiter zu. Dem Hasen fehlten aber die Lampenfüße und Löffel; er entpuppte sich als grätenloser Fisch und fetter Bissen aus dem indischen Ozean!

Eines Morgens ereignete sich etwas nicht eben Alltägliches. Den östlichen Höhen entlang schwebte ein — Haus. Es kam aus ziemlicher Entfernung und wurde unter feierlichem Rhytmus an einen neuen Bestimmungsort gebracht — auf einigen Dutzend schwarzen Schultern. Es war freilich nur das Gerippe einer menschlichen Wohnung, aber doch ein riesiger Bienenkorb in dem drei Familien Obdach finden. Solche Kraal-Über-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

tragungen gehören zu den südafrikanischen Seltenheiten und verdienen einen Platz im Notizbuch.

Ein anderes Mal erlebten wir im Flußtale einen plötzlichen Überfall. Die Angreifer entstiegen geheimen, unterirdischen Räumen zu vielen Tausenden. Es waren ungezählte Fliegerschwadronen, daß sie fast die Sonne verdunkelten. Statt Bomben warfen die Flieger sich selbst auf unsere Köpfe, daß einem Hören und Sehen verging. Vor uns, hinter uns und ringsum flog es, zwar geräuschlos und in unheimlicher Stille, aber mit rücksichtsloser Zudringlichkeit. Wir, kaum ein Dutzend Leute, konnten der Situation nicht Herr werden. Da riefen wir die — Hühner zu Hilfe, die sich mit offenem Schnabel gierig auf den Feind stürzten. Aber so eifrig sie auch mit den Fliegern aufräumten, merkte man kein Abnehmen derselben. Nur die kühle Nacht machte dem Umherschwärmen der — Flügelameisen ein Ende. Es hausen auch Termiten in dieser Gegend, die in Mariannhill und vielerorts dem Holz und Bauwerk so gefährlich sind. Eine andere feindliche Armee marschierte durch das Wohnzimmer. Sie hatte es auf alles Eßbare abgesehen. Legionen winzig kleiner, schwarzer Ameisen, die jedem Spalt entquollen und in langen Zügen auf Raub ausgingen. Da mußte man den Brotkorb riesig hoch hängen, die Tischfüße in wassergefüllte Gefäße stellen und die Bettstollen mit Kreide versichern, wenn einer noch einige Tage leben wollte.

Solche Kleinigkeiten gehören ebenfalls zur Missionsgeschichte. Mancher Vergißmeinnichtfreund liest sie extra gern. Darum mögen sie in die Serie unserer Erzählungen von den Missionsforts eingewoben sein. Das Große und Kleine ist ja überall in Gottes Natur verbunden. Darin stehen sich Europa und Afrika gleich. Sogar das Buch der Bücher verschmäht die kleinen Dinge nicht, wie viele Seiten der Bibel zeigen. Die Legende erzählt auch vom großen Patrone unserer Patmoskapelle, er habe zur nützlichen Erholung mit Tauben und Lämmchen gespielt. Das tut dem Ernst der heiligen Sache keinen Eintrag. Der Schöpfer des Weltalls ordnet, erhält und regiert es bis zu den winzigsten Atomen.

Ferne, Nähe, Groß und Klein — Stimmen in sein Loblied ein!

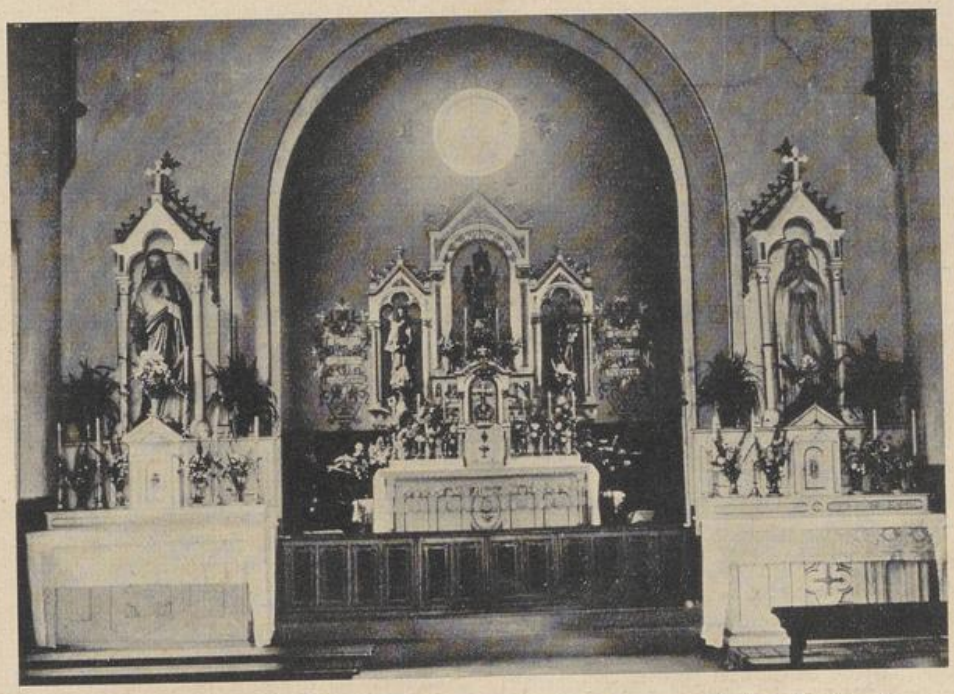
Der Name Johannes bedeutet soviel wie Gottes Gnade. Neuere Übersetzer schreiben: Gotthold. Also einer, dem Gott hold und gnädig ist, ein Träger der Erbarmungen Gottes. Das war der Apostel und Evangelist Johannes in der Tat und Wahrheit. Sein Leben, Wirken und Schreiben ist voll davon. Durch besondere Gnade wurde er mit Petrus und Jakobus eine der Hauptsäulen der heiligen Kirche, der Grundfeste des Dogmas: Christus ist wahrer Gott und wirklicher Mensch in einer Person, Anfang und Ende, Inbegriff und Mittelpunkt von allem.

Johannes ist der große Missionar der Botschaft von der Wiedervereinigung des Menschen mit Gott. Der Jünger und Herold der Liebe. Er schöpfte den göttlichen Schatz unmittelbar aus der Quelle: dem Herzen Jesu, an welchem er selig ruhte. Unmittelbar aus dem Herzen der Mutter, die vom Throne der Liebe herab, vom heiligen Kreuze, durch göttliches Vermächtnis sein herrliches Erbe geworden. Johannes nahm die Mutter der schönen Liebe, die Vermittlerin aller Gnaden „zu sich" und wurde damit überreich an Gnade. Er überlebte Jesus und Maria und alle Apostel um viele Jahre. Im hohen Alter hinterließ er der Kirche, den Missionen und uns allen einen Schatz: das Feierabendstück seiner apostolischen Sendung, das Schlußbuch der Heiligen Schrift. Um das Jahr 95 schrieb er es auf Patmos und eben so viele Sätze darin können als

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

besonders wichtige Missions-Schriftstellen bezeichnet werden. Eine richtige Zusammenstellung und eingehende Würdigung des Inhaltes der 95 Missionssätze des heiligen Johannes wäre kostbarer Stoff für die Missionszeitschriften. Hier können wir bloß aus dem letzten Kapitel einige Gedanken andeuten.

Einer von den sieben Engeln zeigte dem Seher von Patmos die Herrlichkeit der Braut, der Vermählten Christi. Johannes schaute die triumphierende Kirche in geheimnisreichen Bildern. Unter dem Strome lebendigen Wassers, der vom Throne Gottes und des Lammes hervorging und mitten durch die Straße floß, dürfen wir die Flut der Erlösungsgnade



Das Innere der Missionskirche von Otting (Mariannhiller Mission)
Photo: Mariannhiller Mission

verstehen, welche alle Menschen, auch jene mitten in der Welt und im Heidentume reinigen, umwandeln und ins himmlische Jerusalem versetzen will. Aus diesem Gnadenstrome wächst der Baum des Lebens, dessen Früchte und Blätter den Völkern zur Heilung sind. Es gibt nun nichts Verfluchtes und Unreines mehr. Die Bekehrten haben sich dem Dienste Gottes ergeben und beten ihn an. Sie schauen sein Antlitz und tragen seinen Namen an ihrer Stirne. Sie werden herrschen von Ewigkeit zu Ewigkeit. Und alle Menschen ohne Ausnahme sind dazu berufen.

Es folgt die Bestätigung der vollen Wahrheit dieser Schauung und die wichtigste aller Ankündigungen: „Siehe ich komme bald!" Darum selig, wer „die Worte der Weissagung dieses Buches bewahrt!" Sie sollen nicht versiegelt werden, denn „die Zeit ist nahe". Der Inhalt der Offenbarung Johannes geht alle Geschlechter und Jahrhunderte an. Nach fast 2000 Jahren ist jetzt die Erfüllung um eben so viel näher: „Siehe ich komme bald und mein Lohn mit mir, um einem jeden zu vergelten nach seinen Werken. Ich bin das Alpha und das Omega, der Erste und der Letzte,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

der Anfang und das Ende. Selig, die ihre Kleider waschen im Blute des Lammes. Sie sollen ein Anrecht haben auf den Baum des Lebens und durch die Tore der Stadt eingehen — während die Übeltäter und Götzendiener und ein jeder, der die Lüge liebt und sie verbreitet, draußen bleiben muß.

Die Tore der Stadt Jerusalem sind Glaube, Buße und Taufe, wie die katholische Kirche sie lehrt und fordert von allen, die gerettet sein wollen. Den Bewohnern der altchristlichen Länder stehen diese Tore von jeher offen. Den Bewohnern der ganzen übrigen Welt werden sie nun angelweit geöffnet. Europa könnte längst vollzählig durch die weite Pforte eingetreten sein. Ganz Asien und Afrika, und alle sind berufen — niemand ausgeschlossen, als nur, wer sich selbst ausschließt. Wenn er das Angebot verschmäht, „dem wird Gott wegnehmen seinen Anteil am Baum des Lebens und an der heiligen Stadt, von denen in diesem Buche geschrieben ist."

Nochmals wiederholt Christus dem Seher von Patmos: „Ja, ich komme bald." Und Johannes antwortet: „Amen. Komm, Herr Jesu!"

Der Geist und die Braut sagen: Komm! Und wer es hört, sage: Komm! Das ganze Christentum ist das Verlangen und Rufen darnach und schon eine Erfüllung desselben. Daran schließt sich auch die große Erwartung und Bitte der glorreichen Ankunft Christi bei der Vollendung. Die katholischen Missionen stehen im Dienste der beiden größten aller Ereignisse . . .

St. Johannes hat in der Geheimen Offenbarung und somit in der ganzen Heiligen Schrift das letzte Wort. Es soll hier auch das unserige sein: „Die Gnade des Herrn Jesus Christus sei mit allen!" Amen.

Die ewige Messe

Erzählt von Peter Scherer, Püttlingen-Saar

Mögen die Ansichten so mancher Christen und Nichtchristen über den Gnadenwert des heiligen Meßopfers sein wie sie wollen, für oder gegen, für mich hat folgendes Ereignis alle Zweifel über diese Frage gelöst.

Vor etlichen Jahren wurde ich von einem alten Bekannten um meinen Besuch und Rat gebeten.

Lange hatten wir uns nicht mehr gesehen, und so war es für mich auch verständlich, daß mein Freund aus Freude über unser Wiedersehen und zur Festigung unserer alten Freundschaft meinen Empfang sehr herzlich und angenehm gestaltete.

Wir unterhielten uns über die Zeitgeschehnisse der vergangenen Jahre und ich konnte so zwischendurch auch feststellen, daß mein Freund trotz seines noch so gezwungen zur Schau getragenen freundlichen Wesens, von einem heimlichen Kummer bedrückt wurde. Um ihn aber nicht ahnen zu lassen, daß ich seinen Kummer durchschaut hatte, ging ich auf dieses Thema nicht direkt ein. Ich wollte warten bis mir mein Freund sein bekümmertes Herz selbst ausschütten würde.

Bei gebührender Zurückhaltung meinerseits erhoffte ich dann auch das Leid meines Freundes in voller Größe zu erfahren.

Trotzdem ich meinen Freund durch heitere Reden immer in gute Stimmung zu versetzen suchte, drückte die schwere Sorge ihren schmerzenden Stempel unverkennbar in sein Gesicht. Groß mußte sein Leid sein.

Zwei Tage dauerte dieser Zustand und ich glaubte schon aus dem äußerlichen Benehmen meines Freundes falsche Schlüsse gezogen zu haben, weil er mir nicht die geringste Klage andeutete.

Endlich am dritten Tage schien mein Freund im Kampf zwischen Selbstbehauptung und Schicksal, letzterem unterlegen zu sein. Ich war gerade von einem kleinen Spaziergang in das Haus meines Freun-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

des zurückgekehrt, als er mich auf der Treppe abfing und bat, ihm in ein im oberen Stockwerk gelegenes kleines Zimmerchen zu folgen. An dem auffallend verstörten Benehmen meines Freundes merkte ich, daß etwas schlimmes eingetreten sein mußte.

Nervös und hastig lud er mich zum Sitzen ein. Dann begann er: „Lieber Freund, ich habe dich hierher gebeten, um von dir Rat und Hilfe zu begehren. Zwei Tage lang schämte ich mich, dir meine verzweifelte Lage zu gestehen. Aber heute drängt das Schicksal zur Entscheidung und es gibt für mich nur noch eine Rettung durch sofortige Hilfe. Doch warum nur das lange Hintenherumreden? Hier nimm und lies!"

Zitternd drückte er mir einen Briefumschlag in die Hand. Ich entnahm dem Umschlag ein Schreiben und las:

Herrn Friedrich Pasch
Gastwirt und Diplomlandwirt

„Nachdem Sie uns, entgegen Ihren Versprechen vor vier Wochen, bis heute ohne jegliche Zahlung ließen, müssen wir annehmen daß es ihnen nicht gelungen ist, das Geld für die bereits schon überfällige Zahlungsverpflichtung zusammen zu bringen.

Aus diesem Grund sehen wir uns zu unserem größten Bedauern gezwungen, das schon seit sechs Monaten in unseren Händen befindliche Urteil des Amtsgerichts zur sofortigen Zwangsvollstreckung zu bringen.

Nur wenn es Ihnen noch durch ein Wunder möglich sein sollte, uns innerhalb drei Tagen einen Teilbetrag von 3000 Mark zu überweisen, könnte eine nochmalige Verschiebung der Zwangsvollstreckung zur Folge haben.

Strengen Sie sich in den nächsten zweiundsiebzig Stunden gut an, ehe es zu spät ist.

Mit aller Hochachtung
Ihre Steinberg-Brauerei A.-G.

„Und was soll nun werden?" fragte ich meinen Freund.

Dieser stürzte auf mich zu, faßte mich bei der Hand und flehte: „Ich bin nicht in der Lage, das verlangte Geld zu beschaffen, und wenn du mir nicht hilfst, muß ich mit meiner Familie in kürzester Zeit Haus und Hof verlassen. Ich weiß, daß du ein kleines Vermögen besitzest, und du wirst mir auch helfen. Später werde ich dir wieder alles zurückerstatten."

Bekümmert blickten mich die tränenfeuchten Augen meines Freundes an. Er tat mir sehr leid. Leid weil er so tief im Unglück saß, und leid, weil ich ihm nicht mehr helfen konnte, da ich in den letzten Jahren durch unglückliche Zufälle selbst mein gesamtes Vermögen verloren hatte. Ich war noch ärmer als mein Freund. Die Situation war für mich so ergreifend, daß ich jetzt nicht wagte, meinem Freund meine eigene Not zu gestehen.

Ich munterte ihn auf, den Kopf nicht zu verlieren, denn durch klare Überlegung ließe sich eher ein Ausweg finden, als durch kopflose Ratlosigkeit.

Einige Augenblicke folgten.

Ich unterbrach die unheimliche Stille. „Wie ist denn dieses Unglück alles nur so plötzlich über dich hereingebrochen?" Nach einem tiefen Seufzer begann mein Freund. „Wie alles so über mich gekommen ist und warum das Unglück mich so traf, weiß ich nicht.

Vor zwanzig Jahren ererbte meine Frau das gesammte Anwesen von meiner damals verstorbenen Schwiegermutter. Das Erbe war sehr verschuldet. Ich nahm meine eigene Ersparnisse und lieh mir dazu noch eine größere Summe und tilgte die auf dem Erbe lastende Schuld meiner Schwiegermutter.

Mit unermüdlichem Fleiß griffen meine Frau und ich und später auch meine Kinder in die Wirtschaft ein. Die Erträgnisse steigerten sich von Jahr zu Jahr, und ich konnte erhebliche Abtragungen auf die Schulden leisten. Schon fühlte ich mich als freier Mann auf eigener Scholle, als genau vor zehn Jahren durch einen großen Brand der größte Teil des Wirtschaftsgebäudes in Flammen aufging. Der Schaden war sehr groß, denn das Anwesen war nicht versichert.

Abermals mußte ich eine größere Summe leihen, um den Wiederaufbau durchführen zu können. Und mit noch größerer Energie nahm ich mit Frau und Kindern den Kampf mit dem Schicksal wieder auf.

Nochmals folgten fünf Jahre der Mühe und des Aufstieges, als dann über Nacht in meinem Stalle eine Seuche ausbrach und fast den gesamten Viehbestand nach einigen Tagen dahinraffte. Groß war wieder der Verlust, da nur ein geringer Teil des Schadens durch Versicherung gedeckt war.

Ich glaubte vom Wahnsinn befallen werden zu müssen. Zur Neuanschaffung von Vieh war die Aufnahme einer weiteren Schuldsumme erforderlich.

Nun folgte Schicksalsschlag auf Schicksalsschlag. Wo ich gestern glaubte, mich rettend an das Werk meines stürmischen Schicksals geklammert zu haben, zog mich

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

heute der Strudel der Vernichtung immer noch tiefer ins Verderben. Ich konnte es nicht fassen, daß das Schicksal mich zur endgültigen Vernichtung auserkoren haben sollte, und versuchte immer von neuem, mich dem Verderben mit aller Gewalt entgegen zu stellen. Und so nahm ich denn vor zwei Jahren auf die von Hypotheken noch freigebliebene kleine Partie meines Wirtschaftsanwesens bei meiner Lieferbrauerei die letzte Schuldsumme auf. Um aber dem Schicksal nun endlich einen doppelten Damm entgegen zu setzen verheirateten sich meine beiden ältesten Töchter.

Die Männer stammten aus guten Familien. Sie brachten ihr Vermögen und opferten es für unsere Sache, indem sie die stark ins Absinken geratene Wirtschaft finanziell wieder aufrichteten. Schwiegersöhne, meine Kinder sowie meine Frau und ich, alles half in unermüdlicher Arbeit mit, die aufsteigende Sprosse der Schicksalsleiter wieder zu erklimmen.

Aber noch war der Leidenskelch meines Familienschicksals nicht bis zur Neige geleert. Während der eine meiner Schwiegersöhne kurz nach seiner Verheiratung einer heimtückischen Lungenentzündung erlag, wurde der andere vor einem halben Jahre auf dem Felde bei der Arbeit vom Blitz erschlagen.

Der neue Schmerz und das Klagen der beiden Witwen brachte mich selbst bald unter die Erde.

Die grundlose Tiefe meines Unglücks fand ihre Krönung, als mein siebzehnjähriger Sohn nach bestandener Prüfung und kurz vor Antritt seiner festen Stellung bei einem Ausflug in einem Weiher ertrank. Es geschah dieses vor drei Monaten.

Nun ging es rasend bergab. Wie eine urgewaltige Lawine rollte das Unglück durch meine Familie, alles zerschmetternd was sich aufhaltend ihr in den Weg zu stellen versuchte.

Und nun bin ich am Ende der natürlichen Wiederstandskraft angelangt. Wie Du aus dem Schreiben gelesen hast, wird die Brauerei jetzt unbarmherzig die Hand an die Zwangsversteigerung meines einstigen Hab und Gut legen. Und nach der Brauerei werden noch so viele Gläubiger folgen, deren Namen ich vor lauter Gemütsschwere fast schon vergessen habe.

Ich habe darum Dich hierher gebeten, um mich in meinem unabwendbaren Leid aufzurichten oder mir gar durch finanzielle Hilfe das Allerschlimmste, die Zwangsversteigerung, abzuwenden. Kannst und willst du mir helfen, mein guter Freund?"

Nur mit größter Selbstbeherrschung konnte ich die Tränen in meinen Augen unterdrücken. Schlimm hatte ja das Unglück die Familie meines Freundes heimgesucht. Hätte in dieser Sekunde das Schicksal mir eine nennenswerte Summe in die Hände gelegt, mit Freuden hätte ich sie meinem Freunde geschenkt. Aber in mir klammerte sich mein Freund doch nur an einen faulen Zwirnfaden.

Sollte ich in dieser trostlosen Situation meinem Freund meine eigene Verarmung gestehen?

Ich beschloß, meinen Freund noch wenigstens eine Nacht in dem Glauben, daß ich ihm helfen könnte, unter seinem Dache schlafen zu lassen. Morgen sollte er dann die rauhe Wirklichkeit erfahren.

Ich klopfe ihm besänftigend auf die Schulter: „Mag auch das Unglück, das dich betroffen hat, noch so groß sein, so wäre es doch nicht unmöglich, daß Gott dir plötzlich wunderbarer Weise Hilfe schicken würde. Wir wollen mal ruhig noch einen Tag abwarten und bis morgen wird sich dann schon irgend ein Ausweg gefunden haben."

In ernster Haltung richtete sich mein Freund auf. „Auf Gottes Hilfe rechne ich nicht mehr. Er hat mich trotz meines einwandfreien Lebenswandels und trotz des großen Fleißes meiner Familie in Grund und Asche verderben lassen. Ich kann nur mehr durch Menschenhand gerettet werden. Ich vertraue und hoffe nur mehr auf dich, mein Freund, und warte bis morgen."

Es schien mir, daß mein Freund meine Trostworte von vorhin als eine Hoffnung für sich aufgefaßt hätte, denn es überkam ihn jetzt nach seinen letzten Worten eine auffallende Ruhe.

Nach dem Mittagessen begab ich mich zu einer kurzen Ruhe auf mein Zimmer. Das über meinem Freund schwebende Verhängnis ließ mich aber nicht die geringste Ruhe finden. Aufgeregt tappte ich im Zimmer hin und her. Um mir mit Gewalt die trüben Gedanken zu vertreiben, griff ich in das Bücherbrett und zog ein Buch heraus. Es war ein altes Lesebuch der Volksschule aus dem Jahre 1850. Die stark vergilbten Blätter bildeten mit dem tiefschwarzen und undeutlichen Druck einen wilden Kontrast.

Vor und rückwärts blätterte ich in dem Buche, konnte mich aber vor innerer Unruhe nicht in dasselbe vertiefen. Als ich zuklappte um es wieder weg zu legen, fiel ein Blatt Papier zu Boden. Es war ein zusammengefaltetes Blatt in der Größe

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

eines Briefbogens. Neugierig faltete ich das Blatt auseinander. In blasser, ungeübter Schrift stand da:

Vermögensvermächtnis.

Ich Unterzeichneter, Peter Schmitt, vermache im gegenseitigen Einverständnis meiner übrigen Geschwister, meiner elternlosen vierzehnjährigen und jüngsten Schwester Elise mein gesamtes Vermögen, bestehend aus Gastwirtschafft, Bäckerei und sechzig Tagwerk Land mit allem Zubehör. Dafür verspricht meine Schwester Luise, mir nach meinem Tode zur Erlösung meiner armen Seele, in der hiesigen Pfarrkirche für alle Zeiten eine „Ewige Messe" lesen zu lassen.

Die Kosten für diese „Ewige Messe" sind sofort nach meinem Tode aus meinem Barvermögen zu entnehmen und dem hiesigen Pfarramt zu überweisen.

Aichenberg, den 6. Februar
im Jahre des Herrn 1853

Peter Schmitt, Elise Schmitt

als Zeugen:
Valentin Körner, Eduard Brück.

Ich überlegte einen Augenblick, was es mit dieser Urkunde wohl für ein Bewandtnis haben könnte. Wer konnten die Unterzeichner wohl sein, und wie kam dieses einstens wohl wichtige Testament in dieses unscheinbare Lesebuch?

Die Sache schien mir auf einmal so interessant, daß ich die Urkunde an mich nahm und sie abends meinem Freund vorlegte, damit er des Rätsels Lösung herbeiführen könnte.

Seine Augen weiteten sich als er das Schriftstück durchlas. Aber dann gab er es mir wieder zurück und sagte: „Dieses Papier hatte wohl einst mal eine Bedeutung, aber heute ist es vollkommen belanglos."

Mit tiefem Seufzer preßte mein Freund diese Worte hervor.

Ich fragte ihn, wer denn die unterzeichneten Personen seien, und er antwortete: „Die Erbin, Elise Schmitt, ist meine vor mehreren Jahren verstorbene Schwiegermutter. Peter Schmitt ist der 1853 verstorbene Bruder meiner Schwiegermutter, der dieser kurz vor seinem Tode sein gesamtes Vermögen vermachte. Die anderen beiden sind die Testamentzeugen."

„Sollte denn dieses Schriftstück mit deinem heutigen Unglück in keinem Zusammenhang stehen, oder gar durch dieses die Wendung deines Schicksals herbeigeführt werden können?" fragte ich weiter.

Bitter lachte mein Freund: „Ich wüßte nicht was diese Urkunde mit meinem heutigen Unglück zu tun hätte. Meine Schwiegermutter erbte das Anwesen von ihrem Bruder, meine Frau und ich erbten es ordnungsgemäß von meiner Schwiegermutter, und heute ist eben alles futsch."

Sinnend blickte ich auf das Schreiben. Wie gebannt gruben sich meine Augen in die verblichenen Buchstaben und wie von einer magnetischen Gewalt wurden meine Blicke immer auf die Worte, „Ewige Messe" gezogen.

Plötzlich ging mir eine Erleuchtung durch den Kopf. „Sag mal, Pasch," fragte ich meinen Freund, „wie steht denn die Sache mit der „Ewigen Messe" für den verstorbenen Peter Schmitt? Oder was weißt du näheres darüber?"

„Von der ganzen Sache weiß ich nichts. Meine Schwiegermutter hat mit meiner Frau und mir noch niemals darüber gesprochen."

„Dann weißt du auch nicht, ob die „Ewige Messe" überhaupt weder bestellt, noch gelesen wurde?"

„Nein", antwortete rauh mein Freund „wohl haben die noch lebenden und jetzt sehr alten Geschwister meiner Schwiegermutter mir gegenüber schon mal die Äußerung gebraucht, daß meine Schwiegermutter die Ewige Messe für den Verstorbenen noch nicht bezahlt habe und darum der Fluch und das Verderben auf dem Anwesen lasten würden. Ich habe aber um die Sache mich niemals gekümmert und die Mahnungen der alten Verwandten als haltloses Geschwätz nicht ernst genommen."

„Und doch könnte vielleicht hier der Ursprung deines Unglücks zu suchen sein," antwortete ich.

Abermals lächelte mein Freund bitter: „Ich glaube so wenig daran, als wenn man mir sagte, daß ich in meinem Leben noch einmal mein Besitztum schuldenfrei in meine Hände zurück bekäme."

Wiederum folgten einige Sekunden stillen Nachsinnens. Dann klopfte ich meinem Freund auf die Schulter und sagte: „Nun wollen wir mal ruhig eine Nacht über die Geschichte schlafen". Morgen werden wir dann schon der Erklärung und Entscheidung einen Schritt näher gekommen sein."

Mit allem, was über ihn kommen möge, zufrieden, nickte mein Freund zustimmend.

Den ganzen Nachmittag überlegte ich, was zu tun sei. Gegen Abend war mein Plan klar. Ich begab mich ohne Wissen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

meines Freundes zum alten Dorfpfarrer und bat ihn, mir zu sagen, was er von der Ewigen Messe für den 1853 verstorbenen Peter Schmitt wisse. Da der Pfarrer aber von der ganzen Sache nichts wußte, legte ich ihm die im Lesebuch gefundene Urkunde vor. Dann schlug der Pfarrer die alten Kirchenbücher auf, konnte aber schon nach kurzer Zeit feststellen, daß die von dem Verstorbenen gewünschte Ewige Messe weder bestellt, noch gelesen worden war.

Dann besprach ich mit dem Pfarrer die schlimme Lage, in der sich mein Freund befand, und der Pfarrer sprach sein tiefstes Mitgefühl über das ihm schon bereits bekannte Unglück meines Freundes aus.

Was wir dann noch besprachen, bildete den Samen zur Wiedergeburt des Glükkes für die Familie meines Freundes.

Während der Pfarrer sich noch in derselben Stunde mit der Brauerei erfolgreich für die Abwendung der Zwangsmaßnahmen gegenüber meinem Freund, in Verbindung setzte, besprach ich mit meinem Freund selbst, bis spät in die Nacht die Möglichkeit, die von dem Verstorbenen gewünschte „Ewige Messe" schnellstens bezahlen und lesen zu lassen.

Mein Freund wehrte sich anfänglich gegen diese meine Absicht bis aufs äußerste, bis es mir aber doch nach unsäglich vieler Mühe gelang, ihn davon zu überzeugen, daß ja bei ihm jetzt doch alles auf der letzten Karte stehe und die Kosten für die „Ewige Messe" bei dem Umfang der Gesamtschuld keine wesentliche Rolle mehr spielen würden. Seine tote Schwiegermutter aber würde durch diese „Ewige Messe" Vergebung der Schuld, die sie durch das Nichteinlösen des Versprechens gegenüber einem Toten auf sich geladen hätte, erlangen, und die ewige Ruhe im Grabe finden.

Schon morgens um sieben Uhr zogen mein Freund und ich mit zwei wertvollen Rindern zum Viehhändler und gegen Mittag war der Pfarrer im Besitze des Geldes für die „Ewige Messe".

Als am Morgen des folgenden Tages die Glocken des Dorfkirchleins zur Messe läuteten, sah man meinen Freund mit seiner Familie und dem Gesinde zum Gottesdienst der „Ewigen Messe" ziehen, die an diesem Morgen zum erstenmal gelesen wurde. Der Wunsch des verstorbenen Peter Schmitt und seiner toten Schwester Elise waren gegenseitig quittiert und getilgt.

Und von dieser Stunde an ward auch mit unsichtbarer Hand das so viele Jahre auf der Familie meines Freundes lastende Unheil hinweggerissen, die goldenen Strahlen des Glückes durchbrachen die harte Kruste des Unglückes und überall, in der Familie, in der Wirtschaft, im Stall und auf dem Felde ging es vorwärts.

Die Überschüsse stiegen von Jahr zu Jahr, und langsam aber sicher nahm die Schuldsumme ab. Das Glück fand seine Krönung wieder, als die jüngste Tochter meines Freundes mit einem höheren Beamten sich verheiratete und die ganze Schuldsumme mit dessen Vermögen ablösen konnte.

Einige Jahre sind seitdem vergangen, Glück und Zufriedenheit herrschen wieder im Hause meines Freundes. Heute erreichte mich wieder ein Brief, in dem ich gebeten werde, wieder für längere Zeit im Hause meines Freundes kostenlosen Erholungsaufenthalt zu nehmen. Der Schluß des Briefes klingt aber darin aus, daß mein Freund nun wirklich von dem Gnadenwert des heiligen Meßopfers sowie der Seelenruhe einer mit Schuld beladenen Verstorbenen genügend überzeugt ist. — Und ich auch.

Mariannhiller Meßbund

gesegnet und empfohlen von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI.
und approbiert vom Hochwst. H. Adalbero Fleischer RMM.,
Bischof und Apostolischer Vikar von Mariannhill, Südafrika

Anfragen um Aufnahme richte man an unsere Vertretungen

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Übereinkunft gerne gestattet
Verantwortlich P. G. A. Rottmann; Missionshaus St. Joseph, Reimlingen
Druck der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayr.-Schwaben

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT DER MARIANNHILLER MISSION

NUMMER 8 AUGUST 1936 54. JAHRGANG

Maria Himmelfahrt

Das Grab ist leer: — auf ros'gem Wolkenthron
Schwebt sie empor, umrauscht von Engelsschwingen.
Empor! Empor! Die Reinste wird erringen
Nunmehr des Himmels schönste Strahlenkrone.
Schon kniet sie nieder vor dem lieben Sohne;
Er hebt sie auf, sie innig zu umschlingen,
Und höher als die Engel darf sie dringen
In der Dreieinheit Schoß, zum höchsten Lohne!
O wunderbarer Lohn! So war ihr Leben:
Ein Gnaden-Tugend-Wunder ohne Grenzen
Von der Geburt bis zu dem Erd'entschweben!
Aus den jungfräulich-mütterlichen Kränzen,
Womit ihr Haupt so glorreich ist umgeben,
Wird Gottes Allmacht stets am reinsten glänzen.

L. von Heemstede

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Mariä Himmelfahrt

15. August

Nur von vier Menschen wissen wir sicher, daß sie mit Leib und Seele von dieser Erde aufgefahren sind; Elias und Henoch (4. Röm. 2,11; 1. Mos. 5. 24), Jesus und Maria. Nur die letzten beiden sind gestorben, auferstanden von den Toten und eingegangen in den Himmel.

Marias heiligster Leib wird nur von Jesu Leib an Herrlichkeit übertroffen. Vor den Leibern aller Heiligen ist er auferstanden. Glorreiche Scharen werden nach dem letzten Gerichte mit verklärten Körpern einziehen ins himmlische Jerusalem, geführt von Petrus und Paulus, von heiligen Martyrern, von Bekennern und Jungfrauen. Marias Leib, das edelste Kleid, der leuchtende Tempel ihrer Seele, gleicht dem Monde, welcher vor allen Sternen glänzt und der Sonne Licht glanzvoll widerstrahlt.

Maria, die die Verklärung ihres heiligsten Leibes verdient hat durch Jungfräulichkeit und Gottesmutterschaft, möge uns helfen zu standesmäßiger Reinheit und zu übernatürlichen Früchten guter Werke.

Der hl. Bonaventura sagt (Sermo 3. de assumt. B. M.): „Sicherlich eilte der Gottesmutter heute in feierlichem Zuge entgegen der ganze Hof des Himmels. Engel fliegen hin ihre Königin zu schauen, die Patriarchen verlassen die Throne, um ihre Tochter, die Apostel um ihre Lehrerin zu begrüßen. Es kommen die Martyrer um ihre Trösterin, Frauen und Witwen um ihre Genossin und Schwester, Jungfrauen um ihre Führerin zu erblicken. Alle versammeln sich bei ihr vom Geringsten bis zum Höchsten, wie einst zu Bethulia Judith von allen bewillkommt ward." (Jud. 13. 15.) Am Tore des himmlischen Jerusalems versammelten sich vor allem Joachim und Anna, Elisabeth und Zacharias, Josef und Gabriel um Maria zu begrüßen.

Alle Engel und Heiligen bewundern die Schönheit ihres Leibes, freuen sich des Glückes, welches diese Seele erfüllte in der erhabensten Anschauung Gottes und in der beseligendsten Liebe.

Warum verdient Maria solche Ehrenbezeigungen?

Der hl. Bernhard antwortet: „Mit Recht schauen alle Geschöpfe auf dich hin, weil des Allmächtigen gütige Hand durch dich und aus dir alles erneuerte, was er schuf."

Selbst die heiligste Dreifaltigkeit kommt Maria entgegen, nicht indem sie sich von einem Orte zum andern bewegt, sondern indem sie ihr Gunst erweist, ihr Freude und Herrlichkeit verleiht. Der Vater erfüllt die Weissagung. „Das Haus meiner Majestät will ich verherrlichen!" (Is. 60. 7.) Der Sohn begrüßt die Quelle seiner Menschheit, das Haus seiner Wohnung. Der Heilige Geist, die Schatzkammer seiner Güte; denn in Maria legte er ungemessene Reichtümer der Gnaden, wodurch er sie erfüllte, und wovon er allen mitteilen soll.

Wenn Gott uns prüft, wenn Menschen uns verkennen, gering achten, sogar verfolgen, vertrauen wir auf den Herrn, der einst mit seiner heiligen Mutter, unsern heiligen Schutzengeln und heiligen Namenspatronen uns entgegenkommen wird, wie er dem hl. Martinus und hl. Ambrosius, der hl. Klara und anderen Auserwählten entgegeneilte, als sie starben.

Als Bethsabee zu ihrem Sohne Salomon eintrat in den Thronsaal, stand der König auf, ging ihr entgegen, begrüßte sie ehrfurchtsvoll und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

lud sie ein, auf einem Throne neben dem seinigen Platz zu nehmen. (3. Kön. 2. 19.) Er war Jesu Vorbild.

Als Jesus von seiner Mutter im Tempel wieder gefunden war, stieg er mit ihr hinab nach Nazareth und war ihr untertan. Heute steigt sie hinauf zu ihm ins himmlische Sion. Er besitzt im Himmel einen Thron, worauf er unendlich hoch über alle Engel und Heiligen, auch über Maria erhaben als eingeborener Sohn Gottes, als zweite Person regiert in unnahbarer Höhe mit dem Vater und dem heiligen Geiste. Durch seinen göttlichen Vater erhielt der Menschensohn einen zweiten, hohen Thron, von dem aus er zu seiner Mutter redet, wie der Vater zu ihm spricht: „Setze dich zu meiner Rechten, bis ich deine Feinde zum Schemel deiner Füße hinlege." (Ps. 109.) Jesus erhebt Maria über Himmel und Erde zur „Herrin der (sichtbaren und unsichtbaren) Welt, zur Königin des Himmels."



Maria Himmelfahrt
(Würzburger Hausschmuck)
Photo: Sattler, Würzburg

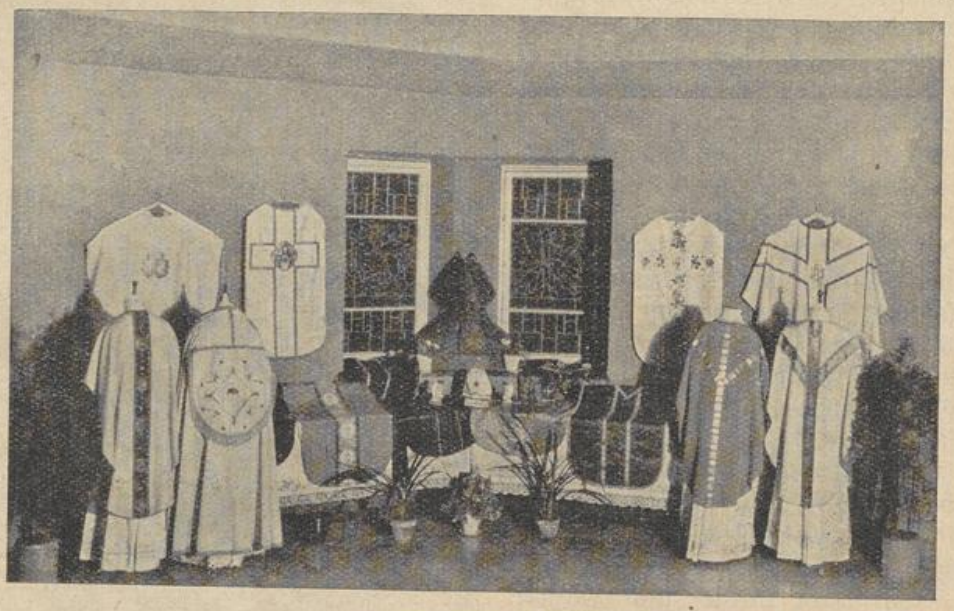
Christliche Maler und Dichter haben Marias Krönung anschaulich geschildert.

Herrlich ist der Gottesmutter Krone der Gnaden, ihrer Tugenden Mantel. Weit reicht das Szepter der Kaiserin der Herzen, die thront zur Rechten ihres göttlichen, eingeborenen Sohnes. Wie nie etwas das Herz Marias trennte vom Herzen Gottes, so erhebt sich keine Schranke, kein Zwischenraum zwischen dem Throne des Sohnes und der Mutter. Darum hat Maria das Amt, stets für uns Mittlerin zu sein und Fürsprecherin. Stand einst Eva im Paradies neben Adam, so sitzt jetzt Maria in unwandelbarer Sicherheit neben Christus. Er spricht zu ihr, wie einst Salomon seiner Mutter sagte: „Bitte Mutter, denn es ziemt sich nicht, daß ich dir etwas abschlage." Das Mittelalter begeisterte sich für Minnedienst. Die edelsten Ritter trugen die Zeichen ihrer Dame. Wir wollen Marias Zeichen tragen: sei es in der Gesinnung marianischer Gefolgschaft sei es durch Skapulier und Rosenkranz, nach außen durch christlich-marianisches Leben unter ihrem Titel der Königin der Apostel und Missionare. —d—

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Missionsnähstube in Würzburg

Zum zweitenmal, liebe Leser, sollt ihr etwas aus unserer Missions-Nähstube in Würzburg erfahren. Doch vorerst ein Wort des Dankes an alle Freunde und Mitarbeiter. Besonderen Dank und Vergelts Gott für die Pakete, die für die Nähstube geschickt worden sind. Vieles davon ist bereits auf hoher See und bald werden schwarze Negerhändchen nach den schmucken Kleidchen und all den schönen Sachen greifen. Wie werden sie sich freuen und den Wohltätern von Herzen danken. Dank aber auch den fleißigen Händen, die die Kleidchen und Meßgewänder, Alben und



Ausstellung der Missionsnähstube des Pius-Seminars Würzburg
Photo: Pius-Seminar, Würzburg

Altardecken usw. verfertigt haben. Manche freie Stunde wurde dabei geopfert und auf manches Vergnügen verzichtet. Möge es der allgütige Gott, der Vergelter alles Guten, einst am großen Erntetag reichlichst lohnen. Aber auch wir Mariannhiller danken recht herzlich und versprechen für die Wohltäter zu beten. Am Ostersonntag erhielten drei Patres das Missionskreuz. Anfangs Juni verließen sie ihre liebe Heimat, um in Afrika, im Lande ihrer Sehnsucht, eine zweite Heimat zu suchen. Bei der Aussendungsfeier hatte auch die Missionsnähstube ihre Leistungen des vergangenen Jahres ausgestellt. Schade, daß so viele Missionsfreunde so weit von Würzburg entfernt sind! Was gab es doch da alles zu sehen! Wie mußten so viele Besucher staunen über all die vielen Sachen, aber auch über den Fleiß und die Sorgfalt bei Herstellung all der kunstvollen und feinen Arbeiten! Innerhalb eines Jahres wurden 30 Meßgewänder, 6 Alben, 2 Pluviale (Chormäntel), einige Altardecken, Chorröcke, Kelchwäsche usw. verfertigt.

Ihr seht, liebe Leser, daß in der Missionsnähstube gute Erfolge erzielt werden. Wir hoffen zuversichtlich, daß ihre Gönner und Freunde auch fernerhin ihr treu bleiben und mithelfen, zu Ehre dessen, „der den Trunk Wasser nicht unvergolten läßt".

P. K.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Zeige uns dein Reich!

32.

Drei Marienmonate zählt das katholische Kirchenjahr. In jedem verehrt eine glückliche Schar der Kinder und Diener Mariens die hehre Jungfrau, Mutter und Königin. Der alljährliche Wonnemonat Mai grüßt vor allem die Jungfrau der Jungfrauen. Der Oktober ehrt Maria vorzüglich als Mutter in den Geheimnissen des heiligen Rosenkranzes. Der gegenwärtige Monat August aber verherrlicht sie als die Königin über alle und über alles. Nach allgemein angenommener Überlieferung nahm ja Maria am Dreizehnten dieses Monats Abschied von der Erde und wurde am Fünfzehnten mit Leib und Seele in den Himmel aufgenommen und glorreich gekrönt. Unsere geliebteste Königin trägt also nun etwa 1888 Jahre lang die Krone des Reiches, das kein Ende hat! (Wenn Maria nämlich nach der Himmelfahrt Christi noch, wie man glaubt, 15 Jahre hienieden weilte.)

Darum feiern ihre treuen Verehrer nun gleichsam ein Freudenfest von 31 Tagen. Am Anfang und am Schluß stehen die beiden Kirchenlehrer Alphonsus und Augustinus, welche uns so viel von den Herrlichkeiten Mariens künden. In der Mitte aber, in der Oktav des Krönungsfestes, der heilige Bernhard. In seinem allbekannten Memorare nennt der honigfließende Lehrer Maria die „Herrscherin der Welt!" Seit geraumer Zeit wird sie auch als „gloriosa Regina Mundi", Königin des Weltalls öffentlich verehrt. Darum dürfen wir sie unter dem gleichwertigen Titel: Königin des Reiches Christi feiern und anrufen. Ist Maria doch wahrhaft Herrin und Herrscherin im gesamten Christkönigreiche. Beten wir mit der Kirche schon zum heiligen Joseph: „Du hast ihn gesetzt zum Herrn deines Hauses — und zum Fürsten über dein ganzes Besitztum!" so gilt das noch mehr von der Himmelskönigin.

Als solche wird sie auch in allen katholischen Missionen der Welt verkündet, von den Neubekehrten aller Völker und Rassen geehrt und angerufen. Als solche wird Maria uns in das Reich für alle einführen, uns seine Größe und Schönheit, seine Reichtümer und Geheimnisse immer klarer zeigen, bis wir durch sie, die Himmelspforte, dort einziehen. Fiat!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Auf Besuch bei unseren Missionaren

V

Die Walliser Missionarinnen aus St. Ursula, Brig, in ihrem Tätigkeitsfeld

Neu-Cwele ist das seit zwei Jahren von den Briger Ursulinen übernommene Arbeitsfeld. Es war seiner geographischen Beschaffenheit nach ein wasserloses, sonnenverbranntes Hügelland, und anderseits eine Seelenwüste traurigster Verirrung des Heidentums; und was ist bereits geleistet kulturell, für den Herrgott und an den Seelen? Das Nachfolgende aus dem Cwele-Brief soll es uns berichten. Am Schluß des letzten Berichtes hörten wir von der regen Arbeitsleistung durch Umgraben, Ausroten, Anpflanzen, Zisternengraben und Wasserreservoiranlagen großzügigster Art, dann der verheißungsvolle Blick in die Zukunft: „Wenn . . . in drei bis vier Jahren hoffen wir Ihnen Orangen, Mandarinen, Mangos, Paiwpaiw, Bananen, Rüben und Karotten aller möglichen Sorten und Formen, sooo große Kartoffeln usw. usw. aufzutischen.

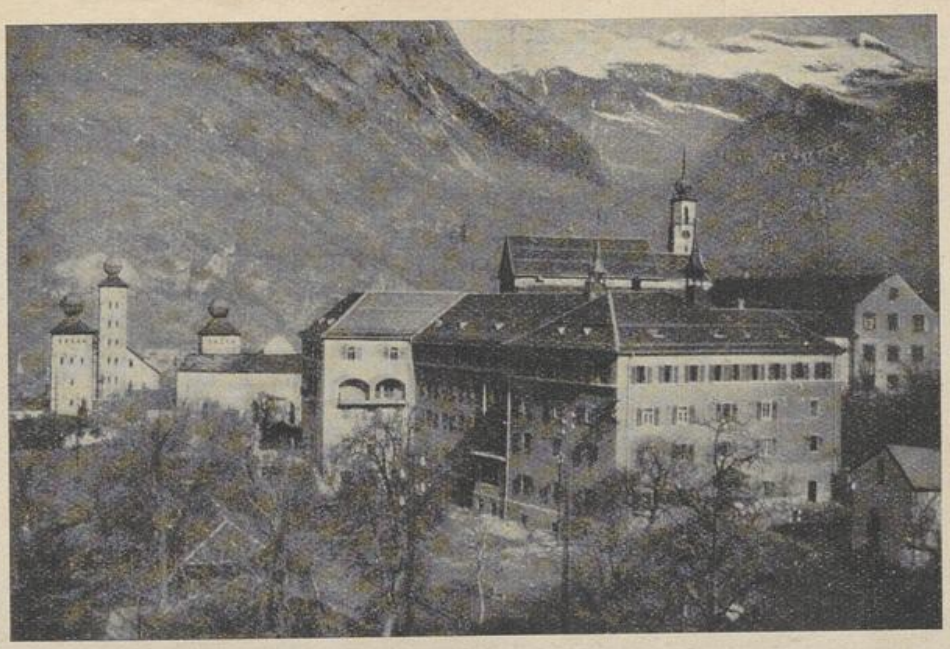
Diese verlockende Aussicht soll Sie stärken zum Weiterhören.

„Die Mission kommt an die Reihe. Wir sitzen, oder vielmehr gehen, stehen und laufen und schaffen mitten unter Heiden und soundso vielen protestantischen Sekten (englische, amerikanische, holländische und afrikanische). Betrachten Sie Ostafrika: der Küstenstrich, ca. 65 Kilometer breit, nördlich von uns zwei Distrikte, südlich bis East-London vier Bezirke, überall keine katholische Missionsstation. Sie können sich die Missionsverhältnisse vorstellen. Die Schwarzen sind den Weißen gegenüber mißtrauisch und stehen kulturell sehr tief. Weiber, Bier, Tabak ist ihnen Gott und Himmel, für etwas anderes haben sie keinen Sinn, nach etwas Höherem kein Verlangen. — (Vor 1900 Jahren schrieb der hl. Apostel Paulus: „Die Heiden wandeln nach ihrem verkehrten Sinn. Sie sind in ihrem Denken verfinstert und dem Leben in Gott entfremdet; Unwissenheit hält sie umfangen, verhärtet ist ihr Herz. Aller höhern Empfindung bar, haben sie sich der Ausschweifung ergeben, um allen unreinen Lastern unersättlich zu frönen." Wie hart ist da oft die Arbeit des Missionars! Wie viel Segen und Gnade wird durch die Missionare und durch die opfervolle Mithilfe der Gläubigen durch Gebet und Gaben in diese Seelenwüsten hineingeleitet! Bemerkung des Abschreibers.) — Soll es mit der Mission etwas werden, müssen wir zuerst ihr Vertrauen gewinnen. Das ist harte, langsame, nie ermüdende Geduld heischende Arbeit. Dieses war bis jetzt, ist gegenwärtig und wird, wenn nicht ganz besondere Gnaden zu Hilfe kommen, noch geraume Zeit der Cwele-Missionare Los sein.

Zu Cwele gehören mehrere Außenstationen, die P. Rektor regelmäßig alle zwei Monate besucht. Es handelt sich bis auf einen Posten um Seelsorge von katholischen Weißen oder Halbweißen. Letztere führen oft ein recht armseliges Dasein und sind bedauernswerter als die Eingeborenen; von Weiß und Schwarz sind sie nicht gern geduldet. Sie sind nicht genügsam wie die Schwarzen und haben nicht die Mittel, um all die von den Weißen abgelauschten Bedürfnisse zu decken. Nach allem zu schließen, ist Schwarz und Weiß eine recht unglückliche Mischung.

Großes Gewicht wird auf die Sorge für die Kranken gelegt. Dies ist das einzige Hinterpförtchen, das uns noch offen steht. Die Irrgläubigen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

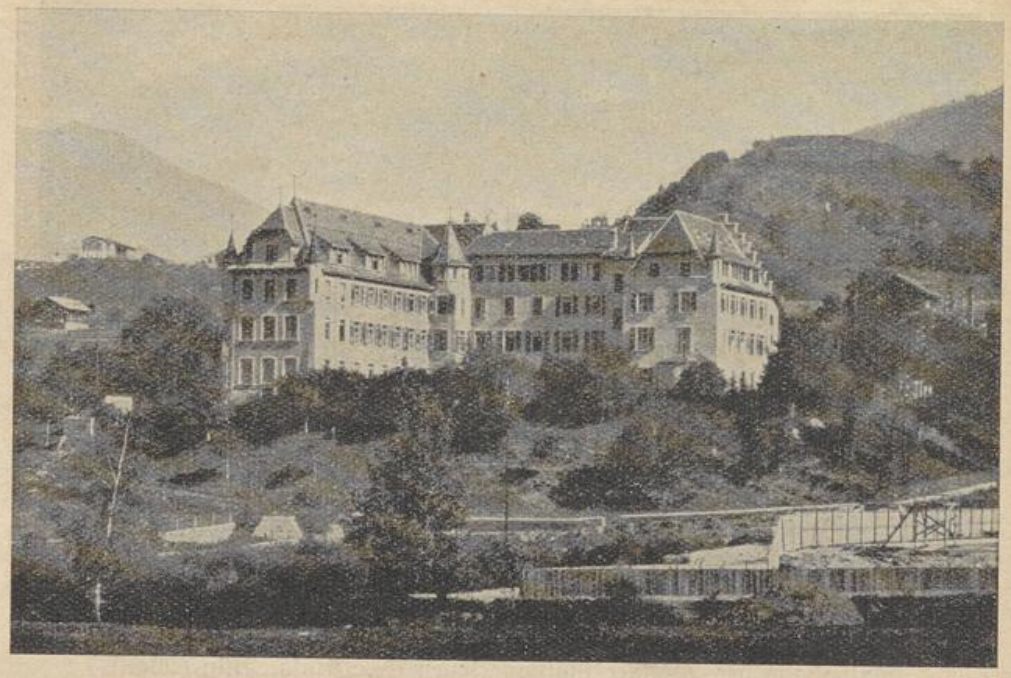


Mutterhaus der Walliser Missionarinnen St. Ursula, Brig (Wallis)
Photo: P. Vitalis, Brig

sind schon 50, 80, 100 Jahre im Lande und haben sozusagen alle Plätze besetzt. Um uns herum in 1, 2 und 3 Stunden Entfernung gibt es acht Schulen und Gebets-Versammlungslokale, meistens Wesleyaner. Den Kranken gehen die aber nicht nach. — Die Hügel sind steil, z. T. sehr steil und es kann in den Niederungen empfindlich schwül, heiß und ungemütlich werden. — Schw. Franziska setzt sich denn auch jede Woche mindestens dreimal, oft auch fünfmal aufs Pferdchen und sucht das Land in allen Richtungen, kreuz und quer, hügelauf und hügelab, nach Kranken, nach Seelen ab. Auf ihren Apostelreisen trifft sie oft Sterbende, die getauft werden und meistens bald in den Himmel fliegen dürfen. In der ersten Zeit waren es zwei, drei im Monat, dann vier, sechs usw. Schon kennt man den „Kleinen Cwele-Doktor", wie man sie nennt, bis nach Port St. John und nach Ngqeleni, bis zum Meer und bis Ntlaza im Libode Distrikt. — Hier auf der Station ist stets reges Leben vor der Apotheke — vorläufig ein Teil der Konventveranda —. Wenn die Krankenschwester auf Reisen ist, muß die Köchin den Doktor spielen. Oft helfen wir alle mit, besonders dann, wenn guter Rat teuer ist: die notwendigen oder nützlichen Medikamente nicht vorhanden sind. Schon viermal hatten wir Schwerkranke hier bis sie außer Gefahr oder bis sie ins Spital nach Umtata transportiert werden konnten. Monsignore will sich mit dem Distriktarzt in Verbindung setzen, wir werden so sicherer und besser arbeiten können. —

In der Schule regt es sich ebenfalls. Die Schülerzahl wächst langsam. Schw. Ursula geht ganz auf für die kleinen und großen Kinder — der größte Schüler ist ein Jüngling von 18 Jahren! — Schwarz und Weiß scheinen sich täglich besser zu verstehen. Die Kinder sind für Religion empfänglich, einige haben bereits um Taufunterricht gebeten. Die Eltern aber sind ohne Ausnahme dagegen. Geduld! Geduld! Der Sonntagsgottesdienst wird nur von einem unserer Arbeiter regelmäßig besucht. Bis-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Töchter-Institut St. Ursula, Brig (Wallis)
Photo: P. Vitalis, Brig

weilen ist ein nettes Trüppchen Eingeborener da, dann wieder niemand, oder die ganze Gesellschaft kommt an, wenn Messe und Segen vorbei ist. Wir singen, wenn auch nur eine einzige „braune" Seele da ist, mutig unsere Fosalieder. Schw. Elfreda vom kostbaren Blute und Br. Robert haben uns in den ersten Wochen zu „Kirchensängerinnen" eingeweiht. Ein zu früh oder zu spät geschnalztes c, q, x, brachte nicht selten die ganze Gesellschaft aus der Andacht. Jetzt sind wir so ziemlich gegen solche Störungen gefeit und verstehen, was wir singen. Die Eingeborenen lieben Musik und Gesang sehr. Es muß darauf beim Gottesdienst großes Gewicht gelegt werden. Schw. Ursula meint, sie „orgele" nicht schön und läßt fragen, ob Sie eine Nachfolgerin wüßten."

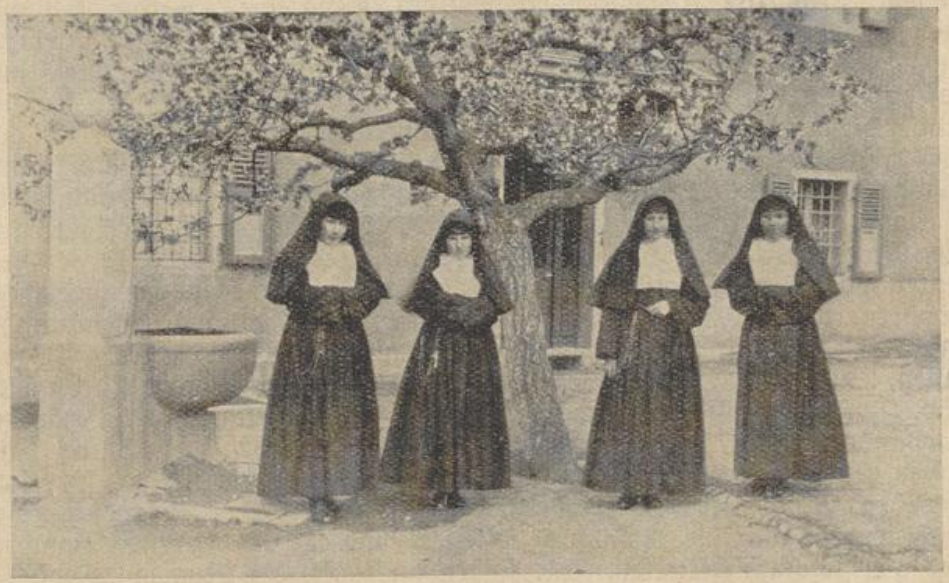
„Das dritte Kapitel handelt vom Missionspersonal. Vom P. Rektor will ich nur eines sagen, wenn er mit uns so zufrieden ist, wie wir mit ihm, ist er sehr zufrieden. Auch die Brüder tun alles, was sie können für uns. Kein Wunder also, daß es uns immer so gut geht und wir uns in Ewele ganz heimisch fühlen. Die zwei Schwestern, die krank waren, haben sich nach Schweizerart tapfer durchgeschlagen und kräftig erholt. Beide schaffen in ihrem Reich, daß die Funken nur so fliegen. Wir drei übrigen warten „geduldig" auf die kranken Tage. In den Afrika-Satzungen soll der Satz stehen: jeder und jede, der oder die nach Afrika kommt, wird krank. Vielleicht haben wir zuviel gelacht oder zuviele Lach- und Schabernackvorsätze für das Bett gemacht? Ich weiß nicht, woher die Unregelmäßigkeit kommt. Es mag auch sein, daß es sich nur um eine Verspätung handelt. — Der köstliche Walliserhumor hat sich bestens bewährt. Gott sei Dank! Er hat über vieles hinweggeholfen. Am Silvester z. B. wünschte sich Schw. Ursula „Blechmusik" für Neujahr. Und siehe da! Am 1. Jan. gegen Mittag kam ein Heuschreckenschwarm dahergeflogen und bedrohte

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Schw. Juliana's Königreich. In zwei Minuten war die „Musikgesellschaft" gegründet, ohne lange Beratungen, ohne konstituierende Versammlung. Am ersten Tag gab es fünf Stunden über. Die armen Blechgeschirre! Die bedauernswerten, an diese Bewegung nicht gewöhnten Arme! Und erst die musikalischen Ohren! Aber es half, die Heuschrecken zogen weiter.

Der Alltagshumor wird sehr oft zum Festtagshumor, wenn z. B. Europapost angeflogen kommt, wenn der Namenstag des P. Rektors, eines Bruders oder einer Schwester den Alltag angenehm durchbricht. Was wird erst werden, wenn die neuen Schwestern anrücken? Vielleicht gar Sie mit ihnen!? Wenn vielleicht gar Ehrw. Mutter zu ihren fernen Kindern auf langen, langen Besuch kommt! Ob wir dann vor lauter Freude nicht gar all unsere Yosaweisheit verschwitzen? Bei drei Schwestern ist es damit nicht gar weit her, die haben das Studium schon seit einiger Zeit an den Nagel gehängt, damit die andern zwei sich ganz darin vertiefen und vergraben können. Sobald Krankenschwester und Lehrerin diplomierte Yosaprofessoren sind, kommen wir an die Reihe. Der Tag ist allem Anschein nach nicht mehr ferne. Gestern Abend haben die Fr. . . . ein selbsterfundenes Theater in Yosa aufgeführt. Es gab gar noch ein Yosa-Chorlied und einen Negerreigen.

„Ich muß nun schließen ... Monsignore Hanisch ist so liebenswürdig, und nimmt mich mit nach Mariannhill. Auf der Hin- und Rückfahrt werden viele Stationen besucht. Möge Gott diese meine erste Studienreise segnen. Ich will viel lernen, um destomehr für Ihn und die Seelen wirken zu können. — Eine Klage habe ich gegen P. B. zu führen. Sie sollen uns landauf, landab verrühmen? Ich warne Sie, verbrennen Sie Ihre Finger nicht; aus Afrika würde dann für Sie sicher nichts mehr. Kennen Sie den altbewährten Weisheitsspruch: Neue Besen kehren gut? Lassen Sie bitte die Besen ein gutes Stück hinunter abbrauchen, wenn sie dann noch gut kehren, dürfen Sie der Walliser Missionarinnen Lob in allen



Die vier neuen Walliser Missionarinnen aus St. Ursula, Brig haben sich in Hamburg am 2. Juni eingeschifft
Photo: P. Vitalis, Brig

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Tonarten „singen", singen sage ich, nicht verkünden. (P. B. kann nämlich wie ein Rabe „singen", der Abschreiber). Zur Buße für Ihren Fehler ersuche ich Sie, jeden Tag bei der hl. Messe ein Extramemento zu machen um ausgezeichneten Geist und viel ausgezeichneten Nachwuchs für Gegenwart und alle Zukunft. Das Eigenschaftswort lassen Sie ja nicht aus, es darf auch nicht verkürzt und etwa in „guten" Geist umgewandelt werden. Der liebe Gott gibt was und so viel man verlangt.

Alle fünf senden eine Schiffsladung Afrikagrüße, eine zweite voll Vergelts Gott und eine dritte voll freundlicher Einladungen und freudiger Willkommen." gez. Schw. M. Rosalia Imhof.

Gott segne und stärke die mutvollen, freudigen Arbeiterinnen in seinem Weinberge! Gott erhalte in ihnen den „ausgezeichneten Geist"! Gott wolle neue, opferfreudige Postulantinnen wecken und dem Kloster St. Ursula, Brig, Wallis zuführen, um von dort, nach Jahren der Vorbereitung, erfüllt mit „ausgezeichnetem Geiste", als Missionarinnen nach dem fernen Süden auszuziehen. Das ist auch wirklich jeden Tag meine Morgenbitte am Altar! Der Abschreiber. —vf—

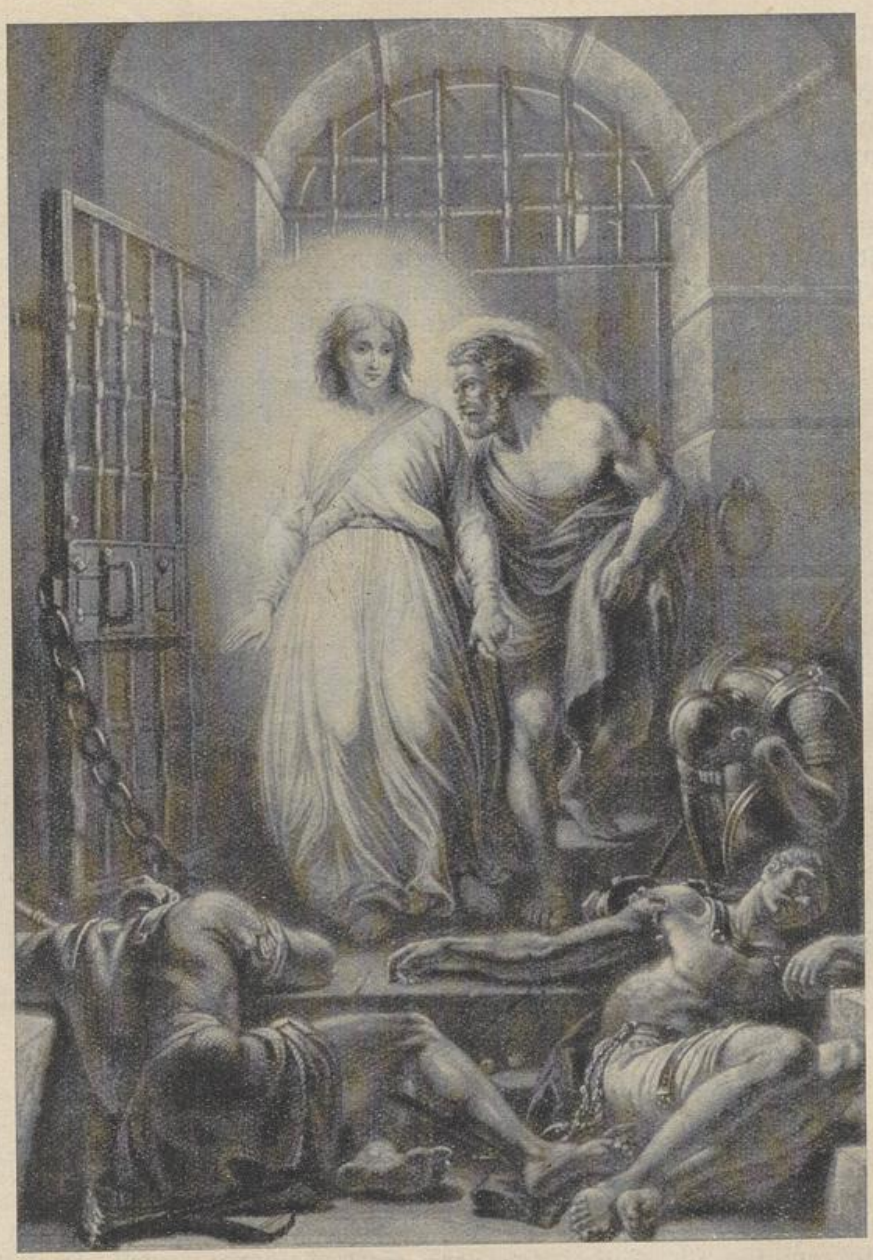
Die Mariannhiller Missionare in ihrem Wirken seit Beginn ihrer Südafrika-Mission

(Fortsetzung)

In unserem Gastzimmer nun liegt ein Fremdenbuch auf, in welchem die meisten Besucher eigenhändig ihre Namen einzutragen pflegen. Ich lade hiemit unsere geehrten Leser und Leserinnen ein, einen flüchtigen Blick in dasselbe zu werfen: Da finden wir nun in einem Monat Juli, um welche Zeit hierzulande der Andrang an Gästen allerdings am stärksten zu sein pflegt, 162 Namen notiert. Tatsächlich war die Zahl der Besucher noch bedeutend höher, denn viele pflegen ihre Namen gar nicht einzutragen. Woher kamen nun diese Gäste? Ich kann getrost sagen: aus der halben Welt: die einen waren aus Südafrika, aus Capetown, Harrysmith, Johannesburg, Bloemfontein, Salisbury usw., die anderen aus Südwestafrika (Windhuk), aus Deutsch-Ostafrika (Daresalam) und Ägypten (Kairo). Andere kamen aus Australien, Tasmanien und Neu-Seeland, wieder andere aus Süd- und Nordamerika, denn es finden sich die Namen Rio de Janeiro, Valparaiso, New-York usw. Sehr viele waren aus Europa, und zwar auch da wieder aus den verschiedensten Ländern, wie z. B. aus England (London), Schottland (Edinburgh), Frankreich (Nizza, Paris), Holland (Amsterdam), Österreich (Graz, Wien, Budapest), aus Schweden und Norwegen (Stockholm, Christiania) usw. Auffallend viele kamen aus den mannigfachen Gauen Deutschlands; da standen in friedlichem Verein die Städte: München und Berlin, Dillingen, Nürnberg und Augsburg, Straßburg, Aachen und Köln, Breslau, Dresden, Magdeburg, Königsberg und viele andere . . . Besonders zahlreich waren auch die Kapitäne, Offiziere und Ärzte deutscher Dampfer und Kriegsschiffe vertreten. Wir finden da z. B. die Namen „Condor", „Kurfürst", „Planet", „Bussard", „Präsident" usw.

Die Religion der Gäste ist nicht genannt, allein sicher waren es der Mehrzahl nach Nichtkatholiken: Protestanten, Anglikaner, Wesleyaner,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Die Errettung des Apostels Petrus

Kalvinisten usw. Einer unterzeichnete sich als Archimandrit der griechisch-orthodoxen Kirche. Dem Stande nach finden wir: Kaufleute, Professoren, Ärzte, Beamte, Offiziere, Missionare, Ordensschwestern usw. Letztere teilen sich wieder in verschiedene Kongregationen wie Augustinerinnen, Dominikanerinnen, Nazarethschwestern, Holy-Family usw. Zu ihnen gesellen sich Jesuiten, Lazaristen, Väter vom Hl. Geiste, Oblaten O. M. J., Maristenbrüder usw. Zuweilen verirrt sich auch ein protestantischer Ordensmann der englischen Ritualisten hierher, wird aber mit der gleichen Gastfreundschaft wie alle übrigen aufgenommen . . . Es finden sich in diesem Fremdenbuch die Namen sämtlicher Bischöfe Südafrikas, der

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Name Joachim Albrecht, Prinz von Preußen, nebst seinem Gefolge Hauptmann Klemens von Brandenstein und Dr. Karl Geroone, Stabsarzt an der Kaiserl. Wilhelms-Akademie in Berlin, der Name Matthew Nathan, Gouverneur von Natal, und manch andere, die weit über die Grenzen ihres Landes hinaus bekannt sind.

Die Chronik des Jahres 1908 verzeichnet neben vielen anderen Besuchen die Besichtigung Mariannhills durch die Begründer der Südafrikanischen Union, die in Durban zusammengekommen waren, um die Vereinigung aller englischen Kolonien in Südafrika durchzuführen. Die Kommission, die aus der Elite der englisch-holländischen Bevölkerung



Mariannhiller Neupriester P. Aurelius Boschert RMM. aus Oberkirch (Baden)
Photo: Mariannhiller Mission

Südafrikas bestand, war von dem Besuche so befriedigt, daß sie ein ehrenvolles Dankschreiben an die Klostervorstehung richtete, in dem der Satz vorkommt: „Was wir sahen, bildet vielleicht den interessantesten Zwischenfall unseres Besuches in Natal."

Eine ähnliche ehrenvolle Anerkennung wurde dem Kloster durch den Schulkommissär für Südafrika, Lord Earl Selborne, zuteil. Lord Selborne besuchte sämtliche Schulen und Werkstätten der Mission, besonders die maschinellen Einrichtungen, und war mit dem Gesehenen so zufrieden, daß er beim Abschied die Bemerkung machte: „Es war dies einer meiner schönsten Tage in Südafrika und, was noch mehr ist, ich habe dabei vieles gelernt."

Noch in der ersten Periode des Weltkrieges konnte das Fremdenbuch viele hochangesehene Gäste melden; erst nach der Versenkung der „Lusitania" trat eine zeitweilige Isolierung Mariannhills von der Außenwelt ein, da man Exzesse der aufgeregten und aufgehetzten Menge fürchtete. Der Versuch des Pöbels von Durban, Mariannhill zu plündern, wurde von der britischen Behörde rechtzeitig verhindert. Die Missionare erbauten an der Stelle, wo der Plündererzug aufgehalten und zerstreut wurde, aus

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Dankbarkeit eine Kapelle, die der Nachwelt die Erinnerung an diese gefahrvollen Stunden und die glückliche Rettung überliefern soll.

Nach dem Kriege setzten die Besuche Mariannhills durch begeisterte Anhänger und Bewunderer in erhöhtem Umfange wieder ein und in letzter Zeit gibt es in Durban keine größere Versammlung, keinen Kongreß und keine kirchliche Feier, deren Teilnehmer nicht nach Mariannhill pilgerten, um die Einrichtung des Klosters in Augenschein zu nehmen. Eine Zweigbahn über Mariannhill erleichtert den Besuch und ermöglicht ihn auch der ärmlicheren Bevölkerung. Eine besondere Anhänglichkeit an Mariannhill bekunden die Schulbehörden Natals und Südafrikas, die in den Schulräumen Mariannhills nicht nur die jährlichen Fortbildungskurse für die eingeborenen Lehrer abhalten, sondern hier auch ihre bisher glänzendste Schultagung — die Konferenz der südafrikanischen Schulinspektoren, die später ausführlicher behandelt wird — im Juli 1928 veranstalteten, an der die Elite der Schulmänner ganz Südafrikas teilnahm.

Da an den Schulkursen und Schultagungen auch andersgläubige Lehrer und Inspektoren sich beteiligten, wird Mariannhill mit seinen Einrichtungen auch in diesen Kreisen immer mehr bekannt und geschätzt, wodurch sein Einfluß auf das Schulwesen Südafrikas an Bedeutung erfreulich zunimmt.

Das südafrikanische Lourdes

Noch eine zweite Missionsstation soll hier wegen ihres hervorragenden Einflusses auf die landwirtschaftlichen Verhältnisse Natals ausführlicher besprochen werden. Sie heißt Lourdes in Ost-Griqualand und ist der Ausdehnung nach die erste, der Bedeutung nach die zweitwichtigste Station des Vikariates Mariannhill.

1888 von Abt Franz gegründet, nahm Lourdes bereits in den ersten Jahren eine so günstige Entwicklung, daß wenige Jahre später die südafrikanische Zeitung „Kokstad Adventifer — Kokstädter Beobachter" darüber folgendes schreiben konnte:

„Die Mission Lourdes ist etwa sieben Reitstunden von Kokstad entfernt und in jeder Hinsicht eines Besuches wert. Die Mönche sind berühmt wegen ihrer liebenswürdigen Gastfreundschaft gegen Fremde. Ihre Kirche dürfte eine der größten Südafrikas sein, mit stattlichen Türmen und prächtigem Glockengeläute. Die bereits fertigen Bauten bilden nur einen Teil des Planes, der in naher Zukunft vollendet werden soll. Im Augenblick sind die Mönche eifrig daran, auf ihre Mühle ein zweites Stockwerk aufzusetzen. Es ist ein wahrer Genuß, mit dem Schaffner über die weiten Strecken des urbar gemachten Landes hinzureiten oder der Kirche, Kapelle und den Missionsschulen einen Besuch abzustatten. Jeder wird hier etwas finden, das ihn interessiert. Wer Freude am Maschinenwesen hat, gehe in die Mühlen: er wird hier die neuesten Erfindungen und Verbesserungen aus Europa finden. Hast du Sinn für Landwirtschaft und Viehzucht, dann gehe um $4^1/_2$ Uhr nachmittags in die Stallungen. Denn um diese Zeit ziehen die Herden von der Weide heimwärts und du kannst dich durch den Augenschein überzeugen, welche Sorgfalt die Missionare darauf verlegen, durch Einführung der besten Zuchttiere aus allen Teilen der Welt eine erstklassige Rasse aufzuziehen. Ist das Melken vorüber, dann gehe in den Milchkeller. Hier sind die Maschinen neuester Konstruktion an der Arbeit, um den Rahm abzuscheiden; Rieseneimer der weißen, schaumigen Masse wandern weiter in den näch-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sten Raum, um hier in Käse verwandelt zu werden. Dann tritt hinein in die Schulen und Werkstätten und freue dich über den emsigen Bienenschwarm schwarzer Knaben und Burschen, die hier die wichtigste Lektion: die Würde der Arbeit, lernen. Hier kann man sehen, was Fleiß, Geschick und Ausdauer auf südafrikanischem Boden zustande bringen!"

Im Jahre 1926 bereiste der englische Jesuit P. Stapleton in höherem Auftrage die Missionsstationen der Mariannhiller und verweilte aus diesem Anlasse auch einige Zeit auf der Station Lourdes. Eine Reihe von Artikeln in der Zeitung „Southern-Cross — Südliches Kreuz" zeigen, welch tiefen Eindruck Lourdes auf den weitgereisten Pater gemacht hat. Es heißt in einem der ersten Artikel: „Wie ein mächtiges Dorf liegt die Ansiedlung vor uns in einer Ausdehnung von mehreren Morgen Land. Im Zentrum der Anlage befindet sich die geräumige Kirche mit ihren zwei weithin sichtbaren Türmen. Um sie herum gruppieren sich all die vielen Gebäulichkeiten, die notwendig sind zum Feldzug gegen das Heidentum oder zum Aufbau einer christlichen Kultur unter dem schwarzen Volke. Schon die bloße Aufzählung gibt einen staunenerregenden Aufschluß über die ganze Ausdehnung der Anlagen; da steht das Haus für die Gäste, das Priesterhaus, die Brüderwohnungen, das Kloster der Schwestern vom kostbaren Blut, der treuen Helferinnen der Missionare von Mariannhill, ferner die dreistöckige Knabenschule, die Mädchenschule, das Waisenhaus, das Krankenhaus, die Werkstätten: die Gerberei, die Sattlerei, die Schuhmacherei, die Näherei, die Wagnerei die Schreinerei, die Schmiede, die Spenglerei, die Korbflechterei, ein großer Kaufladen, die Molkerei, die Wagenremise, die Stallungen für Schweine, Kühe, Pferde, Hühner, das große Sägewerk und die Krone von allem: die große Ausstellungshalle.

Schon die bloße Liste dieser Anlagen zeigt, daß hier ebenso großzügig gearbeitet wird, wenn auch mitunter in anderer Richtung wie in Mariannhill.

(Schluß folgt).

Vollbrachte Mission

In der denkwürdigen Mitternacht vom 5. auf den 6. Mai 1936 erlebte Südafrika eben seine große „Census-Stunde". So gründlich wie diesesmal wurde südlich vom Äquator noch niemals Volkszählung gehalten. Europäer, Afrikaner, Indier und alles was Mensch heißt kam auf die riesigen Pergamentlisten, die samt den 8000 Zählungsbeamten und sonstigem Apparat der Union auf fast 120 000 Pfund zu stehen kommen.

Unionsvater Premier General Hertzog zählt also die Häupter seiner Lieben genau. Auch die Mutter Mariannhill die ihrigen. Doch da fehlen zwei teure Häupter seit ganz kurz vor der Censusstunde: dem 4. Mai und 28. April 1936! Zwei Erzpioniere haben ihre Mission vollbracht und sind nun den Vätern der besseren Welt beigezählt: Pater Arsenius Tercko und Pater Apollinaris Schwamberger RMM. Da wohl von anderer Seite ein eigentlicher Nachruf als Vergißmeinnichtkranz auf ihre Grabhügel gelegt wird, so hier nur einige Erinnerungen aus den letzten 46 Jahren, ein Vergißmeinnichtsträußchen auf den Familientisch der Mariannhiller und der verehrten Leser unserer Monatsschrift.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Das katholische Volk ehrt seine Priester
Primiz des Hochw. P. Aurelius, Mariannhiller Missionspriester,
in Oberkirch (Baden)

Photo: Mariannhiller Mission

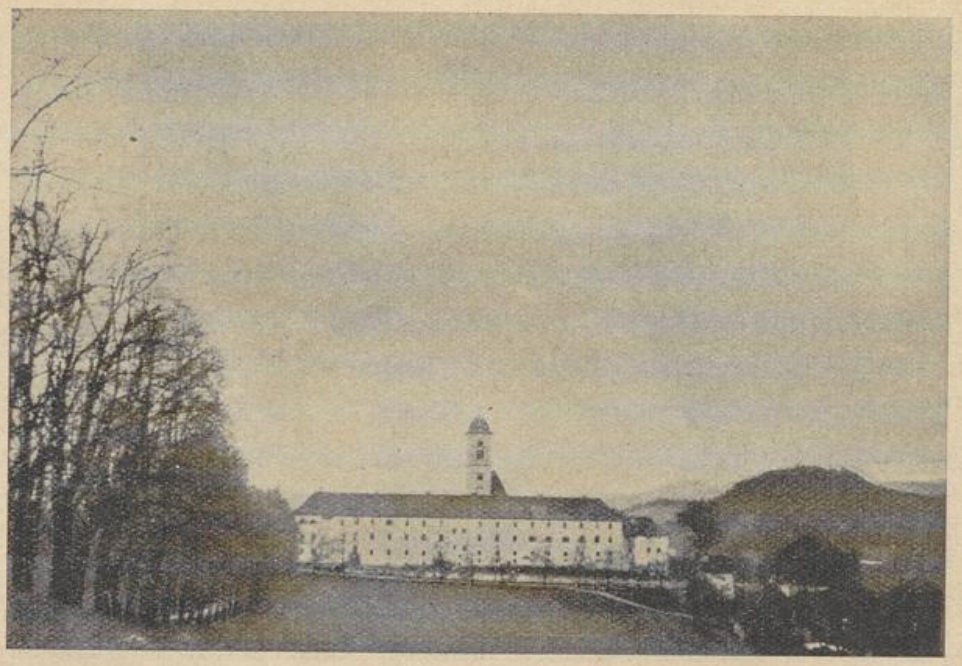
Primiz

In das Kirchlein, dir zu Ehren
Wird's mit Fahnen bunt sich schmücken.
Erste Messe — dein Begehren,
Heut' will dich der Herr beglücken.

Stehst vom Chorrock dann umhüllet
Vor dem Herrn in der Monstranz.
Alles Wünschen nun erfüllet
Weihrauch rings und Kerzenglanz:

Großer Gott, nun laß dich loben.
Herr, wir preisen deine Stärke.
„All mein Sehnen geht nach oben,
Mach' mich würdig deinem Werke!"

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Missionshaus St. Georgen a. Längsee (Ostseite)
Photo: Sauerland, St. Georgen

Pater Arsenius sel. war noch einer der „Urväter" von Mariastern in Bosnien und Mitbegründer von Mariannhill. Mit seinem fast zwei Meter Maß ragte er als „höchste Gestalt" unter allen hervor. Im psallierenden Chor war er in seiner Jugendkraft eine imponierende Erscheinung. Zähe Ausdauer und Vorliebe für Handarbeiten eigneten ihn extra für das Trappisten- und Missionsleben. In den achtziger Jahren zum Priester geweiht, stellte Abt Franz ihn an die Spitze der ersten Missionskolonne, die 1886 von Mariannhill nach dem Polela zog. Pater Arsenius war also der erste Mariannhiller Missionär der Erstlingsgründung Mariannhills im Innern des Landes. Zwar nicht als Prediger in der Zulusprache, aber er betreute die Pionierbrüder und -Schwestern von Reichenau und bald auch anderer Neugründungen in Natal und Griqualand.

Vor jetzt genau 50 Jahren feierte der damals 39jährige Priester als Erster in der noch ganz heidnischen Gegend die hl. Messe. Dort übte er lange Zeit und in späteren Jahren die Mission der schwieligen Hand. An den Grenzen der Polelafarm spannte Pater Arsenius manche Meile Drahtfenzen, die heute noch stehen. Auch Feld-, Holz- und Bauarbeiten widmete sich die arbeitsfreudige Natur. Als Vorstand kleinerer Stationen, als Beichtvater und Hilfsmissionar diente er über vier Jahrzehnte dem Missionswerke; vorübergehend auch in Ostafrika. Pünktlichkeit und Pflichttreue begleiteten ihn bis ins höchste Greisenalter. Früheste Morgenstunden fanden ihn schon beim Breviergebet. Sein „Goldenes Buch" blieb die Nachfolge Christi, solange er nur lesen konnte. Als Mitglied des Priesteranbetungsvereines hielt Pater Arsenius nicht bloß wöchentliche, sondern tägliche Anbetungsstunden. Trotz mancher körperlicher Gebrechen hielt der 82jährige noch auf den Stationen aus und wäre am liebsten in Reichenau gestorben, das ihm so viele Jahre eine liebe Heimat gewesen.

Im Winter 1930 aber wiesen ihm die Obern das Mariannhiller Spital

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

als Verpflegungsstätte am späten Feierabend des Lebens an. Hier erwartete der Greis und Senior der Mariannhiller die Stunde seines Heimganges. Diese schlug am Montag, den 4. Mai 1936, unmittelbar vor dem Censustage. Sein Name steht nun nicht mehr in den Listen der südafrikanischen Union, sondern im Buche des ewigen Lebens.

Schreiber könnte aus vieljährigem Verkehr mit dem unvergeßlichen „Großvater" noch manches erzählen. Trotz etwas herber Anlagen in jüngeren Jahren herrschte doch meistens ein köstlicher Humor im sanftkindlichen Gemüte. Es war gut mit Pater Arsenius hausen und arbeiten. Das kleine Haupt auf der hohen Gestalt hatte mit den Jahren manchen Grad angeborener Hitze verloren. Der Mann und Greis verstand auch harmlosen Scherz. Einst besuchte uns ein Jesuitenpater von extra kleiner Statur. Er stellte sich neben unseren „Höchsten", schaute schelmisch lächelnd zu ihm empor und meinte: „Was mir fehlt, das haben Sie dazu bekommen. Aber das ist mein Glück. Als Feldpater im Burenkriege flog einst eine Kanonenkugel just über meinen Kopf und riß den Hut herab. Alles glaubte, ich wäre tot; nachdem sich aber der Pulverdampf verzogen hatte, da stand der kleine Mann unversehrt da. Ihnen jedoch hätte es mehr als den Kopf weggerissen. — Die Kleinen kommen überall durch." — Möge auch der Großvater glücklich durch die St. Peterspforte an seinen Ehrenplatz gelangt sein!

Pater Arsenius feierte am 18. März 1928 in Reichenau seinen 80. Geburtstag. Weil im Jahre 1848 auf die Welt gekommen, nannte er sich scherzhaft einen „Revolutionär". Die Gratulationen zum hohen Alter jedoch freuten ihn sehr. Er wies auf das Wort der hl. Schrift: „Des Menschen Leben auf Erden sind 70 Jahre, wenn es hoch kommt 80; was aber darüber ist, das bedeutet bloß Elend und Trübsal. Gerne wäre er schon mit 70 Jahren heimgegangen. Aber von allen Mariannhiller Patres erreichte unser Senior die höchste Jahreszahl: 89! Davon hat er 57 Jahre in Afrika zugebracht. In der freundlichen Spitalkapelle Mater Dolorosa in Mariannhill war es ihm sogar vergönnt noch bis kurz vor dem Nunc dimitis-Tag die hl. Messe fast täglich feiern zu können. Nun ruhe er im Frieden des Herrn!

Eine Woche vor unserem Ältesten vollendete auch Hochw. Pater Apollinaris Schwamberger die Mission seiner 64 Lebensjahre. Mit dem neuen Jahrhundert hatte er sie in Mariannhill begonnen. Mit jugendlichem Eifer wirkte er zunächst in St. Michael, der ältesten Missionsstation in Natal. Dann $2^1/_2$ Jahre in Reichenau am Polela. Sodann in Lourdes und Ratschitz. Zuletzt viele Jahre in der dichtbevölkerten Mission von Centocow am Umzimkulu.

Pater Apollinaris begleitete lange Zeit das Amt des Rektors und Distrikt-Superiors; später auch des General-Vikars im Mariannhill-Vikariat. Trotz schweren Asthmaleidens betreute er nicht nur seine Ämter, sondern war bis zuletzt auf die Ausdehnung und den Ausbau der Mission bedacht. Eine seiner letzten Hauptsorgen bestand in dem Plane, für Centocow und die ganze Umgegend ein großes Spital für weiße und eingeborene Kranke zu bauen. Selbst krank, trug der gute Hirte seiner Schäflein Mitleid mit allen Leidenden. „Ein Vaterherz, gar zart bei derber Bayernart!"

Drei Jahrzehnte mühte sich der unermüdliche Missionär, allenthalben, neue Außenplätze für die Mission zu schaffen und dort Kapellen und Schulen zu errichten. Beim Bau der meisten legte er persönlich mit Hand an und wußte gar wohl mit Schnur und Meßgeräte, Säge, Beil und Ham-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Fortschritt in Empandeni (Bulawayo)
Einfache Arbeiter, die ihren kargen Lohn in Mode umsetzen. Ihre Großväter kämpften noch mit Speer und Keule.
Photo: Sauerland, Wernberg

mer umzugehen. Eine seiner ersten Gründungen war das vier Stunden von Reichenau entfernte St. Emanuel. Von 1904 bis 1905 war diese Außenstation sein Sorgenkind. Damals zimmerte er mit seinem Assistenten, Pater Arsenius, ein transportables Haus von Holz und Blech für St. Emanuel. Es wurde in Reichenau hergestellt. Der Baumeister zählte damals 33 Jahre und sein Seniorgehilfe 58. Letzterer glaubte zu jener Zeit sicher nicht, daß er noch 31 Jahre zu leben habe und seinen jüngeren Baumeister um eine Woche überleben werde.

In jenen Jahren versah Pater Apollinaris gleichzeitig mit Reichenau, Mariawald, St. Emanuel und auch das abgelegene Citeaux. Freitag oder Samstag ging es dorthin „über alle Berge". Nach dem Sonntagsfrühgottesdienst in Citeaux, sodann rasch zu Pferd zurück nach Reichenau zur Abhaltung von Hochamt, Predigt und hl. Segen. Ebenso die andere Woche in St. Emanuel.

Im Lourder Missionsgebiete gründete der Eingeborenenapostel eine Reihe von Außenplätzen. Seit 1908 ragt dort z. B. die St. Bernhards-Kapelle und -Schule auf hohem Bergrücken weit ins Land. Wer mit der Bahn bei Riverside Natal verlassen hat und ins romantische Ost-Griqualand hineinfährt, gewahrt sofort den festungsartigen Bau aus Granitstein mit Turm als massiven Wegweiser nach dem südafrikanischen Lourdes.

Auf vielen Punkten der Centocower Eingeborenendistrickte stehen heute Kapellen und Schulen und die meisten überfüllt von lern- und heilsbeflissenen Afrikanern. Die schwarzen Schäflein kannten ihren guten Hirten gar wohl und so lange er eben konnte, war er fast beständig unterwegs zu ihren Filialkirchlein. Die zweite, große Pfarrkirche in Centocow hat sich längst als zu eng gezeigt. So brachte das südafrikanische „Southern Cross" nach Ostern dieses Jahres einen übersichtlichen Bericht über diese Mission, als eine der ältesten Mariannhiller Gründungen in Natal:

Letzte Nummer des Taufbuches von Centocow: 9087.

Lebende Katholiken rund 5000, verstorbene: 4000.

Am Osterfeste 1936: 1230 Kommunikanten. — Während der Karwoche waren es 2100 Kommunikanten.

Kurz vor Ostern war der eifrige Missionar zum Magistrat und Doktor in Bulwer gereist um den Bau des Spitales in Centocow in Gang zu bringen. Am 23. April wohnte Pater Apollinaris noch im Priesterse-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

minar bei Mariatal der Weihe des ersten eingeborenen Subdiakons bei. Aber schon fünf Tage später, am 28. April in den Nachmittagsstunden setzte ein schwerer Asthmaanfall seinem rastlosen Wirken ein verhältnismäßig frühes Ziel. Bei der Beerdigungsfeier des guten Hirten auf dem großen Centocower Friedhof, inmitten seiner Tausend Schwarzen, waren 10 Priester zugegen. Laute und stille Tränen der Afrikaner verrieten dabei, wie lieb sie ihren Umalusi omuhle (guten Hirten) hatten!

Osterkommunion der Krüppel

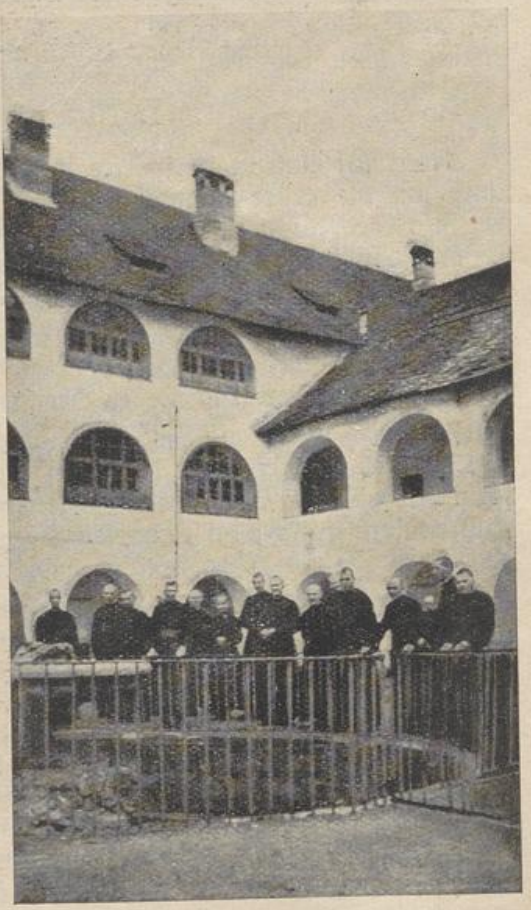
Von P. Solanus Petereck RMM., Citeaux

Für Dienstag hatte ich mich angeboten, den Krüppeln die Oster-Kommunion in deren Hütten daheim zu bringen. Man gab mir 5 Krüppel an, die nie in die Kirche kommen könnten.

Am Dienstag nach der heiligen Messe also und dem Frühstück, ging ich zum Tabernakel und legte, genau zählend, 5 heilige Hostien in die Versehbursе ein, und damit ich ja keinem Irrtum unterlaufe, zählte ich die Hostien in der Bursе nochmals nach, 1, 2, 3, 4 und 1 — ist 5. Fünf Krüppel, 5 Hostien, stimmt aufs Haar. Zwar schien mir die fünfte Hostie etwas dick, aber ich machte mir keine Gedanken darüber, und auch nicht, daß der Herrgott nicht menschlich, also nach Adam Riese rechnet, sondern gemäß seiner göttlichen Vorsehung zusammenzählt.

Unterwegs hatte ich Pech. Ich passierte einen Urbusch. Es war so still und so fromm um mich auf dem Fußweg. Ich betrachtete das herrliche Grün der wilden Sträucher, trat mit dem rechten Fuß auf einen kleinen Rollstein, ich rutschte und — bums — lag ich mit dem Bauch und den Hostien am Boden. Es ging noch gut ab und nicht wie in illo tempore und anno Tobak, wo ich über einen Balken fiel, mir die Kniesehnen zerriß und 2 Monate lang keine heilige Messe lesen konnte. —

Weiter! Ich kam also zu den einzelnen Krüppeln, hörte sie Beicht, betete die Vorbereitungsgebete vor und speiste sie ab und kam mit der letzten dicken Hostie zur Hütte des fünften Krüppels.



Missionsbrüder am Klosterbrunnen in St. Georgen a. Längsee
Photo: Sauerland, Wernberg

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Bischöflicher Besuch auf einer Missionsstation
Die Landesfahne wird gehißt
Photo: Mariannhiller Mission

Bevor ich eintrat, versperrte mir ein krankes Weib den Weg und bat auch um die Oster-Kommunion. Seit Monaten wäre sie bettlägerig und es ist keine Aussicht, daß sie den Weg zur Kirche machen könnte. Sie komme von weit her und erst gestern vernahm sie, daß ich hierher käme.

Das Begehren dieser Frau mußte erfüllt werden und ich dachte, daß ich die fünfte Hostie brechen und jedem Kranken die Hälfte geben werde; und wie ich nach dem Confiteor und dem Misereatur diese fünfte und letzte Hostie nehme um sie zu brechen, da finde ich, daß eine sechste da ist, angeklebt an die fünfte.

„Du lieber Herrgott", sagte ich still für mich, „du kannst doch besser addieren als wir Menschen. Ich rechnete beim Tabernakel 4 und 1 ist 5 und es war falsch; du rechnetest 4 und 1 ist 6 und recht hast du gehabt. Dir sei Lob und Ehre in alle Ewigkeit. Amen."

Der Erfolg der Heidenmission ist die jetzige christliche Welt, soweit sie christlich ist. Schaurig ertönt in unsern Landen der verräterische Ruf: Los von Gott! Los von Rom! Das Gespenst des Unglaubens und halben Glaubens schleicht umher. Wäre es nicht ein mächtiges Gegengift, die Parole auszugeben: Nein, der katholische Glaube ist uns so lieb und teuer, daß wir unsere besten Söhne und Töchter, unsere sauer erworbenen Groschen dahingeben, um ihn auch den Heiden zu vermitteln!

P. Kösters, S. V. D.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ins Heilige Land

Von P. Florian Rauch, RMM.

Aufgemuntert vom Deutschen Verein des Heiligen Landes in Köln entschloß ich mich zu einer Palästinareise, der sich noch zwei Priester, ein Laie und eine Dame anschlossen.

Zwei Schwierigkeiten stellten sich uns allerdings in den Weg; erstens fehlte mir das nötige Geld, das aber bald durch die Güte meiner Freunde zusammenkam und dann waren es die Devisenvorschriften, welche ebenfalls durch das großzügige Entgegenkommen höheren Orts gemildert wurden.

München sollte der Sammelplatz unserer kleinen Pilgerschar sein. Nachdem Paß und Visum in Ordnung waren, verließ ich Köln am Samstag, den 14. September um 9.27 Uhr per D-Zug, der mich um 20.03 Uhr nach Bayerns Hauptstadt brachte, wo ich im Kapuzinerkloster St. Josef Nachtherberge fand. Am nächsten Tag bat ich Gott bei der hl. Messe um Schutz und Segen für die Reise und begab mich dann nach dem Frühstück zum Bahnhof, wo bereits der Eilzug nach Venedig auf mich wartete, mit dem ich 8.30 Uhr abfuhr, begleitet von den Glückwünschen guter Münchner Freunde. Der Zug war stark besetzt, sodaß viele während der ganzen Fahrt stehen mußten. Unter den Mitreisenden befanden sich viele, die ebenfalls das Heilige Land besuchen wollten und bald fand ich auch die anderen Herren meiner Gruppe; nur die Dame fehlte. Ein Agent von der Hapag-Linie, der mit uns reiste, hatte ihre Fahrkarte zu sich genommen, weil er sie an der Sperre nicht sah und glaubte, sie sei bereits im Zuge; aber sie war einfach nicht zu finden und man machte sich auch keine weiteren Sorgen mehr um sie. Am Brenner war die übliche Paß- und Zollrevision, welche durch die Gemütlichkeit der österreichischen Beamten und durch die Zuvorkommenheit der Italiener sehr gnädig ausfiel.

Der Zug lief pünktlich um 16.30 in Venedig ein, wo wir in einem deutschen Hotel Quartier nahmen. Ich las am nächsten Morgen die hl. Messe in der Karmeliterkirche am Altare der hl. Theresia v. K. J., etwa fünf Minuten von unserem Hotel entfernt. Gegen 10 Uhr tauchte auf einmal unsere verlorene Dame auf. Auf mein Befragen sagte sie, in München habe sie mehreren hl. Messen beigewohnt und als sie auf den Bahnhof kam, sei der Zug schon weg gewesen. Am späten Nachmittag habe sie dann einen anderen genommen, und weil dreiviertel taub und der italienischen Sprache unkundig, habe man sie einfach gehen lassen. Nun war ja alles in Ordnung. Ihre Fahrkarte erhielt sie und somit waren alle Schwierigkeiten beseitigt. Ja, dachte ich, ein starkes Weib, das den Herrn fürchtet, kommt überall durch und verdient Lob. Mir wäre das Wagnis sicher nicht gelungen.

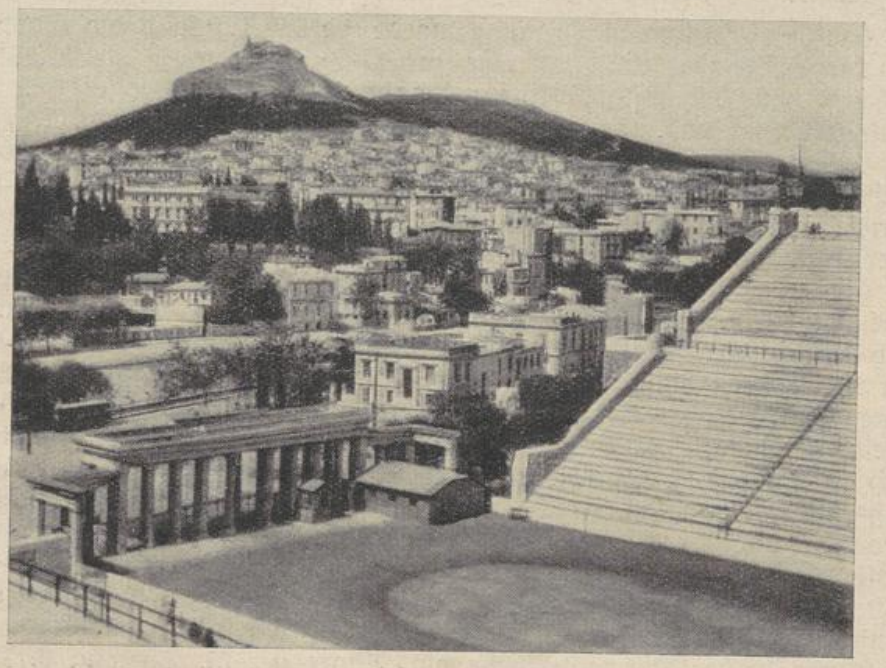
Wir machten noch einen Besuch zu den Hauptsehenswürdigkeiten der stolzen Stadt, die auf 117 kleinen Inseln erbaut und durch ungefähr 400 Brücken verbunden ist. Dann gondelten wir nach dem Mittagessen zum Hafen, wo uns das deutsche Touristenschiff „Milwaukee" freundlich in Empfang nahm.

Am Nachmittag verließ das Schiff den Hafen. Die „Milwaukee" ist ein Doppelschrauben-Motorschiff der Hapag, von 16,699 Tonnen, 174 Meter lang, 22 Meter breit und 13,80 Meter hoch. Die Zahl der Passagiere

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

betrug 195 Mann. Man hatte noch etwa 100 mehr erwartet, aber der italienisch-abessinische Konflikt schreckte sie ab, was aber nicht notwendig war; denn wir wurden auf keine Weise belästigt während der ganzen Fahrt. Selbst dann nicht, als eines Tages auf hoher See die Funknachricht aufgefangen wurde: „Krieg ausgebrochen zwischen Italien und Abessinien!"

Die Bedienung und das freundliche Entgegenkommen auf der „Milwaukee" ließ nichts zu wünschen übrig. Das Schiff kam uns vor wie ein geeinigtes Deutschland „im Kleinen". Man war fröhlich und zufrieden, denn es war auch reichlich gesorgt für gemütliche Unterhaltung. Jeden Morgen lasen wir fünf Priester hl. Messe. An den zwei Sonntagen,



Athen, die Hauptstadt Griechenlands
Photo: P. Florian, Köln

welche wir auf hoher See zubrachten, war um $^1/_2$10 Uhr Hauptgottesdienst, an dem sich jedesmal eine stattliche Zahl von Katholiken beteiligte. Die Mehrzahl der Reisenden waren Deutsche, doch befanden sich auch Franzosen, Österreicher, Schweizer, Portugiesen und Schweden an Bord. Die See war stets ruhig und verlangte keine Opfer für Neptun.

Am Donnerstag, den 19. September, kamen wir morgens nach Griechenlands Hauptstadt, Athen, wo wir mit dem Auto einen Ausflug auf die Akropolis, zum Dionysiustheater, Zeustempel, Stadion, Nationalmuseum und zum Areopag machten; alles berühmte Plätze, welche die 2000jährige Geschichte Griechenlands und Athens erzählen. Leider erspähte mein Auge in ganz Athen nichts Römisch-Katholisches, aber es soll dort doch ein Kapuzinerkloster sein, wie man mir sagte. Von einer Niederlassung katholischer Schwestern hörte ich ebenfalls nichts. Auf mich machte es den Eindruck, daß es leichter ist, unsere heidnischen Zulukaffern für den römischen Papst zu gewinnen, als die Griechen. Das Ergebnis

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

einer Unterhaltung, die ich später mit einem griechischen Mönche in der Grabeskirche zu Jerusalem hatte, bestätigte nur zu sehr meine Ansicht.

Wir verließen Athen wieder am Nachmittag und passierten am nächsten Morgen, am 20. September, die Dardanellen. Vieles hatte ich früher während des Krieges gelesen und gehört über die mörderischen Kämpfe, die sich von November 1914 bis Mitte Dezember in dieser stark befestigten Meerenge abspielten und nun konnte ich beim persönlichen Anblick des Hellespont meine Betrachtung anstellen über eine starke Flotte und Armee, die nach einem vergebenen heißen Ringen hier ihr Grab in den Wellen fand. Umsonst gekämpft, aber hoffentlich nicht umsonst gelebt!

Noch am selben Abend erreichten wir Istambul.

Eingehend über die ehemalige Hauptstadt des Osmanenreiches zu berichten, halte ich hier nicht für notwendig, weil so mancher Reisende — besonders wenn er das erstemal dorthin kommt und die Stadt sieht — auch sogleich ausführlich über dieselbe berichtet.

Am nächsten Morgen machten wir einen Besuch in dem alten Stambul. Uns zog es besonders zur „Aja Sophia", die ursprüngliche katholische Kirche der göttlichen Weisheit, welche Kaiser Justinian in ihrer heutigen Form an derselben Stelle erbauen ließ, an welcher die erste von Konstantin dem Großen erbaute stand. Die Aja Sophia sollte nach dem Willen Justinians der prächtigste Kirchenbau des oströmischen Reiches werden. Leider ging das herrliche Gotteshaus im Jahre 1453 an die Türken verloren, die es plünderten, viele Schätze zerstörten und verschleppten. Die mit herrlichen Mosaiken bekleideten Wände und Gewölbe wurden übertüncht, alles Römisch-Katholische entfernt und das ganze Innere bietet ein trauriges Bild. Bis zum Jahre 1934 blieb die Aja Sophia eine türkische Moschee, wo sie von der Regierung in ein Museum umgewandelt wurde. Der größte Teil der Mosaiken ist bereits wieder freigelegt. Gebe Gott, daß diese einst so heilige Stätte bald wieder in die Zahl der katholischen Kirchen eingereiht und dem höchsten Christkönig wieder ein reines, heiliges Opfer dargebracht werde und er dort Wohnung nehme für immer.

Obwohl an Stelle des alten und morschen Stambul ein ganz modernes tritt durch eine neuzeitliche Verkehrs- und Baupolitik, so bewahrt es dennoch zwei kostbare Schätze der alten Sultanszeit: den großen Bazar und die Paläste des Serrail. Wir besuchten vor allem den Palast der früheren Sultane, dann die Schatz- und Silberkammer, den Thronsaal, das Armee-Museum und die einzigartige Porzellansammlung. In diesen Räumen könnte man Tage zubringen. Jeder Palast birgt Jahrhunderte alter Erinnerungen und kostbare Schätze, wie man sie selten findet. Aber mit welchen Gefühlen mögen sich wohl die frühen Besitzer von ihren Reichtümern getrennt haben im Augenblicke des Todes oder ihrer Verbannung? Man denkt da unwillkürlich an das Gleichnis vom törichten Menschen bei Luk. 12 und an die Heilandsworte: „Selig sind die Armen im Geiste!" Mit der Herrlichkeit der Sultane sind noch so manche berühmte Menschenwerke zugrunde gegangen. Nur drei Denkmäler geben noch Zeugnis von der ehemaligen Glanzzeit: der vom Kaiser Julian aus Ägypten gebrachte 30 Meter hohe Obelisk, die aus Delphi stammende bronzene Schlangensäule und der sog. „Koloß", auch ein Obelisk, die Säule des Konstantin, „Porphynogenitos" genannt.

Ganz in der Nähe steht der pavillonartige Brunnen mit reichem Mosaik-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

schmuck in der Kuppel, den Kaiser Wilhelm II. zur Erinnerung an seinen Besuch 1889 gestiftet hat.

Zuletzt besuchten wir noch den Bazar, dicht hinter dem Sultanspalast. Er ist eine Stadt für sich. Hier begegnen sich Handelsleute dreier Welten: der mohammedanische, der jüdische aus der Levante und der christliche Kaufmann. Hier werden in allen Sprachen Eßwaren, Artikel aus dem Osten und dem Westen kommend, zu den billigsten Preisen feilgeboten, und doch sieht sich so mancher Tourist nach seinem „billigen Einkauf" überlistet.

Am Abend des 21. September verließen wir Konstantinopel und kamen nach 36stündiger ruhiger Seefahrt am 24. d. M. früh in Port Said an, einer Hafenstadt Ägyptens am Nordeingang des Suezkanals mit 91000 Einwohner. Unser heutiges Ziel war Kairo, Ägyptens Hauptstadt. Bald nach dem Frühstück trat unsere kleine Gruppe von fünf Personen die Reise mit dem Dampfroß an.

Die Fahrt ging zuerst am Suezkanal entlang, zur rechten Seite den Manzalasee mit seinen grünen Ufern, an denen sich hochbeinige Flamingos und langschnäbelige Pelikane herumtummeln. Immer zeigten sich Karawanen von Beduinen auf Kamelen, die weiten Sandebenenen durchquerend. Man sah das Leben und Treiben der Fellachen (arabische Bauern) wie sie mit ihren Büffelkarren auf die Felder fuhren zur Baumwollernte, andere pumpten mit den Tambours (Wassermühlen) Wasser aus den größeren Kanälen in die kleinen Wasserfurchen, junge Frauen kommen majestätisch daher, mit dem Steinkrug auf dem Kopf, um von den Schadufs oder Sakijas (Brunnen) Wasser zu holen für den Hausbedarf. Man hatte das Bewußtsein, morgenländische Menschen, morgenländische Sitten und Gebräuche vor sich zu sehen. Bald kamen wir in das fruchtbare Nildelta, wo gerade die Baumwollernte im Gange war. Die Gesamterzeugung der Baumwolle in Ägypten beträgt 6 $^1/_2$ %. Zu den Hauptnahrungsmitteln gehört ohne Zweifel der Weizen, Mais, Bohnen und Gerste.

Nach 4$^1/_2$stündiger Fahrt lief unser Zug in Kairo ein. Weil wir noch am Abend mit der Bahn nach Jerusalem abfahren wollten, konnten wir uns nur einige Stunden hier aufhalten, hatten aber doch genügend Zeit, einen Ausflug zu den Pyramiden zu machen, den Grabstätten der altägyptischen Könige. Wir benützten anfangs das Auto, aber die letzte Strecke wurde auf treuherzigen Kamelen zurückgelegt. So ein Kamelritt hat einen besonderen Reiz. Gar würdevoll und fast mit stolzer Verachtung schauten manche europäische Damen und Herren vom hohen Rücken des Kamels herab auf die armen orientalischen Eselreiter und die Lobreden und Liebkosungen der tapferen Reiter nahmen kein Ende. Solch eine liebvolle Bedienung hatte man von dem Schiff der Wüste nicht erwartet. Nun versteht man, wenn der Beduine mit seinem Kamel aufs innigste verliebt ist, und wenn seine Frau es süß empfindet, mit „Kamel" tituliert zu werden.

Aber so mancher brave Reiter machte auch den festen Vorsatz, niemals mehr eine Person des schwachen Geschlechtes „Kamel" zu schimpfen.

Die höchste der Pyramiden ist die des Königs Cheops. Sie ist 137 Meter hoch und wurde von Cheops, der um das Jahr 2690 v. Chr. regierte, erbaut. Die Chefren-Pyramide, Grabmal Chefrens, der um 2650 v. Chr. regierte, ist 136 Meter hoch und die Mykerinos-Pyramide 62 Meter.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Neben der Chefren-Pyramide liegt noch immer seit 3000 Jahren, der treue Grabwächter, das Bild der Sphinx. Viele und heftige Stürme sind im Laufe der Zeit über dieses gewaltige ägyptische Kunstwerk hinweggefegt, aber es hat seine alte geheimnisvolle Majestät bis heute bewahrt.

Nach Besichtigung dieser Riesengrabdenkmäler fuhren wir nach Kairo zurück und besichtigten noch in Eile die Stadt. Sie zählt heute 791 000 Einwohner. Es wohnt dort der Apostolische Präfekt, ferner der koptische Patriarch, der armenische Erzbischof und verschiedene andere hohe, nichtkatholische Würdenträger. Auch ist dort eine hübsche Zahl katholischer Männer- und Frauenklöster. Zuletzt besuchten wir noch die Kirche der Jakobiten, an welchem Orte der Legende nach Maria mit dem Jesukinde



Istanbul
Photo: P. Florian, Köln

wohnte. Auch wurde uns von unserem Führer die Stelle am Nil gezeigt, wo das Kind Moses im Röhricht des Stromufers ausgesetzt gewesen sein soll. Es ist aber kein Glaubenssatz und niemand gebunden, diese Behauptung anzunehmen.

Um 18 Uhr verließen wir Kairo. Im Zuge befanden sich meistens Ägypter und Juden und nur wenige Europäer. Es war auch ein Speisewagen dabei und sowohl das morgenländische Abendessen (Diner) als auch die Bedienung ließ nichts zu wünschen übrig.

Nach etwa 4stündiger Fahrt kamen wir nach El-Kantara, ein ägyptisches Dorf östlich am Suezkanal. Kantara ist ein arabisches Wort und heißt „die Brücke". Wie vor der Eröffnung des Suezkanals, so führt auch heute noch die Verkehrsstraße zwischen Ägypten und Palästina hier vorüber und man nimmt an, daß schon Abraham und Jakobs Söhne diesen Weg nach Ägypten gingen und ebenso die hl. Familie auf ihrer Flucht dorthin.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

In El-Kantara mußten alle den Zug verlassen. Alles Gepäck wurde genau untersucht, ebenso die Pässe revidiert. Nach Beendigung der nervenerregenden Kontrolle brachte uns eine Fähre an das Ostufer des Kanals, der hier 140 Meter breit ist. Aber bevor wir zum Bahnhof zugelassen wurden, fand eine zweite Untersuchung statt, die noch genauer und schärfer war als die erste. Doch auch diesmal ging alles gut ab. — Die ägyptischen Zollbeamten und Grenzwächter mußten eben geradeso ihrer Pflicht nachkommen, wie ihre europäischen Kollegen.

An Schlaf war nicht zu denken. Dafür sorgte schon der beißende Wüstensand, der durch alle Ritzen hereinkam. Am Morgen hatten wir die liebe Not uns zu reinigen, um nicht für schmutzige Beduinen gehalten zu werden.

Der Zug setzte sich gegen 12 Uhr Mitternacht wieder in Bewegung. Zu unserer großen Überraschung und Freude tauchte plötzlich der hochw. Herr Pfarrer Dambach aus Leverkusen-Rheindorf bei Köln auf, den ich bereits auf dem Schiff kennenlernte. Es war seine dritte Palästinareise und weil er schon früher einmal in Kairo war, reiste er von Port Said direkt nach Jerusalem.

Nach 7stündiger Fahrt kamen wir nach Lydda, wo wir umsteigen mußten. Das Städtchen ist uns bekannt aus der Hl. Schrift. Hier geschah es ja, wo der Apostel Petrus den gichtbrüchigen Aeneas heilte. Es bildete sich dort schon frühzeitig eine christliche Gemeinde, und Zeno, einer der 70 Jünger Jesu, soll der erste Bischof gewesen sein. Auch ist Lydda der Geburtsort des hl. Georg, der im ganzen Orient hoch verehrt wird; viele Kirchen und Klöster führen seinen Namen.

Bald wurde Kamleh, das alte Arimathäa, sichtbar. Es zählt gegen 10000 Einwohner, meistens Muslimen; Christen sind es 2200. Die Franziskaner sowie die Franziskanerinnen und Josephsschwestern, haben dort je ein Kloster.

Von Kamleh bis Jerusalem sind noch 44 Kilometer. Unsere Sehnsucht, bald die Hl. Stadt zu schauen, steigerte sich immer mehr und doch dauerte die Fahrt noch $2^1/_2$ Stunden. Die Bahn machte solche Windungen durch wilde Felsenschluchten, daß ich meinte, ich hätte südafrikanisches Gebirgsland vor mir.

Immer wieder wurden wir aufmerksam gemacht auf bibelhistorische Orte. Es kam die Station Wadi es-Sarar, benannt nach dem gleichnamigen Trockenbach, der aus einem Tale kommt, wo die Stadt Sorek gestanden haben soll, bekannt durch Dalila, jenes treulosen Weibes, das die Ursache von Samson's Tod war.

10 Kilometer weiter von Wadi es-Sarar sieht man rechts einen Hügel, auf dem die ausgegrabenen Ruinen des alten Bethsames sich befinden, heute Ain-Schems. Die Hl. Schrift berichtet, daß die zwei Kühe, die noch kein Joch getragen hatten, die von den Philistern erbeutete Bundeslade hierher brachten. Weiter wurden wir aufmerksam gemacht auf Sarara, d. i. Zorah, der Geburtsort Samsons und auf die sog. Samsonshöhle, oben im Felsen Etam, in welcher er sich aufhielt.

Ungefähr 10 Kilometer vor unserer Ankunft durchschneidet die Bahn das alte Tal Kephaim, Schlachtfeld Davids, auf dem er gegen die Philister kämpfte. Wir sind am Ziele.

Jerusalem, Jerusalem! So klang es aus aller Munde. Noch einige Minuten und der Zug lief im Bahnhof ein. Wir standen mit dankerfülltem

Herzen zu Gott für die glückliche und gut überstandene Reise und Ankunft an unserem heiß ersehnten Ziele, auf heiligem Boden. Der hochw. P. Sonnen, ein deutscher Lazarist, war der erste, der uns auf das freundlichste begrüßte. Er brachte uns in das deutsche Hospiz der Borromäerinnen, wo wir Aufenthalt nahmen. Es war Mittwoch, der 25. September um 9.15 Uhr. (Fortsetzung folgt).

„Auserwählt"

Ein religiöser Bauernroman. Von Berthold H. Withalm.
Nachdruck verboten!*)

I. Das Verlöbnis

Die Maria Eisenbichler, Bäuerin vom Kohler am Bärnmooserberg, ging Schritt um Schritt auf dem schmalen Saumweg, der durch die Schlucht der Schwarzen Ache zum Staubfall führt, dem breiten Weideland des Heutales entgegen.

Sie ging mit gesenktem Haupte einher und sah nichts von der Wald- und Bergschönheit ihrer Heimat; sie fühlte nicht die stille, heimliche Gewalt, die in dieser weltentlegenen Schlucht atmet, sie hörte nicht das über Felsen hinwegdröhnende Brausen des Staubfalles.

Die Kohlerin hatte nur einen Gedanken und ein Tun: Beten.

Denn sie war auf der Wallfahrt nach Kirchental, das noch sechs Stunden weit in den Loferer Steinbergen liegt. Eine alte, gute Wallfahrt, die schon immer die Bergbauern aus dem Salzburgischen und dem Chiemgau in ihre Gewalt zog.

Die Kohlerin hatte einen besonderen Grund für ihren Gang.

Ihr Bauer, der Kohler, war ein guter Mann. Aber Bier und Schnaps konnte er nicht lassen. Alle Sonntage kam er betrunken heim und schlug in seinem trunkenen Jähzorn beim nichtigsten Anlaß auf alles ein, was ihm gerade im Wege stand: auf sein Weib, auf seine Kinder, auf den Hofhund schlug er zu, bis er selbst ermattet in eine Ecke fiel. In die nächstbeste. Von dort zerrte ihn dann seine jammernde Bäuerin in sein Bett, wo er seinen Rausch ausschnarchte, bis am Montag die Sonne längst vom Himmel schien. Dann stand er auf, wusch sich und arbeitete die ganze Woche; war von Reue und Selbstanklage geplagt bis nach dem nächsten sonntäglichen Kirchgang. Da konnte er — wie ein jedesmal — beim Postwirt von Bärnmoos nicht vorbeigehen, und ehe er sich's versah, saß er wieder hinter Krug und Schnapsglas.

So ging das fort seit vielen Jahren.

Die Kohlerin ward in den ersten Jahren dieser Jammerehe pünktlich alle zwölf bis vierzehn Monate Mutter gewesen.

Nach dem sechsten Mal aber schien sie sich erschöpft zu haben. Sie konnte die alte Wiege wegräumen.

Da, im einundzwanzigsten Jahre ihrer Ehe, begann es sich in ihrem Schoße wieder zu rühren. Ihr war es recht und sie nahm dieses verspätete Himmelsgeschenk gottesfürchtig hin.

Der Bauer murrte erst:

„Hätt ausbleiben können aa."

Aber mehr sagte er nicht dazu und blieb seinem sonntäglichen Brauche treu.

Die Kohlerin, so geduldig sie in ihrem Sinne war, litt unter den schweren Räuschen ihres Mannes immer mehr. Sie betete stundenlang zu ihrem Schutzpatron, dem hl. Valentin; sie flehte die Mutter Gottes an, den Bauern von dem Übel zu befreien, und die Zeile im Vaterunser, die davon spricht, rief sie immer inniger.

Als dies Beten nichts half, ihre gute Zusprache grobe Antworten fand, auch die Kräuterpulver, die sie von der Wurzel-Nanni bekam, ohne Wirkung blieben, verzagte die Arme vollends und begann das Haupt unter ihrem Schicksal zu beugen.

So weit war sie, als sie das zarte, wohlbekannte Pochen unter ihrem Herzen fühlte.

Da traf sie ein Lichtstrahl.

Ganz plötzlich war der rettende Gedanke da. Wie aus unendlicher Tiefe tauchte er in ihr auf. Die Kohlerin nickte mit dem Kopf und lächelte dazu.

Am nächsten Sonntag zog sie noch vor Sonnenaufgang den Bärnmooserberg hinab. Das Gebetbuch trug sie in der Hand und den Rosenkranz drehte sie unablässig.

Schritt um Schritt trugen sie ihre Füße vorwärts. Unentwegt strömten die Garben ihrer Bitten der zu, die die Mutter des

*) Verlag Styria, Graz-Leipzig

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Höchsten werden durfte. Eine inwendige Kraft trieb die Kohlerin vorwärts.

Sie eilte durch wildschäumende Schluchten, über schwindelnde Steige, über grüne Matten hinweg, wo das braunscheckige Vieh auf den Weiden stand, an Bergriesen vorbei, deren Spitzen in den Wolken verschwanden, an Menschen und Berghäusern vorbei, durch Ortschaften, die wie trauliche Lebewesen in der stillen Landschaft lagen.

Ihre gefalteten Hände öffneten sich nur, um vor dem Bilde des Gekreuzigten, das in vielerlei holzgeschnitzter Gestalt an Wegkreuzungen und in den Wäldern errichtet war, das große, geheime Zeichen in kindlich-starker Ehrfurcht auf Stirne, Mund und Herzen zu machen.

Aber sie verharrte nicht bei den heiligen Symbolen, sondern eilte weiter, dem großen Ziele zu, wo sie die einzige Gnade für ihr kümmerliches Leben erbitten wollte.

Auf der großen Poststraße nach Lofer fuhr ihr manches Fuhrwerk vor, und die Bauern, die darauf saßen, luden die Müde ein. Aber die Kohlerin schüttelte langsam den Kopf und sprach:

„Dank schön, Bauer, i muß gehn."

„Jaso", verstand der auf dem Wagen. „Nacha betst für mi aa a Vaterunser."

So wanderte sie einsam dahin, Stunde um Stunde, bis sie endlich hinter Lofer vor dem Gnadenberge stand. Da sank die Kohlerin in die Knie und kniend arbeitete sie sich Stufe um Stufe die Bergstiege empor, dem Gnadenbilde zu.

Dumpf drang ihr der Schmerz dieser mühsamen Erklimmung in die Glieder, aber je näher sie an das Heiligtum herankam, um so lauter flehte ihre Seele, um so lauter entrang sich ihr das Wort:

„Heilige Mutter Gottes! Bitt für mi! Bitt für mi!"

Und als sie vor dem Gnadenbilde lag, hob sie den Kopf, sah auf zu der großen Mutter und gelobte:

„Mutter Gottes! Siahgst mi? Hörst mi? Woaßt ja, mei Bauer! I brauch dir nix z'sagen. Du woaßt ja schoo lang, zwegn was i herkimm zu dir. Mutter Gottes, wenn du eahm's abgwöhnst, woaßt schoo, dös Saufen, aft, Mutter Gottes, ghört dös föll, was du mir wieder gschickt hast, dös föll ghört nacha dei. Is's a Bua, aft muaß er Geischtli werdn. Is's a Madl, aft nimm's in dein Schutz in an heilingen Kloster. So wahr i vor deiner knie, dös Verlöbnis mach i dir. Wannst ma hilfst. In aller Ewigkeit, Amen!"

Ihr Auge weitete sich, ihre Arme hob sie zum Gnadenbilde auf, ein wehes Beben überkam ihren Leib, und das ganze Leid der einundzwanzig Jahre löste sich in dem gequälten Aufschrei:

„Mutter Gottes, hilf!"

Dann brach sie in sich zusammen.

Vor den Augen der gesegneten Mutter begann es zu flimmern und eine sanfte Ohnmacht umfing die Übermüdete.

Aber als sie aus ihr in dem nahen Wirtshaus, wohin man sie trug, erwachte, lächelte sie.

Die Kohlerin war aus einem wundervollen Traum erwacht:

Da standen viele tausende Menschen auf dem Dorfplatz von Bärnmoos, fielen in die Knie und beugten die Häupter. Und in weiter Ferne stand ihr Sohn auf einem Altar, die Bauern und Bäuerinnen unter sich.

„Mutter Gottes, du hast mi erhört", flüsterte die Kohlerin leise.

— — — — —

Ein Sonderbares geschah:

Als sie am nächsten Tage von Kirchental heimkam, empfing sie der Bauer in der großen Stube: „Is's recht mühsam giwen, Mutter?"

Sie sah auf die Seite. Ihre Hände wurden unruhig und um ihren Mund spielte ein verschämtes Lachen.

„Naa, Bauer. 's war net mühsam."

Der aber spürte ihre Beklommenheit. Er sah seinem Weib die Gewalt an, die ihm die Wallfahrt angetan hatte. Er wurde verlegen und indem er sich von ihr abwandte, murmelte er:

„Mutter, i woaß schoo, zwegn was du auf Kirchental gangen bist. I woaß guat."

Sie senkte die Augen. Es war ihr nicht recht, daß ihre Heimlichkeit aufkam.

„Nacha is's so recht, Bauer", zwang sie sich zu einem gepreßten Flüstern.

„Moan schoo, Mutter, daß's recht is. Moan schoo", brummte der Bauer.

Dann sah er seine Frau groß an. Eine lange Weile.

Aber plötzlich, als dränge ihn selbst eine Gewalt, nahm er sie bei der Hand und sprach:

„Kimm her, Mutter! I muaß dir eppas sagen. Ganz staad, woaßt?! 's is was Sonderbares."

Der Bäuerin ging es kalt übern Rücken und sie suchte ängstlich in den flackernden Augen ihres Mannes nach einer Erklärung.

Der frug:

„Mutter, wann bist du auf Kirchental kommen?"

„I woaß net, Bauer."

„Soviel werst doo wissen, ob's vor oder nachn Mittagläuten war."

„War schoo darnach."

„Bald drauf?"

„Moan schoo, Bauer." Ihre Lippen zitterten. So unheimlich wurde ihr.

Der Kohler nahm sein Weib noch näher an sich. Er suchte einen Schutz an ihm.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Sein Blick war starr in eine Ecke gerichtet, seine Stimme wurde heiser:

„Mutter, i han eppas gsehgn, gestern nachn Gebetläuten."

„Vater, werst doo net . . ." schrie die Kohlerin auf. Eine Ahnung dämmerte in ihr.

„I woaß nimmer, wie's kommen is, Mutter", keuchte der Bauer. „I geh auf d' Woad naus, beim Vieh Nachschau halten. Von Bärnmoos hör i 's Mittagläuten, i bet mei Vaterunser und mei Gegrüßt seist d', Maria, da, auf amoi gibt's mir an Stich. I verhoff. Mir is, als wann Nebel auffsteigen und da drin siehg i mi, wie i bsoffen bin und find nimmer hoam, fall abi über d' Grindlwand, flack unten und bin net tot und net lebend."

Er mußte absetzen, so sehr packte ihn das Grauen. Sein Atem ging schwer und sein Blick irrte scheu und ängstlich an seiner Bäuerin vorbei.

Der schnürte es die Kehle zusammen.

„Zu der Stund war i bei der heiligen Frau, Vater. Du hast dös gsehgn?!"

„Mutter", heulte der Kohler auf, „greuli war's. I han gschworn: Koan Tropfen mehr!"

Die Bäuerin seufzte tief auf. Es war ihr, als würde sie damit die Sorgen und den Kummer zweier Jahrzehnte aushauchen.

Langsam hob sie den Kopf, verschlang die Hände ineinander und dankte still der Mutter Gottes, die neben dem Gekreuzigten in der geweihten Ecke stand: „Guate Frau, guate, liebe Frau, i dank dir für dei Hilf!"

Zum Bauern aber sprach sie einfach:

„Nacha is recht, Vater."

— — — — —

Und von der Stunde an hatte das Gewissen Gewalt über den Kohler: er trank nicht mehr.

— — — — —

Monate verstrichen.

Der spätgeborene Franzl lachte mit dunklen Augen in die Welt.

Jahre eilten dahin.

Der Franzl Eichenbichler lief jeden Tag in die Schule nach Bärnmoos, bekam seine wohlgezählten Tatzen, mußte auf Holzscheiteln knien und spürte oft die Haselrute des gestrengen Herrn Lehrers.

Denn der Franzl war ein Wildfang, ein Raufbold, einer, den alle Buben im Dorfe fürchteten. Er war ein Hitzkopf, und in seinem Zorn schlugen seine Fäuste gradwegs dorthin, wo sie eben hintrafen.

Aber der Franzl hatte auch einen hellen Kopf.

Er lernte spielend und während die anderen Buben über eine Frage nachdachten, hatte er deren zehn beantwortet.

Noch ein Gutes zeichnete den Buben aus: Er kannte keine Lüge, selbst vor der drohend schwingenden Haselrute nicht.

Seine Kindesliebe gehörte den Tieren: den großen, breitkruppigen Pferden, dem Hofhund Lux, mit dem er sich abbalgte, und dem freien Getier draußen im Walde: den Hirschen, Rehen, Eichhörnchen und Hasen.

Der Vater brachte einmal ein Rehkitz heim, das er mit gebrochenem Lauf auf seiner Jagd halb verhungert fand. Der Viehdoktor mußte das wunde Bein kurieren und der Franzl durfte das junge Tier gesund füttern. Und als das Böckchen wieder springfrisch war, da wurde der Bub nicht müde, mit ihm um die Wette zu rennen und zu tollen, bis freilich ihm zuerst der Atem wegblieb.

So wuchs er auf, selbst wie ein junger Hirsch: wild und frei.

Alle freuten sich an diesem ungebundenen, jungen Leben. Nur die Mutter beschlich ein Bangen und Angsten.

— — — — —

Die Gnade hielt an. Der Bauer betrank sich seit jenem Tag der Erhörung nicht mehr und auf dem Kohlerhof herrschte nun jeden Sonntag Friede. Alles lobte die Selbstbeherrschung des Bauern und Kinder und Ehhalten freuten sich des Lebens und der Arbeit.

Nur die Kohlerin hatte ihre stille Sorge mit ihrem jungen Wildfang. Wie vielmal ermahnte sie ihn:

„Franzl, sei staad! Franzl, tua net so wild!"

Und fügte hinzu, indem sie ihm übern Kopf strich und ihn mit ernsten Augen ansah:

„Franzl, du muaßt amoi was Bsonders werdn!"

„Was'n, Mutter?" lachte ihr der Bub hell entgegen. „A Jaga, gel, a Jaga?"

Die Kohlerin seufzte auf:

„Naa, Franzl, was Höheres."

„Ah, leicht a Hauptmann mit an Gwehr?"

„Na, Franzl, a . . .", aber sie wagte noch nicht, ihm ihr Geheimnis zu verraten.

Auch ihrem Bauern, der sich nicht genug über seinen jungen Wildfang freuen konnte, verschwieg sie ihr Verlöbnis.

Und weil solche Heimlichkeiten auf die Seele drücken, erlitt die Kohlerin viele schwere Stunden der Sorge und Kümmernis für die Zukunft.

Nur ihr Beten half ihr darüber hinweg. Aber so oft sie auch ihre große Fürbitterin anrief, der Franzl blieb der wildfrohe Bub. Dreimal war sie, seit Franzl in die Welt lachte, in Kirchental, einmal gar in dem weiten Maria-Plain: Jedesmal, wenn sie heimkam, sprang ihr ihr Bub mit Freudengeheul und tollen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Sprüngen entgegen und sie mußte erkennen, daß all ihr Bitten und Flehen umsonst gewesen war.

— — — — —

Als aber der Franzl zwölf Jahre alt wurde, mußte die Kohlerin bekennen.

In ihrer Sorge und Angst flüchtete sie zum Pfarrherrn von Bärnmoos.

Sie traf ihn, den Herrn Matthias Birnbacher, in seinem Garten an, wo er in den Blumenbeeten stocherte und den jungen Rosenknospen zulachte. Denn Herr Birnbacher liebte alles Schöne, das der Herrgott in diese Welt eingepflanzt hat.

Als er die Bäuerin mit verlegenem Blick die Gartentür öffnen sah, rief er ihr lachend zu:

„Ah, da schau her. Die Kohlerin? Was treibt denn dich zu mir runter?"

„Wann's verlaubt is, Hochwürden, a Frag hätt i", antwortete sie mit banger Stimme.

„Muß schon was Wichtigs sein, wenn du am Werktag kommst."

„Da triff i Enk am besten alloans an."

Sie trat behutsam näher, mit ängstlichem Schritt, weil sie diese Aussprache fürchtete.

Der Pfarrer reichte ihr herzhaft die Hand:

„So, allein brauchst mich. Wohl eine heimliche Sach? Gehn ma in die Stubn nei, Kohlerin."

Er ging voraus und die Eisenbichler schritt mit klopfendem Herzen und zaghaften Füßen hinter ihm drein.

Der Pfarrer stolzte an dem Weihbrunnkessel, der an der Türschwelle hing, vorbei. Die Kohlerin aber tauchte ihre Hand tief in das geweihte Wasser ein und benetzte sich damit unter eifrigen Stoßgebeten.

In seinem Arbeitszimmer ließ sich Birnbacher in dem alten, bequemen Lauscher nieder, schlug die Hände zusammen, nickte mit seinem guten, dicken Wuschelkopf der Kohlerin zu und lud sie ein:

„So und jetzt setz di da nieder aufs Kanapee und schüttst ma halt dei Herz aus. Oder möchst leicht gar beichten?" fügte er lachend dazu.

„Döss waar a bsondere Beicht, Hochwürden", versuchte sie mitzulachen. „Koa Sünd is net und doo so was Schwaars."

„Also los, Kohlerin, weißt ja, was da gredt wird, ist nur unter uns zwei."

„San S' halt so guat, Hochwürden, i kimm zwegn 'n Franzl."

„Der Spitzbub, der nixnutze!" lachte Birnbacher. „Aber ein netter Kerl, ich mag ihn gern."

„Ja, Herr Pfarrer, zwegn dem waar i da. Mei, 's is soviel schwaar."

„Was wär denn da schwer? Der Franzl ist doch der richtige Bub, wie er sein soll. Lustig, frech, raufen kann er wie kein anderer, aber hellauf oben im Hirnkastl. Weißt, Kohlerin, solche Buben mag ich. Die Duckmäuser, laß mi aus, die sind nix und werden nix."

„Aber garaus z' lustig is der Franzl. Garaus zviel."

„Du, Kohlerin, da steckt etwas dahinter", erkannte nun Birnbacher, „gleich raus damit. Da ist a Gschicht dabei, Kohlerin, net?"

„Mei, schoo, Hochwürden. A lange aa noo. Zwegn der bin i da."

Und dann erzählte sie lang und breit von ihren Leidenstagen; wie kein Beten und kein Kräutl geholfen hatte; wie es immer schlimmer wurde und sie endlich mit dem Franzl in die Hoffnung kam.

Immer weiter holte sie aus, immer wieder versuchte sie, das dicke Ende hinauszuschieben, bis Birnbacher ungeduldig wurde und sie aufforderte:

„Das ist mir allsam nix Neu's, Kohlerin. Nur weiter, weiter! Du hast ganz was anders am Herzen."

Er mußte sich noch lange gedulden, bis sie die richtigen Worte für ihr eigentliches Ansinnen fand. Aber die hatte der kluge Menschenkenner bereits aus den ersten Andeutungen herausgehört. Das nahm ihm seine fröhliche Stimmung. Er hörte dem Rest ihrer langen Erzählung mit schweigendem Ernst zu.

Die Kohlerin kam zum Schluß:

„Jetzta wissen S' es, Herr Pfarrer. Und Sie sehgn selbn, was er für a Bub wordn is. Grad wild is er und a Jaga möcht er werdn und a Hauptmann mit an Gwehr. Und i denk mir bei mir selbn, wann er jetzt einikimmt ins Seminar und muß staad dasitzen und hat koan Berg mehr und koan Wald, aft verschmacht mir der Bua. Und doo han i gschworn und an heiligen Eid gleist der Mutter Gottes. O mei, Hochwürden, was werd döss jetzta? Ganz verzagt bin i. Die Mutter Gottes hat ma gholfen in ihrer großen Gnad und i müßt sie beleidigen oder mein Buam leicht unglücklich machen. Naa, Hochwürden, döss söll, wann i dazumals gwißt hätt, i sag's glei, wie's wahr is: Ehnda waar mir glei liaber gwen, der Vater hätt weitergsuffa."

Herr Birnbacher rieb sich mit der linken Hand durch die Haare und übers Gesicht. Dann sah er mit mitleidvollem Ernst auf die Bäuerin, als wollte er sagen: Da hast du dir eine schöne Suppe eingebrockt, du Gute!

Aber er sprach:

„Na, Kohlerin, so weit gfehlt ist's noch net. Der Franzl kann ja zuerst am Ghmnasium studieren und geht später ins Seminar."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Wann i eahm aber jetzt net einitua, später geht a mir leicht gar nimmer nei", jammerte sie auf.

„Das glaub ich beinah selber gern. Später geht der Bub in kein Seminar."

„Und was tua i mit mein Verlöbnis?" klagte sie weiter. „Naa, Herr Pfarrer, narrisch könnt oans werdn. Grad fürchtn müaßt i mi auf mei Sterbstund. Die Sünd! Koa Lossprach gibt's aa net und guatmachen kann i's aa net! O mei, Herr Pfarrer, wissen S' mir koa Hilf net? Wissen S' koan Rat?"

Da streifte den Pfarrer ein Gedanke, der die Kohlerin von ihrer Not befreien könnte. Sein Einfall machte ihn wieder vergnügt, und drum frug er mit lachenden Augen die Bäuerin:

„Kohlerin, kannst noo die Biblische Gschicht?"

„Freili, Hochwürden", antwortete sie erstaunt. Sie konnte sich nicht denken, wo der Pfarrer hinauswollte.

„Kennst noch die Gschicht, wie der Erzvater Abraham den Isaak seinem Herrn opfern wollte? Wie er schon das scharfe Messer an die Brust seines Sohnes setzte, da . . . Wie geht die Gschicht weiter, Kohlerin?"

„Da ist", ergänzte die Bäuerin schüchtern, als sitze sie wieder auf der Schulbank, „auf amoi a Goas dabeigstanden und der Gott Vater hat gsagt zum Abraham: ‚Ich weiß, daß du Gott fürchtest und", hat er gsagt, ‚hast deinen Sohn nicht verschont um meinetwillen." Und aft hat der Abraham den Isaak laufen lassen und d' Goas hergnommen zum Opfer."

Ein paar Augenblicke dachte sie angestrengt nach. Aber als sie der Pfarrer auf ihr stummes Fragen nur anlächelte, meinte sie bescheiden:

„Mei, Hochwürden, dös versteh i net, was Sie damit moanen."

„Na, Kohlerin, wenn nun statt deinem Franzl ein andrer Geischtli wird, das ist dem Herrgott grad so liab. Ja, leicht noch viel mehr, wenn der andre zu dem schweren Beruf besser paßt wie dein Bub."

„Moanen S', Hochwürden?" frug sie ungläubig.

„Ja. Und siehst, da ist einer in der Gemeinde, vom Hinterstoißer der Matthias, der möcht für sein Leben gern Pfarrer werden und hätt auch das Zeug dazu. Ein ruhiger, stiller Mensch, ich glaub, Kohlerin, mit dem könntst dem Herrgott die größte Freud machen. Und dein Bub wär dann frei, könnt ein Jäger oder ein Hauptmann werden. Und was das Wichtigste ist: Dein Gewissen hätt auch seine Ruh."

„Ja, so was wär möglich, Herr Pfarrer?" erstaunte sie.

„Freilich. Das ist doch ganz einfach. Du laßt den Hinterstoißer Matthias auf deine Kosten studieren. Dann hast dein Opfer genau so gut gebracht und dein Verlöbnis einghalten."

Aber jetzt stiegen der Kohlerin die Bedenken auf:

„Auf insre Kosten? I, wann i 's Geld hätt, glei taat i's herlegen. Aber der Bauer! Mei, was werd der Bauer dazu sagen, wann i eahm sag, er muaß jetzt 'n Hinterstoißer Hiasl ins Studi schicken? Dös werd der Bauer nie tun, Hochwürden."

„Aber siehst doch selbn, anders geht's net. Das ist der einzige Ausweg. Anders kann i dir net helfen. Kein Mensch und nicht der höchste Priester kann dich von deinem Verlöbnis entbinden. Red halt mit deinem Bauern ein aufrichtiges Wort. Leicht gibt er dir recht."

Die Kohlerin wurde sehr bedrückt:

„I werd's 'n Bauern sagen. Amoi muaß er's doo wissen, zwegn was i dazumoi in Kirchental giwen bin und was der eigentliche Grund ist, daß er 's Trinken guat sein laßt. Leicht mag er nacha doo", versuchte sie sich selbst zu beruhigen.

Also ging sie mit einem Aufseufzen von ihrem Pfarrherrn, der wohl ahnte, daß er mit seinem Vorschlag den rechten Ausweg nicht gefunden hatte.

Und er hatte recht damit. Denn schon unterwegs sinnierte die Kohlerin vor sich hin, indem sie halblaute Gespräche mit sich führte:

„Naa, dös geht net. Das viele Geld für an fremden Buam. Naa, dös geht radikal net. Und nacha dürft mei Franzl dem Hiasl hochwürdiger Herr sagen und die hohe Ansprach is doo für eahm gricht. Naa, naa, Kohlerin, da sagst 'n Bauern nix davon. Und der Franzl muaß halt und er wird si schoo gwöhnen."

— — — — —

Weil nun aber ihr Verlöbnis kein Geheimnis mehr war und weil sie wußte, daß der Pfarrer demnächst den Kohler fragen würde, wie die Angelegenheit stünde, nahm sie sich noch an diesem Abend einen innerlichen Anlauf und sie beichtete auch ihrem Bauern.

Aber bei dem kam sie schlecht an.

„Was?" begehrte er auf. „Was moanst, der Franzl soll Geischtli werden? Der Wildfang! Ja, Mutter, hast du koane Augen im Hirn, daß d' net siegst, daß dös nur a Unglück gab? Unsern kloan Jaga willst du in dös Gwandl einidruckn? Narrisch bist!"

„Und wann i dir die ganze Wahrheit schoo sagn muaß", weinte sie auf, „i han's der Mutter Gottes versprochen und dös Verlöbnis muaß aa ghalten werdn."

„Zwegn was hast's denn tan?"

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Grad nur wegn deiner. Selbigesmal in Kirchental is gwen."

Der Bauer pfiff durch die Zähne:

„So, so. Selbigesmal! Und hast nie a Sterbenswörtl gsagt! Und heunt kimmst auf amoi daher! Naa, so leicht gfahrn is da net!"

„Aber, Vater . . .", wollte sie einwenden.

Der blinzelte sie schlau an:

„Hättst mi schoo einbeziehen müssen in dei Verlöbnis. Denn zerst amoi is dös mei Bua! Und do werd noo immer i bestimmen, was aus eahm werd. Koa Pfarrer net, dös kannst dir denken. Und aus damit", beschloß er grob. „Werd nix mehr gredt davon. Guat Nacht."

Er zeigte ihr seinen breiten Rücken. Hinter dem konnte sie heulen, konnte sie alle Heiligen als Zeugen ihres Verlöbnisses anrufen. Es hörten sie nur die Wände.

Der Bauer zündete sich seine Pfeife an und trat qualmend aus der Stube. Dabei verschlang er einen Fluch auf die betnarrischen Weiber.

— — — — — —

Von dem Tag an stieg der Geist der Zwietracht wieder aus allen Winkeln des Kohlerhofes. Und die Lüge kam mitangeschlichen.

Der Bauer bestimmte, daß der Franzl im Herbst zu einem Förster in die Lehre kam.

Die Mutter ging scheinbar darauf ein. Aber wann immer sie mit dem Buben allein war, machte sie heimlich das Kreuzzeichen auf seine Stirn und flüsterte ihm eindringlich zu:

„Werst sehgn, Franzl, du werst was Bsonderes."

oder:

„Du bist so viel gscheit. Du bist z'guat für an Jaga."

Und noch andere versteckte Reden gab sie ihm. Der Franzl sah dann jedesmal seine Mutter mit großen, fragenden Augen an. Wenn er von ihr ging, schupfte er mit den Schultern. Er kannte sich bei diesen Gesprächen nicht aus.

Der Vater wiederum nahm den Buben in die Wälder mit. Und auf der Gemsjagd durfte er Vaters Büchse tragen. Da war er sehr stolz und seine jungen Augen leuchteten auf.

Und der Alte lachte, wenn er seinen Jüngsten mit stämmigen Beinen und festen Griffen einen Felsen erklettern sah: „Der und a Pfarrer!"

Droben auf der Spitze juchzte der Bub, daß es aus dem tiefen Achental vielfach widerhallte. So freute ihn das Leben, so er mit dem Vater durch die Wälder und Berge streifte.

Und die zwei Alten wichen sich mit den Blicken aus. Sie begannen sich heimlich zu hassen.

Bäuerlich trotzig schwiegen sie über die Zukunft ihres Sohnes. Dennoch spürte eines vom andern, wie jedes versuchte, in seiner Art den Franzl zu beeinflussen.

Bis der Kohler eines Tages die heimlich-versteckten Sprüche der Mutter erlauschte:

„Franzl, du werst was Höheres wie a Jaga!"

Der Bauer biß sich in die Lippen und schwieg. Er wandte sich um und trabte zum Posttwirt nach Bärnmoos hinunter.

Und weil er trotzig und schadenfroh gestimmt war, kam er am Abend mit einem schweren Rausch heim.

Die Bäuerin hörte ihn von weitem johlen und sank unter der Christus-Ecke in die Knie:

„O heilinger Vater im Himmel, dös hat er aus Bosheit tan. Herr, verzeih ihm die Sünd!"

Sie schrie das bettelnde Wort auch weiter, als der Bauer in die Stube torkelte und zu plärren anhub:

„Alte, wo is jetzt dei Verlöbnis? Ha? Wann i net mag!? Aus is, gar is, wann i net mag! Und i mag net! Daß d' as nur woaßt!"

Er schlug mit seinen Fäusten auf den Tisch, daß es wie schweres Holzhacken klang:

„Sakrament noo amoi! Geischtli werd er net!"

Vieles brüllte er noch, häßliche und grobe Worte, daß sich die Bäuerin wie eine Henne zusammenduckte. Er schrie und tobte so lange, bis er, wie vor zwölf Jahren, wieder in die Stubenecke hineinfiel und nicht mehr aufkonnte.

Die Frau schlich an ihn heran. Da er nur mehr leise grunzte und die Arme bleiern herabhingen, wagte sie es, ihn aufzurichten.

Aber zwölf Jahre fressen viel Kräfte einer alternden Bäuerin auf. Sie vermochte es nicht mehr.

Da nur der Franzl allein im Hause war — die älteren Geschwister durften zu einer sonntäglichen Tanzmusik —, mußte sie ihn zu Hilfe rufen.

„Franzl, kimm, der Vater is krank wordn. Hilfst mir, eahm aufitragn in die Kammer."

Der Bub machte erstaunte Augen. Er blickte scheu bald auf den Trunkenen, bald auf die Mutter. Die erkannte seinen Zweifel und jammerte lauter:

„Leicht hat er was erwischt. A giftige Beeren oder sonst eppas."

(Fortsetzung folgt).

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Übereinkunft gerne gestattet
Verantwortlich P. G. A. Rottmann; Missionshaus St. Joseph, Reimlingen
Druck der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Schwaben

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT DER MARIANNHILLER MISSION
NUMMER 9 SEPTEMBER 1936 54. JAHRGANG

Zum Fest Mariä Geburt

8. September

O Mutter, einmal warst auch du ein Kind
Voll süßer Hoheit, wie die Kinder sind.
Ja, von des Himmels Gnadenstrahl erhellt,
Ein Mägdlein, hold, wie keins noch auf der Welt.
Der Duft der Unschuld, der dich süß umweht,
War lilienrein und zwingend zum Gebet;
Dein Lächeln — Sonnenschein im Frühlingshag;
Dein Jauchzen silberklar, wie Lerchenschlag.
Dein Spiel von sinnig-tiefer, inn'ger Art;
Dein Weinen still, dein Trösten fein und zart.
Und als die Mutter dich zur Welt gebracht,
Wie hast du sie und alle froh gemacht!
Die Kindlein sind der Mütter bester Teil —
Du aber trugst im Keim das Weltenheil,
Du Wurzel zart, aus der das Röslein sproß,
Das uns den Himmelgarten neu erschloß.
Ein Stern ging auf, der tiefste Nacht erhellt;
Du Mutter, brachtest uns das Licht der Welt.
Ein Segen weht um deinen heil'gen Namen.
Die wir dich grüßen, bitte für uns! Amen.

Ilse Franke-Oehl

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Mariä Namen-Fest

12. September

„Gegrüßt seist du, Maria! Du Gnadenvolle, der Herr ist mit dir. Du bist gebenedeit unter den Weibern und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes." Luk. 1. (Offertorium der Festmesse).

„Mirjem" nannten dich Vater und Mutter. „Maria" nennen wir dich in der griechischen Form des neuen Testamentes, unter der die Christen der ersten Jahrhunderte deinen Namen kannten . . . Mirjem — Miriam, die 12 Jahre ältere Schwester des Moses, war deine Namenspatronin und dein liebes Vorbild. Sie ragte durch ihre erfindungsreiche Sorgfalt für den kleinen, später so berühmten Bruder, durch Prophetengabe und die Führerrolle unter den Frauen und Jungfrauen ihres Volkes empor, wahrhaft eine Auserlesene, eine „Erhabene", wie ihr Name besagt.

Aber du, heilige Gottesmutter, deren Spuren wir Menschen noch nach 1900 Jahren folgen, du bist unsere Miriam mit dem göttlichen Jesuskind, ohne die Fehler der ersten Miriam zu tragen.

Du bist die „Hohe" und „Herrliche", die „Herrin" und „erhabenste Fürstin". Heilige Königin im Himmelreich, aus der Tiefe grüßen wir dich, dem Engel im Evangelium spreche ich es nach: „Gegrüßet seist du, Maria!" . . .

Als „Meeresstern" stehst du zwischen Himmel und Erde. Mittlerin bist du vom Erdendunkel zum Gotteslicht. Aus den Stürmen zeigst du den Weg. Den Irrenden hilfst du ans Ziel. Leuchtender Meeresstern mit deinem sicheren, ruhigstrahlenden Licht, „sei gegrüßt, Maria!" . . .

„Schmerzensreiche" warst du unter uns Menschen. Als Schmerzensmutter kennst du die Bitterkeiten des Lebens. Mitleid, herzliche Anteilnahme trägst du mit unseren Leiden. Nirgends stehst du uns näher, heilige Mutter, als in deinem Weh und harten Erdenleid. Du bist wirklich ganz unser. Und von Drangsal umdrängt, von der Not einer schweren Zeit erdrückt, rufe ich zu dir, „Gegrüßt seist du, Maria!" . . .

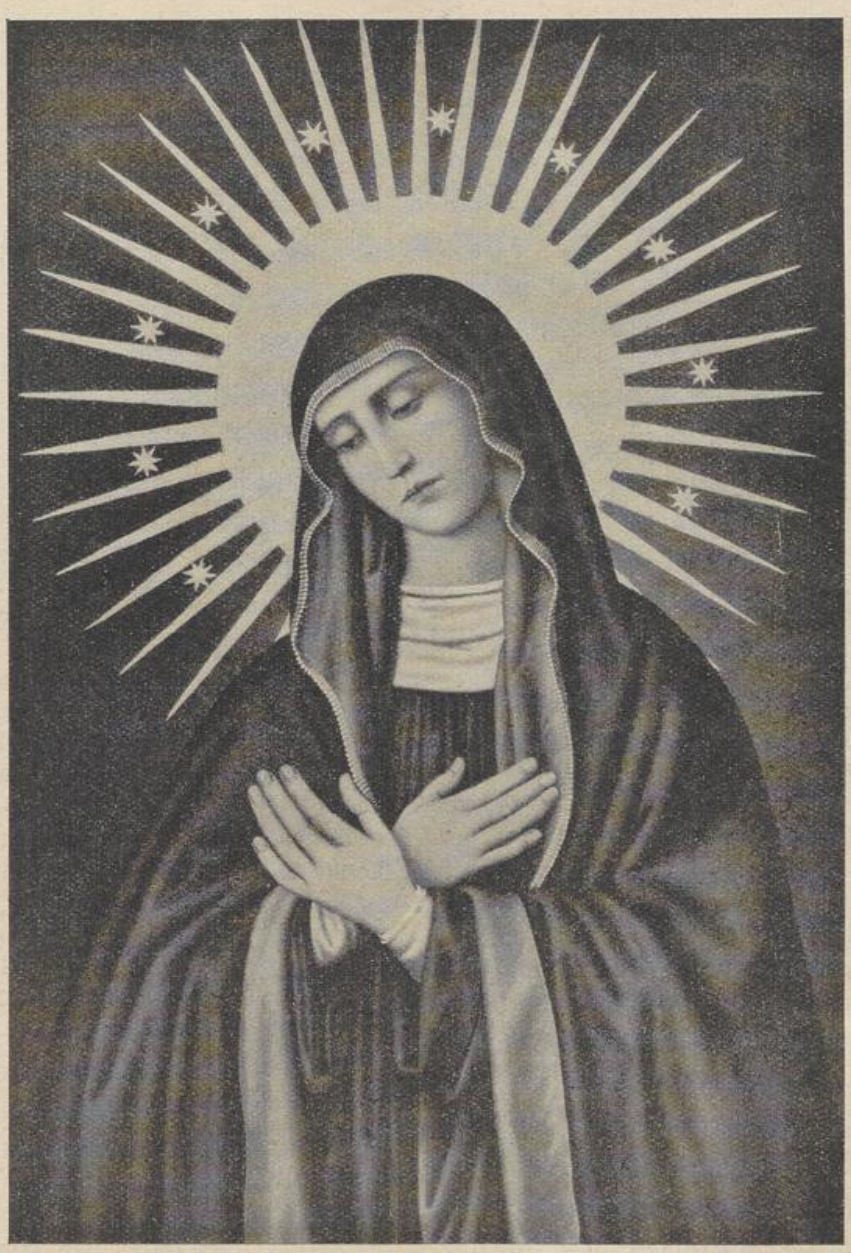
Maria, Gnadenvolle, führ uns gütig und gnadenreich zu deinem Sohne! Zeige uns jetzt und besonders, wenn das Erdenleid für immer abschließt, Jesum, die gebenedeite Frucht deines Leibes. So gib auch uns zeitliches, dann ewiges Glück und Frieden, (Stillgebet d. hl. Messe), wie die Kirche heute erfleht.

„Glücklicher Leib der Jungfrau Maria, der den Sohn des ewigen Vaters tragen durfte!" (Kommuniongebet der Festmesse).

Maria konnte unter allen zuerst den ewigen Sohn Gottes als Menschenkind besitzen und in unaussprechlicher Weise mit ihm vereinigt sein. Sie durfte mit dem Ihrigen dadurch beitragen, dem Erlöser sein Heilswerk zu ermöglichen. Der Name Maria erinnert auch jedesmal daran. Er ist Symbol und Ausdruck eines ganz gottgeeinten, dadurch aber auch segenspendenden Lebens.

Maria, in geheimnisvoller Nachbildung der Gnaden, die du hehre Mutter erlangt hast, bin ich jetzt, obgleich schwaches Menschenkind, mit meinem Herrn und Gott verbunden. Um als Mensch mit mir Menschen sein zu können, hat er Adams hinfällige Natur in sich aufgenommen. Zeitliches mit dem Ewigen verknüpft.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Mariä Namensfest

Photo: Sauerland, Wernberg

Heiligkeit sollte mich zieren, da der Heiligste und Bringer allen Heiles in mir wohnen will . . . O Jesus, lege von deiner unbegreiflichen Heiligkeit und Reinheit in mein Herz. Gottesvereinigung muß heilig machen, insofern sie nicht schon Heiligkeit voraussetzt. Ich eröffne mich, Herr, deiner stillen Wirksamkeit, die du in der Eucharistie schon an Millionen nun Vollendeter vollbracht hast. Gib mir das Glück, deiner und deiner heiligen Mutter Namen würdig zu leben! Wenn ich nach dieser Gnadenstunde glücklichen Geeintseins mit dir zu den mannigfachen Zerstreuungen des Tages zurückkehre, o dann laß mich, wo immer ich sein mag, den

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Schutz und Segen Marias erfahren, deren Namensfest wir durch das heilige Opfer und die Kommunion gefeiert haben (Postkommunio des Festes). —d—

Mariannhiller Rundfunk: Neueste Missionsnachrichten!

Am Mikrophon: P. Otto Heberling RMM.

Kirchweihe in Butterworth: (Apost. Präfektur Umtata). Der 1. Juni dieses Jahres brachte den Katholiken des Provinzstädtchens Butterworth ein bedeutungsvolles Ereignis. Der Apostolische Präfekt von Umtata, Msgr. Emmanuel Hanisch RMM., nahm an diesem Tage die feierliche Einweihung des vom hochw. P. Otto Grimm RMM. erbauten Gotteshauses zu Ehren Christus des Königs vor. Eine große Menschenmenge wohnte der heiligen Handlung bei. Viele Festgäste waren sogar aus weiter Ferne herbeigeeilt. So hatten sich Leute aus Aliwal North, Matatiele, Umtata, East London und King Williams Town eingefunden. Auch viele Nichtkatholiken wohnten der schönen Feier bei. Nach einer Begrüßungsansprache bat der Kirchenerbauer, der hochw. P. Otto Grimm, den kirchlichen Oberhirten den Schlüssel zur Kirche anzunehmen. Dieser wurde dem hohen Herrn von zwei kleinen Mädchen überreicht. Der Apostolische Präfekt wiederum übergab nach englischer Sitte den Schlüssel dem Magistrat des Städtchens, der die noch geschlossene Kirche öffnete. Dann zog der Apostolische Präfekt mit den zahlreich anwesenden Missionaren in das Gotteshaus ein und nahm die Weihe vor. Nach dieser feierlichen Handlung wurden auch die Festgäste und alle Anwesenden ins Heiligtum zugelassen, wo sofort ein festliches Pontifikalamt mit großer Assistenz stattfand. — Nach der kirchlichen Feier versammelten sich die Festgäste zu einem Frühstück im Henley-Hotel. Der hochw. P. Otto Grimm beendigte seine Tischrede mit einem Segenswunsch auf Seine Heiligkeit den Papst, und Mr. Godfrey, der erste Bürgermeister der Stadt brachte in seinem ersten Trinkspruch ein Hoch auf den König von England und in seinem zweiten ein Hoch auf den deutschen Missionar und Kirchenerbauer P. Otto Grimm aus. Dabei feierte er mit großem Lob und anerkennenden Worten das große Werk und die außerordentlichen Verdienste der katholischen Missionen des Landes im allgemeinen und die Tatkraft und den Eifer des Kirchenerbauers in Butterworth im besonderen. Msgr. Emmanuel Hanisch dankte zum Schluß allen Wohltätern, Katholiken und Nichtkatholiken, die so edelmütig ihr Scherflein zum Bau der Kirche gegeben haben. Sein Toast galt dem Wohl der hochherzigen Spender. —

Ein Mariannhiller Missionar im Zulu-Rechtschreibungs-Ausschuß: Vor kurzem wurde von der Regierung der südafrikanischen Union eine Kommission zur Lösung des Problems der Zulu-Rechtschreibung eingesetzt. Vorsitzender der Komission ist Dr. Edgar Brookes. Mitglieder sind: Mr. C. Faye, Sekretär des Oberkommissars für Eingeborene-Angelegenheiten in Natal; Rev. John Dube, Geistlicher der „Amerikanischen Kirche"; Dean A. R. Kempe, Missionar der „Norwegischen Kirche", und der hochw. P. Johann Baptist Sauter, ein Mariannhiller Missionar.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Schulfeier auf einer Missionsstation
Photo: Mariannhiller Mission

Letzterer war 10 Jahre lang Schriftleiter der katholischen Zulu-Zeitung „Um-Afrika". P. J. B. Sauter hat ferner schon eine Neuausgabe der Schulbibel und des Katechismus in der Zulusprache besorgt, das Matthäusevangelium in die Zulusprache übersetzt, über 100 Zulu-Kirchenlieder geschaffen und ein liturgisches Gebetbuch für die Eingeborenen herausgegeben. —

Erstkommunion auf der Außenstation St. Katharina: Auf der zur Missionsstation Kevelaer gehörenden Außenstation St. Katharina fand Mitte Mai dieses Jahres eine schöne Erst-Kommunion-Feier statt. 60 Kinder und 30 Erwachsene empfingen zum erstenmal den lieben Heiland in der heiligen Eucharistie. Zu dieser eindrucksvollen Feier waren auch die Schulkinder von zwei anderen nahegelegenen Außenstationen von Kevelaer, von St. Maurus und St. Joseph erschienen. Nach der kirchlichen Feier veranstalteten die Kinder und Lehrer der drei Schulen zusammen ein schönes Schulfest.

Ein Denkmal für den „Größten Südafrikaner": Katholisch Südafrika, die Apostolischen Vikare und Präfekten an der Spitze, errichtet dem im Januar d. J. verstorbenen Prälaten Dr. Kolbe in Kapstadt ein Ehrendenkmal. Der weit über die Grenzen der südafrikanischen Union hinaus bekannte und hochgeschätzte katholische Gelehrte, Schriftsteller und wärmste Freund der Eingeborenen, wurde von seinem persönlichen Freund, General Smuts, der „Größte Südafrikaner" genannt. — Beiträge zum geplanten Denkmal kommen von allen Seiten, sogar aus nichtkatholischen Kreisen. Das Denkmal wird aller Wahrscheinlichkeit nach, ganz im Sinne des edlen Verstorbenen, die praktische Form einer öffentlichen Wohltätigkeits- oder Bildungsanstalt erhalten.

„Ägyptische Plagen" in Südafrika: Zu den früher gemeldeten schweren Heimsuchungen in Südafrika: Heuschrecken, Trockenheit, Hagel und Überschwemmungen gesellte sich neuerdings eine neue „ägyptische Pla-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ge": der „Armee-Wurm". In Nordnatal, Transvaal und im Oranje-Freistaat zog dieser einige Zentimeter lange schwarzgrünliche Wurm in kilometerbreiten Heeresmassen durch die Fluren und ließ sie in kürzester Zeit als öde Wüste hinter sich. Das gefräßige Tierlein hat es vornehmlich auf die Futtergraspflanzungen abgesehen. Die Farmer und das Personal der Missionsstationen standen dem unaufhaltsamen Vormarsch der Tiere fast macht- und hilflos gegenüber. An einigen Stellen versuchte man diese gefräßige afrikanische Wurm-Armee mit Walzen zu überfahren. — Selbstverständlich leiden auch unsere Missionen unter diesen vielgestaltigen Plagen, die sich nun schon einige Jahre hinziehen. Beten wir, damit Gott die Zeit der Heimsuchungen für Südafrika abkürze, und unsere Missionare ohne allzu große Hemmungen und Schwierigkeiten ihr edles Werk zur Rettung unsterblicher Seelen fortsetzen können.

Was ist wohl die beste Vorbereitung für die opferreiche Arbeit eines Missionars

Von P. Joseph Kammerlechner RMM.

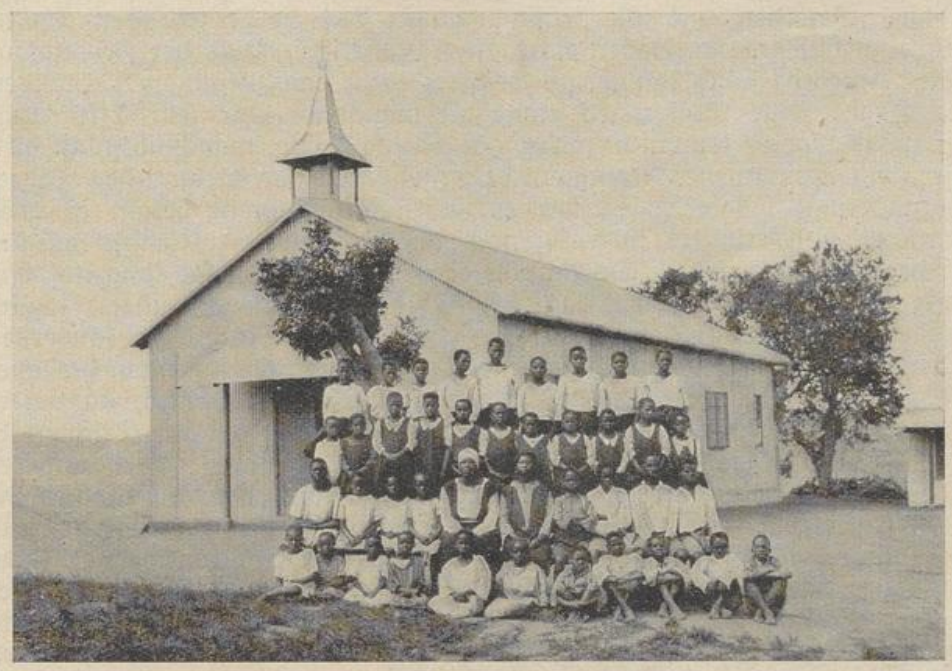
Wenn man an die vielen Opfer denkt, die der Missionsberuf auch in körperlicher Beziehung vom Missionar fordert, wird man unwillkürlich an die Worte des Heilandes erinnert, mit denen er sein feines Urteil abgab über seinen großen Vorläufer: Was seid Ihr hinausgegangen in die Wüste zu sehen? Ein Rohr, das vom Winde hin und her getrieben wird? Oder was seid Ihr hinausgegangen zu sehen? Einen Menschen mit weichlichen Kleidern angetan? Siehe, die kostbare Kleider haben und in Freuden leben, sind in den Häusern der Könige. (Luk. 7, 24—26)

So wäre es auch eine schlechte Vorbereitung für den Missionar, wenn man ihn in Weichlichkeit und Bequemlichkeit erziehen würde. Auch da können wir mit dem Heiland sagen: Die kostbare Kleider haben und in Freuden leben, sind in den Häusern der Könige und nicht im Missionsland im Busch mit den Eingeborenen zusammen, so daß dann der Missionar mit dem heiligen Paulus sagen kann, daß er seinen Schäflein alles geworden, teilt er doch ihre Armut. Vielfach muß er sich auch noch mit ihrem Kochzettel befreunden und nicht nur die Nahrung mit ihnen teilen, sondern auch noch die Art der Zubereitung.

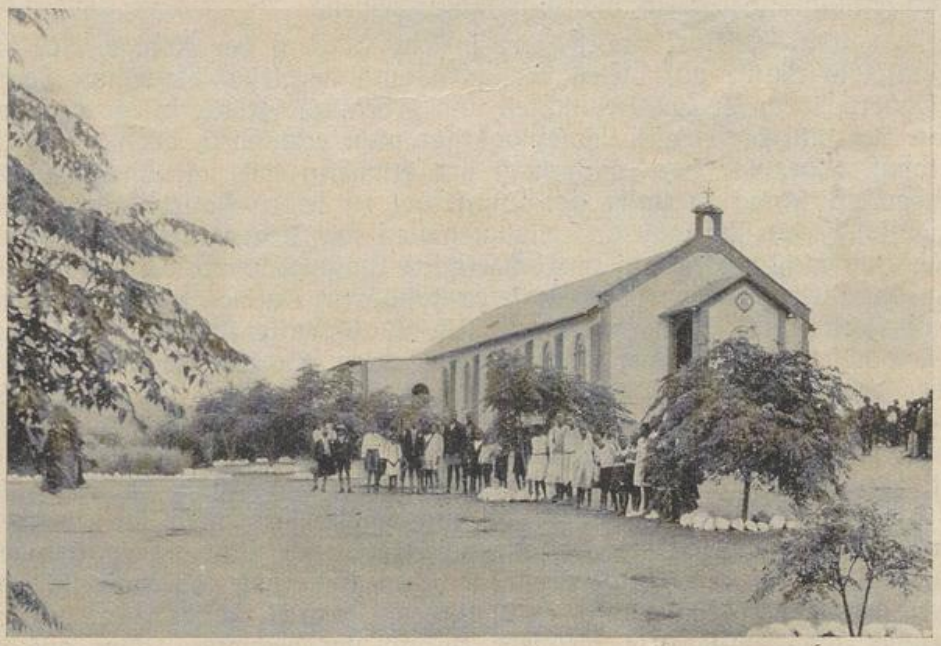
Daraus geht ohne weiteres hervor, daß einfache Familienverhältnisse, ja noch besser etwas Armut, die beste Vorbereitung für das Leben eines Missionars ist und nicht Reichtum und Überfluß von Jugend auf, obwohl damit durchaus nicht gesagt sein will, daß solche, die aus guten Verhältnissen stammen, nicht gute, opferbereite Missionare werden könnten. Es soll damit nur gesagt sein, daß Armut und Dürftigkeit zu vielem erzieht, was der Missionar seinen täglichen Anteil nennt und was er dann nicht mehr zu lernen braucht im Kloster und Missionsland, wenn er von Jugend auf schon an solche Entbehrungen gewöhnt ist.

Auf meinen Missionstouren kommt es mir oft in den Sinn, wie viel Ähnlichkeit das Leben eines Missionars vielfach hat mit dem Leben eines Frontsoldaten im Weltkrieg. Wie der Soldat oft nichts hatte als die

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Kapellenschule St. Peter, Mariannhill
Photo: Mariannhiller Mission



Missionsschule in Südafrika (Mariannhiller Mission)
Photo: Mariannhiller Mission

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

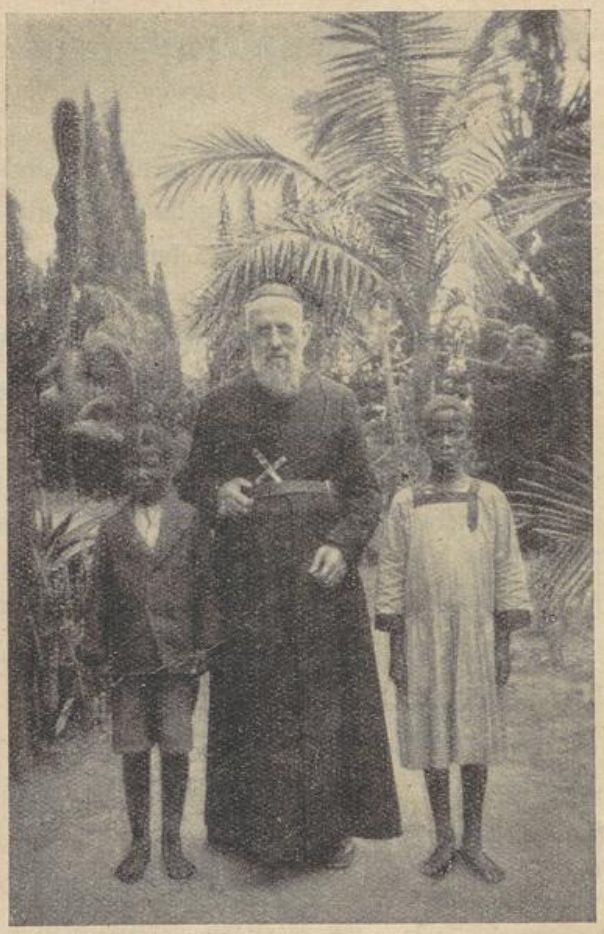
Mutter Erde um sein Haupt zum Schlummer niederzulegen, so schläft auch der Missionar im Busch, vielfach auf ganz dieselbe Weise, und ein ruhiges Gewissen und die Anstrengungen des vorhergehenden Tages sind auch auf hartem Boden ein sanftes Ruhekissen. Wie der Frontsoldat keinen gedeckten Tisch kannte, an welchem er zu ganz bestimmten Stunden des Tages seine Mahlzeiten einnahm; manchmal war sein Essen kalt, manchmal war es lauwarm, manchmal war es wenig, manchmal nicht viel, aber doch etwas mehr. Manchmal bekam er sein Essen dreimal des Tages, ein andermal bekam er es nur einmal und manchmal bekam er auch garnichts. Ich erinnere mich da noch an die schweren Kämpfe an der Somme im Jahre 1916. Da hat ein ganzer Zug drei Tage lang auf das Essen verzichtet wegen der äußersten Gefahr, der die Essenholer täglich ausgesetzt waren auf dem stundenlangen Weg des Nachts im schwersten Sperrfeuer der feindlichen Batterien. Beim zweiten Einsatz dann hat auch unsere Kompagnie drei Tage lang nichts zu essen bekommen, da unsere Kompagnie vollkommen verloren gegangen war im weiten Trichterfeld und wir alle zusammen schon als vermißt gemeldet waren. Aber auch der Missionar im Busch hat keine regelmäßigen Mahlzeiten. Er ist meistens selbst sein eigener Koch, und da wird eben gekocht wann er Zeit hat und nicht nach der Uhr und oftmals ist sein Tisch leer von warmen Speisen. Er hatte keine Zeit oder Gelegenheit gefunden abzukochen oder auch weil er nichts mehr hatte, was zu warmer Speise hätte dienen können. Dann wird halt Kaffee oder Tee gekocht und das trockene Brot mit etwas Wurst oder Schinken dazu gegessen oder auch Käse oder Büchsenfische, wenn gerade Freitag ist. Es kann aber auch passieren, daß er den ganzen Tag nicht dazu kommt, eine richtige Mahlzeit zu halten. Wenn es Stunden weit marschieren heißt auf den Missionstouren, da muß dann das bescheidene Frühstück herhalten bis zum späten Abend.

Die kostbare Kleider haben, sind in den Häusern der Könige. Ja, der Frontsoldat mußte auf vieles verzichten auch in dieser Beziehung; ganz besonders, wenn er an Reinlichkeit und ordentliche Körperpflege gewohnt war. Ich will die elende Läuseplage gar nicht erwähnen, denn die ist zu bekannt. Aber ich kann mich noch gut erinnern, wie wir im Schützengraben oft schrecklich unter der Wassernot zu leiden hatten. Einmal, in einer sonst ganz passablen Stellung, hatten wir keinen Tropfen Wasser, sodaß wir nicht einmal unsere Kochgeschirre waschen konnten. Dazu mußten wir dann einen kleinen Rest unseres kostbaren Kaffees opfern und die Kochgeschirre mit Sand ausreiben. An Waschwasser war für die Tage des Schützengrabens schon gar nicht zu denken. So war es manchmal in einer ordentlichen Stellung; nicht zu reden vom Leben im Trichterfeld. Aber auch der Missionar muß auf manches in Körperpflege verzichten, wenn er in den Busch geht. Bei uns im Matabeleland ist das Wasser vielfach ein sehr kostbarer Artikel und es ist oft eine Kunst, sich ordentlich zu waschen mit ein paar Tassen voll Wasser die einem noch übrig bleiben, nachdem man seinen Kaffee gekocht hat. Es ist gar nicht davon zu reden, ob man sich in dem Wasser nun waschen kann oder ob man sich erst recht beschmiert; denn nach europäischem Begriff handelt es sich oft weniger um Wasser als vielmehr einfach um Schmutz. Aber auf all diese Dinge ist der alte Frontsoldat schon geeicht, all das ist ihm nichts Neues mehr. Er hat das schon lange erlebt. Ja, selbst was die Läuseplage angeht, hat der Missionar auch sein Nebenstück. Von seinen lieben Schwarzen bekommt er auch zur rechten Zeit so kleine Plagegeister ab, wie

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Wanzen, Flöhe usw. So war also der Weltkrieg ein ausgezeichneter Lehrmeister zur Gewöhnung an die Beschwernisse des Missionsberufes.

Aber auch schon Einfachheit im Elternhause erzieht zu den Entbehrungen des Missionslebens. So habe ich neulich auf einer Missionstour etwas Makaronen mit dabei gehabt, sehr praktisch, da sie nicht schwer sind und auch schnell gekocht sind. Da das Brot zur Neige ging und ich auch kein Maismehl bekommen konnte um mir Brei zu kochen (ein vorzüglicher Broterſatz), so habe ich einige Tage fast nur noch von Makaronen und Sauermilch gelebt, die ich von den armen Eingeborenen in der Umgegend bekam.



Ein Missionsveteran
Br. Cassian Zengel, Mariannhill
Photo: Mariannhiller Mission

Da ist es mir auf einmal zum Bewußtsein gekommen, wie großartig ich es eigentlich habe, denn Makaronen mit Sauermilch war eine Festtagsspeise bei uns im Elternhaus, und ich hatte noch die Sauermilch mit dem Rahm, was wir Zuhause nicht hatten, sondern da gab es die Sauermilch ohne Rahm. Also, was für ein Schlemmer wird nicht so ein Missionar; am gemeinen Werktag tut er sich an der Festtagsspeise seiner Jugendzeit gütlich.

So also lebt der Missionar. Den alten Frontsoldaten wird es jetzt also nicht mehr schwer sein, sich einigermaßen ein Bild davon zu machen.

Auch für die unmittelbaren Bedürfnisse der Mission mußte das christliche Volk von Anfang an mit besorgt sein: zunächst für eine genügende Anzahl von Missionaren. Ist diese Aufgabe nicht in den Worten des Herrn ausgesprochen: „Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter sende in sein Erntefeld?“ Ein Volk, das zu Gott so eifrig betet, wird auch bei der Erziehung seiner Kinder dieses erhabene Ziel vor Augen haben und daher die gottgegebenen Missionsberufe in den jungen Herzen pflegen.

P. Gatterer S. J.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Zeige uns dein Reich!

33.

Wir alle stehen mitten im zeitlichen Reiche Christi und pilgern dem ewigen zu. Jeder Mensch ist geborener Untertan des Königs über die Zeit und Ewigkeit. Doch nicht alle kennen den geraden, unfehlbaren Weg in seine eigentliche Residenz, die er als bleibende Heimat seinem ganzen Volke anbietet. Es steht indessen ein untrüglicher Wegweiser vor aller Augen. Ein hehres Zeichen, hoch aufgerichtet inmitten des Pilgerlandes.

Wer diesen goldenen Zeiger erblickt, der weiß sofort: hier ist mein rechter Weg, hier gelange ich an meinen Bestimmungsort im Gottesreiche! — Die eherne Standsäule ist auch zugleich ein nie erlöschender Leuchtturm im Dunkel der Zeiten. Er sendet uns beständig direkte Lichtstrahlen aus der königlichen Residenz. Die umgelegte Säule dient ferner als feste Brücke zwischen dem Diesseits und Jenseits. Sie trägt uns vom Ufer der Vergänglichkeit an das Gestade des großen Dauerreiches!

Mitten im Septembermonat feiern wir mit der Kirche das besondere Andenken an die Aufrichtung dieses kostbaren Gotteszeichens. Klarer als sonst flammt uns das Blinkfeuer von der Höhe des Leuchtturmes.

„Des Königs Fahne schwebt hervor,
Des Kreuzes Glorie strahlt hervor!"

Sein Erhöhungsfest werde uns auch zum Erleuchtungsfeste über das Reich, dem unser Weg und Sehnen gilt. Wie das Kreuz auf der Spitze des Monte Senario weist es uns auf den heiligen Berg des katholischen Glaubens. Führt es uns auf die ewigen Hügel der christlichen Hoffnung und mitten in das Reich der göttlichen Liebe im Tempel der wahren Kirche Gottes.

Mächtiger als das Riesenmonument der Freiheitsstatue im Hafen von New York dirigiert es das Lebensschifflein aller Seefahrer in den Port des Christkönigreiches ohne Ende und Grenzen.

Die Missionare sollen das Gotteszeichen auf alle Höhen der Heidenländer tragen, damit es allen Völkern der Erde zur Lichtfackel werde. Millionen Seelen harren im Dunkel auf die große Stunde, in der das Zeichen des Menschensohnes am Himmel erscheint und ihnen sein Reich zeigt. . . .

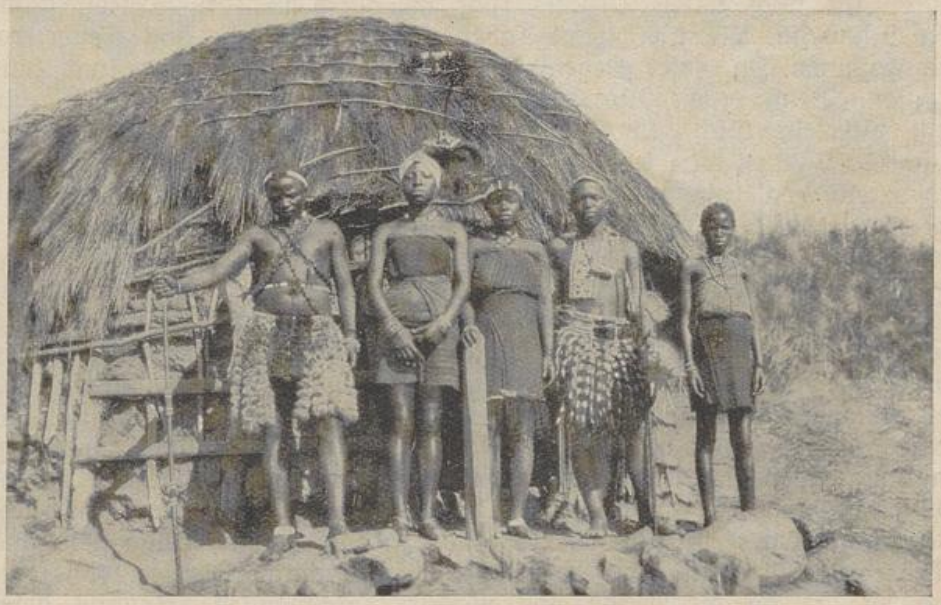
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Mose oa Tunja" oder „der Rauch, der donnert"

Von P. Michael Frey, RMM.

Vor nahezu 4 Jahren habe ich die liebe Heimat verlassen, um im Weinberge des Herrn im fernen Afrika zu arbeiten. Durch den Willen meiner Ordensoberen kam ich damals in die neu errichtete Apostolische Präfektur Bulawayo in Südrhodesia. Mein heißester Wunsch war, sofort in der Eingeborenen-Mission Verwendung zu finden. Der Apostolische Präfekt, der ja in den Missionsländern dasselbe Recht hat wie daheim der Bischof, bestimmte es anders. So wurde ich zuerst Kaplan in der Weißen-Pfarrei und zugleich auch Seelsorger der Halbweißen (bei diesen ist der Vater ein Europäer, die Mutter eine Schwarze oder Halbweiße) und Indier. Anfangs war es schwierig, da die Indier seelsorglich infolge Priestermangels vernachlässigt waren und ich auch die Sprache noch nicht beherrschte. Diese Anfangsschwierigkeiten waren aber bald überwunden und schon in kurzer Zeit bereiteten mir diese Leute große Freude. Ich gewann sie Tag für Tag lieber, da ich bald alle ihre Schwierigkeiten kennen lernte. Es war eine Freude für mich, unter diesen Leuten arbeiten zu dürfen. Daneben hatte ich dann noch den ganzen Distrikt zu versehen, denn so eine afrikanische Pfarrei erstreckt sich meistens auf mehrere hundert Meilen. Unsere Bulawayo-Pfarrei z. B. hat einen Durchmesser von rund 300 engl. Meilen (1 Meile = 1,6 km). Diese Leute können daher nur zwei bis drei Mal im Jahr seelsorglich betreut werden und dies auch nur während der Schulferien. Das Erscheinen des Priesters ist für diese Menschen immer eine große Freude, denn sie schätzen das hl. Meßopfer und die hl. Sakramente. Freilich gibt es auch hier Ausnahmen, besonders unter den Miners (Goldsuchern), die ja nur Sinn für Gold haben und sonst nichts Höheres kennen.

Gerade kam ich von einer solchen Tour aus dem Betschuanaland



Heidnische Zulufamilie, Südafrika-Mission
Photo: Mariannhiller Mission

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

heim, als mich die Nachricht von meiner Versetzung erreichte. Ich war sehr überrascht, denn kurz zuvor hatte der Hochwürdigste Präfekt mir noch gesagt, daß ich wenig Aussicht habe auf eine Versetzung. Die ganze Pfarrgemeinde, Weiße wie Halbweiße, hatten meine Versetzung auch nicht erwartet. Ja, die Weißen schickten sogar eine Abordnung zum H. H. Apostolischen Präfekten, er möchte meine Versetzung wieder rückgängig machen, was aber nicht möglich war. Mir war es nicht leicht, von der Gemeinde zu scheiden, doch einem Ordensmann ist die Stimme des Obern die Stimme Gottes. Ich machte mich also reisefertig für meinen neuen Posten in Embakwe, welcher einige Meilen von der Grenze von Südrhodesia liegt.

Meine alte Gemeinde veranstaltete noch eine schöne Abschiedsfeier und überreichte mir einige praktische Geschenke, unter anderem einen Scheck, der mir die Erfüllung eines schon längst gehegten Wunsches brachte. Damit sollte ich den Besuch der Viktoriafälle verwirklichen. Von diesem Besuch hatte ich oft geträumt, nun sollte mein Traum Wirklichkeit werden und zwar so schnell. Einer meiner ehemaligen Pfarrkinder, ein höherer Beamter der Eisenbahn richtete alles, so daß ich nichts weiter zu tun hatte, als in den Zug einsteigen und abfahren in Richtung: Viktoria-Fälle. Es war wohl eine meiner schönsten Reisen. Ich brauchte mich um nichts zu kümmern, für alles war Vorsorge getroffen durch die guten Leute von Bulawayo.

Mit großer Dankbarkeit nahm ich also dieses freundliche Anerbieten entgegen und so bestieg ich zum erstenmale wieder nach $3^1/_2$ Jahren die Eisenbahn. Die Entfernung von Bulawayo bis zu den Fällen beträgt nicht ganz 300 Meilen. Ich fuhr in Bulawayo ab am Freitag nachmittag um 14 Uhr und erreichte die Fälle andern Tags um 6 Uhr früh. Die Fahrt an sich war nicht gerade abwechslungsreich, da man ja in Rhodesia weiter nichts sehen kann als Busch und Dornen, dazwischen ab und zu Farmen und vereinzelte Eingeborenen-Hütten. Ich hatte ein feines Abteil für mich allein. Nachts fuhr ich durch die größte Kohlenmine von Rhodesia, Wankie, konnte aber nichts sehen als das Feuer von den Kaminen. In dieser Gegend ist es unerträglich heiß; man kann kaum schlafen. Beim ersten Morgengrauen hielt ich Ausschau, ob die Fälle noch nicht in Sicht kämen. Ich hörte, daß man den aufsteigenden Gischt 30 Meilen weit sehen könnte. Es dauerte wirklich nicht lange. Man sah bereits von weitem die Gischtwolken und hörte das Getöse des herabfallenden Wassers. Nach 16stündiger Bahnfahrt hatte ich morgens 6 Uhr die Station Viktoriafälle erreicht. Die Katholiken, die hier ansässig sind, empfingen mich auf das Herzlichste. Meine erste Frage war, ob ich hier die hl. Messe lesen könne. Ich hörte, daß zwar eine Kapelle dort sei, die aber von den Protestanten benützt würde und so zweifelte ich sehr, ob Meßgewänder dort seien. Doch die Leute teilten mit, sie hätten schon den Priester im nächsten Ort von meinem Kommen benachrichtigt. Ich bestieg wieder den Zug und fuhr bis zur nächsten Station, Livingstone genannt. Zu meiner Überraschung sah ich einen mir bekannten Pater am Bahnhof, den P. Kilian, einen irischen Kapuziner. Nach herzlicher Begrüßung fragte ich ihn, ob er gerade zufällig an die Bahn gekommen sei. Er war überrascht auf meine Frage und antwortete, er wolle mich abholen, da die Leute ihn von meinem Kommen in Kenntnis gesetzt hätten. Wir gingen nun sofort zur Missionskirche, die einfach aber sehr hübsch ist und dort las ich die hl. Messe. Nachher schauten wir uns den

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



P. Michael Frey RMM., Bulawayo
Photo: Mariannhiller Mission

Ort Livingstone näher an, das ehemals die Hauptstadt von Nord-Rhodesia war, aber durch die Verlegung der Hauptstadt nach Luska heute wie ausgestorben ist. Da Livingstone nur 7 Meilen von den Fällen entfernt ist, brachte mich P. Kilian in seinem kleinen Auto dorthin, nachdem er mich mit einem Meßkoffer ausrüstete. In halbstündiger Fahrt erreichten wir das Ziel.

Dort empfing mich Captain Rainart, ein herzensguter Mann und ausgezeichneter Katholik auf das freundlichste. Seine Gastfreundschaft genoß ich während meines 2 tägigen Aufenthaltes. Darum möchte ich auch an dieser Stelle ihm meinen herzlichen Dank sagen. Nach kurzem Imbiß machte ich mich sofort fertig, um das langersehnte Ziel meiner Reise zu sehen. Da Captain Reinart mich nicht persönlich begleiten konnte, gab er mir seinen besten Eingeborenen-Führer mit. (Captain Reinart ist nämlich von der englischen Regierung amtlich angestellter Hüter der Viktoria-Fälle.) Wir erreichten sehr bald das grandiose Naturschauspiel. Von diesem überwältigenden Naturwunder nur einigermaßen eine genaue Beschreibung zu geben, ist sehr schwer und es fehlen mir die Worte dazu. Ich will nun das nächste Mal in etwa einiges darüber zu berichten versuchen. (Schluß folgt).

Willst nicht auch Du Missionar werden?

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Zahlenbild der Apostol. Präfektur Bulawayo

Stand vom Jahre 1935

Apostolischer Präfekt:

Msgr. P. Dr. Ignatius Arnoz RMM.

Mariannhiller:

Patres	15
Brüder	8

Schwestern:

Orden des hl. Dominikus	49
Schwestern U. L. Frau	6
Missionsschwestern vom kostb. Blut	15
Unbeschuhte Karmelitinnen	5
Eingeborene Schwestern	7
Zusammen:	82

Lehrpersonal:

Katechisten	5
Lehrer	27
Lehrerinnen	34

Krankenpflegerinnen:

Schwestern	5

Bewohner:

Eingeb. Christen	3 254
Europäische Christen	1 200
Mischlinge Christen	400
Katechumenen	523
Heiden	343 625

Seelsorgliche Betreuung:

Pfarrsprengel	6
Hauptstationen	6
Nebenstationen	32

Presse:

Zeitungen: Southern Cross
Catolic News
Umafrika
und andere

Schulen:

Elementarschulen	32
Knaben	892
Mädchen	797
Mittelschulen	32
Knaben	379
Mädchen	400
Höhere Schulen	3
Schüler	39
Schülerinnen	145
Zusammen:	2 652

Kultusgebäude:

Größere: für 400 und mehr Anwesende	4
Kleinere: für weniger als 400 Teilnehmer	40
Krankenhaus	1
Betten	32
Apotheken	4
Hilfeleistungen	9 525
Waisenhäuser	1
Knaben	15
Mädchen	15
Kindergarten	25

Anzahl der Katholiken:

Katholiken-Stand von 1934	4 598
Zuwachs:	
Taufen Erwachsener (nicht in Todesgefahr)	144
Taufen Kinder	195
Zugewanderte	174
Aus andern Ursachen Zugekommene	86
Abgang:	
Durch Tod	104
Durch Abwanderung	239

Stand vom Jahre 1935:

Christgläubige	4 854
Katechumenen	523
Zusammen: ca.	5 377

Vom kirchlichen Leben:

Taufen in Todesgefahr	86
Osterkommunionen (registierte)	2 008
Andachtskommunionen	80 358
Ehen unter Gläubigen	27
Mischehen	31
Triduen für Männer	1
Triduen für Frauen	3

Bruderschaften:

Ritter vom hlst. Sakrament	12
Sodalität von den hl. Engeln	50
Vereinigung zur Verehrung des allerhlst. Sakramentes	60

und andere

Karitative Werke und katholische Aktion:

Männer-Sodalität	80
Kath. Frauen-Liga	61

Zahlenbild der Apostol. Präfektur Umtata

Umtata-Transkei-Kapkolonie / Stand 1935

Apostolischer Präfekt:

Msgr. P. Emanuel Hanisch RMM.

Priestermissionare	20
Brüdermissionare	16

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Schwestern	108	Krankenhaus	1
Katechisten	18	Missionsarzt	1
Lehrer	66	Druckerei	1
Elementarschulen	30	Osterkommunionen	3 542
Knaben	708	Andachtskommunionen	129 138
Mädchen	843	Katechumenen	849
Mittelschule	1	**Kultgebäude:**	
Knaben	82	für mehr als 400 Gläubige	8
Mädchen	66	für weniger als 400 Gläubige	22
Höhere Schule	1	Taufen	791
Schüler	6	Katholiken in der ganzen Präfektur etwa	6 500
Schülerinnen	5		

Die Mariannhiller Missionare in ihrem Wirken seit Beginn ihrer Südafrika-Mission

(Schluß)

Es ist überflüssig zu bemerken, daß die Missionare von Mariannhill über ihrem Bestreben, der zeitlichen Not des schlichten Volkes zu steuern, niemals ihre Hauptaufgabe aus dem Auge verlieren, nämlich die geistige Not zu heben durch die Verkündigung des Evangeliums. Das ist ja das Endziel der Mission: die heidnischen Eingeborenen zu katholischen Christen zu erziehen. Wenn das geschehen könnte, rein durch die Predigt des Wortes ohne den gewaltigen Aufwand von Kapital und Arbeit zur Besserstellung der gewöhnlichen Lebensbedingungen, zweifellos würden es die Missionare tun und könnten sich dabei viel Mühe und Plage sparen. Aber ein gewisser Grad materieller Wohlfahrt ist die notwendige Voraussetzung zum Aufbau des geistigen Gebäudes der Christianisierung, denn es gibt kein Christentum ohne Kultur.

Der Katechismusunterricht hält gleichen Schritt mit der übrigen regelmäßigen Ausbildung in der Schule. Die heilige Messe, die täglichen Gebete, die Segensandachten folgen einander nach fester Tagesordnung. Soweit es die Liturgie erlaubt, werden alle Gebete in Zulu verrichtet und alle Lieder in Zulu gesungen. Während Englisch und Holländisch pflichtgemäß in der Schule gelehrt werden, werden diese zwei, dem Eingeborenen so fremden Idiome ihm in der Kirche nicht aufgedrängt. Das ist auch eines der Geheimnisse des großartigen Erfolges der Mariannhiller Mission. Der gewöhnliche Gruß der Kinder an die Fremden ist das „Gelobt sei Jesus Christus" in Zulu.

Wie Mariannhill so hat auch Lourdes jedes Jahr Fortbildungskurse, an denen nicht nur Lehrpersonen teilnehmen, sondern auch Farmer und Hausfrauen, und bei denen von Missionaren, Lehrern und Missionsärzten Vorträge über landwirtschaftliche, sanitäre, erzieherische und allgemeine kulturelle Fragen gehalten werden. Als Versammlungsort dient die große Versammlungshalle, die zu anderen Zeiten als Exerzitiensaal, zur Vorbereitung der Katechumenen vor großen feierlichen Taufen und Firmungen, als Ausstellungshalle für landwirtschaftliche Produkte der eingeborenen Farmer oder als Klublokal der verschiedenen Vereinigungen benützt wird.

Lourdes-Missionare haben öfter als einmal helfend und rettend eingegriffen, wenn Seuchen die Herden der Eingeborenen dezimierten

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

oder Mißernten drohten; sie stehen daher mit Recht bei den Eingeborenen in hohem Ansehen.

In der Nähe von Lourdes befindet sich die kleine Mission Emmaus, die sich Abt Franz auf dem Besitz der Station Lourdes erbaute, als er 1893 auf seine Würde resignierte und sich aus Mariannhill zurückzog. Hier brachte der große, aber viel geprüfte Gründer Mariannhills seinen Lebensabend zu; hier starb er auch am 24. Mai 1909 und hier ruht sein Herz, während sein Leib in Mariannhill beigesetzt wurde. In Emmaus ruht auch der treueste Mitarbeiter Pfanners, der Steiermärker P. Josef Biegner († 20. Oktober 1923), dem es allein gegönnt war, den alternden Abt-Vater zu pflegen und ihn auf die Reise in die Ewigkeit vorzubereiten.

Noch einige bedeutendere Stationen der Mariannhiller Mission

Die drittwichtigste Station der Mariannhiller Mission führt den Namen des berühmtesten Wallfahrtsortes Österreichs, Mariazell. Sie liegt hart an der Grenze des Basutolandes, im sogenannten Oberland, wo der südafrikanische Winter — Mai bis September — oft wochenlang mit Schnee und Eis die Gipfel der südafrikanischen Alpen — der Drakensberge — bedeckt. Landeinwärts erstreckt sich eine breite Ebene, die das fruchtbarste Land der Kolonie birgt. Mariazell's Ruhm liegt aber nicht nur auf dem Gebiete der Landwirtschaft, sondern auf dem der Schule. Das dortige Lehrer- und Lehrerinnenseminar — gegründet 1909 — war die erste höhere Schule des Vikariates, die von ihrer Gründung an einen ausgezeichneten Ruf hatte und 1931 von der Schulbehörde an die zweite Stelle unter den 14 Seminarien der Kapprovinz gereiht wurde. Angegliedert ist auch eine höhere Schule, die auf die Reifeprüfung vorbereitet und katholische Rechtsgelehrte, Ärzte und Staatsbeamte heranziehen soll. Die Schule dürfte in absehbarer Zeit zur ersten katholischen Universität Südafrikas erweitert werden.

Seit der Teilung des Vikariates Mariannhill gehört Mariazell mit den angrenzenden Stationen Maria-Linden und Far View (Schöne Aussicht) zur Apostolischen Präfektur Umtata.

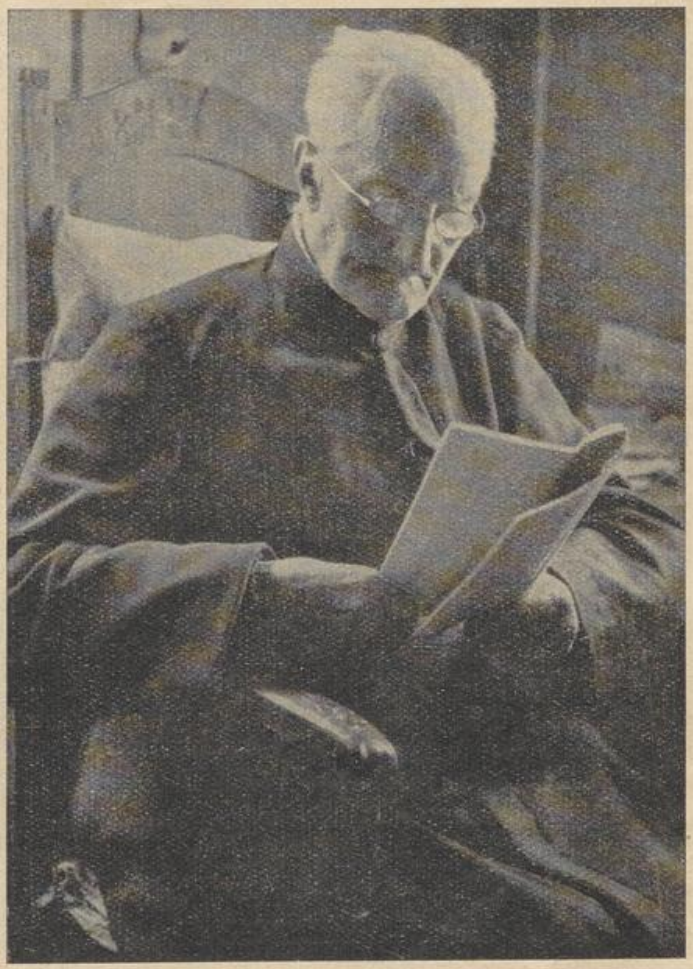
Reichenau, die älteste Außenstation Mariannhills, gegründet 1886, beherbergt seit längerem eine landwirtschaftliche Schule, die staatlich anerkannt ist und deren Absolventen von den britischen Behörden wegen ihrer praktischen Ausbildung mit Vorliebe zu Verwaltern staatlicher Musterwirtschaften verwendet werden.

Eine große Rolle in der Entwicklung Mariannhills spielt die 1858 errichtete Station Mariatal (Blitzberg). Anfangs als Prokura und Warenverteilungslager für die umliegenden Stationen gedacht, wurde Mariatal 1923 erweitert und für das aus Würzburg hieher verlegte Scholastikat der Kongregation eingerichtet. Das neue Priesterseminar wurde am 1. Februar mit 25 Theologiestudenten aus Europa eröffnet; einige Monate später wurde ihm auf Wunsch der Oberhirten Südafrikas ein kleines Seminar für einheimische Kandidaten angegliedert.

Als dann 1926, bezw. 1929 die Ausbildung der Ordenskleriker wieder nach Europa — Würzburg — zurückverlegt wurde, übernahm Mariatal die Ausbildung des einheimischen Klerus. Infolge erfreulicher Zunahme von Priester- und Ordensberufen in den meisten Missionssprengeln Südafrikas wurden die Seminarräume in Mariatal bald zu klein und da

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

eine Erweiterung derselben mit großen Schwierigkeiten verbunden war, wurde beschlossen, einen neuen Seminarbau aufzuführen, und zwar auf einem Hügel zwischen Mariatal und dem Städtchen Ixopo. Am 3. November 1928 wurde der Grundstein gelegt und am 28. Juni 1931 konnte der Bau — der schönste, der bisher für die Eingeborenen aufgeführt worden ist — eingeweiht werden. Mariatal oder Ixopo, wie das neue Seminar jetzt häufig genannt wird, beherbergt seit 1932 das Eingeborenen-Priesterseminar für ganz Südafrika und das Knabenseminar Mariannhills und jener Sprengel Südafrikas, die noch kein eigenes kleines Seminar haben.



Hochwürden Herr Kaplan Lagger
Ein Priestergreis mit 98 Jahren, immer noch in Amt und Würde als Kaplan in Münster, Wallis. Bis Juni dieses Jahres las er noch jeden Tag um 6 Uhr die hl. Messe, sang im Mai noch ein Hochamt und ist immer noch als Beichtvater tätig
Photo: K. Egli, Zürich

Bei Mariatal befindet sich ein Sanatorium für kranke und alte Schwestern, in dem eine Art ewige Anbetung eingerichtet ist.

Südöstlich von Mariatal liegen die Stationen Otting und Mariatrost, in deren Nähe die Noviziate der einheimischen Brüder und Schwestern — K'wa, St. Joseph und Asissi — liegen.

Die nördlichste Mariannhiller Station heißt Maria-Ratschitz und ist eine Gründung ehemaliger Österreicher, des Ökonomen Leonhard Tilz und seiner Schwägerin Anna Dietrich, die auf Anraten der Zisterzienserpatres von Osseg in Nordböhmen den Mariannhillern eine beträchtliche Spende zukommen ließen und dadurch den Ankauf einer Farm ermöglichten. Ihrem Wunsche gemäß erhielt die früher „Josephsheim" genannte Station ihren heutigen Namen; er stammt von einem vielbesuchten Wallfahrtsort in Nordböhmen.

Südlich von Maria-Ratschitz liegt das im Burenkriege heiß umstrit-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

tene Ladysmith, durch dessen Belagerung die Missionsstation für viele Monate von der Mutterstation völlig abgeschnitten war. Sie kam aber ohne größeren Schaden davon, da die kämpfenden Parteien die Neutralität und christliche Hilfsbereitschaft der Missionare, namentlich der Schwestern, kannten und würdigten. Heute gehört Ratschitz zu den besteingerichteten Stationen. Sie verfügt über moderne landwirtschaftliche Einrichtungen, über einen bedeutenden Viehstand und einen vorzüglichen Weingarten, der von einem fachkundigen Bruder geleitet wird. Ihre vorbildlichen Einrichtungen haben schon vielfach bei der eingeborenen Bevölkerung Nachahmung gefunden. Die Missionsarbeit gestaltet sich we-



Eine Gruppe farbiger Katholiken aus Umtata mit dem Apost. Delegaten und dem Apost. Präfekten E. Hanisch
Photo: Mariannhiller Mission

niger günstig, da das Gebiet von zahlreichen protestantischen Sekten bearbeitet wird.

Weitere Zentralstationen sind in der Reihenfolge ihrer Gründung: Einsiedeln, Kevelaer, Czenstochau, St. Michael, Hardenberg, Maria-Hilf, Clairvaux, Citeaux, Maria-Telgte, Maria-Stella, Monte Cassino, Himmelberg, Sankt Joseph, St. Anna, Triashill, St. Augustin und St. Bernhard. Dazu kommen noch die Stationen der Präfekturen Umtata und Bulawayos, deren Entstehen und Entwicklung jüngeren Datums ist.

Erwägt man, daß die älteren Stationen Mariannhills fast durchwegs mehrere Außenstationen haben und alle zusammen 145 Volksschulen unterhalten, so kann man sich eine schwache Vorstellung machen von der Arbeit die von den Mariannhillern im Dienste der Eingeborenen Natals geleistet wird.

Ist es nicht traurig, daß solche Arbeit von Millionen von Katholiken nicht gewürdigt wird?

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Begräbnisgebräuche bei Heiden in Empandeni, Süd-Rhodesia, Südafrika

Letzthin hatte ich Gelegenheit, die Gebräuche zu beobachten, bei einem Begräbnis unter den Amakalanga-Negern dieser Gegend. Sobald Todesgefahr vermutet wird oder wenn der Tod plötzlich ein Leben geknickt hat, eilen einige Burschen, alle Anverwandten zum Begräbnis herbeizurufen. Dem Schwerkranken wird kein Hehl gemacht über die Todesgefahr. Die meisten ergeben sich auch ohne Widersträuben in ihr Schicksal. Die Leiche wird sogleich, solange sie noch biegsam ist, für das Begräbnis vorbereitet, nämlich mit Stricken oder Baumbast zusammengebunden, so daß sie im Grab nicht viel Platz braucht und dann in Decken eingehüllt. Die Hütten der Neger sind hier, wohl zum Schutze gegen wilde Tiere von einem Zaun von starken Pfählen umgeben. Ein oder zwei Lücken bilden den Ein- und Ausgang.

Bei dem Begräbnis aber wird ein eigener Ausgang durchgebrochen. Sobald der Leichenzug in Bewegung kommt, stimmen die Weiber das Klagegeschrei an, das bis zum Ende des Begräbnisses fortgesetzt wird, und zwar so laut, daß es weithin zu hören ist. Einige Männer tragen auf einer Ochsenhaut die Leiche hinab in die Nähe des Flusses, wo zwischen den Bäumen und Sträuchern ein Grab hergerichtet ist. Die Verwandten der Toten (es war in diesem Falle ein Mädchen) tragen einen Korb mit Kleidern, einem Flaschenkürbis mit Wasser und einen leeren Kochtopf mit.

Der Vater des Verstorbenen steigt ins Grab, breitet zuerst die Ochsenhaut hinein; dann werden dem Korbe die Kleider der Toten entnommen und ins Grab gebreitet und darauf die Leiche gebettet. Dann wird der Kopf freigemacht, der Flaschenkürbis gereicht und dem Toten das Gesicht gewaschen und die Leiche wieder eingehüllt. Danach wird behutsam Erde darauf gelegt, bis die Leiche bedeckt ist. Dann werfen die Verwandten eine Handvoll Erde in das Grab. Sie sagen dabei einige Worte. Ich verstand nur bei ihrer Mutter die Worte: „Hamba Kuhle!" Das ist der gewöhnliche Abschiedsgruß: „Gute Reise!" — Die Männer kommen um das Grab und schieben mit beiden Händen die Erde zum Grab, so daß es schnell gefüllt ist. Auf den Grabhügel werden dann Steine gelegt. Die Weiber bringen sie mit Klagerufen von allen Seiten herbei: Die Männer bedecken das Grab noch mit Dorngesträuch.

Das dient wohl zur Abwehr der wilden Tiere, Schakale und Hyänen, die sonst vielleich schon in der nächsten Nacht die Leiche herausscharren würden.

Dann waschen sich die Männer über dem Grab die Hände, indem ihnen aus dem Flaschenkürbis Wasser über die Hände geschüttet wird. Darauf wird der Flaschenkürbis auf das Grab gelegt und in Stücke zerschlagen, ebenso der Kochtopf und der Korb. Auch der Stiel der Hacke, mit der das Grab gegraben wurde, wird zerschlagen und auf das Grab geworfen.

Zeigt die Mitgabe der Kleider und der Abschiedsgruß den Glauben an das Fortleben nach dem Tode, so dieses Zerschlagen der Geräte die Trennung von den Lebenden. Nach dem Begräbnis wird der Ort gemieden. Das Grab wird nicht geziert oder gepflegt, sondern wo ein besonders geachteter Toter liegt, wird kein Holz gesammelt noch Gras. Alles wird wachsen gelassen, unberührt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ein verhängnisvoller Abschneider

Von P. Solanus Petereck RMM.,

Bruder A. war erst 14 Tage nach seiner Ankunft von Europa in Mariannhill, als ihn Abt Franz Pfanner, sel. Andenkens, zu sich auf die Abtei rief und zu ihm sagte: „Bruder, Sie gehen morgen nach Einsiedeln. Sie bekommen ein Reitpferd und ein großes Stück Brot als Wegzehrung, und wenn Sie Durst bekommen, da trinken Sie Wasser an den Flüssen, die sie passieren müssen. Bleiben Sie immer hübsch auf der breiten Fahrstraße und so kommen Sie sicher nach Einsiedeln, denn es liegt an dieser Straße und Sie werden es an der Kirche erkennen. Sie können sich nicht irren, denn nirgends gibt's da bei den Engländern an der Straße eine Kirche. Ungefähr nach 7—8 Reitstunden sind Sie in Einsiedeln und dort wird man Ihnen sagen, was Sie zu arbeiten haben.

„Zu Befehl, Herr Abt", antwortete Bruder A.; „gebens mir den heiligen Segen zur Reise, bitte schön." Er küßte den Ring des Abtes und ging, seine sieben Sachen einzupacken und in den Rucksack zu stecken.

Am nächsten Tag nach dem heiligen Offizium, der heiligen Messe und der heiligen Kommunion und einem kräftigen Frühstück, nahm unser Bruder seinen Rucksack und ein derbes Stück Brot, bestieg sein Pferd und hinaus gings der Fahrstraße entlang, dem unbekannten Einsiedeln zu. Nachdem er sechs Stunden geritten war an der heißen afrikanischen Sonne und ihm der Buckel und das Rückgrat schon recht wehe taten und er von Einsiedeln immer noch nichts sah, wurde er stutzig. Über ein weites buschiges Tal hinaus sah er über einen Hügel eben eine breite Straße. Das ist ja die Fahrstraße, aber sagte er sich, die macht ja einen kollosalen Umweg, da hier ist ein breiter Abschneider, der scheint oben am Hügel in die Fahrstraße einzumünden, den will ich mal nehmen und sollte er nicht recht sein, nun, dann komme ich zurück und reite in Gottes namen auf der Fahrstraße weiter.

Bruder A. verläßt also die langweilige Fahrstraße und biegt nach links ab und reitet auf dem Fußweg weiter. Er kommt zu verschiedenen Wohnungen der Eingeborenen, wo alles zusammenläuft um den wunderbaren Reiter und dessen langen Habit zu betrachten; denn so etwas hatten die Leute noch nicht gesehen. Sie frugen woher und wohin, aber Bruder A. kann noch kein Zulu und antwortet in deutsch; aber die Heiden machen große Augen und lange Ohren, weil sie kein Deutsch verstehen. So reitet unser Bruder weiter in die Wildnis hinein. Da er den Hügel mit der Straße nicht fand, so drehte er einfach um, um auf die Straße zurückzukommen, wo er diese verlassen hatte, aber vergebens. Er fand überhaupt keine Straße mehr. Er kam in Dornbüsche hinein, verlor den Hut, zerriß den Habit und schließlich wurde der Urwald so dicht und unpassierbar, daß er nicht mehr weiter konnte. Die Heiden frugen und reden ihn an, aber Bruder A. verstand nichts davon und konnte auch nicht sagen, was und wohin er wollte.

Nun wurde es dunkel. Die Sonne war untergegangen, der Magen knurrte, denn das mitgenommene Brot war längst verzehrt. Totmatt sattelte unser Bruder sein Pferd ab und ließ es grasen, während er sich ins Gras setzte um auszuruhen. Bevor es stockfinster wurde, band er das Pferd an einen Baum, breitete die Satteldecke am Boden aus, setzte sich darauf, legte den Kopf auf den Sattel und schlief ein.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Am anderen Morgen, schon lange vor dem Sonnenaufgang, hatte er schon wieder gesattelt und fort gings über Berg und Tal um die Hauptstraße zu suchen. Die Sonne stand schon hoch am Himmel. Es wurde Mittag, es wurde Abend, er ritt ohne Unterlaß, aber er fand seine Straße nicht mehr. Da sank die Sonne das zweitemal unter, es wurde finster und er mußte die zweite Nacht draußen übernachten im Busch.

Am dritten Tag sattelte er wieder vor Sonnenaufgang auf und die Reiterei ging wieder los und die Suche nach der verlassenen Hauptstraße.

Es wurde wieder Mittag und da sah er plötzlich vor sich zwei Kirchen und viele Gebäude und Anlagen mit Orangen-Gärten.



Missionsschwestern von St. Patrick im Kreise ihrer Lieblinge (Mariannhiller Rhodesia-Mission)
Photo: Mariannhiller Mission

Ja, was ist denn das, sagte er sich. Man hat mir doch gesagt, daß Einsiedeln nur ein paar elende alte Lehmhütten hat und ein ganz kleines Kirchlein, wo kamen da diese großen die massiven Kirchen und Gebäude und diese Anlagen her. Wie er da herumstudierte und nachdachte und überlegte, da fand er, daß er vor Mariannhill stand, von dem er vor drei Tagen losgeritten war. —

Er ging zum Abt, bekannte seine Schuld und seinen Ungehorsam, daß er die Straße verlassen, sich total verirrt und einen fatalen Abschneider genommen hätte.

Der Abt nahm ihn liebevoll auf mit der nötigen Warnung und schickte ihn ins Krankenhaus, da er ihn todmüde fand, verhungert, den Leib voll von Kuhzecken, die damals millionenfach im Weidegras sich aufhielten und während der Nacht in den Leib des schlafenden Bruders sich einbissen um ihm das Blut abzuzapfen.

Acht Tage lang wurde der Bruder ärztlich behandelt und vollständig wieder hergestellt. Dann bekam er wieder ein Pferd, ein Stück Brot, die nötige Weisung, ja die Straße nicht zu verlassen und wieder nach Einsiedeln zu reiten und diesmal kam er dort glücklich an.

So kann es einem gehen, wenn man die Fahrstraße verläßt, sich für klug hält und auf den Rat der Alten nicht hört.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ins Heilige Land

Von P. Florian Rauch, RMM. (Fortsetzung)

Wie Palästina und seine Hauptstadt schon in den ältesten Zeiten auf Seele und Gemüt eine gewaltige Anziehungskraft ausgeübt und das Ziel frommer, christlicher Pilger von Geschlecht zu Geschlecht in allen Jahrhunderten war, so auch heute noch und es wird auch so bleiben in der Zukunft.

Aber für den katholischen Christen bedeutet ein Besuch ins Heilige Land viel mehr als für das gewöhnliche Weltkind, dem es ja nur um eine angenehme Ferienreise zu tun ist, oder für den Hebräer, der dem Gebote der Thora folgend, dreimal im Jahre nach Jerusalem pilgert, um „Gottes Antlitz" zu sehen.

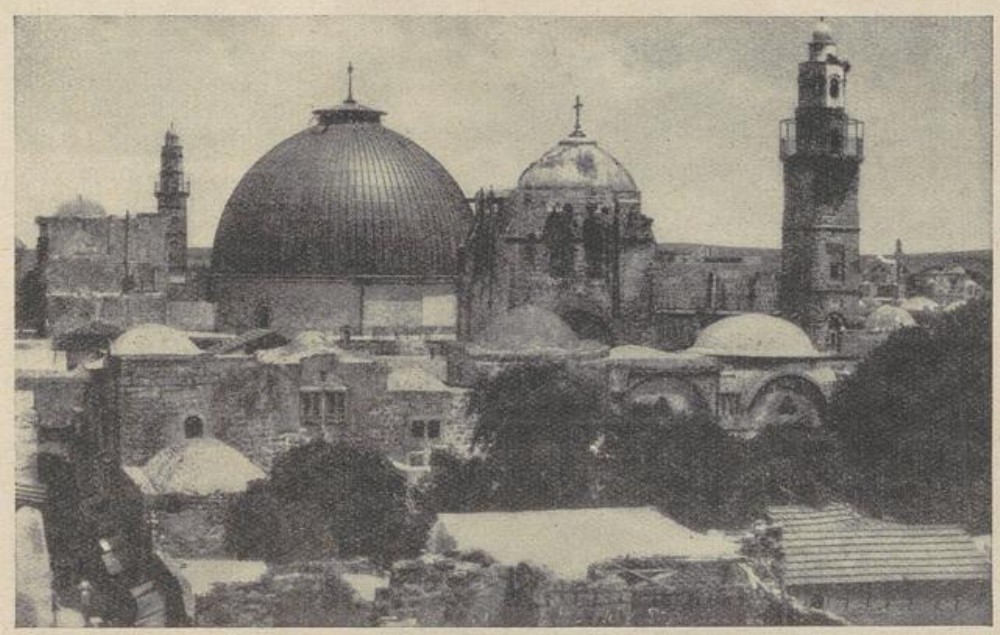
Zu Jerusalem, auf Golgatha, hat sich ja vor 1900 Jahren das erschütternde Drama der Welterlösung durch den Kreuzestod Christi abgespielt, und seitdem pilgern ohne Unterlaß die dankbaren, guten Gotteskinder dorthin um die heiligen Orte zu verehren, an denselben zu beten, zu bitten und zu sühnen, sich hinzugeben der stillen Betrachtung über die unerforschlichen Geheimnisse des Lebens, Leidens und Sterbens des Gottmenschen, bereit zu jeglichem Opfer, das eine solche Reise mit sich bringt.

Will jedoch der Pilger wahre Herzensfreude genießen und seelischen Nutzen schöpfen aus seiner Palästinareise, so muß er vor allem mit starkem, lebendigem Glauben dorthin gehen, mit demütiger Gesinnung Jesus von Nazareth, den Gekreuzigten, suchen, wenn er nicht enttäuscht und unbefriedigt in die Heimat zurückkehren will.

Heute findet der Besucher ein doppeltes Jerusalem, die Altstadt und die Neustadt mit ihren ganz modernen Einrichtungen. In der Altstadt und in den meisten kleineren Orten des Heiligen Landes sind die Sitten und Gebräuche, Leben und Treiben der Menschen, fast noch genau so wie zur Zeit Christi. Der Fellache bedient sich heute noch des alten, primitiven Pfluges und anderer Geräte und Arbeitsmethoden, wie vor 1900 Jahren; das Wasser wird noch ebenso aus den Schadufs heraufgezogen oder heraufgepumpt wie damals. Es begegnen einem Karawanen von Beduinen mit ihren Kamelen, die beladen sind mit Getreide, Baumwolle, ja selbst mit Bausteinen, 7—8 Zentner schwer. An allen Straßenecken hocken Verkäufer und bieten ihre schmutzigen Früchte und Lebensmittel an, Wasserverkäufer machen den dortigen Wanderer durch Schreien und Schellen aufmerksam auf die frische Labung, die das Fäßchen auf dem Eselsrücken in sich birgt. Überall in Lumpen gehüllte Bettler, Krüppel und Kranke aller Art, deren trauriger Zustand wirklich Mitleid erregend ist. Dazu kommen noch die lästigen Kunden, die sich immer und immer wieder als Führer anbieten, aber für jeden Schritt, für jede Bewegung und jedes Wort bezahlt sein wollen. Wer das Wort „Backschisch" noch nicht versteht, möge nach Palästina gehen. Die Straßen der Altstadt sind meistens eng, winkelig, holperig und sehr schmutzig. Für einen Europäer ist es nicht ratsam, Früchte und andere Lebensmittel auf den Sfuks (Märkten) zu kaufen, wenn er seine Gesundheit nicht in Gefahr bringen will. Auch wird vor Taschendieben gewarnt!

Ich nahm Wohnung, wie bereits bemerkt, im Konvent der Borromäerinnen, die mehrere Niederlassungen im Heiligen Lande haben. Die

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Äußeres der Grabeskirche
Photo: P. Florian, Köln

Bedienung ist sehr gut; man fühlt sich dort zu Hause und ich kann jedem deutschen Pilger nur zu sehr dieses traute Gastheim empfehlen.

Mein Aufenthalt in Jerusalem dauerte sechs Tage; drei weitere Tage verbrachte ich in Galiläa.

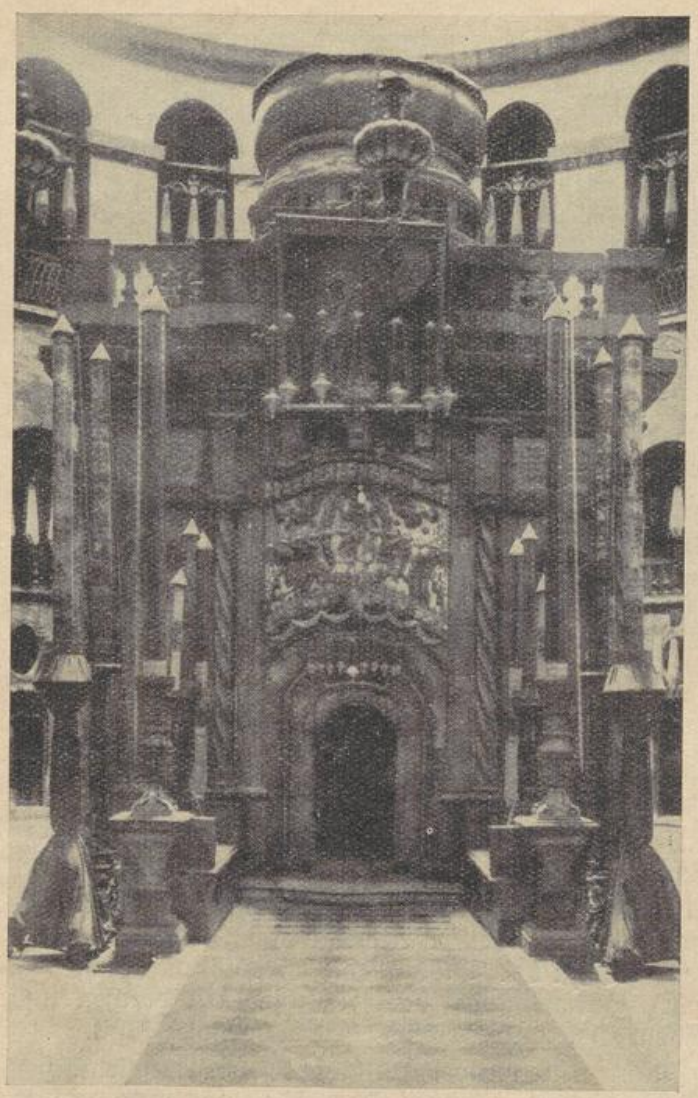
Der erste Besuch galt natürlich der Grabeskirche. Dort trifft man Pilger und fromme Beter, kommend von allen Weltteilen und Nationen. Jeder kann sich ungestört und unbelästigt der Andacht und Betrachtung hingeben, jeder, gleich ob Laie oder Ordensmann, darf sich hier aussprechen und sogar ausweinen vor seinem Gott und Heiland, den er so nahe fühlt.

Gleich am Eingang links stehen zwei Mitglieder der muslemischen Familie, der die Torschlüssel anvertraut sind. Das erste, was man erblickt, ist der Salbungsstein, eine 2 Meter lange und 1,60 Meter breite Marmorplatte, welche die Stelle bezeichnet, auf der Nikodemus den Leichnam Jesu salbte vor der Grablegung und der andächtig von den Gläubigen verehrt und geküßt wird.

In dem großen Rundbau der Grabeskirche, deren Kuppel 20 Meter im Durchmesser hat und 50 Meter hoch ist, steht ein 7,90 Meter langes und 5,50 Meter breites Gebäude; sein Inneres birgt das Heilige Grab. Viele silberne Ampeln von teilweise hohem Kunstwert umgeben das Ganze. Tritt man durch die niedrige Öffnung ein, so befindet man sich in der von 15 kostbaren Lampen erhellten Engelskapelle, in welcher jeden Tag heilige Messen gelesen werden. Jeder Priester muß aber am Tage vorher sich bei den P. P. Franziskanern einen Erlaubnisschein holen. In der Mitte der Kapelle ist ein in Marmor gefaßter Stein, der vor dem Grabe gelegen und den ein Engel wegwälzte und sich darauffetzte.

Durch eine zweite niedrige Türe gelangt man in die eigentliche 2 Meter lange und 1,80 Meter breite Grabeskapelle. Zur Rechten befindet sich der mit Marmor bekleidete und daher unsichtbare Steinsarg des Heilandes.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Eingang zum hl. Grab
Photo: P. Florian, Köln

Die Decke wird von Marmorsäulen getragen. Von ihr hängen 43 kostbare Ampeln herab; je 13 gehören den Katholiken, Griechen und Armeniern und 4 den Kopten.

Von der Rotunde aus sieht man einen von Mosaik umgebenen Stein im Boden, der den Ort bezeichnet, wo Jesus in Gestalt eines Gärtners der weinenden Maria Magdalena erschien, daneben den Maria Magdalena-Altar. Ein wenig nördlicher befindet sich die Erscheinungskirche, den P. P. Franziskanern gehörend. Hier ist Jesus nach der Überlieferung zuerst seiner Mutter erschienen. Rechts vom Hauptaltar, welche die Erscheinungsszene darstellt, sieht man, von Gittern umhegt, einen Teil der Geißelsäule. In der Kirche ist die Stelle bezeichnet, wohin die drei Kreuze nach der Auffindung gelegt wurden, um zu erforschen, welches davon das wahre Kreuz sei und wie die Legende erzählt, auch wirklich erkannt wurde, durch das Wunder der Heilung einer todkranken Frau. Ein Teil des heiligen Kreuzes wird in dieser Kirche links vom Hochaltar aufbewahrt, ein anderer ziemlich großer Teil in der St. Mathias-Kirche zu Trier. Zwölf Franziskanermönche versehen den Gottesdienst in der Grabeskirche.

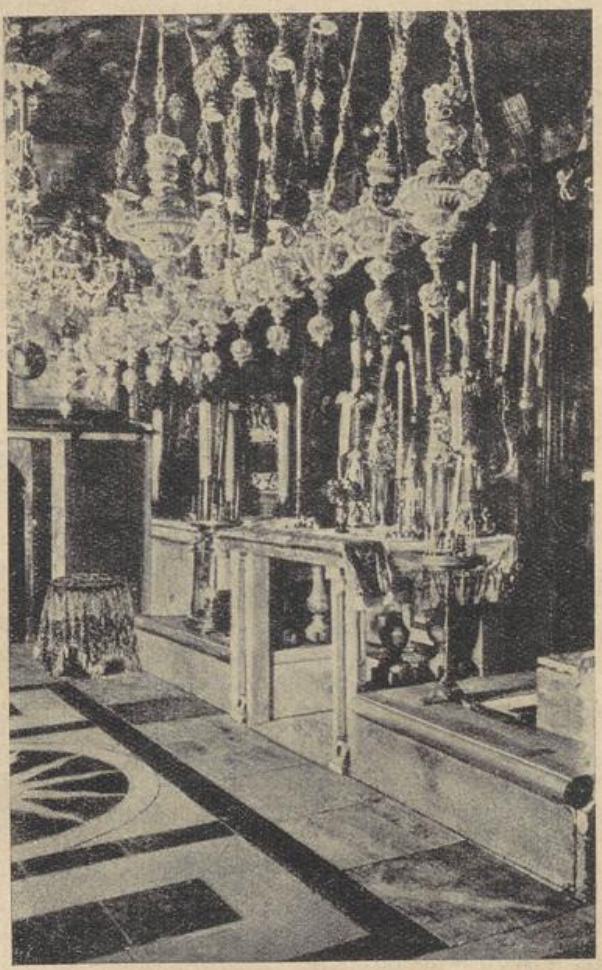
Den Haupteingang zum Grabmonument bildet das westlich davon gelegene, den Griechen gehörende Katholikon. Alles strahlt hier von Gold und Malereien. Im Kirchenschiff ist eine durch Marmor bezeichnete Stelle, die nach einer alten Fabel die Mitte der Welt sein soll.

Im nördlichen Seitenschiff steigt man drei Stufen abwärts in eine natürliche Höhle, die zu einer Kapelle ausgebaut ist. Hier zeigt man das Gefängnis Jesu, in welchem er während der Zurichtung des Kreuzes

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

angebunden war; ferner sieht man drei halbrunde Nischen. Die erste, griechische, ist dem Hauptmann Longinus geweiht, die zweite gehört den Armeniern und bezeichnet den Ort, wo die Soldaten die Kleider Jesu unter sich verteilten, die dritte ebenfalls den Griechen gehörend, ist die Stelle der Verspottung. In dieser Kapelle zeigt man nämlich einen Stein, auf dem angeblich Jesus im Hause des Pilatus saß, während er mit Dornen gekrönt, von den Umstehenden verspottet wurde. Unter dem Niveau des Heiligen Grabes ist die Helena-Kirche. In dieser steht je ein Altar zu Ehren der heiligen Helena und des reumütigen Schächers.

Im südlichen Seitenschiff der Grabeskirche ist eine 18 Stufen zählende Treppe, auf welcher man zum eigentlichen Kalvarienberge gelangt. In einem besonderen Raume zeigt man die Stelle, wo die drei Kreuze standen. Durch die Öffnung in einer runden silbernen Platte kann man die Vertiefung im Berge sehen, in welcher das Kreuz stand. Auch sieht man den tiefen Riß im Felsen, der durch das Erdbeben beim Tode Jesu entstanden ist. Über dieser Stelle ist ein Altar, der den Griechen gehört und ist zugleich auch die 12. Station des Kreuzweges. Neben diesem Altar, rechts, ist der Altar „Maria Dolorosa" oder „Stabat Mater", der die Stelle bezeichnet, wo Maria stand, als Jesus sie der Obhut des Lieblingsjüngers Johannes empfahl, welcher die 13. Station ist. Ich hatte die große Gnade, am Altare „Maria Dolorosa" die heilige Messe zu lesen und am Altare der Kreuzigung betete ich ein „Vater unser" und „Gegrüßet seist du, Maria" für die ganze Welt.



Altar der 12. Station, wo das Kreuz Christi stand
Photo: P. Florian, Köln

In besonderer Verehrung zu Jerusalem steht die Geburtsgrotte Marias und der Wohn- und Sterbeplatz ihrer Mutter Anna. Es ist dies eine unterirdische Kapelle in der stattlichen St. Anna-Kirche, neben dem sogenannten Löwentor, von wo aus die Straße zum Zedrontal führt. Sobald man die kleine Brücke überschritten hat, kommt man zur Kirche des Mariengrabes, am Fuße des Ölberges. Im Innern führt rechts eine Treppe zu einer Felsenhöhle mit dem Grabe Mariens; in der Mitte der

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Treppe werden in Seitennischen die Gräber der Eltern Mariens gezeigt, St. Anna's rechts und das des heiligen Joachim links, ebenso das Grab des heiligen Joseph. (Fortsetzung folgt).

„Auserwählt"

Ein religiöser Bauernroman. Von Berthold H. Withalm.

Nachdruck verboten! — Fortsetzung

Als sie ihn anpackten, erwachte der Kohler so weit, daß er seinen Sohn erkannte. Er griff nach ihm, zerrte ihn zu sich herab, daß der Bierdunst dem Knaben ins Gesicht schlug, und gröhlte auf:

„Und Geischtli werst net! A Jaga werst, weilst oaner bist!"

— — — — —

Das Wort sprang dem Franzl an und er besann sich in dieser Nacht: „Dös waar das Höhere."

Am nächsten Morgen stand er vor der Mutter.

„Mutter, was hat dös gheißen? I will die Wahrheit wissen."

Und er hörte die lange, lange Geschichte von ihr, die sie einstens dem Pfarrer erzählt hatte. Sein junges Gehirn begriff nicht. Er ging mit einem wirren Kopf von ihr.

Der Vater machte die Sache kürzer:

„Dös geht di gar nix an, was die Mutter daherbracht. Dös is a alte Gschicht, die längst koa Gültigkeit mehr hat. Im Herbst kimmst zum Förster in d' Lehr."

Das gefiel dem Franzl besser.

— — — — —

Aus bösem Trotz und um seiner Bäuerin zu beweisen, was ihr Verlöbnis ohne sein Mittun sein könne, betrank sich der Kohler nach einigen Wochen ein zweites- und im späten Sommer ein drittesmal.

Er war nun schon ein guter Sechziger und vertrug nimmer so viel wie in seinen jungen Jahren. Aber er trank so viel, bis er besinnungslos wurde und auf seinem Heimwege nicht Weg und Steg sah. Er schwankte vorwärts, drohte mit den Fäusten in heftigen Selbstgesprächen Himmel und Wäldern, fiel auch hin und schlug sich Wunden.

Schwankend erhob er sich und ging schwerfällig in der Richtung weiter, in der er auf eingesunkenen Knien und mit baumelndem Oberkörper eben stand.

Er stolperte im Zickzackweg der Grindlwand zu. Aber er meinte, auf dem Heimwege zu sein.

— — — — —

Zu dieser Stunde griff langsam und tastend eine Unruhe der Kohler-Mutter ans Herz.

Es trieb sie bald in die Stube, bald in die Küche, dann wieder vor das Haus. Die Angst war noch unbestimmt, wie sie die Tiere des Waldes haben, ehe die Gewalten des Allmächtigen über sie einstürzen.

Doch plötzlich stand das Gespenst eines nahenden Unheils vor ihr auf.

Sie blickte eben nach dem Wald, hinter dem die Grindlwand steil und tief in das Achental hinabfällt. Da sah sie ein verschwommenes Bild und schrie auf:

„Vater im Himmel! Franzl, der Vater kimmt noo net!"

„Was hast denn, Mutter?"

„Franzl, um alles in der Welt, lauf umi zur Grindlwand! Lauf! Schnell! Der Vater, der Vater!"

Franzl erschrak:

„Was hast'n, Mutter?"

„Frag net!" schrie sie mit hastigem Atem. „Lauf! Lauf! Leicht is scho z' spaat. Der Vater find nimmer hoam."

Nun begriff der Bub. In einem Saus war er bei der Tür draußen. Er straffte die Muskeln und rannte über Stock und Stein der Grindlwand zu. Was Lunge und Füße hergeben konnten.

Die Sonne verglomm hinter dem Brandlerberg und Franzl schrie in den sinkenden Tag:

„Vater! Vater! Hooo! Hooihooo!"

Atemlos kam er an die Waldeslichtung. Die Felsen blinkten ihm entgegen. Hinter ihnen klaffte der Abgrund.

Und zwischen den Felsen torkelte sein Vater dem Absturz entgegen.

Wie ein erschrockenes Reh verhoffte der Bub und schrie noch einmal aus allen Leibeskräften:

„Vater, halt! Halt, Vater!"

Und rannte schon wieder. Das Herz schlug wie Hammerschläge an den Hals.

Der drüben blieb einen Augenblick stehen, als hätte er etwas gehört. Dann aber winkte er mit den Fäusten ab: „Was geht dös mi an."

Er torkelte weiter.

Ein Wettlauf mit dem Tode begann:

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Hier der Bub, der über die Felsen sprang wie eine Gemse, wenn sie Todesangst zur Flucht zwingt. Dort der langsam dahinschwankende Vater. Wenige Schritte vor dem Verderben.

Kaum hundert Sprünge hatte der Junge. Und er sah es genau: drei, vielleicht vier Schritte der Vater und dann . . .

Noch zwei!

Da riß es den Franzl zusammen. Mit einem Ruck stand er, den Mund riß er auf und brüllte in die stille Berglandschaft ein Kreischen hinein, den Kehllaut des Entsetzens:

„Vater!!!"

Der Aufschrei hallte meilenweit in den Bergen wider.

Er mußte auch den Vater treffen. Trunken wandte er sich um, stieß an einen Fels und sank an der Spitze der Grindlwand zusammen.

Im nächsten Augenblick kniete sein Sohn bei ihm. Rüttelte an den Schultern des Vaters, bis ihn das Heulen überkam.

Dann fiel sein Kopf an des Alten Brust und er schrie auf, als sei es eine Erlösung in dieser furchtbaren Stunde:

„Vater, jetzt muaß i Geischtli werdn!"

2. Die Primiz

Über Bärnmoos lachte die Maisonne. Die jungen Spitzen der Fichten und Tannen äugten im zartesten Grün aus den Wäldern.

Sie lachten auch aus den Triumphbogen, die die Pfarrkinder an den Ortsausgängen zum Empfang des jungen Priesters errichtet hatten.

In das Fichtengrün flochten sie die ersten Frühlingsboten ein: duftende Maiglöckchen vom Berge, lachende Feldblumen, eben erblühten jungen Flieder und was sonst der Frühling an Duft und Farbe brachte.

Jeden Bogen zierte ein grünes Kreuz. Darin blinkten girlandenumwundene weiße Tafeln. Auf diesen stand mit kunstvollen Lettern: „Der Herr segne deinen Eintritt." Oder: „Der du berufen bist, segne uns."

Auf dem Dorfplatz drängten und schoben sich Bauern und Bäuerinnen, Knechte und Mägde. Sie waren von weit und breit einhergeströmt, den ersten Segen des Primizianten zu empfangen. Der hat eine besondere heilige Macht.

Jedoch warteten die Landleute nicht in andächtiger Stille. Sie standen in Gruppen lachend und schwatzend unter der strahlenden Maiensonne, die sich in glitzerndem Geschnür, in seidenen Tüchern und Bändern, in den goldenen Borten der Prienerhüte spiegelte. Es war ein farbenfrohes, heiteres Bild, das eher die Erwartung zu einem Volksfeste verriet denn zu einer Andacht. Die Burschen äugten nach den Mädeln; die steckten die Köpfe zusammen und kicherten mit zwinkernden Augen unter ihren Tüchern; die Alten besprachen das Wetter, die Politik und die kommende Ernte; und die Weiber klagten sich ihre Not über Hühner und Dienstleute.

Wenige gedachten des jungen Priesters.

Der Schellmooser Xaver tat es und er sagte zu seinem Freund, dem Praxentaler Alois:

„Von heut an müaß ma eahm ‚hochwürdiger Herr' sagen. Mei Liaber, dös hätt si vor zehn Jahr koans von uns träumen lassen."

Der Alois verkniff das linke Auge:

„I woaß noo guat, wie ma mit eahm grauft habn, daß d' Fetzen gflogen san. 'krament noo amoi — und heunt?"

„Derfst beichten zu eahm gehn. Dir weerd's glei not tun, Aloisi", lachte der Xaver und stieß seinen Freund mit dem Ellbogen in die Weiche. „Zu insern Herrn Kooprater. No, i moan, garaus z' streng werd der net sein mit uns."

Dem Alois stiegen Bedenken auf. Seine Sünden liefen an ihm vorbei.

„Sag dös net. Die amoi die größten Gangerln waren, die werdn die besten Betbrüader."

Der andere zog die Schultern hoch und blinzelte aus seinen Schalksaugen:

„Glaub's net. Er schaut net so her. Grad lustig is er und die Hand hat er mir glei druckt, daß d' Finger kracht habn. Naa, Freund, der is der richtig Geischtli noo net wordn."

„Tean ma grad abwarten, was kimmt", widersprach Alois, dem eine kurze Beichte schlimmer schien als ein Jahr Arbeit. „Es hat si noo a jeder gwandelt, bal er das schwarze Röckei anzogn hat."

„Aber der Franz werd a Ausnahm sein. Werst es schoo sehgn."

Sie verstummten und mit ihnen die ganze Schar schwatzender Menschen.

Vom Adlerhügel krachte ein Böllerschuß. Sein Echo brach sich an den Bergen und Wäldern.

Und die alten Glocken läuteten mit frohem, hellem Klingklang dem Franz Eisenbichler, Kohler-Sohn vom Bärnmooserberg, zum ersten Schritt an den Altar des Herrn.

Der junge Priester kam vom Berg herunter. Der Dekan und der Pfarrer Birnbacher, dessen weißer Wuschelkopf lustig in die Sonne lachte, begleiteten ihn.

Hinter den dreien humpelte die alte Kohlerin. Ihr ältester Sohn stützte sie, denn ihre zitternden Füße trugen sie kaum. In ihrem Herzen fieberte es, ihre Augen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

blickten demütig zur Erde. Aber aus ihrem Antlitz leuchtete die Gnade wider, die sie nun erfuhr. Ihr Tag war gekommen.

— — — — —

Der alte Kohler mußte diesen Tag nicht mehr erleben. Er ruhte längst in seiner Scholle. Weiß Gott, wie ihm zumute gewesen wäre.

Franzens Gelöbnis an der Grindlwand hielt er. Er brachte ihn selbst in das Seminar. Aber in seinem freien Bauernherzen fraß der Wurm, als sein junger Wildfang, sein kleiner „Jaga", in den engen schwarzen Rock gepreßt wurde.

In den Urlaubstagen fühlte er die Härte des Verlöbnisses. Er erkannte, wie die Seele seines Sohnes unter dem Zwiespalt litt.

In den ersten Urlaubstagen war Franz jedesmal gottergeben; er harrte aus mit Beten und Kirchengehen.

Doch schon in der zweiten Woche schlich er sich ins Holz, äugte und horchte nach dem Wild.

Und längstens in der vierten raunte er seinem Vater heimlich zu: „Vater, i moan, der eine Bock . . ."

Dem Vater schnürte es das Herz zusammen. Aber er krampfte seine Gedanken hinunter und lachte seinem Jungen zu:

„Den holn ma uns, solang d' noo da bist."

Und die Mutter sah die beiden mit Kümmernis auf die Jagd ziehen.

Nur einmal mußte sich der Bauer von der Plage seiner Gedanken befreien.

Sie saßen in der Nähe der Grindlalm auf ihrem Hochsitz. Nicht fernab der Stelle, wo der Sohn den Vater rettete.

Da frug der Kohler leise:

„Sag ma amoi, Franzl, wie gfallt's dir eigentlich im Seminar?"

Franz kam die Frage unverhofft. Und ohne Überlegung sagte er die Wahrheit:

„'s geht schoo, Vater. I gwöhn's."

Der Alte prüfte ihn:

„Woaßt, net daß d' amoi sagst: . . ."

„Zrucktreten kann i aa nimmer", bekannte Franzl. „D' Mutter taat's arg verschmachen."

„Ja, freili, d'Mutter", murrte der Vater. „Grad zwegn der muaßt du Geischtli werdn."

Da sah Franz mit weitem Blick über seine Heimat hinweg und atmete den heiligen Hauch ein, der ihrer Schönheit entströmte. Ein leises Weh schlich an sein Herz, doch seine Seele befreite sich in dem Geständnis:

„Döss alloans is net, Vater. I ghör aa hin. Und i werd's richtig machen."

Der Vater spürte, daß die Mutter endgültig gesiegt hatte. So schloß er diese kurze Aussprache:

„Nacha redn ma nimmer davon."

An diesem Tage hatte den Bock sein Schicksal nicht ereilt. Er zog mit stolzem Schritt an den beiden Jägern vorbei.

Noch in diesem Jahr starb der Bauer. Sein letztes Wort verhauchte in dem unerfüllten Wunsch: „Wär er doo a Jaga wordn. A Jaga . . ."

— — — — —

Nun lag er in dem kleinen Freithof unterm Adlerhügel.

Er sah nicht mehr, daß sein Bub mit frohen Augen seinem ersten Meßopfer entgegenschritt.

Groß und aufrecht stolzte er einher, ein rechter Sohn seiner Bergheimat, dem ein unbekümmertes, heiteres Leben von den gesunden, braunroten Backen lachte. Und in seinen dunklen Augen spiegelte sich die Freude und Dankbarkeit für das Erleben dieses Tages.

So kam er vom Berg und schritt durch die harrenden Beter dem frühlingsgrünen Altare zu.

Die Menschen neigten die Knie vor ihm und beugten die Häupter.

Nicht ganz. Gerade so viel, daß die Augen die große, schöne Männergestalt erfassen konnten.

Sintemalen die Mädeln und die Burschen mußten versteckt nach ihm schielen. Die einen, weil sie Mädeln sind, und die Burschen, weil in ihnen der Dorfgeist scharrte:

„Der is einer von uns. Unser Kooprater, der Kohler-Bua."

Den Frauen entging dies alles nicht. Und so raunte hinter dem jungen Priester ein Tuscheln und Zischeln. Aus dem verrauschte immer wieder ein Wort in die Maienluft:

„Unser Kooprater."

— — — — —

Der hüllte sich in die hellen Meßgewänder. Sein Menschliches verschwand unter ihnen.

Die Menschen schwiegen. Die Andacht der Stunde kam über sie.

Der Primiziant stieg auf die Stufen des Altars. Langsam, gemessen, beherrscht, wiewohl sein Herz heftig schlug und die gefalteten Hände leise aneinander zitterten. Er hielt zuerst den Blick gesenkt. Als er aber am Altare stand, fühlte er, wie eine innere Gewalt seine Augenlider hob, und er mußte in seine Landschaft, in seine Heimat blicken.

Da sah er die Berge, sah, wie die sonnumfluteten Gipfel in den Himmel lachten; wie die grünen, weiten Wälder, einer mächtigen Danksagung gleich, ihre

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Wipfel vor dem Schöpfer neigten. Er ahnte zwischen den Felsen die Tiere, die in ihrem unbewußten Sinnen ihrem Gott auf ihre Weise dienen. Und er hörte das helle Zwitschern der Schwalben, die zur deutschen Sonne heimkehrten. Von weit her schlug der Frühlingsruf eines Kuckucks an sein Ohr.

So mußte sein junges Blut das junge Leben spüren, das um ihn zur Sonne trieb und sich nach Liebe sehnte.

Und unter ihm standen die Kinder dieser Heimat: harte, hölzerne Gestalten, herausgewachsen aus ihrer Erde wie die strunkigen Stämme der Wettertannen, bärtig und sonngebräunt; und Frauen, bauschig-runde und zierlich-schlanke, frohe und vom Leben zermürbte, andächtige und neugierige, Madonnenantlitze und Hexengesichter. Aber ein Wesen verband alle: die Heimat.

Franz hatte schon Wochen vorher eine schöne, fleißige Erstlingspredigt eingelernt. Mit viel Mühe und vielem Kopfzerbrechen. Mit feinen Zitaten aus der Heiligen Schrift und salbungsvollen Worten.

Er überwand einen schnürenden Druck in der Kehle und begann, indem er mühsam die Gedankenfolge in seinem Hirn in Ordnung brachte.

Ihm klang seine Stimme fern. In einem Nebel verblaßte sie.

Und plötzlich zerfloß auch das lebensfrohe Bild um ihn. Die Stätte seiner ersten Priesterworte wurde leer.

Eine unheimliche Hand drückte sein Herz zusammen, preßte sein Blut, bis es aufschrie: „Sprich doch, wie deine Berge rauschen!"

Da fielen die wohleingelernten Gedanken von ihm ab.

Sein Herz öffnete sich. Daraus rieselte das Blut, das diese Erde gebar, und sprach zu dem blutvollen Leben, das unter seinen Stufen stand.

Nun erst begann Franz Eisenbichler seine ungelernte Predigt. Und rief die Worte in die Landschaft, die er sagen mußte:

„Da oben auf der Grindlwand habe ich vor zwölf Jahren unsern Herrgott angerufen. Er hat mich erhört und seine Gnade streifte mich. So darf ich heute auf diesen geweihten Stufen stehen und ihm danken für die Fülle der Gaben, die er über mich streute. Denn es ist eine große Schenkung, daß ich inmitten dieser Berge und Wälder, inmitten dieser ewigen Schönheit einer gesegneten Landschaft zu euch Lieben sprechen darf. Ich horche hinein in die großen Geheimnisse, die der Allmächtige für uns geschaffen hat. Ich horche demütig und glaube das ewige Rauschen zu hören, das aus seiner himmlischen Kraft strömt, der die Erde entwuchs. Eure Heimat und ihr! Ihr wurdet die Krönung in seinem Schaffen. Und weil ihr dies seid, so müßt ihr sein Werk auch erkennen! Mit jedem Schritt, mit dem ihr über eure Scholle schreitet, müßt ihr fühlen, wie gnädig der Allmächtige war, daß er euch solch eine Heimat schenkte. Laßt nicht ab, ihm dafür zu danken. Wenn ihr emporblicket, so wisset: Wohin immer euer Auge schweifen mag, wohnt Er, der allmächtige Vater im Himmel und auf Erden! Dann sinkt in die Knie, hebet die Hände zum Himmel, ruft euern Gott an, um ihm zu danken: Du hast uns diese Berge geschenkt! Du hast uns diese Wälder geschenkt! Du hast uns diese Heimat geschenkt! O mein Gott, laß dir tausendfach danken . . . Amen!"

Das griff den Bauern ans Herz. Ihre Augen leuchteten auf, ihre Münder standen halb offen und ihre Hände griffen fester in die Hüte.

Manch einer blickte seinen Nachbar an, nickte stumm und der andere verstand:

„Ja, hast ghört?! Insern Kooprater! D'Hoamat lobt er! Dös laßt si hörn! 'n Herrgott amoi für d'Hoamat danken! So schön hat dös noo koaner gsagt!"

Und Pfarrer Birnbacher lächelte zu den Worten seines jungen Hilfspriesters still in sich hinein:

„Du wirst mir der rechte Kooperator. Bei dir werden die Bauern gern katholisch sein. Wenn es auch ein bißl heidnisch klingt, was du uns da gesagt hast. Aber wo hört bei meinen Bauern das Heidnische auf und wo fängt das Katholische an?"

Doch der strengere Herr Dekan zog mit leichtem Unwillen die Lippen herab und seine Augen drohten dem Prediger.

Das sah der sehr aufmerksame Viktualienhändler Simon Grießenböck.

Den Anfang der Predigt hörte er mit schiefgeneigtem Haupte, andächtigen Augen und mit einem süßen Lächeln um die Mundwinkel.

Dabei forschte sein Blick unablässig zwischen dem Primizianten und dem Dekane hin und her. Wenn dieser zu den Worten langsam nickte, so tat es Grießenböck auch.

Und wie der Dekan erstaunt aufhorchte und seine Lippen sonderbar verzog, da nahm der Kaufmann den Kopf zurück und drückte die Brauen zusammen. Er wollte nun genau sehen und hören.

Allmählich erkannte er den steigenden Unwillen des hohen Priesters. Damit begann sein Gesicht zu zucken, und als sich das Auge des Dekans immer mehr verdunkelte, neigte sich Grießenböck langsam,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ohne mit dem Kopfe die Richtung zu verlieren, seiner Frau zu.

Die fühlte ihn näher kommen und schob fast unmerkbar ihren breiten Oberkörper ihm entgegen.

Grießenböck flüsterte aus der Mundecke: „Was hat dies mit einer Primizianten-Predigt zu tun?"

„Ist halt ein Bauernsohn", wispelte sie zurück. „Er wird's mit den Bauern halten."

„Man wird mit ihm vorsichtig sein müssen", zischelte noch Grießenböck.

Dann kamen die beiden Körper wieder ins Gleichgewicht. Ihre Schwankungen hatte niemand gesehen.

Doch als die Predigt vorbei war, die Menschen sich rührten, umwandten, schneuzten oder sonstwie sich aus der Ruhe befreiten, drehte sich auch Grießenböck nach allen Seiten um, um bei verwandten Seelen die Zustimmung zu seinem Mißbehagen zu finden.

Er fand sie nur bei den Menschen, die nicht aus diesem Stück Erde stammten; bei solchen, die aus einer Fremde kamen und keine bäuerlichen Seelen hatten; bei anderen Krämern und kleinen Handwerkern, die ein starres, gleichförmiges Beten gewohnt waren.

So teilte sich, ehe man über den jungen Kooperator in der Wirtsstube urteilte, das Lager: hier die Bauern, die in der Erde wurzelten, welche bei ihrem Einzug heidnisch war; dort die kleinen Bürger, denen ein streng gerichteter Sinn den freien Atem der Erde nahm.

Zu dem allen aber lachte die Maiensonne.

Und die feinen Weihrauchwölkchen kräuselten sich in silbernen Fäden um den Kohler-Sohn, daß er unter Sonnenlicht und Duft einem jener farbenfrohen Heiligen glich, die in der Kirche seit Jahrhunderten neben den Altären stehen.

Statt der Engel sangen die Schwalben, Finken und Meisen ihre Liebeslieder und auch der ungezogene Kuckuck aus dem Brandler-Wald wollte nicht verstummen. Leise säuselte es durch Blüten und Zweige, Bienen und Mücken summten freudetrunken dem Frühling zu und ein Zitronenfalter naschte keck an den Blumen, die den Altar schmückten.

Es war ein wundervoller, lieber Maientag.

Franz, dessen Ohr trotz der zwölfjährigen strengen Zucht wohlabgestimmt auf diese erdigen Töne blieb, hörte mit ergriffenem Herzen während seiner heiligen Handlungen in das geheime Raunen hinein. Und er fühlte die Hingabe und Liebe, die ihm von den Menschen, die ihn verstanden, zuströmte. Er war innerlich verbunden mit den Seinen.

So überkam ihn, als er den Kelch des Herrn emporhob, ein unsägliches Glücksempfinden: Da hast du Gewalt, dem Höchsten zu dienen; und hier der Scholle.

Bleibe beiden treu! rief es in ihm. Dem Gott, der dich in diese Stufen führte, und der Erde, die dich geboren hat.

Er hob das Allerheiligste zu seinem ersten Segen über seine Heimatkinder.

Ein seltsames Licht erfüllte seine Seele. Er wußte, in diesem Lichte ruhte die Gewalt, die die Erde mit dem Herrgott verbindet.

— — — — —

Die Kohler-Mutter saß während der Primiz an den Stufen des Altares. Viele Mütter beneideten sie ob ihres Ehrenplatzes.

Sie kauerte in ihrem Sessel. Die faltigen, knochigen Hände hielt sie gefaltet um ihr kleines Gebetbuch. Der Rosenkranz pendelte daran und sein silbernes Kreuzchen glitzerte in der Sonne. Die Augen hielt die Bäuerin gesenkt, als wage sie nicht, diesem unsäglich tiefen Glück ins Antlitz zu blicken.

Sie hatte bis zu dieser Stunde zu viele Zweifel erleiden müssen: Aus dem Herzen ihres Franz, ihres Verlöbniskindes, schlugen durch den schwarzen Rock immer wieder die Flämmchen der Freiheit auf. Sie fürchtete bis in die letzten Wochen, der junge werdende Priester könnte sich das schöne Kleid vom Leibe reißen, nach der kniefreien, ledernen Hose greifen, die Büchse umwerfen und in die wilde Berglandschaft enteilen.

Sie wagte nicht mehr, ihn zu belehren. Aber sie beobachtete ihn und schüttelte oft ihr dünnsträhniges Haupt, wenn der Junge unbekümmert seinen Rock abwarf und wie ein Knecht bei der Bauernarbeit zugriff; oder wenn er stundenlang durch die Wälder streifte; oder gar nach dem Stutzen griff.

Da sandte die Kohlerin viele Stoßgebete zum Himmel.

„Herrgott, verlaß mi net! Laß ihn nimmer zruck!"

Er ließ ihn nimmer zurück. Die Mutter empfing den Segen durch die Hand ihres Sohnes. Das Haupt fiel ihr tief auf die Brust.

— — — — —

Nach der Messe eilte Franz auf seine Mutter zu.

Sie hob ihren Kopf, humpelte ihm ent-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gegen und hatte tausend Worte des Dankes auf der Zunge.

Aber sie konnte nicht mehr hauchen als: „Mei Franz!"

Das andere sprachen ihre Hände, die in den seinen ruhten. Franz streichelte über die Höcker der Gelenke, über die zähen Falten und sprach:

„Mutter, dir dank ich's."

Da wehrte sie ab:

„Naa, Franzl, du hast's gschaffen. Net i. I woaß's guat, mei hochwürdiger Herr!"

Das Wort, von seiner Mutter gesprochen, tat ihm weh. Er drückte ihr kräftiger die Hände und lachte kurz auf, um sich zu befreien.

„Mutter, für dich bleib ich dein Bub! Hochwürden kann ich vor dir nur sein, wenn ich da oben steh." Er wies auf den Altar. „Aber da, auf unsrer Erden, bin ich dein Bub. Und darin ruht schon aller Segen."

Diese Worte hörte der Dekan, der eben hinzutrat. Er räusperte sich.

Die Kohlerin erschrak. Sie spürte das strenge Wesen, das aus dem hohen Priester atmete. Sie duckte sich darunter und wollte Franzens Worte wieder gutmachen, als Birnbacher frohgemut einhergestampft kam und seinem jungen Kollegen zurief:

„So, Herr Amtsbruder, nun nehmen Sie Ihre Mutter unterm Arm und führen Sie uns zum Festsaal!"

Es war unterdessen elf Uhr geworden. Und Birnbacher war gewohnt, um sieben Uhr zu frühstücken.

Franz folgte seiner Einladung gerne.

Die harrende, neugierige Menge teilte sich vor ihnen, und durch die schmale Gasse, die entstand, schritt dies seltene Paar: Ein königlicher Priester mit leuchtenden Augen und frohen Lippen und eine Mutter, in Demut versunken.

Und aus den Augen der Bauern blinkten ihm Grüße der inneren Verbundenheit zu. Sie freuten sich des Bildes, das Menschentum und Priesterwürde verband. Ihr feiner Sinn erkannte, daß dieser Kooperator der Kohler-Sohn blieb.

Dem Grießenböck und seinen Nachbarn war es nicht recht. Er meinte, als sich hinter den beiden die Gasse wieder schloß, zu seinem Freunde, dem Schuster Fleintl:

„Die Alte hätt hinter ihm auch gehen können."

„Haben Sie nicht gesehen, wie er sie selbst unterm Arm nahm?"

Grießenböck schielte den Entschwindenden nach:

„Scheint's, ein etwas noch weltlicher Herr, der Herr Kooperator."

„Er liebäugelt halt mit den Bauern."

„Er wird uns Bürger nicht übersehen können. Und wenn . . ."

Den Rest verschluckte er und flüsterte nur noch:

„Na, wir werden ja sehen."

Die beiden waren als Mitglieder des Gemeinderates zum Festmahle eingeladen. Darum preßten sie sich durch den Menschenknäuel. Grießenböck schrie dazu von Zeit zu Zeit:

„Bitte, Platz! Ich muß zum Festmahl."

Aber plötzlich stand er hinter einer Mauer breiter Rücken. Er wollte durch und versuchte zwei von ihnen mit den Händen auseinanderzuschieben, während er mit greller Stimme rief:

„Platz, bitte Platz!"

Doch die zwei Rücken verwuchsen zu einem Stück und quetschten die Arme des Kaufmannes wie in einem Schraubstock.

Dazu reckten die beiden Burschen die Hälse in die Höhe, so als wüßten sie aus lauter Neugierde gar nicht, was sie taten.

Grießenböck befreite mit einem Ruck seine Arme und schimpfte:

„Ihr Lümmeln, laßt ihr mich wohl durch?"

In demselben Augenblick blitzten zwei Augenpaare knapp vor dem seinen auf und die zwei Burschen fuhren ihn an:

„Sie, wir zoagn Eahner an Lümmel!"

Der Kaufmann zog vor, seitwärts auszuweichen. Er hatte wieder einmal erfahren, daß ihn die Bauern nicht liebten.

Er schnaubte zornig entlang der Rücken und fand mit einem kleinen Umweg in den Festsaal des Postwirtes.

Lebhaftes, frohes Geschnatter empfing ihn. Er blieb in der Türe stehen und ärgerte sich:

„Das geht ja zu wie vor einer Hochzeit!"

„Ja, unsre Bauern", stimmte ihm Fleintl bei.

Der Bürgermeister von Bärnmoos, der Lugauf von Dickengschwend, rief gerade unter Beifallsnicken anderer Bauern dem Primizianten zu:

„Hochwürden, mir san in der Gmoand fei richtig stolz auf Eahner. Gel, Manner", wandte er sich den Umstehenden zu, „dös söli derf ma ohne weiteres sagen. Richtig stolz! Is fei schoo lang her, daß aus inserer Gmoand oaner Geischtli worn is. Und garaus a Bauernsohn. Dös gfreut ins narrisch, Hochwürden, und i moan, Sie werdn Eahner über die Gmoand net zum beklagen haben."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„So wenig wie ich", schmunzelte Birnbacher. „Die Bärnmooser sind mir die richtigen Leut! Gell, Herr Grießenböck", rief er diesen an, der eben mit neugierig offenen Ohren hinzutrat, „schön ist's in Bärnmoos."

Der Kaufmann machte einen Kratzfuß vor Birnbacher. Dann sah er mit zwinkernden Augen an ihm vorbei und meinte begeistert:

„Ganz sicher, hochwürdiger Herr Geistlicher Rat!"

Birnbacher mußte jedesmal einen Gähner unterdrücken, wenn er mit dem langatmigen Titel angesprochen wurde. Herr Pfarrer, wie die Bauern einfach sagten, hörte er lieber.

„Es ist ein großes Glück, in diesem stillen Bergwinkel wohnen zu dürfen", schwätz Grießenböck in gewundener Weise weiter. „Ein großes Glück, und wie sehr weiß ich es zu schätzen! Wie schätze ich es nun noch viel mehr, da wir solch einen Priester in unserem Winkel sehen dürfen, da solch ein Priester sich der Schafe dieses Bergwinkels annehmen wird wie unser hochgeschätzter hochwürdiger Herr Primiziant. Es ist ein großes Glück!"

Der Lugauf schnullte kräftig an seiner Zigarre und biß damit das hinunter, was er gern sagen wollte: „Sprüchmacher, damischer."

Birnbacher war höflicher. Er nickte dem Kaufmann zu, aber die sonderbare Betonung des Wörtchens „solch" klang ihm verdächtig im Ohre nach. Er kannte seinen Freund Grießenböck.

Eine breite Hand berührte die Schulter des Kaufmanns. Er wandte sich jählings um, schnappte zusammen und dienerte:

„Oh, Herr Dekan! Ihr ergebenster Diener!"

Während die Bauern wieder mit dem Primizianten plauschten, ging der Dekan wie unabsichtlich ein paar Schritte zurück.

Grießenböck verstand und folgte ihm.

„Es wäre mir recht", begann der Priester, als sie abwärts standen, „wenn Sie zusehen würden, daß Sie mit der nächsten Wahl in den Kirchenrat kommen. Das Bürgertum nimmt in Bärnmoos zu, und da wäre es recht, wenn ein Herr aus diesen Kreisen auch mitzustimmen hätte. Ich denke, es wird Ihnen nicht schwerfallen."

„Hochwürdigster Herr Dekan", versicherte Grießenböck, „Ihr Wunsch entspricht meiner Absicht. Ich werde bemüht sein, in meinen Freundeskreisen dahin zu wirken, daß meine Wahl gesichert ist."

Das helle Lachen des Kohler-Sohnes klang — fast schien es als Antwort — in ihr Gespräch.

Der Dekan warf den Kopf auf und meinte streng: „Na, euer junger Kooperator! Der kann lachen!"

Grießenböck schmeichelte, um die richtige Stimmung des Dekans zu erforschen:

„Wie schön ist's doch, noch jung zu sein, ein froher Priester zu sein!"

„Ja, ja, sehr jung", nahm er mit wissendem Schmunzeln die brummige Antwort entgegen.

Nun wußte er Bescheid.

Da lachte es wieder herüber, herzlich froh! Der Bürgermeister erinnerte an einige lustige Streiche des nun geweihten Kohlersohnes:

„Und dös selbigemal, hochwürdiger Herr Primiziant, wissen S' es noo, wie ös Buam insern alten Gmoanddiener a Katzenmusi gmacht habts, daß eahm Hörn und Sehgn vergangen is, dem alten Krauterer?"

„Aber dafür hat er am nächsten Tag jeden einzelnen mit seinem Stecken erwischt", erinnerte sich Franz voll Vergnügen. „Jetzt ruht auch er in Frieden und braucht sich nimmer zu ärgern."

„Noo, heunt taat er's gwiß net und hätt enk allsam verziehn."

Da trat der Forstmann und Jäger Vinzenz Sponhauer in den Kreis der Erinnerungsfrohen. Sein bärtiger, breiter Schädel ragte über all die schweren Bauern hinweg. Unter den buschigen Brauen lachten Franz zwei Augen entgegen, in denen sich der Wald und die Freiheit spiegelten.

Franz hatte den Sponhauer von seiner frühesten Kindheit an lieb. Drum ging er dem Alten frohbewegt entgegen:

„Ja, Vinzenz! Noch immer gut beim Zeug!"

„Feit nix, Hochwürden!" rief der laut zurück.

„Ah geh", frohlockte Franz, „laß doch! Wir sind doch immer gute Kameraden und du und du gewesen."

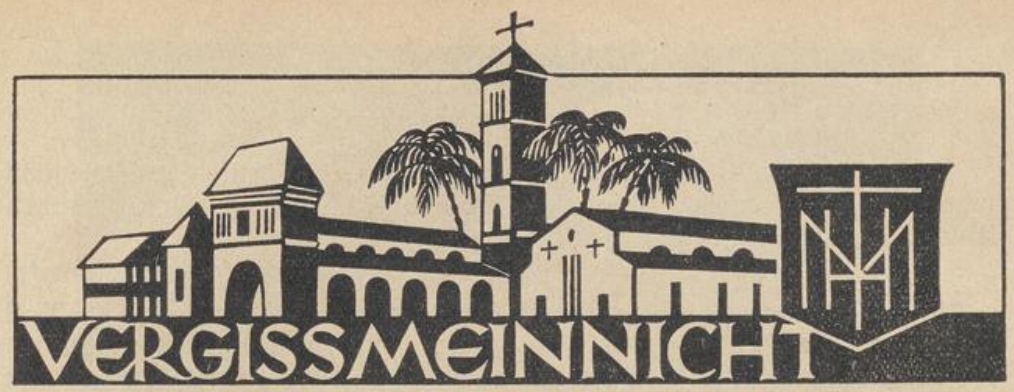
Der Sponhauer schaukelte wie ein Bär hin und her:

„Freili san ma dös gwen . . . Aber jetzta", er stockte, denn am liebsten hätte er doch „Servus, Franzl" gesagt, „aber jetzta san S' halt doo der hochwürdige . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Übereinkunft gerne gestattet
Verantwortlich P. G. A. Rottmann; Missionshaus St. Joseph, Reimlingen
Druck der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Schwaben

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT DER MARIANNHILLER MISSION

NUMMER 10 OKTOBER 1936 54. JAHRGANG

Rosenkranzfest

O hehre Himmelskönigin,
Wir knien vor deinem Throne hin,
Dein königlich Haupt, das Sterne umglänzen,
Mit duftigen Rosen fromm zu bekränzen!

Nimm hin die Rosen, glänzend weiß,
Die deiner jungfräulichen Mutterschaft Preis!
Nimm hin die Rosen voll roter Gluten,
Voll blutiger Leiden und Tränenfluten!

Nimm hin die Rosen, wie Sonnenschein klar,
Wie deine Freude am Ostertag war;
Die Rosen, wie goldene Morgensonne,
Voll Siegesfreuden und Glorienwonne!

Nimm hin die Rosen alle zumal,
Die fromm dir bietet das Erdental,
O Königin, hehre, des Rosenkranzes,
Im Reiche des ewigen Himmelsglanzes!

Ernst Julius Schmitz, „Das kath. Kirchenjahr"

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Rosenkranzfest

7. Oktober

„In mir ist alle Gnade wahrhaften Lebens, in mir alle Hoffnung tugendhaften Wandels. Wie eine Rose bin ich, die an wasserreichen Bächen gepflanzt ist und Frucht bringt."

Eccl. 24, 39 (Offertorium der Festmesse)

Auch die Blumen des Herbstes tragen wir zu Maria, wie wir im Mai ihr Blumen des Frühlings gebracht haben. Aus den ewig frischen Gärten der hl. Geheimnisse winden wir unverwelkliche Blütenkränze der Andacht und dankbaren Liebe. War doch Maria die schönste Gottesrose auf dieser Erde. Aus ihrem Leben, das mit Jesu Menschwerdung, Leiden und Verherrlichung innigst verwoben ist, pflücken wir die weißen Rosen unschuldiger Freude, die roten opfernder, blutbesiegelter Liebe, die goldgelben göttlichen Triumphes.

Mit diesem Kranz, den Kindesliebe flicht, erfreuen wir die Mutter und unseren Heiland in der hl. Kommunion. Was aus unserem Leben sich eignet, legen wir zu den Blumen, die in Jesu und Marias Seelengarten gewachsen sind. So füllen sich unsere Hände und schmücken sich unsere Herzen.

So komme ich zum Tisch des Herrn. Dort sprudelt lebendiges Wasser vom Himmel, dasselbe, das in den Rosenkranzgeheimnissen fließt. Dort an den Quellen der Eucharistie will ich leben, um Gedeihen zu finden und nach den Vorbildern aus biblischer Vergangenheit dauernde und echte Himmelsfrucht zu tragen.

Maria, du liebe Rosenkranzkönigin, lenke meine Seele zum Herrn! Halte mir besonders dein Beispiel stiller Sammlung vor Augen und vermittle mir die Gnade tugendhaften Wandels und gotterleuchteten Lebens!

„Treibet Blüten wie die Lilie, verbreitet Wohlgeruch, grünet zur Freude des Herrn. Singet ihm ein Lied und preiset ihn in seinen Werken."

Eccl. 39, 19 (Kommuniongebet der Festmesse)

Sind wir nicht schwache Pflänzlein, die leicht verdorren, aber der göttlichen Gnadensonne nahe, frische Triebkraft und leuchtenden Farbenschmelz erhalten? Sind wir nicht, jetzt von Jesu Huld gepflegt, einer ungebeugten Zuversicht und treuen Strebfähigkeit fähig?

Ja, so wünscht und erwartet es die Kirche so erwartet es Christus selbst. „Wie Lilien treibet nun Blüten, verbreitet den Duft heiliger Tugenden! Grünet zur Freude des Himmels und der Erde. Singet dem Herrn und preiset ihn, denn sein Wort ist alles Gute und Schöne!"

Je mehr die einstmals so herrliche Pflanzung Gottes unter den Menschen heute verwüstet ist, um so wichtiger wird es, daß in uns das Christentum blühe und ernstlich Fortschritte mache. Und doch, wie wenig Freuden erlebt Gott in der gegenwärtigen Zeit auch von solchen, die seine Gnaden in überfließendem Maße erhalten haben!

Du und ich, wir wollen anfangen, wirklich treue, wahrhaftige und gotterfüllte Christen zu sein. Damit können wir in unserer Umgebung am besten für den Geist Christi wirken, der allein die stürzende Kultur und morsche Gesellschaft der Welt neu und besser aufzubauen imstande ist.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Rosenkranzkönigin

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Aber vor allem dürfen wir keine Kommunion vorübergehen lassen, ohne dem Heiland und seiner Mutter zu sagen wie nötig wir Heilige haben, starke, selbstlose und kampferprobte Führer des Volkes, deren Auftreten und Wunder die Ewigkeit predigen . . .

Jesus, gib uns erleuchtete und opfermutige Männer und Frauen, Familienväter und Mütter, starke Jünglinge und Jungfrauen, gottbegeisterte Kinder! Du hast ja gesagt: „Bittet und ihr werdet empfangen!"

Dann wird noch für viele erreicht werden können, was die heutige Postkommunio der Festmesse dringend ans Herz legt, „daß wir die mächtige Wirkung der Glaubensgeheimnisse verspüren, die wir heute verehren und aus dem Sakramente, das wir empfangen haben, auch die reichen Früchte für das praktische Leben ernten." — d —

Unsere Missionsveteranen

Der Missionsbruder ist der christliche Arbeiter im Dienste der Mission. Seine vielseitige Tätigkeit ist Pionierdienst in der großen Missionsarmee. Sein ganzes Leben von Arbeit, Gebet und Opfer ist stilles Heldentum zur Ehre Gottes und zum Heil der Seelen. Der Missionsbruder ist der unbekannte Apostel der katholischen Weltmission. Ohne die hingebende Tätigkeit der Missionsbrüder würde die Arbeit der Missionspriester die größten Hemmnisse erfahren. Erst durch den Missionsbruder werden dem Missionar für den Seelendienst die Hände frei.

Der Missionspriester ist der Führer zu Gott, der Seelensucher und Seelenretter im Dienste des guten Hirten. „Gott will, daß alle Menschen gerettet werden" (1. Tim. 2, 4) und in ihm ihr ewiges Glück finden, ein Ziel, das unerreichbar ist für menschliche Kraft. Darum sendet Christus die Priester seiner Kirche als beglaubigte und sichere Führer mit übernatürlichen Hilfsmitteln in die Welt und hat sein Wort gegeben, mit ihnen zu sein bis ans Ende der Zeiten. Im katholischen Priestertum streckt der erbarmende Gott seine Hand der Heidenwelt entgegen, um sie aus allen inneren und äußeren Irrungen und Gefahren den rechten Weg zu führen. Der katholische Missionar ist allein der zuverlässige Missionar des Christentums.

Durch göttliche Anordnung sind die Heiden an den Missionar der katholischen Kirche gewiesen. Es steht der katholischen Welt zu, diese göttliche Anordnung zu verwirklichen und durch Entsendung zahlreicher Missionspriester und Missionsbrüder den Heiden die rettende Hand zu reichen.

Auch das Missionswerk der Mariannhiller Missionare, das einen beachtlichen Teil Südafrikas betreut und große Gebiete seit mehr als 50 Jahren der christlichen Kultur erschlossen, bedarf des Einsatzes neuer junger und kräftiger Missionsersatzmannschaften. Die alte Kerntruppe der ersten Südafrikapioniere des missionsbegeisterten Abtes Franz Pfanners, des großen Vorarlbergers, der mit paulinischem Eifer Länder und Meere durchreiste im Dienste der Mission, diese alte Garde lichtet sich und in ihre Lücken tritt bereits eine starke und vortrefflich gerüstete Jungmannschaft: Die Ablösung rückt ein und nach und nach beziehen unsere alten, durch Alter und Mühsalen auf dem Feld der

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Altveteranen von Mariannhill

Unten von links nach rechts: Br. Narzisus, Br. Meinrad, Br. Lupus, P. Viktor, Abt Gerard, P. Sales, Provinzial, P. Wunibald, P. Werner, P. Isembard, Br. Napoleon.

Zweite Reihe: Br. Calesans, Br. Servaz. Br. Misael, Br. Felix, Br. Caspar, Br. Magnus, Br. Otto, Br. Servulus, Br. Leopold, Br. Theobald.

Dritte Reihe: Br. Constanz, Br. Throphim, Br. Augustin, Br. Angelus, Br. Eugen, Br. Protasius, Br. Callixtus, Br. Anton, Br. Matthäus, Br. Justin, Br. Engelmar, Br. Moderatus.

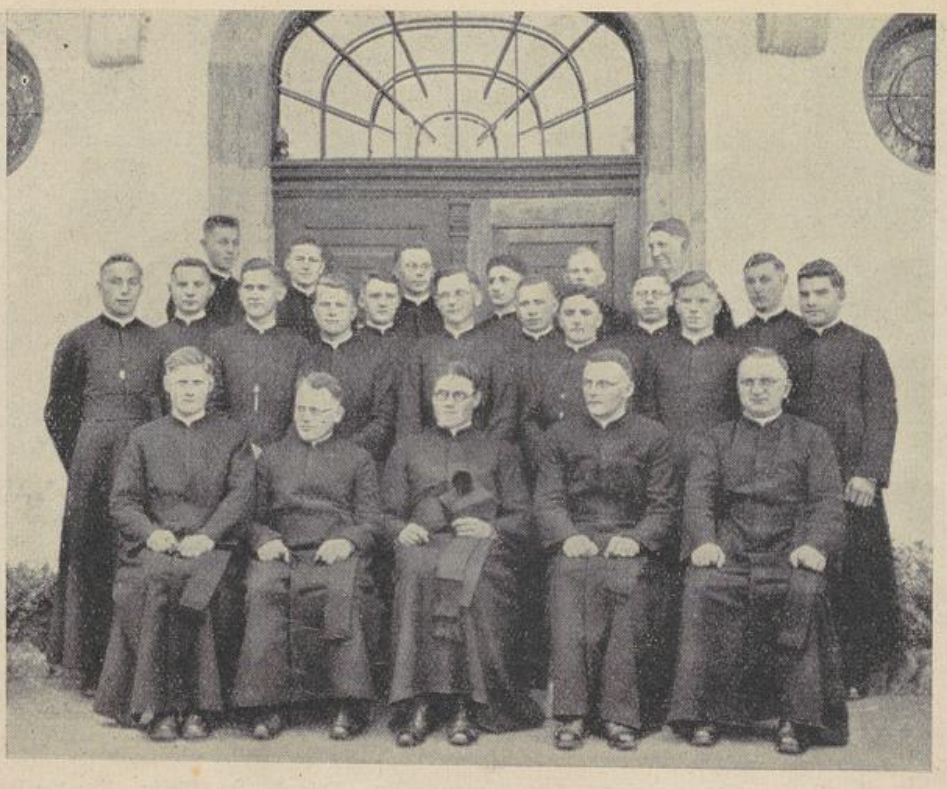
Auf der Veranda stehend: Br. Lucian, Br. Chrisostomus, Br. Paulinus, Br. Claudius, Br. Jakob, Br. Kassian, Br. Benignus, Br. Romualdus, Br. Thomas, Br. Makarius, Br. Apronian, P. Innocent, Br. Fintan, P. Benno.

Die zwei höher stehenden Brüder sind: Br. Chrillus und Br. Sophronian.

Photo: Mariannhiller Mission

Mission gebeugten Kämpfer ihre wohlverdienten Ruhestellungen. Viele der afrikanischen Missionspioniere müssen dem Gebot des Alters folgen und sich auf ihre Ausgangsstellung Mariannhill zurückziehen. Im Mutterhause der Mariannhiller leisten aber diese Altveteranen noch wertvollste Hilfe durch ihr Leben des Gebetes und Opfers. Hier unterstützen sie die tätigen Arbeiter im Weinberge des Herrn. Von der Gesundheit des südafrikanischen Missionsgebietes, besonders in Natal, zeugt das für Missionare ungewöhnlich hohe Lebensalter. Trotz der in den Gründungsjahren unerhörten Anstrengungen, Mühsalen und Entbehrungen ist die Sterblichkeitsziffer bisher unter dem Mariannhiller Missionspersonal erstaunlich gering. Bei dem sich stark fühlbar machenden Ausfall von Nachwuchs durch die Kriegsjahre und in der Nachkriegszeit, mußten eine ganze Reihe hochbetagter Missionspriester und Missionsbrüder die Arbeiten in Wirtschaft, Schule und Seelsorge noch weiter fortführen. Ein allzu stürmisches Vortragen des Missionswerkes in den Heidenländern ohne gesicherten Nachwuchs hat oft die Kräfte dieser Veteranen in besonderer Weise angespannt. Für eine weise Führung auch im Kampfe mit dem Heidentum mußte es Hauptsorge sein, zunächst die behaupteten Stel-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Kleriker-Novizen am Tag der hl. Profeß (St. Joseph, Reimlingen)
Photo: P. Erhard, Reimlingen

lungen zu halten und auszubauen, bis neue Hilfskräfte, erst nach großen Schwierigkeiten, verursacht durch Mangel an Berufen und Mitteln, herangezogen und eingesetzt werden konnten. Und gerade da haben die Altveteranen Mariannhills ihren Mann gestellt und haben ausgeharrt. Vor dem großen Kriege befand sich in Europa (Holland) nur ein einziges Vorbereitungshaus für Priester und Brüder. Kurz nach dem sog. Frieden konnte erst an Wiederaufbau und Vermehrung der notwendigen Bildungshäuser gedacht werden. Im Jahre 1922 waren es in Holland und Deutschland drei Institute: Gymnasium, Spätberufenen-Seminar und Noviziatshaus, denen insgesamt neun Priester ihre Kräfte widmeten. Das große Hauptkontingent blieb in Afrika: es waren 59 Patres und 164 Brüdermissionare. Die Zahl der Priester-Missionare konnte inzwischen mehr als verdoppelt werden, ebenso die Zahl der Missionsbrüder. Daß die klaffende Lücke der Jahre 1914—1920 sich nicht sofort schließen ließ, ist leicht einzusehen. Die ganze Weltmission leidet noch darunter. Und doch hatte Mariannhill ein großes Glück, da ihm selbst während des Krieges die Missionsarbeit von der deutsch-freundlichen Burenregierung gestattet war, was den übrigen deutschen Missionsgesellschaften durchweg verboten wurde und diese noch mehr litten am Kräfteausfall.

Als nach den Jahren 1923 erst wenige Neupriester in die Missionsfront einrückten, dann aber Jahr für Jahr eine für die Kongregation achtungswerte Schar nach dem fernen Süden geschickt wurde, konnte endlich an eine Entlastung der alten Getreuen gedacht werden. Sie, welche die ersten Fundamente gelegt, die ersten Hindernisse genommen, die ersten

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kämpfe gekämpft hatten, konnten nun auf jüngere, starke Schultern ihre Bürde ablegen. Selbstverständlich entspricht die Gesamtzahl der augenblicklich aktiven Missionare durchaus nicht dem Umfange des gesamten Missionsgebietes, auch diese verhältnismäßig kleine Schar kann, selbst mit allen Hilfsmissionaren, wie Schwestern, Katecheten und Lehrern, kaum die Mission in Gang halten, soll keine oberflächliche, hastige Arbeit getan werden, auf die dann, wie die Erfahrung zeigt, nur allzu leicht Rückschläge folgen — andererseits ist der Kräftezuwachs an die Mittel der Missionsgesellschaft gebunden und nicht zuletzt an die Berufungen zum Missionspriester und Missionsbruder. Es hallt deshalb stets der Ruf von neuem: Katholische Jugend an die Missionsfront! Nicht alle Missionsveteranen suchen das Altersheim in Mariannhill auf, sie wollen oft in den „Silen" sterben, d. h. mit der Hacke in der schwieligen Faust im Weinberge des Herrn wirken bis zum Ende. Der Befehl des besorgten Obern ruft sie dann aber doch ab. Die Hauptgruppe der Veteranen aber verbringt ihren Lebensabend im Mutterhaus, ihrer Heimat, von dort zogen sie einst hinaus ins steinige, dornige Ackerfeld der Afrikamission. Viele haben noch unter ihrem Gründer das hl. Ordenskleid und ihre Sendung erhalten. Viele von ihnen haben manchen tapferen Mitkämpfer zur letzten Ruhe gebettet, viele haben den Nachwuchs bilden helfen und sind den jungen Führer, Vater und Helfer gewesen. Sie haben der Jugend den tatfrohen Geist und die unermüdliche Schaffensfreude gegeben, der jetzt noch ein hervorstechendes Merkmal der Mariannhiller ist, jener antike Soldaten- und Kolonistengeist, der mit einer Handvoll in eiserner Disziplin stehender, todesmutiger Eroberer mehr vermag als ein theorisierendes oder oberflächlich geschultes und darum wenig brauchbares Massenaufgebot. Von den knapp über 300 Missionaren, die in der eigentlichen Mission eingesetzt sind, davon etwa über 100 Priestern und gegen 200 Brüdern sind hundertfünf (22 Priester und 83 Brüder) bereits über 60 Jahre alt. Das Alter dieser Altveteranen schwankt zwischen 60—86 Jahren.

Über	60—65	Jahre	sind	18	(4 Patres,	14	Brüder)
„	65—70	„	„	38	(9 „	29	„)
„	70—80	„	„	42	(6 „	36	„)
„	80—86	„	„	7	(3 „	4	„)

Im Altersheim in Mariannhill leben davon 63 (14 Patres, 49 Brüder) als Emeriten; die übrigen Veteranen weilen noch auf ihren Stationen. Der älteste von diesen ist 77 Jahre alt.

Es sind hier nicht die Altveteranen mitgezählt, die sich in den europäischen Häusern aufhalten. Auch hier bilden sie einen verhältnißmäßig starken Prozentsatz unter dem Missionspersonal für Erziehung, Wirtschaftsführung und Verwaltung, an das ebenfalls keine geringen Anforderungen gestellt sind.

Das „Junge Mariannhill" steht in Ehrfurcht vor diesen alten Pionieren aus der Gründungsperiode des großen Missionswerkes. Auch die Missionsfreunde in Übersee und Heimat grüßen diese Bahnbrecher christlicher Kultur im fernen Heidenlande, wo bei ihrer Ankunft noch krassestes Heidentum die Herzen der armen Heiden bedrückte und den Geist verdunkelte. Wenn heute in Südafrika Millionen noch Ungetaufter bereits im Banne des Kreuzes stehen und über eine halbe Million eingeborener Christen sich um den Heiland im Sakramente scharen, unge-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zählte Kinder in christlichen Schulen Gesittung lernen und der befreienden Lehre des göttlichen Kinderfreundes lauschen, wenn das Weib aus der Sklavenschaft eines entwürdigenden Heidentums und der Sittenlosigkeit befreit ist, wenn Tugend und Reinheit die Ideale des einst verfluchten Cham-Geschlechtes geworden sind, wenn Nächstenliebe an Stelle blutiger Gewaltherrschaft wie die eines Tschaka, Dingaan und anderer Blutmenschen getreten ist, wenn der Eingeborene friedlich seiner Arbeit nachgehen kann, ohne vor feigem, feindlichem Überfall zu zittern, wenn Armen geholfen, Kranke gepflegt, Säuglinge nicht mehr ausgesetzt werden,



Unsere ersten holländischen Missionsstudenten von St. Paul
Photo: Mariannhiller Mission

wenn aus den einst durch Zauber und Dämonen verängstigten Augen das milde, glückliche Leuchten des Christusgläubigen strahlt, wenn statt Kampfeslärm und Schlachtgeschrei die Friedensglocke von Mariannhills Kirchtürmen ins Land hineinrufen und der deutsche Name in Südafrika hohen Ansehens sich erfreut, so ist das alles das Werk jener Altveteranen von Mariannhill, an deren Fortführung und Ausbreitung das Volk in der Heimat gerne mitarbeitet und darum mit daran Teil hat an all dem Segen, der diesem Werk entströmt! P. Dom.

Wer für das Höchste und Herrlichste zu leben anfängt, wie es die Ausbreitung des Reiches Gottes auf dieser Welt ist, der wird selbst größer und edler. Auch hier gilt das Gesetz: „Es wächst der Mensch mit seinen höheren Zwecken."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Zeige uns dein Reich!

34.

Jeder katholische Festtag ist ein Gnadengeschenk des Himmels für jede einzelne Seele und für die menschliche Gesellschaft auf Erden. Große Wahrheiten und Ereignisse werden an diesen Tagen nicht bloß den Katholiken, sondern jedem denkenden Menschen vor Augen gestellt. Die Heilstaten Gottes und die Wirklichkeiten der übernatürlichen Welt sollen von allen erkannt, im Gedächtnis behalten und im Leben sichtbar gemacht werden.

Das gilt in besonders hohem Grade vom neuesten der katholischen Feste, der weltweiten Feier des Christkönigs-Tages! Am 25. dieses Monates begehen wir ihn mit der ganzen Kirche zum elften Mal. Die Zahl erinnert an den Elften Pius auf Petri Stuhl und daß eine Seherin in Spanien seinen Namen schon vor Hundert Jahren in ihren Schriften nennt und vorausfagte, daß Er dieses Fest einsetzen werde. (Schriften der hl. Mutter Rafols).

Mit dem diesjährigen Christkönigsfeste soll auch die Weltausstellung der katholischen Presse im Vatikan würdig beschlossen werden. Mitten im Ehrenmonate der Königin des Reiches Christi eröffnet (12. Mai), dauert diese überaus folgewichtige Veranstaltung bis gegen Ende des Rosenkranzmonates. Die merkwürdige Tatsache erinnert hinwieder an das Gnadenereignis zu Fatima in Portugal. Dort zeigte sich vom Mai bis Oktober 1917 jeweils am 13. der sechs Monate U. L. Frau vom hl. Rosenkranze drei Hirtenkindern.

Die nun längst kirchlich bestätigten, wirklichen Erscheinungen der Gottesmutter wurden damals im Weltkriege wenig bekannt. Heute sollte jeder Katholik davon unterrichtet sein. Das Ereignis von Fatima hat das Angesicht Portugals erneuert und sendet Segensstrahlen in die ganze Welt. Symbolische Ankündigung davon war das Sonnenwunder am 13. Oktober 1917 bei der Schlußerscheinung vor den Augen vieler Tausender. Die wie ein Rad rotierende Sonne sprühte Regenbogenfarben-Strahlen nach allen Seiten.

Dem offenen Auge sind die vergangenen und gegenwärtigen Ereignisse Blicke in das Gottesreich der Gnade und Barmherzigkeit, der Wahrheit und Gerechtigkeit. Blicke in das unermeßliche Christkönigreich für alle und in die ewig gleichen Wege der allesumfassenden Vorsehung: durch Maria und die katholische Kirche der Welt das Heil!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Mariannhiller Rundfunk: Neueste Missionsnachrichten!

Am Mikrophon: P. Otto Heberling RMM.

Triumphzug des eucharistischen Königs durch Südafrika: Allüberall in Südafrika, vom Kap der Guten Hoffnung bis zum Sambesi, wurde auch dieses Jahr das hohe Fronleichnamsfest zu einem wahren Triumph für Christus den König in der hl. Eucharistie. Im Vikariate Mariannhill wetteiferten die großen und kleinen Missionsstationen miteinander, um dem König in Brotsgestalt die größtmöglichste Ehre und Verherrlichung zu erweisen. Recht glanzvoll und farbenprächtig waren vor allem die Prozessionen in Mariannhill, auf den Missionsstationen Lourdes und Mariathal. Aber auch die kleinen und kleinsten Missionsstationen hatte ihre Fronleichnamsprozession. Überall strömten die Eingeborenen dazu in Massen herbei. Nicht bloß Katholiken, sondern auch Andersgläubige und Heiden nahmen allenthalben am Triumphzug des eucharistischen Königs teil. So war es im Vikariat Mariannhill, so war es in den beiden Mariannhiller Apostol. Präfekturen Umtata und Bulawayo, und so war es in allen andern Missionsgebieten. Am eindrucksvollsten waren wohl die Prozessionen in den beiden Großstädten Durban und Johannesburg. Während in der Hafenstadt Durban die Fronleichnamsprozession bereits das 23. Mal durch die Straßen der Stadt zog, fand in der Goldstadt Johannesburg im Transvaal dieses Jahr zum ersten Mal die eucharistische Prozession in breiter Öffentlichkeit statt. Der glanzvolle Zug bewegte sich von der Pro-Kathedrale zum „Union Festplatz", wo ein prächtiger Altar errichtet war. Vor dem Segen mit dem Allerheiligsten hielt Se. Exzellenz, der hochwürdigste Herr Bischof von Johannesburg, Monsignore O'Leary OMI. für die vielen Tausende Prozessionsteilnehmer, die den weiten Platz füllten, eine Predigt, die durch eine angebrachte Lautsprecher-Anlage für alle Zuhörer leicht verständlich war. Der hochwürdigste Herr Bischof gab in seiner Predigt der Hoffnung und dem Wunsche Ausdruck, daß Johannesburg in nicht allzuferner Zukunft der Tagungsort eines Eucharistischen Kongresses für ganz Südafrika oder gar für die ganze Welt werden möge. Es waren aber auch schon bei dieser ersten öffentlichen Fronleichnamsprozession in Johannesburg eine große Anzahl von Nationen vertreten. So sah man dabei Deutsche, Franzosen, Italiener, Portugiesen, Griechen, Holländer, Irländer und Syrier. Neben diesen Tausenden Vertretern der weißen Rasse beteiligten sich wenigstens 3000 Eingeborene in einer geschlossenen Gruppe an der mächtigen Glaubenskundgebung. Singend und betend zogen die Tausende durch die Straßen von Johannesburg. Tausende von Zuschauern säumten die Straßen, durch welche die Prozession zog. Und der göttliche Heiland segnete alle, die Prozessionsteilnehmer, die Zuschauer, die Katholiken und Andersgläubige, er segnete alle Bewohner der Goldstadt Johannesburg, er segnete sicher auch ganz Südafrika, wo er als König herrschen will in den Herzen aller Menschen.

Einweihung eines neuen Klosters für Eingeborene: Am 9. Juli weihte der Apostolische Delegat für Südafrika, Se. Exzellenz der hochwürdigste Herr Erzbischof B. Gijlswijk OP. in Gegenwart des Apostol. Vikars von Mariannhill, des hochwürdigsten Herrn Bischofs A. Fleischer RMM. auf der Missionsstation Kwa St. Joseph ein neues Kloster für die Eingeborenen-Kongregation der „Franziskaner-Familiaren des hl. Joseph"

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Teilansicht des neuen Kwa St. Joseph, Südafrika
Photo: Mariannhiller Mission

ein. Seit der Gründung dieser Kongregation durch den hochwürdigsten H. Bischof A. Fleischer im Jahre 1924 lebten die Mitglieder der jungen Ordensgenossenschaft in sehr armen und einfachen Behausungen. Sollte die Neugründung bei den Eingeborenen etwas Ansehen gewinnen, mußte notwendigerweise wenigstens ein bescheidenes, solides Heim gebaut werden. Als ein weißer katholischer Farmer, ein in Natal sehr bekannter Mr. Farrell für die junge Eingeborenen-Kongregation eine Farm schenkte, war auch schon bald der Platz für das zu bauende Kloster gefunden. Dem erfahrenen Mariannhiller Missionsbruder Br. Leodegar Krüsler, der schon mehrere Kirchen erbaut hat, wurde der Auftrag erteilt, den Bau des Klosters zu bewerkstelligen. Schon im Februar 1934 war mit den Aushebungen für die Fundamente begonnen worden. Die Mitglieder der Eingeborenen-Kongregation halfen bei den Bauarbeiten tüchtig mit. Nach Überwindung mancher Schwierigkeiten wurde das neue Kloster nun vollendet und auf die Einladung des hochwürdigsten Herrn Bischofs von Mariannhill hin vom Stellvertreter des Hl. Vaters, dem Apostolischen Delegaten feierlich eingeweiht. 15 Mariannhiller Missionare, 11 Patres und 4 Brüder, nahmen an dem Feste teil. Auch die beiden Söhne des hochherzigen Mr. Farrell mit ihren Familien waren erschienen; ebenso der Missionsarzt von Mariannhill Dr. Mc Murtrie und alle Eingeborenen-Priesteramtskandidaten aus dem Seminar bei der Missionsstation Mariathal. Das Fest der Klostereinweihung war aber vor allem ein großes Ereignis für die ansässigen Eingeborenen. In großen Scharen waren sie von den umliegenden Hügeln und Tälern herbeigeeilt, um den Stellvertreter des Hl. Vaters in Rom zu sehen und sich mit ihren Stammesangehörigen im Ordenskleid zu freuen. Auch zwei Häuptlinge der Gegend, Häuptling Banoyi und Häuptling Bangizwe nahmen an der Feier teil und spendeten für die Eingeborenen zum Festmahl die nötigen Ochsen. — Möge das neue Kloster eine Stätte des Friedens und eine

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

nie versiegende Quelle des Segens für die Eingeborenen Südafrikas werden.

Die Missionsstation Farview erhält eine neue Kirche: Schon lange ist die Kirche der vor 28 Jahren gegründeten Missionsstation Farview in der Apostol. Präfektur Umtata für die stets anwachsende Christengemeinde zu klein geworden. Deshalb entschloß man sich jetzt eine neue, geräumigere Kirche zu bauen. Gute Bausteine werden aus einem ganz in der Nähe liegenden Steinbruch gewonnen. Da die Vorarbeiten schnell vorangingen, konnte der Apostol. Präfekt von Umtata, Monsignore E. Hanisch RMM., schon am Sonntag den 21. Juni, in Gegenwart einer großen Menschenmenge den Grundstein zum neuen Gotteshaus legen. Die schneebedeckten Firnen der nahen Drakensberge gaben dem lebendigen, farbenfrohen Bilde der feierlichen Handlung einen majestätischen Hintergrund.

Der Zauberer-Missionar

Übergroß sind die Schwierigkeiten, die dem Missionar bei seiner Tätigkeit unter den Heiden von den Zauberern in den Weg gestellt werden.

Es ist kein Wunder, denn Christentum und Zauberwesen sind unvereinbar. Wo sich deren Vertreter begegnen, da begegnen sich Feinde! Der Zauberer weiß nur zu gut, daß der Missionar mit dem Evangelium seinem Ansehen, seiner althergebrachten Stellung unter den von ihm geknechteten Stämmen das Grab schaufelt. — Aber auch der Missionar weiß es, daß nur in dem Maße das Samenkorn des Evangeliums in den Herzen, Familien und Stämmen der Eingeborenen Frucht tragen wird, als es ihm gelingt, den Einfluß der Zauberer zu brechen.

Der Zauberer sucht nicht nur seine Stellung zu halten, er geht auch ständig zum Angriff über, indem er versucht, seinen frühern Einfluß auch auf die Neubekehrten wieder geltend zu machen.

Gewöhnlich sind die Zauberer zugleich auch Medizinmänner. Sie verfügen über eine große Kenntnis in Naturheilkräutern. Sie helfen manchen Kranken. Nicht selten versagt der Europäerarzt bei verschiedenen Krankheitserscheinungen unter den Eingeborenen; sehr oft muß er sie dann an die Medizinmänner des Stammes verweisen. Hier findet er öfters in solchen Fällen Hilfe und Heilung.

Der ganze Heilvorgang wird aber mit dem Nymbus des Mysteriösen umgeben. Der Medizinmann „setzt sich mit den Geistern in Verbindung." Diese sagen ihm, welcher Art die Krankheit ist, was für Medizin genommen werden muß. Oft wissen sie auch zu sagen, von wem die Krankheit dem Patienten angetan wurde, und warum die Geister, die erzürnten, es zugelassen haben. Die Gründe des „Geisterzornes" können sein: Untreue oder Nachlässigkeit im Ahnenkult, Verachtung der Stammessitten und Gebräuche, Liebäugeln mit dem Christentum.

Öfters werden deshalb Neubekehrte oder Taufbewerber (Katechumenen) als die Urheber von Ungemach und Krankheit in heidnischen Familien bezeichnet. Mancher heidnische Vater holt aus solchen Gründen sein Kind aus der Missionsschule und entzieht es dem Einfluß des Missionars.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Zauberer üben durch allerlei „geistige" Machtmittel eine schwere Knechtung aus auf die Gemüter und Herzen der Eingeborenen. Sie leben in ständiger Furcht vor der Rache der Geister, in Furcht auch vor den Giftmitteln des Zauberers, dem es nicht darauf ankommt, durch Gift, aus seiner Hand in Speise und Trank gemischt, dem Zorne der Geister zum Ausdruck zu verhelfen.

Schlimm ist auch ihr Einfluß auf das sittliche Leben der Eingeborenen. Mit Vorliebe werden von ihnen nächtliche Feste und Trinkgelage organisiert. Für reichlich Fleisch und Bier wird gesorgt! Dann werden unter Alkoholgenuß und wilden Tänzen die Nächte zugebracht. Bei diesen nächtlichen Orgien werden dann nur allzuoft die natürlichen Gefühle von Recht, Sitte und Scham abgestreift oder auch ganz ertötet.

Der Missionar als Glaubensbote und Seelenretter sucht gewiß auch bei diesen unglücklichen Satanspriestern seine Aufgabe zu erfüllen. Gottes Gnade wird auch ihnen immer wieder angeboten. Aber nur schwer hält es sich, daß einer zugreift, die Gnade erfaßt und ihr das Herz öffnet. Nur wenige Missionare können da auf Erfolg schauen, und zwar auf nur ganz bescheidenen Erfolg.

Und doch, bei Gott ist kein Ding unmöglich!

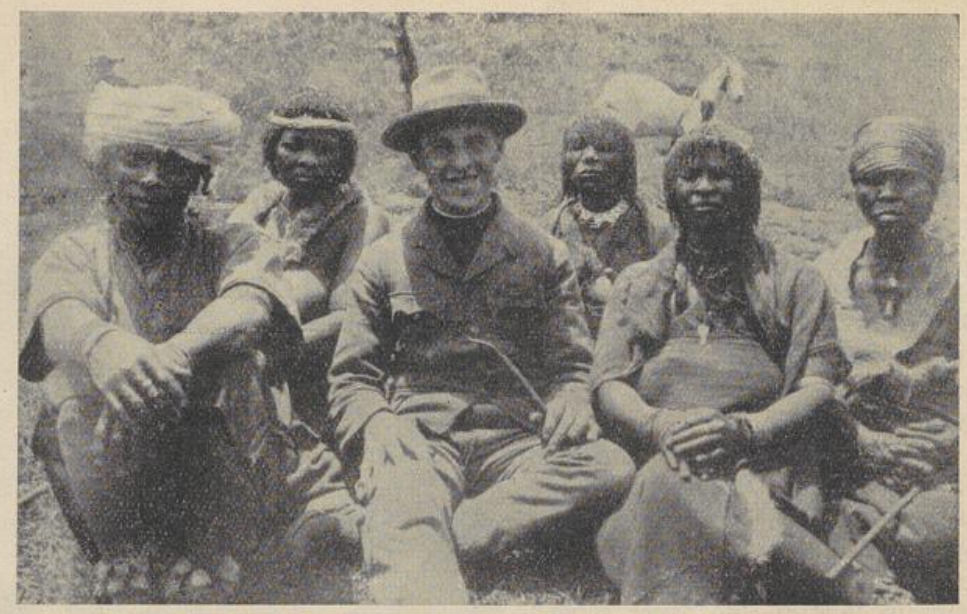


Der Zauberer-Missionar unter denen, die er sucht
Photo: P. Vitalis, Brig

Jahre lang hatte der Schreiber dieser Zeilen einen Mitbruder aus Augsburg als Missionar zur Seite. Dem war und ist vom lb. Gott die besondere Gabe zuteil geworden, einen sieghaften Kampf gegen das Zauberwesen zu führen und zwar in der Weise, daß die Besiegten sich huldigend dem Kreuze unterwarfen und zum Glück der Gotteskindschaft gelangten.

Ganze Gegenden wurden buchstäblich „entzaubert", indem sich alle Zauberer bekehrten. Auf der Missionsstation in seinem Zimmer, da häuften sich die Siegestrophäen der Zauberer- und Zauberinnen-Abzeichen. Die Wände ringsum waren ganz behangen davon. In der Mitte

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Zwischenakt beim Zauberfest
Photo: P. Vitalis, Brig

der einen Wand inmitten der Abzeichen brannte vor dem Bilde der Gottesmutter, der großen Siegerin im Kampfe gegen die höllische Macht, ein Lämpchen mit roter Flamme. — Ein merkwürdiger Schauer ergriff mich, als ich zum ersten Mal unter ganz eigenartigen Verhältnissen diese Kammer betrat! Mit mir betrat ein greiser Missionar, der bereits über 40 Jahre segensvoll in der Mission tätig gewesen war, die geheimnisvolle Kammer. Auch er war gebannt und sagte nur: „Merkwürdig, so etwas habe ich noch nie erlebt! Das hat noch keiner fertig gebracht!"

Und das Geheimnis dieses Erfolges? Gewiß, Gottes Gnade ganz und gar! Aber es ist auch darin zu suchen, daß es dem Missionar gegeben ist, ganz einer von ihnen zu werden, mit Geduld und beispielloser Hingabe zu werben und zu warten, zu opfern und zu geben!

Aus einem Briefe des Missionars an seine Eltern sei Nachstehendes entnommen: „Auf dem Photo, das ich Dir und Mutter sende, kannst Du Folgendes sehen: links von mir ist ein Heide im Nationalschmuck. Eine solche Umutsha (Lendenschurz), wie er anhat, ist ja auch in Deinem Besitz. Die weißen Wollstreifen um Arme und Beine sind von Ziegenfell. Um den Hals hat er das Fell einer Wildkatze. — Rechts von mir siehst Du einen kleinen Mann mit einem weißen Tuch um seinen Kopf. Er ist der Hauptzauberer. Zur Zeit des Photographierens war er nicht in seinem Festschmuck. Er heißt Leyah Suma. Ich war schon oft bei ihm in seinem Kraal (ähnliche Hütte wie auf dem Bilde). Manchmal haben wir bis spät in die Nacht hinein verhandelt. Er hat mir dabei seinen Ahnen- und Zauberkult erklärt. Er hat sechs andere in seiner „Schule" zur Ausbildung im Zauberwesen. Die alte, dürre „Schachtel" neben ihm ist eine davon. Sie heißt Mamswabe. Wenn Du genau schaust, kannst Du zwischen den Fellstreifen, die über die Brust hängen, zwei kleine weiße Dingerchen sehen. Das eine ist ein kleines Medizinfläschchen,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

das andere eine Muttergottes-Medaille, die ich ihr nach langem Sträuben umgehängt habe."

Dieser Missionar hat mancherorts bei Zaubererfesten und Anlässen freien Zutritt, wie er sonst keinem Weißen gewährt wird.

Der Missionsdienst ist ein harter Kampf, der oft in merkwürdiger Form auftritt. Satan gibt keine Fingerbreite seiner Herrschaft ab ohne erbittertsten Kampf. Für jede Niederlage, die ihm beigebracht wird, sinnt er auf Rache und Gegenoffensive!

Unser Zauberer-Missionar könnte da so manches: Erlebtes und Erlittenes erzählen. Helfen wir den Gottesstreitern im Heidenland durch unser Gebet. Gott wird es uns lohnen! — vf —

Auf Besuch bei unseren Missionaren

VI.

„Das Fleisch nützt nichts, der Geist ist es, der lebendig macht!"

Es sind dies geheimnisvolle Worte des lb. Heilandes, gesprochen bei Gelegenheit, als er das allerheiligste Altarsakrament verhieß. Das Leben und Seelsorgserfahrung bringt Verständnis, wenn auch nicht vollständiges Erfassen des Inhaltes dieser Worte. Sie gehören dem Kapitel des unerforschlichen Geheimnisses der Gnadenauserwählung durch den Heiligen Geist an.

Es war in der Woche vor dem Fronleichnamsfest; ich saß an meinem Schreibtisch und arbeitete an der Predigt für das hohe Sakramentsfest. Ich fand kein schöneres Predigtbuch als Joh. 6. 22 ff.: die Verheißungsworte des lb. Heilandes über die Einsetzung des Altarsakramentes.

Ich war am Lesen. Da klopfte es an meiner Türe. Auf meinen Ruf: „Herein", ging nur die Türe auf, aber niemand trat ein. Ich ging nachsehen und fand draußen einen Negerjüngling, einen Katholiken, der mir folgende Botschaft brachte: „Vater, die Frau des evangelischen Katechisten David Ngoma liegt im Sterben. Sie ruft dich. Sie will vor ihrem Tode die hl. Kommunion empfangen."

Über diesen Wunsch der guten Frau war ich nicht erstaunt. Schon seit einiger Zeit kannte ich sie. Bei meinen verschiedenen Besuchen bei ihr in ihrer Krankheit war die hl. Kommunion oft der Gegenstand unserer Unterhaltung. Sie zeigte dafür immer großes Interesse und gespannte Aufmerksamkeit. Sie war ganz gläubig bezüglich der wahren Gegenwart Jesu im Altarsakrament.

So ließ ich denn mein Pferd satteln, richtete selbst alles Notwendige zum Versehgang, steckte sechs Kerzenstummel ein, legte die goldene Patene, die das Allerheiligste barg, in weißes Linnen und verbarg sie in eine Lederkasche, die ich mit einer Kordel um meinen Hals hing und auf der Brust in der Reitjacke verbarg. So stieg ich mit dem lb. Heiland aufs Pferd. Der Bursche folgte hinter mir zu Fuß. Es ging nicht sehr weit. In drei Viertelstunden waren wir bei der Negerhütte.

Beim Eintreten nahm ich das Allerheiligste von der Brust in meine Hand und segnete das arme Heim mit seinen Insassen mit den kirchlichen Segensworten: „Der Friede sei mit diesem Hause und mit allen, die darin wohnen." Dann legte ich das Allerheiligste zurück in die Brusttasche.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

In der Hütte traf ich einige Heiden, eine Anzahl evangelische Christen und auch einige Katholiken. — Im Hintergrund der Hütte lag auf einer Strohmatte die todkranke Frau und neben ihr saß David, ihr Mann, der Katechist der amerikanischen Missionsgesellschaft.

Ich trat zur Frau hinzu, kniete an ihrer Seite nieder und fragte sie nach freundlicher Begrüßung: „Josephina, hast du mich gerufen? Was kann ich für dich tun?" Ganz schwach und kaum vernehmlich erwiderte sie: „Ja, Vater, ich habe dich rufen lassen; ich werde bald sterben und wünsche vor meinem Tod den lb. Heiland aus deiner Hand zu empfangen."

Ich antwortete ihr und sagte: „Das ist schön, gute Frau, mit Freuden habe ich den Heiland gebracht, um dir zu diesem Glück zu verhelfen. Aber du weißt, ich bin Priester der katholischen Kirche und du bist nicht katholisch. Darum kann ich dir nicht ohne weiteres die hl. Kommunion reichen. Da du wünschest, den lieben Heiland zu empfangen, mußt du zuerst Mitglied seiner Kirche werden und dich dem Glauben der katholischen Kirche unterwerfen."

„Nein", erwiderte sie: „katholisch kann ich nicht werden, aber Jesus will ich noch vor meinem Tode empfangen."

Ich mußte ihr natürlich sagen, so gern ich ihr auch diese Freude machen täte, so sei es doch nicht möglich, denn die hl. Kommunion sei die Speise der Seelen nur für die Kinder des Hauses, nicht für die Außenstehenden. Nur dem Katholik könne dieses Sakrament gespendet werden. So wie sie an den Heiland glaube, so müsse sie auch alles glauben, was seine hl. unfehlbare Kirche lehre, müsse sich ihr in Gehorsam und Demut unterwerfen. Nur dann könne ich ihrer Bitte willfahren.

Sie erwiderte mir: „Mein Vater, glauben will ich schon alles, aber katholisch werden, nein, das kann ich nicht. Ich wurde von evangelischen Eltern geboren, bin da getauft und groß geworden, meine Verwandten und Freunde sind alle evangelisch, meine Kinder auch und mein Mann hat eine hohe Stellung in unserer Kirche. Ich kann nicht, es ist zu schwer, mit all dem zu brechen. Aber ich bitte dich, hilf mir, gib mir die hl. Kommunion." — Wäre der Herrgott, ich und sie allein auf der Welt gewesen, wahrhaft, ich hätte ihrer Bitte willfahren, so aber mußte ich sagen — so leid es mir tat —: „Das kann und darf ich nicht! — Aber was ich darf, das will ich tun, ich will dir den Segen geben mit dem lb. Heiland, damit er geistiger Weise dein großes und heiliges Verlangen stille. Er wird dir gewiß Mut und Kraft geben für die letzte Stunde und seine Liebe in der Ewigkeit."

Jetzt näherte sich der Kranken ihr Mann, der evangelische Katechist. Er kniete neben ihr hin und sagte wörtlich: „Liebes Weib, der Tod wird uns bald trennen, nur noch wenige Tage wirst du mit mir und deinen Kindern und der Nähe deiner Verwandten sein und dann mußt du scheiden, so ist es Gottes Wille. Darum sage ich dir, höre auf die Stimme des Missionars, werde katholisch, damit du das Glück hast, den lb. Heiland zu empfangen. Was nützt es, wenn ich dir unsern weißen Missionar in Umzumbe rufe. Er würde wohl nicht kommen. Käme er auch, so brächte er dir nichts mit, würde dich nur anpredigen oder, brächte er dir etwas, so wäre es nur ein Stücklein Brot, das dich wohl an den Heiland erinnert, es aber nicht selber ist. —

Siehe da, den Missionar der Ama-Roma (Katholiken), du hast ihn gerufen. Er ist da für dich und hat den lb. Heiland mitgebracht auf seiner

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Brust, darum werde katholisch damit du die heilige Kommunion gleich empfangen kannst."

Schönere und edlere Worte hätten nicht gesprochen werden können!"

Aber die äußern Bande der Gewohnheit und der Rücksicht waren zu stark, das Opfer, den so notwendigen Schritt zu tun, zu groß. Es fehlte gewiß auch an der inneren Erkenntnis der Pflicht zu diesem Schritt. Sie antwortete nur: „Ich bringe es nicht fertig", und wandte sich von ihrem Manne ab.

Dieser wollte noch einige weitere Versuche machen. Ich winkte ihm jedoch entschieden ab. Es sollte in so schwerer Stunde nicht der gute Glaube in ihr ganz zerstört und gar bange Zweifel über das ewige Heil in ihr geweckt werden. Ich dachte wohl selbst mit Wehmut an das Wort des lb. Heilandes: „Wer mein Fleisch nicht ißt und mein Blut nicht trinkt, der hat das Leben nicht in sich", ich dachte aber auch an die große barmherzige Liebe des Heilandes, sah das übergroße Verlangen der Frau nach der hl. Kommunion und aus des Heilandes Mund wissen wir im selben Zusammenhang, daß das Fleisch nichts nützt, daß der Geist es ist, der lebendig macht. Der Heiland wird ihr das Verlangen als geistige Kommunion angenommen, und ihr die ewige Kommunion gewiß nicht versagt haben. In diesem Sinne tröstete ich die schwerkranke Frau.



Vier Schweizer Mariannhiller trafen sich in Mariannhill (Süd-Afrika)

Photo: Mariannhiller Mission

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



David Ngoma berichtet dem Missionar den Tod seiner Frau
Photo: P. Vitalis, Brig

Ich ließ dann zwei Kisten aufeinander stellen. Es wurde eine Decke und eine Strohmatte darüber ausgebreitet. Das mitgebrachte weiße Linnen wurde entfaltet, die sechs Kerzenstummel hingestellt und angezündet. So stand der Fronleichnamsaltar in der armen Hütte bereit! Die anwesenden Katholiken sangen in der Zulusprache das „O salutaris Hostia!" Mit der Kranken betete ich Akte des Glaubens, Hoffnung, der Liebe, der Reue und des Verlangens nach der ewigen Kommunion! Dann sang wiederum die kleine Schar in der Zulusprache das „Tantum ergo". Der sakramentale Segen über die Anwesenden, besonders aber über die Kranke beschloß diesen eigenartigen Versehgang.

Dann ritt ich heimwärts.

Nach drei Tagen starb die Frau. Die evangelische Gemeinde begleitete die sterblichen Überreste der Frau unter Gebet und Psalmengesang zu Grabe. Ihr Mann, der Katechist, sprach die letzten Gebete. Ein evangelischer Missionar war nicht zugegen.

Vierzehn Tage später hatte ich wieder einen Besuch. Es war der nun verwitwete Katechist David Ngoma. Er kam, um mir den weiteren Verlauf und den Tod der Frau nach meinem Weggang mitzuteilen. Es täte ihm auch so leid, daß ich an dem Tage umsonst hätte den Weg machen müssen. Er fragte mich nach meiner Meinung über das ewige Heil seiner verstorbenen Frau. Ich wies ihn darauf hin, daß über die Entschlafenen der Heiland mit seiner erbarmenden Liebe entscheide, der Heiland, der die tiefsten Tiefen des Herzens durchforsche und nicht nach dem Buchstaben, sondern nach dem Geiste entscheide, der Heiland, der niemanden, der ihn im Leben liebte, von sich weisen würde.

„Aber", sagte ich ihm, „du weilst noch unter den Lebenden, du mit deiner Erkenntnis fällst unter das Gesetz und zwar auch unter den

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Buchstaben des Gesetzes, mit dir habe ich als Glaubensbote ein ernstes Wort zu reden. Denke an deine eigenen Worte, die du am Sterbelager deiner Frau gesprochen hast über Jesus Christus im heiligsten Altarsakrament im Vergleich zu eurem Abendmahl, das nur ein Stücklein Brot ist, das euch an Jesus erinnert.

„Was du von deiner Frau haben wolltest, daß sie es in der Todesstunde tun solle — überlege es wohl, ob es nicht deine Pflicht ist, das jetzt im Leben zu tun!" Er lächelte schalkhaft und meinte: „Vater, ermüde dich darüber nur nicht mit so vielen Worten. Vorgestern habe ich in meiner Gemeinde mein Amt niedergelegt und von den versammelten Gläubigen Abschied genommen. Jetzt will ich mich der heiligen wahren Kirche Jesu ganz hingeben. Nimm mich auf unter die Zahl der Katechumenen, das ist meine Bitte.

„Und deine sechs Kinder?" Das älteste war 14 Jahre alt, das jüngste zweieinhalb. „Die", erwiderte er, „haben jetzt keine Mutter mehr, die bringe ich dir auf die Station und die Schwester Oberin wird ihnen Mutter sein, du aber wirst sie und mich zu Kindern der katholischen Kirche machen."

Ein halbes Jahr später wurde David in die katholische Kirche aufgenommen, mit ihm wurden drei seiner Kinder getauft, die andern mußten ein längeres Katechumenat machen, wie es für Schulkinder vorgesehen ist.

David wurde ein Musterkatholik. Obwohl er eine gute Stunde Kirchweg hatte, sah ich ihn jeden Sonntag an der Kommunionbank. Von seinen früheren Schäflein auf der Irrweide sind ihm seither noch manche gefolgt und sind glücklich geworden durch die Vereinigung mit Jesus Christus an der Kommunionbank.

Sie fühlen den Unterschied zwischen dem Stücklein Brot, das sie an den Heiland erinnerte und der Hostie, die da ist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes, selber Gott, hochgelobt in Ewigkeit.

Welch ein Magnifikat singt und jubelt in solch heiligen Erlebnisstunden der Priestermissionar deshalb, weil er Glaubensbote sein darf!

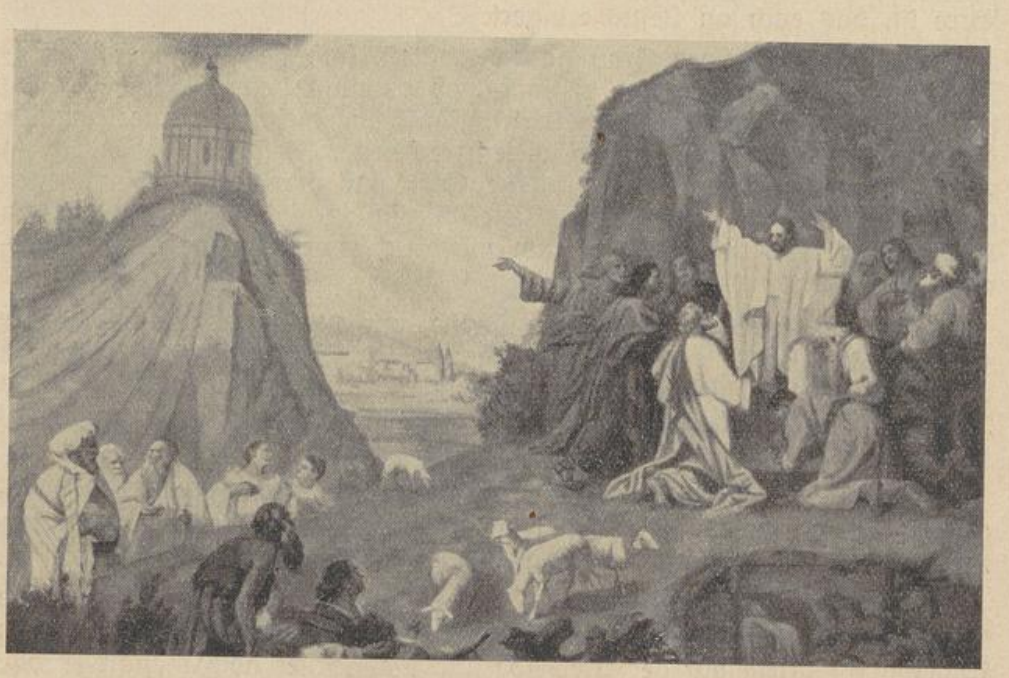
Hochpreise meine Seele den Herrn, und mein Geist frohlockt in Gott, meinem Heile, denn Großes hat er an mir getan! — vf —

Den erhabenen Wert der Missionshilfe beweist ihr herrliches Ziel ebenso wie ihr Nutzen und die daraus entspringenden Früchte. Zielt doch dieses heilige Werk geradewegs auf die Vermehrung der göttlichen Ehre und die Ausbreitung des Reiches Christi auf Erden. Und ist es doch eine unglaublich große Wohltat für diese Menschen, die aus dem Sündenschmutz und der Todesfinsternis heraus zur ewigen Seligkeit geführt, ja oft aus der Unkultur und Wildheit zu wahrer Kultur und echter Menschlichkeit emporgehoben werden. Den Mitgliedern des Werkes selbst bringt es großen Nutzen und Vorteil: es verschafft ihnen geistliche Schätze, gibt ihnen Gelegenheit zu Verdiensten und macht gleichsam Gott zu ihrem Schuldner. Leo XIII.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Weltmissionssonntag!

„Gehet hin in alle Welt und predigt das Evangelium allen Geschöpfen"



Wiederum naht der Welt-Missionssonntag, den Pius XI., der weitsichtige Missionspapst, uns geschenkt hat. Und was ist er?

Der Weltmissionssonntag ist Christi, des Welterlösers, großer Ruhmestag! Er ist der Tag des dankbaren Gedenkens an unsere an der Front dort draußen sich hinopfernden Missionare und Missionsschwestern. Er ist der Tag, an dem katholischer Glaubensstolz und katholische Glaubensfreude unsere Herzen erfassen soll, ob der staunenswerten Leistungen unserer Missionsarmee.

Der Weltmissionssonntag ist aller Christen großer Besinnungstag. Die Hälfte der Menschheit sitzt noch in Finsternis und Todesschatten. Noch $^3/_5$ der Menschen kennen Christus und seine Erlösung nicht. Den 300 Millionen Katholiken stehen 1200 Millionen Nichtchristen gegenüber; welch ein gewaltiges Heer! Und wer trägt die Verantwortung? Jeder einzelne. „Das Feld ist schon goldig reif zur Ernte." Schnitter sind nötig!

Der Weltmissionssonntag ist Christi Kirche großer Opfertag! Er soll sein ein Tag des Gebetes für die Missionen. „Denn wenn der Herr das Haus nicht baut, bauen die Bauleute vergebens." In innigem Gebete soll die Missionsarmee in der Heimat die Bekehrung der vielen armen Heiden erflehen. Er soll sein ein Tag des Opfers. Da können alle mithelfen. Die Gesunden und Kranken, die Kleinen und Großen, die Vielbeschäftigten, alle, alle.

Sei auch du ein Missionar des Gebetes und Opfers und hilf so Seelen retten. Steuere auch dein Scherflein bei, wenn du kannst, damit recht viele Missionare herangebildet werden können. Ja, hilf Missionare senden, das ist deine Pflicht, wenn du nicht selbst den Beruf in dir fühlst, Missionar zu werden.

So wollen wir den Weltmissionssonntag miterleben als einen Tag, an dem die Weltkirche in ihrer ganzen weltumspannenden Größe und weltüberwindenden Kraft vor unsere Seele tritt; als einen Tag, an dem unser Blick gelenkt wird auf den von Erdteil zu Erdteil fortschreitenden Siegeszug der Welteroberung für Christus unseren König.

Christus muß herrschen, Gott will es!

„Mose oa Tunja" oder „der Rauch, der donnert"

P. Michael Frey RMM, Bulawayo

(Schluß)

Wir näherten uns den Fällen von der Westseite her. Ein ohrenbetäubendes Getöse, gleich einem gewaltigen Gewitter, erfüllte die Luft, dichte weiße Wolken steigen unablässig in die Höhe, ab und zu fällt ein Regenschauer, obgleich blauer Himmel und lachender Sonnenschein herrscht, sie sind von den gewaltigen Gischtmassen verursacht. Wir gehen durch einen prachtvollen Palmen- und Lorbeerhain und plötzlich stehen wir vor einem der gewaltigsten Naturschauspiele der Welt, den Viktoria-Fällen. Unmittelbar vor meinen Füßen ist der Teufelskatarakt. Das Wasser stürzt hier 400 Fuß in die Tiefe und löst sich dabei in Gischt auf, ein überwältigendes Schauspiel! Was diesen Katarakt auszeichnet und ihm deshalb den Namen Teufelskatarakt einbrachte ist die besondere Wildheit und Wuchtigkeit des Falles. Das Flußbett wird durch eine Insel eingeengt, so daß die Wassermassen sich durchzwängen müssen; dann fällt das Wasser nicht einfach wie bei anderen Fällen im rechten Winkel zur Sohle, sondern auf halber Höhe stürzt es auf einen Felsenvorsprung und erst dann weiter ab in die gähnende Tiefe. Es ist schaudererregend, wenn man da hinunterschaut in diese Tiefe mit den brodelnden Wassermassen. Hier an der Westseite ist auch ein Denkmal Dr. Livingstone's, der die Fälle zum erstenmal entdeckte. Er war ein englischer Missionar und Forscher, der im vorigen Jahrhundert bis tief in das Innere Afrikas vorgedrungen war. Er entdeckte die Fälle im Jahre 1855. Freilich damals unter anderen Verhältnissen als ich heute. Er war damals der einzige Weiße im Land und brachte ungeheuere Opfer auf dieser Reise, zudem diese Gegend am Flusse sehr fiebergefährlich war und auch zum Teil heute noch ist. Darum verdient er sicherlich ein Ehrenmal in der Nähe dieser einzigartigen Naturschönheit Afrikas. Freilich, es stört etwas die Einheit, da sonst hier noch alles im Naturzustand ist. Um nun vom Westkatarakt zu den sog. Mainfällen zu kommen, mußte ich den Rainforst (Regenwald) passieren. Trotzdem mich mein Gastgeber mit den besten Gummistiefeln und Gummimänteln ausgerüstet hatte, war ich durchnäßt, aber vom Schweiß, denn das Klima ist hier tropisch. Wunderbar ist die Vegetation, die schönste, die ich je in meinem Leben gesehen. Hier befindet sich noch echter Urwald und die wunderbarsten Schattierungen erfreuen Aug und Herz des Besuchers. Durch den ständig niederfallenden Regen und dem immerwährenden Sonnenschein stehen die Farben in einem beständigen Wechsel. Darum wird er auch Regenbogenwald genannt. Einzelne Wege durchqueren ihn, um die Aussicht auf die Fälle zu ermöglichen. Ich nahm mir die Mühe, jede Aussicht zu genießen, denn man sieht die Fälle immer wieder in einem anderen Reiz. Von dort gelangte ich zum „danger point" (gefährlicher Punkt), der aber einen einzigartigen Anblick ermöglicht, allerdings muß man schwindelfrei sein, denn es geht 400 Fuß senkrecht hinab. Mittlerweile neigte sich die Sonne im Westen und ermüdet traten wir den Heimweg an. Nachdem die nassen Kleider gewechselt und ein kühles Bad mich wieder erfrischt hatte, wurde ich schon wieder abgeholt von guten Katholiken, und eine reichliche Mahlzeit erwartete mich. Am Sonntagmorgen las ich die hl. Messe in einem Privathause, wo alle Katholiken sich einfanden, da die sogenannte Churchhall am selben Morgen von den Anglikanern und Wesleyanern be-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

anspruchte wurde. Hier zu Lande ist meistens an solchen Plätzen eine Kirche. Da sie aber zum Gebrauch für alle Konfessionen bestimmt ist, so machen wir oft unser Recht nicht geltend und ziehen es vor, in einem Privathause den Gottesdienst zu halten. Nach dem Frühstück begann ich meine Wanderung wieder. Ich schloß mich einer Gruppe an, die am Morgen ein Zug von Bulawayo gebracht hatte; Ausflügler aus aller Herren Länder. Es waren Franzosen, Engländer, Amerikaner, Schweden, Dänen und Australier. Es war für mich sehr unterhaltend. Heute besahen wir die Fälle von der Ostseite. Darum gingen wir den neuerbauten Livingstone-Weg entlang, der uns nach wenigen Minuten schon an den Zambesifluß brachte.

Wir erreichten die berühmte Zambesibrücke, welche die größte der Welt sein soll, wie eine Inschrift lautet. Sie wurde im Jahre 1905 eröffnet durch Professor Darwin von der Cambridge Universität und erbaut von der Cleveland Brigge Company Darlington, England. Sie ist ein Triumph der Technik und zeichnet sich dadurch aus, daß sie wunderbar in die ganze Umgebung hineinpaßt. Es ist eine Bogenbrücke mit einem Gewicht von 1664 Tonnen, die Bogenspannung beträgt 660 Fuß. Die Höhe des Bogens ist 105 Fuß, die Tiefe vom Scheitel der Brücke bis zum Wasserspiegel 406 Fuß, eine erstaunliche Leistung. Von der Brücke bietet sich dem Beschauer wieder ein wundervoller Ausblick auf die Fälle. Wir gingen auf die Ostseite der Fälle, die aber bereits in Nordrhodesia liegen. Grenzschwierigkeiten gibt es hier noch keine und so erreichten wir ohne jeden Aufenthalt die Ostseite der Fälle, die wiederum einen großartigen Anblick bieten. Besonders eigenartig sind die hervorspringenden Felsen und der Blick auf die verschiedenen Inseln im Zambesifluß. Wenn der Wind günstig ist, hat man einen Überblick über die ganzen Fälle, die sich über 1 Meile hinstrecken. Wundervoll ist das Farbenspiel am Wasser, das sich je nach dem Stand der Sonne ändert, am schönsten ist es am Morgen. Bald darauf stiegen wir in das „Palmgove" hinab, ein wunderschönes Fleckchen Erde. Üppige Vegetation, verschiedene Arten von Palmen und andere tropische Pflanzen, eine kaum zu beschreibende Pracht. Man ist einfach überwältigt und meint noch ein Stückchen Paradies zu erleben. Nach einer halbstündigen Wanderung erreichten wir den sogenannten „boiling pot" (kochenden Kessel). Dies ist der Auslauf der Fälle, aber das Merkwürdige ist, daß die ganzen Wasser der mächtigen Fälle nur an einer einzigen Stelle herauskommen, diese Stelle ist ungefähr 200 m breit, die Wasser brechen sich an einem Felsen, drehen sich im Kreise und wälzen sich im rasenden Strom durch die engen Felsenschluchten. Wie tief dieser Strudel ist, konnte bis jetzt noch nicht festgestellt werden, da es noch niemand gelungen ist sie bis zum Grunde zu messen. Vom gewaltigen Wasserreichtum kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man bedenkt, daß ungefähr jede Minute 80 600 000 Gallonen Wasser herabstürzen, also ungefähr in der Stunde 24 000 000 Tonnen Wasser. Ich sprach mit verschiedenen Amerikanern, die schon die Niagara-Fälle sahen, die meinten aber, daß letztere klein seien im Vergleich mit den Viktoria-Fällen. Nachdem meine Augen in vollen Zügen die Schönheit und Erhabenheit getrunken hatten, trat ich den Rückweg an. Sehr bezeichnend ist der Name, den die Eingeborenen diesem Naturschauspiel gaben: „Mose oa Tunja", d. h. der Rauch, der donnert. Am Nachmittag bot sich mir noch Gelegenheit, einen Ausflug auf dem Zambesi zu machen, dank der Freundlichkeit des Hoteldirektors. Wir fuhren auf einem Motorboot 8 Meilen strom-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

aufwärts. An den beiden Flußufern entlang zeigte sich üppige Vegetation und standen ausgedehnte Wälder von Palmen und anderen afrikanischen Bäumen, von denen letztere oft einen Umfang bis zu 50 und 60 Fuß haben. Es ist nicht ganz ungefährlich in den Fluß zu gehen wegen der dort hausenden Krokodilen und Flußpferden. Doch hatte ich keine Gelegenheit, eines dieser Tiere zu sehen.

Erschöpft von der Hitze des Tages und all den vielen gewaltigen Eindrücken kehrte ich nochmals zu den Fällen zurück, um einen letzten Gesamteindruck zu gewinnen. Man kann nur staunen und sich wundern und — beten mit dem Psalmisten: „Wunderbar bist du, o Herr, in allen deinen Werken." Ja, hier steht man vor einem Naturwunder, das wieder ein Beweis ist für die Majestät und Größe des Schöpfers. Darum sei Er gepriesen in all seinen Werken.

Abends 9 Uhr entführte mich das Dampfrößchen, das mich am andern Morgen wieder glücklich nach Bulawayo brachte, wo ich noch einige Tage unter lb. Mitbrüdern und guten Freunden verbrachte. Dann packte ich meine sieben Sachen, um das neue Wirkungsfeld in Embakwe anzutreten.

Ins Heilige Land

Von P. Florian Rauch, RMM. (Fortsetzung)

Gerade aus führt ein Fußweg den steilen Abhang des Ölbergs hinauf. Gleich rechts unten liegt der Ölgarten, „Gath Schamma". In diesem stehen acht sehr alte Ölbäume und man nimmt an, daß sie Sprossen derselben Bäume seien, unter denen sich Jesus und seine Apostel aufgehalten haben. Neben dem Garten haben die Franziskaner-Patres



Der Garten Gethsemani
Photo: P. Florian, Köln

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

über dem aufgefundenen Mosaikboden einer mittelalterlichen, eine neue prächtige Kirche erbaut. Vor dem Hochaltar ist der große Fels, auf dem der Heiland gekniet und Blut geschwitzt haben soll. An diesem Hauptaltare las ich am Montag, den 30. September, früh um 6,30 Uhr die heilige Messe. Am Freitag, den 27. September, um 3 Uhr nachmittags, beteiligte ich mich an der Kreuzwegandacht, welche von den P. P. Franziskanern gehalten wurde. Er wird immer in lateinischer Sprache gebetet, aber das schnelle und flüchtige Beten ist weniger erbaulich. Man kommt kaum mit und für einen Deutschen ist es besser, er betet den Kreuzweg allein. Die ganze Andacht dauerte etwa eine Stunde.

Die Via Dolorosa beginnt auf dem Prätorium, wo früher die Burg Antonia war und wo jetzt die Geißelungskirche steht; sie führt durch enge,



Felsen in der Gethsemanikirche, auf dem der Heiland Blut geschwitzt hat
Photo: P. Florian, Köln

holperige Gassen hinauf zum Kalvarienberg. Die ganze Länge von der ersten bis zur zwölften Station beträgt etwa 600 Meter. Die traditionelle Via Dolorosa wurde erst im 16. Jahrhundert von den Franziskanern entworfen und es ist schwierig, den wirklichen Verlauf des Weges festzustellen, da ja Jerusalem wiederholt zerstört wurde.

Am Samstag, den 28. Sept., hatte ich das Große Glück, die hl. Messe zu lesen auf dem Sion in der Dormitio, die Sterbestätte Mariens, ein Heiligtum, das Wilhelm II. vom Sultan Abdul Hamid käuflich erwarb und es 1899 den Katholiken Deutschlands zum Geschenke machte. Die bayerischen Benediktiner von Beuron sind die Wächter dieses Heiligtums.

Nicht weit von der Dormitio ist auch das Cönaculum, aber leider ist es im Besitze der Mohammedaner.

Noch eine große Gnade wurde mir zuteil. Am Dienstag, den 1. Oktober, zelebrierte ich im Kloster der Sionsschwestern „Ecce homo". Hier, zwischen dem Kloster und dem gegenüberliegenden Hause wölbt sich ein Bogen, nach der christlichen Tradition „Ecce homo" genannt. Bei diesem Bogen soll Pilatus den dornengekrönten Heiland bewundert und ausgerufen haben: „Seht, welch ein Mensch!"

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

An das Kloster der Sionsschwestern schließt sich das Gefängnis Jesu an. Wenn man durch das Jaffator tritt, gelangt man gleich in die Altstadt. Neben dem Tor wurde 1898, als Kaiser Wilhelm II. zu Besuch nach Jerusalem kam, die westliche Mauer durchbrochen, damit der kaiserliche Wagen durchfahren konnte. Rechts von der Straße steht der Davidsturm. Von hier aus führt die Straße nach Osten, bis zum westlichen Tore des Tempelplatzes. Derselbe nimmt den fünften Teil der Fläche der Altstadt ein und erstreckt sich fast über den ganzen Berg Moria. Seine längste Stelle im Westen beträgt 490 Meter, im Osten 474 Meter, im Norden 321 Meter und im Süden 283 Meter.

In der Mitte der ebenen Fläche ist eine 4 Meter hohe Plattform, zu der von allen Seiten vier Treppen führen. In der Mitte dieser Plattform steht die herrliche Moschee; Kubbet es-Sachra (Felsendom) nennen sie die Araber, die europäischen Reisenden sagen gewöhnlich Omar-Moschee. Das ganze Gebäude bildet ein Oktogon von 20,4 Meter Seitenlänge und gehört zu den schönsten Moscheen der Welt. Sie hat vier Tore, je eines nach jeder Himmelsrichtung.

Das Innere hat einen Durchmesser von 53 Meter und einen Umfang von 160 Meter und ist durch zwei Säulenreihen in drei Teile geteilt. Die Wände sind oben mit herrlichen Mosaiken geschmückt. Dem Südtor gegenüber befindet sich eine Kanzel, die von acht Säulen mit vergoldeten Kapitälen getragen wird. Die Glasmalerei mancher Fenster ist von großer Farbenpracht und reizvoller Ornamentik. Der Fußboden ist mit Marmorplatten und Marmormosaik belegt und mit wertvollen Teppichen bedeckt.

In der Mitte der Moschee erhebt sich 1—2 Meter über dem Boden der bekannte Heilige Fels. Nach jüdischen Aufzeichnungen stand auf diesem Felsen der äußere Altar des ersten Tempels sowie der Altar des Hohenpriesters Josua. Später errichtete auch Judas der Makkabäer einen Altar nach dem Plane des ersten und später stand auch der Herodianische auf dieser geheiligten Stätte.

Das Blut der Opfertiere floß durch einen Kanal im Felsen und nahm seine Fortsetzung unter dem Boden, bis es im Kidrontal seinen Ausfluß fand.

Verschiedene Sagen umweben den Heiligen Fels. Der Talmud sagt: Palästina ist der Mittelpunkt der Erde, Jerusalem der Mittelpunkt Palästinas, der Tempel der Mittelpunkt des Tempelhofes und die Bundeslade stand wiederum im Mittelpunkt des Tempels und vor ihr der Fels, auf dem die Welt begründet wurde.

Melchisedech soll hier Brot und Wein geopfert haben; David habe hier den Engel Gottes mit dem Schwert in seiner Hand gesehen; Die Hohenpriester legten auf ihn ihre Schlachtopfer; Simeon soll auf diesem Felsen gestanden sein, als er das Jesuskind in seinen Armen hielt und der zwölfjährige Jesusknabe sei darauf gesessen, als er den Schriftgelehrten predigte und später, als er das Volk belehrte. Auf ihm soll auch die Bundeslade gestanden sein, die dann an Ort und Stelle zusammen mit dem Manna, dem Stabe Aarons und dem Salböl aufbewahrt wurde.

Den Mohammedanern gilt der Fels besonders heilig, weil Mohammed auf diesen Stein gestiegen, als er von Mekka kam und die Reise ins Paradies machte, um mit Gott zu verhandeln.

(Fortsetzung folgt).

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Auserwählt"

Ein religiöser Bauernroman. Von Berthold H. Withalm

(Fortsetzung)

Birnbacher trat zwischen die beiden. Er fühlte, wie Franz Sponhauers Anrede weh tat. Drum warf er geschwind in das Peinliche dieses Augenblicks hinein:

„Na, Sponhauer, haben S' jetzt Ihren Hirsch?"

Das hackte bei dem Alten richtig ein:

„Aber woher denn", rief er ärgerlich, „wann er nimmer umawechselt, der malefix Häuter der! Kimmt er nimmer, der . . . .", und er unterdrückte in Gegenwart des jungen Priesters einen schlimmeren Fluch. Dann wandte er sich an diesen:

„Ja, für Enk waar der was, Hochwürden. A so a Kapitalbock, und wi der aufhat! Und dös wißts doo allsam, daß der auf inser Gmoandjagd ghört."

„Wegn was hast'n nacha eahm koa Taferl umghängt?" spottete der Bürgermeister.

„Weil i zerst dir oans umhänga müaßt, daß du der Gmoand net verlorengehst, Burgermoaster", antwortete der Jäger schlagfertig. Die Lacher hatte er nun auf seiner Seite. Der Dickengschwendner aber freute sich am meisten über den harmlosen Spott.

„Dös waar halt für Eahner a Schuß, Hochwürden", wiederholte Sponhauer zu Franz.

„Sponhauer, ich werd auf kei Jagd mehr gehen", antwortete er.

Der Kreis um ihn verstummte, als hätte jemand eine Trauerbotschaft mitgeteilt. Die Bauern sahen zögernd auf ihren Kooperator.

Dem Sponhauer aber blieb der Mund offen:

„Ah geh, Hochwürden! Dös können Sie doo net lassen."

„Kann schon."

Der Jäger sah seinen jungen Freund prüfend von unten nach oben an. Dann wußte er: Der kann es lassen. Und weil er dem Kohler-Sohn nicht weh tun wollte, sagte er brummend:

„Der Bock kommt seiner Lebtag nimmer auf inser Jagd."

— — — — —

Nun war es gerade recht, daß die molligen Kellnerinnen die Suppenschüsseln auftrugen. Sie brachten sie mit schlinkernden Bewegungen, und hinter jeder zog eine kleine Dampfwolke. Zog in die Nasen, und damit beeilte man sich, an seinen Platz zu kommen.

Nach dem frommen Tischgebet hob das Schmausen u. Schlürfen an und die Blicke waren tief in die Teller gerichtet.

Als nach dem ersten Fleischgericht die Mägen einigermaßen ihre Ruhe hatten, begannen die Empfangs- und Wunschreden an den Primizianten, zwitscherten die kleinsten ABC-Schützen das Freudengedicht, an dem ihr Lehrer schuld war.

Die Kohler-Mutter saß zwischen ihrem Sohn und Birnbacher. Still, in sich gekehrt und voll des Lichtes und der Freude.

Um drei hob der Dekan die Tafel auf. Die Ältesten der Gemeinde geleiteten den jungen Priester in sein neues Heim, in den Pfarrhof.

Und der Alltag der Pflicht begann.

Der Dekan leitete ihn, als er mit Birnbacher und Franz allein war, mit Worten des Zuspruches und der Ermahnung ein:

„Mein lieber junger Freund! Nun ist das hohe Ziel erreicht, das Ihre gesegnete Mutter so heiß ersehnte. Sie haben es erlangt, und ich freue mich mit Ihnen. Sie sind nun Priester. Das Höchste, das Beste, was einem armen Menschenkind beschieden werden kann. Die höchste Gnade haben Sie erreicht. Seien Sie immer dessen eingedenk: Die höchste Gnade! Der gegenüber versinkt alles andre: Heimat, Verwandte und Freunde und was Sie alles um sich sehen mögen, woran Ihr junges Herz noch hängt. Haben Sie doch jetzt nur mehr eine Heimat, mein lieber junger Freund: die Heimat in Gott! Haben Sie jetzt doch nur mehr einen Verwandten, eine Mutter, einen Freund, mein lieber junger Freund: unsere heilige Mutter Kirche! Nicht wahr, wir verstehen uns, mein lieber junger Amtsbruder?!"

Der Kohler-Sohn sah in der Pfarrerstube irgendwohin ins Leere. Die Worte des Dekans rieselten an ihm wie glühendes Feuer herunter.

Er verstand ihn. Aber er hätte sich aufbäumen mögen gegen jedes einzelne Wort.

Doch die Pflicht gebot ihm zu schweigen, die Pflicht gebot ihm, zu sagen: „Ja, Herr Dekan."

Aber in seinem Herzen meinte er dazu nicht ja und nicht nein!

Und er meinte auch nicht „Amen" zu den väterlichen Ermahnungen seines Obern.

3. Der erste Gang

Am nächsten Morgen saß Franz mit seinem Pfarrherrn nach der Morgenmesse beim Frühstücktisch.

Die Fenster standen offen. Der Frühling lachte herein, strich über die alten Möbel, über Birnbachers mollige Gestalt und über den sehnigen Jungen hinweg.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Während sie an den Butterbroten knabberten und den guten Kaffee der Babett schlürften, klärte der alte Herr Franz über die Pflichten auf, die nun seiner warteten: Gottesdienstordnung, Matrikelführung und was es eben alles in einem Pfarrhof gibt.

Nach dem Frühstück trat Birnbacher in die Zimmerecke, wo er aus einem Bündel langer Pfeifen die des Tages wählte.

Dies Aussuchen war eine stumme Andacht für sich. Er blieb, als erlausche er etwas Schönes, vor seinen geliebten Röhren und buntbemalten oder holzgeschnitzten Köpfen stehen, tippte bald den einen, bald den anderen an, bis er mit einem lächelnden Zunicken die richtige Pfeife — eben die dieses Tages — erfaßte.

Mit der schritt er dann — gleichwie mit einer Siegesfahne — ans Fenster, schnupperte in die Maienluft, blinzelte den Schwalben nach, nickte den hellen Giebeln seines Pfarrdorfes zu. Und gleichzeitig füllte er seine Pfeife.

Das Anzünden des süßen Tabakes und die erste Kostprobe gehörte noch ganz ihm allein.

Dann aber wandte er sich zu seinem Kooperator zurück, setzte sich dem bescheiden Harrenden gegenüber, sah ihn lang und voll an und begann endlich wieder:

„Wenn ich's so recht betracht, ist's ein großes Wunder, daß der Kohlersohn jetzt mit mir Arbeit und Pflichten teilen wird. Und eh wir damit anfangen, hab ich noch einiges am Herzen für uns zwei."

Er machte ein paar kräftige Züge und blickte den Rauchringeln nach.

„Bis hieher haben Sie es geschafft", setzte er mit einer guten, lieben Stimme fort, „und ich weiß, daß es da drin bei Ihnen manchmal anders wollte. Und manch ein Ruckerl hat's gebraucht, daß Sie Ihren Weg weitergelaufen sind. Und doch kommt 's eigentliche Bergerl jetzt erst. Auf den Berg müssen Sie nauf. Da braucht's viel Opfer und Zähnezsammbeißen. Gel, Sie verstehen? Jung ist man und 's Bauernblut laßt net aus. Laßt net aus, bis die Haarbüschel weiß sind. Aber man kommt durch sein Blut, Kooperator. Man kommt schon durch."

Er schwieg eine Weile: einmal, um die verglimmende Glut seiner Pfeife anzufachen, und zum zweiten verloren sich dabei seine Gedanken in die ersten Jahre seines Priestertums. Er nickte leicht in der Erinnerung, lächelte auch ein wenig, weil er froh sein durfte.

Er hatte den Kampf wider das Blut bestanden.

Er hatte es schwer und wollte es diesem Jungen vor sich leichter machen.

Darum sprach er weiter:

„Ich hab's net leicht ghabt, mein Lieber. Ich bin zu einem alten Griesepeter gekommen. Der hat mir grad gsagt, das muß gschehen und das. Aber wie es da drin ausschaut, nach dem hat er net gfragt. Und dann hat's arge Stunden gegeben. Na, sie sind auch vorbeigrutscht und man hat's gschafft. Aber später hab ich mir gedacht: Wenn du einmal einen Jungen ins Haus kriegst, dem machst es leichter. Und drum, lieber Kooperator: Wenn Sie da drin etwas drückt, dann kommen S' zu mir, und heraus mit der Sprach. Es muß net immer gleich eine Beicht sein. Das kann ganz gemütlich gehen. Aber nur raus damit. Das befreit. Und bei mir ist's begraben, als wenn Sie es dem Berg beichten würden. Aber der Berg ist stumm — er hat schon seine Sprache, aber die muß einer hören können — und er hat nicht miterlebt, was Ihnen das Herz abschnüren wird. Ich kenn's und Bauernkinder sind wir auch beide und nachher werden wir zwei auch gut miteinander hausen."

Franz verstand seinen väterlichen Freund. Seine Güte ergriff ihn. Fast beschämte sie ihn, weil er keine Gegengabe hatte.

So konnte er nur leise sagen:

„Ich dank Ihnen! Und", nun sah der Junge zu Birnbacher auf, und sein Blick sprach bereits das ehrliche Bekennen, „ich will ohne Furcht kommen, wenn einmal . . . ."

Birnbacher ließ ihn nicht aussprechen. er ahnte, der Junge hätte nicht gewußt, wie er den Satz winden sollte. Er lachte ihn an und nahm ihn bei der Hand:

„Das war das rechte Wort! Nicht fürchten! Wir verstehen uns, und ich brauch nichts mehr zu sagen. Grad noch den Wunsch, daß Sie es recht, recht leicht haben mögen. In allen Stürmen! Gel!"

„Wenn Sie mir helfen, kann's nicht schwer sein."

„Na freili net", lachte der Pfarrer zurück, während er wieder Zug um Zug aus der Pfeife nahm. Eifrig und mit genußvollem Behagen. Das Peinliche dieser notwendigen Aussprache war vorüber, und außerdem galt es, Versäumtes aus dem Pfeifentopfe zu holen.

Er stapfte ein paarmal die Stube auf und ab und die duftenden Rauchschwaden wichen hinter ihm weg. In den Sonnenstrahlen fanden sie sich zu einem großen silbernen Streifen, der quer in der Stube hing.

Der Alte blies ein paarmal belustigt in ihn hinein, daß die hellen Wölkchen aufwirbelten. Mitten in diesem Spiel begann er wieder:

„Wenn Sie auch Land und Leute gut kennen, so möchte ich Ihnen doch noch ein paar praktische Winke geben. Zuerst einmal eine Bitte: Meine Füß sind ein bißl

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wacklich worden. Wie's halt geht, wenn der Sechziger da is. Da machen Sie nun die weiteren Gänge zu den Pfarrkindern, Krankenbesuche, letzte Ölung, da und dort Trost zusprechen und was es halt alles gibt. Sie werden sich net schwer tun. Sie haben Mund und Herz am rechten Fleck. Und unsre Bauern sind ja wie die Kinder bescheiden. Sie wollen net mehr, als daß man sie versteht, ihnen ein paar gute Wörtln gibt und den Segen dazu. Dann hat man's ihnen schon recht gemacht. Dickköpfe gibt's auch unter ihnen. Na, das wissen Sie selbst am besten. Aber man kommt schon durch sie, wenn man ihre Sprache redet. Und da werden Sie's leicht haben. Schwieriger ist's mit den Bürgern. Bürgern? Mein liebs Herrgöttle, in meiner Jugend waren das Leute, die noch ein ordentliches Stück Erde unter den Füßen hatten. Handfeste, gutgläubige Leute! Einfach im Gemüt, und gredt haben s', wie ihnen der Schnabel gwachsen ist. Heut ist's damit anders wordn. Entweder tragn s' ein Heiligenschein spazieren und stellen sich in der Kirche am liebsten auf die Stühl nauf, damit sie gwiß a jedes sieht. Oder sie nennen sich Freigeistler und schimpfen uns die Schwarzen und die Pfaffen. Denen kannst überhaupt nichts recht machen. Aber man weiß wenigstens, wie man bei ihnen dran ist. Aber bei den Betbrüdern weiß man nie, ob's recht ist, was man tut oder anschafft. Da geht 's Nörgeln und Kritisieren nie aus, und ein jeder ist hintennach der zehnmal Gescheitere. Bei denen heißt es vorsichtig sein, mein Lieber. Garaus, wenn sie politisch kommen, die Herren Grießenböck, Fleintl und Konsorten."

Franz winkte lebhaft ab:

„Zu mir nicht! Nein, nein! Von Politik will ich nichts wissen."

„Das ist recht", freute sich Birnbacher. „Gleich von vornhinein abschütteln. Politik ist nichts für unsereins. Uns hat unser Herrgott sei Politik schon mitgeben. Und mehr brauchen wir net. Aber vorsichtig sein mit dem Grießenböck und seinen Leuten. Net schroff abweisen, aber auch net Partei nehmen für sie. Sie verstehn mich schon? Die Welt ist einmal so, und ihre Liedln muß man einmal mitsingen, wenn es oft auch gar net zu der Melodie paßt, die da drin singt. Das sind halt Berufsopfer, und net die schwersten. Ich hab mir immer eins glacht, wenn ich dem Grießenböck zu seinen Sprücheln zugenickt hab. Kopfweh hab i net davon kriegt. Aber mei Ruh hab i ghabt", schloß der Alte mit verschmitztem Lächeln.

Die Pfeife erlosch. Birnbacher sah ihr mißtrauisch in den Topf und brummte vor sich hin:

„Ich weiß net, was der Tabak hat. Kaum zünd man sich sein Pfeiferl an, ist's gar auch schon wieder. — — Rauchen Sie net?"

„Wenn ich darf", meinte Franz bescheiden.

„Na, freilich dürfen S'. Wegen was solln denn Sie net dürfen?"

„Dann bin i halt so frei."

Franz holte seine kurze Pfeife aus der Tasche.

Und dann schmauchten die beiden sich an. Ein jeder in sein Denken versunken: Birnbacher sah nach rückwärts und Franz nach vorwärts.

Birnbacher lächelte.

Und Franzens Augen blickten ernst durch das offene Fenster auf den Bärnmooserberg, wo hinter breiten Wäldern der Kohlerhof lag.

So traf Babett die beiden an. Sie war des Pfarrers Base und Haushälterin.

Sie blieb bescheiden in der Türe stehen. Leise seufzte sie auf, weil nun ihrer zwei die Stube verräuchern würden.

Aber sie schwieg ehrfurchtsvoll. Und überdies war ihr alles recht, was ihr hochwürdiger Vetter tat.

Dem diente sie schon über zwei Jahrzehnte, still und fleißig und treu bedacht auf sein leibliches Wohl. Im geheimen auch besorgt, daß seine Seele auf keine scharfen Kanten stieß. Sie machte den Prellbock zwischen ihm und dem ganzen Dorfgetratsche. Das goß sich über sie aus. Doch sie brauchte sich nur zu beuteln und es rieselte an ihr ab.

Durchs Haus schlürfte die Babett wie eine Katzenmutter: unhörbar und meist auch unsichtbar. Die Türen hinter sich schloß sie so leise, daß man nicht wissen konnte, ob sie das Zimmer schon verließ.

Von der Türschwelle aus frug sie leise:

„Verzeihung, störe ich die hochwürdigen Herren?"

„Aber nein, Babett", rief sie der Pfarrer an. „Du störst nach wie vor nicht."

Unter langsamem Näherkommen sprach sie:

„Von Vorderwölln ist der Sepp da. Dem Vater geht's recht schlecht und er laßt Herrn Geistlichen Rat bitten."

„So der Vorderwöllner-Vater. Hab mir's schon dacht, daß's nimmer lang umgeht mit ihm. — — Kooperator, Ihr erster Gang. Der alte Bauer wird sich freuen, wenn Sie kommen."

„Sie können gleich mitfahren, Herr Kooperator. Der Sepp wartet mit dem Fuhrwerk", sagte Babett.

Franz erhob sich. Er wurde traurig, weil sein erster Gang zu einem Sterbenden sein mußte.

Birnbacher sah seine Beklommenheit und ermunterte ihn:

„Reden Sie zu ihm, wie's Ihnen Ihr

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Bauernherz sagt, und segnen Sie ihn mit der Hand des Priesters. Er wird Ihnen dankbar sein."

Die Babett nickte dazu und dachte sich: O du guter Matthias, Herr Geistlicher Rat! Bei dir geht die Liebe nimmer aus. Nun führst du den Jungen ins Leben hinein, das wir beide überstanden haben.

Sie eilte hinaus, dem Sepp mitzuteilen, daß der junge Geistliche komme.

„Is aa recht", sagte der. „Wann der Vater aa 'n Birnbacher mögn hätt, er werd 'n Kohler schoo aa mögn. Der is a Kommoda, dös habn ma schoo gspannt . . . Ah, da kimmt er schoo. Grüaß Gott, Hochwürden", rief er Franz zu. „Gel, san S' halt nacha so guat. Wann S' auffitzen mögn. I fahr Eahner wieder hoamzua aa!"

Franz trat an den Wagen heran und reichte seinem Schulkameraden Sepp Gschwendner die Hand zum Gruß:

„Grüß Gott, Sepp. Hab mir net denkt, daß mei erster Weg zu dein Vater sein wird."

„Ja mei, Hochwürden, wie's halt geht. 's Herz laßt aus, sagt der Dokta. Sinst waar er noo gsund. Aber wann 's Herz auslaßt, werd nix helfen aa nimmer. 's is halt, wie's geht. Wir zwoa werdn aa amoi auf die Roaß gehn müssen."

Er schlug seinem Gaul leicht über die Krupp. Der zog an und das Gäuwägelchen humpelte über die Dorfstraße dahin.

Franz klangen die Worte nach: „'s is halt, wie's geht."

Er war ergriffen von der einfachen Demut, mit der der junge Bauer das Sterben hinnahm. Und er erschrak: für ihn hatte der Tod etwas Schreckhaftes. Er fürchtete ihn für sich und andre Menschen. Beim Tode seines Vaters hätte er dieses Wort nicht finden können.

Aus seinem Grübeln dämmerte ein quälendes Ahnen herauf: Bin ich nicht mehr der Ihre? Bin ich aus diesem geheimen Kreis des Bauerntums gedrückt?



Eingeborene Schwestern auf Krankenbesuch (Mariannhiller Mission)
Photo: Mariannhiller Mission

Er überwand seine Stimmung und frug den Sepp:

„Ist der Vater schon länger krank?"

„Grad etla Wochen is her, daß eahm gschmissen hat. Hat Eahner der Geischtli Rat nix gsagt?" frug Sepp.

„Nein. Ich erfahre erst jetzt davon."

„No ja", murmelte der Bauer. Es klang unwirsch.

„Ja, weißt", entschuldigte sich Franz, „wir haben erst begonnen, alles zu besprechen."

„Freili. I han grad gmoant, Sie wissen's eppa schoo. Aber Eahner kimmt ja mehra unter."

Nach einer Zeit des Schweigens frug er plötzlich:

„Werd nix Leichts sein, a Kooprater?"

„Nicht leicht. Aber schön, Sepp. Besonders in der Heimat."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Hätt gmoant, daß ehnda härter is dahoam. Zwegen der Bekanntschaft."

„Das is ja grad das Schöne: Ich bin aufgwachsen bei euch, kenn einen jeden, kenn jeden Winkel und Steg."

„Na ja, dös söll schoo."

Franz horchte auf. Eine leichte Unruhe beschlich sein Herz.

„Aber?"

„Ma sagt grad a so", brummelte Sepp, halb unverständlich vor sich hin. „Wie s' halt reden, wann s' im Wirtshaus beinandsitzen."

„Das versteh ich nicht", forschte Franz weiter.

„I woaß aa net mehra", schloß der andere in einem Tonfall, der deutlich sagte: Und mehr sage ich nicht.

Franz frug nicht weiter. Er sah an sich herunter, auf seine gefalteten Hände, auf sein schwarzes Kleid. Er blickte wieder auf und sah seine Heimat.

Da flog ihn der erste Zweifel an:

Wie kann ich beiden dienen?

Erst als sie am Vorderwöllner-Hof ankamen, sagte wieder Sepp, als führte er einen Fremden:

„Jetzt san ma da."

„Ich weiß doch, Sepp. Bin doch oft genug bei euch gewesen."

Das überhörte der Bauer.

„Der Vater is im Zuhäusl", erklärte er noch kurz, als sie vom Wagen stiegen. „Da kimmt d' Mutter aa schoo."

Die humpelte herzu und machte große Augen, als sie statt des Geistlichen Rates den Jungen antraf. Sie dachte sich:

O mei, der junge Herr. Jetzt kimmt der zum Versehgn.

Aber gleich wieder verscheuchte sie den zweifelnden Gedanken und versicherte sich:

Is aa a gweihter Priester. Oaner wie der andre.

Franz eilte ihr jugendlich entgegen. Vielleicht etwas schneller, als es die Würde erforderte. Er reichte ihr die Hand und legte die andere darauf:

„Vorderwöllin, hätt net gmeint, daß ich gleich zu euch rauf muß. Steht's schlimm mit dem Bauern?"

„Schoo, Hochwürden. I moan, er wird bald verlöschen", antwortete sie ruhig.

Er drückte leicht ihre Hand. Er fühlte die harten Schrunden und Falten jahrzehntelanger Arbeit. Mehr als ein halbes Jahrhundert haben diese Hände gewerkt. Daran wurden sie heilig.

Das zwang den Kooperator, den Hut vom Kopf zu nehmen und mit Händedruck und Blick der Alten seinen ganzen Trost hinzugeben.

Die fühlte die Liebe und Wärme, die aus dem jungen Priester strömte. Sie sah dankbar zu ihm auf und mußte sagen:

„Sie san soviel guat, Hochwürden."

Dies Wort gab dem Jungen Kraft. Ein helles Licht entzündete es in seiner Seele.

Die Vorderwöllin zog langsam ihre Hand aus der seinen. Sie sah einen Augenblick darauf, als ruhe eine Weihe auf ihr. Dann flüsterte sie:

„Wann S' halt so gut san, Hochwürden. Der Vater wart recht hart auf Eahner."

Sie schritten dem Hause zu. Im Eingange raunte sie noch:

„Versehgn is er schoo zwoamal wordn vom Herrn Geischtlinga Rat. Grad noo an Trost braucht er, wann's dahingeht. Er is immer a braver Mann gwen, hat gwerkt und gspart sei Leben lang."

„Gwerkt, ghaust und gspart! Vorderwöllin, für den steht die Himmeltür offen", tröstete der Priester.

„Und a guter christlicher Mann war er aa."

„Dann wird 's Sterben leicht werden."

Sie traten in die Sterbestube ein. Es war alles für die letzte Reise vorbereitet: Auf einem weißgedeckten Tischchen stand das holzgeschnitzte Kreuz. Zwei kleine Lichter flackerten neben ihm. Und der hl. Valentin, der Schutzpatron von Bärnmoos, sah auf den sterbenden Bauern herab. Die Fenster waren dicht verhangen.

Eine dumpfe Luft erfüllte den kleinen Raum. Lebend darin schienen nur die Fliegen, die hin und her summten.

Vor dem Bette knieten die Töchter des Bauern. In einem Winkel standen ein Klageweib und die Totenfrau. Sie warteten bereits, bis ihr Amt sie rief.

Leises Betgemurmel empfing den Priester.

Der tastete sich langsam in die Weihe des Raumes, hauchte seinen Gruß so leise, als wollte er einen gütigen Tod nicht verscheuchen.

Die Frauen sahen mit verweinten Augen zu ihm auf. Dann schlichen sie mit gesenkten Köpfen und gefalteten Händen lautlos hinaus.

Nur die Vorderwöllin blieb.

Franz, der Junge, trat an das Sterbelager heran.

Der alte Bauer lag darin in stummer Hingabe. Er war in weißes Linnen gehüllt. Seinen Blick hielt er unentwegt nach oben gerichtet.

Aus seinen müden Augen und aus dem arbeitsdurchfurchten, wachsgelben Antlitz sprach das letzte, hoheitsvolle Bewußtsein des Bauern und das kindesreine Hoffen nach der Ewigkeit.

Franz weitete seine Augen. Er erkannte dies wundervolle Bild eines sterbenden Bauern, der keine Schuld hinterließ.

Und damit wußte seine bäuerliche Seele, daß jedes Wort, das er nun sagen sollte,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ein gewaltsamer Bruch in die tiefe Weihe dieser Stunde wäre.

So schlug er stumm den Segen über den Bauern und kniete an seiner Liegestatt nieder. Und er erhob seine Priesterseele zu einem inbrünstigen Gebet an den Allmächtigen für diesen braven Mann.

Mitten in diesem Beten wandte der Bauer langsam seinen Kopf dem Jungen zu.

Die verglimmenden Lichter zweier undurchdringlicher Augen suchten im Antlitz des Priesters und von den blassen Lippen klang ein ferner Hauch an Franzens Ohr:

„Jetzt werd's gring."

Da legte der Priester die eine Hand auf das vertönende Herz des Bauern und die andre auf seine Stirne. Er flüsterte ihm zu:

„Ganz leicht werd's dir jetzt, Vorderwöllner! Engerl kommen und führen di hoam, grad singa tean s', weil der Bauer von Vorderwölln kommt."

„Moanst?" hauchte es zurück. „Grad gring is im Herzen."

„Schwaar gnua war's in dein Leben. Jetzt werst as schöner kriegn. Der heilige Valentin hat bet für di und wart schoo, daß er di einiführn kann in Himmi. Da werdn si alle freun und inser liaber Herr Jesu werd sagn: ‚Da schaugts her, da kimmt a braver Mann.'"

Im Brechen des Auges traf den Kohler-Sohn, den Priester, das herrliche Licht des inwendigen Friedens.

Die alte, stolze Brust hob der Bauer noch einmal auf. Er verhauchte seinen letzten Atem. Und in dem Raum verklang sein letztes Wort:

„Gring . . ."

Der alte Kopf fiel zur Seite. Die Lippen blieben in einem seligen Lächeln offen.

Der Priester strich dem toten Bauern über die Stirne und drückte ihm dabei die Augen zu. Dann betete er für den Entschlafenen.

Die Kinder und Ehhalten von Vorderwölln kamen leise herein.

Eine seltsame Weihe umfing sie und zwang sie gleich in die Knie.

Die Lichter flackerten leise und der hl. Valentin sah gütig auf seine Kinder.

Und Frieden fühlten alle Herzen, die mit diesem Priester, mit ihrem Kooperator, beteten.

Langsam erhob er sich und trat an die Bäuerin heran:

„Vorderwöllin, er ist im Herrn entschlafen."

„Gring, hat er gsagt", schluchzte die Alte leise auf. „Gring. Und unter Eahnere gweihten Händ is er gstorbn."

Sie sah den Jungen groß an und wiederholte andächtig:

„Eahnere Händ, Hochwürden, die habn an Segen!"

4. Die Erde

Franz trieb es heim.

Jetzt alleine sein, jetzt einsam sein! schrie es in ihm auf.

In seinem Kooperator-Zimmer warf er sich in einen Stuhl. In Mantel und Hut. Und begann in sich zu suchen:

Was war diese plötzliche Kraft? Woher kam sie? Ich wollte nichts. Was zwang mich, die Hände aufzulegen?

Angst beschlich ihn. Sein Blut schlug heiß in den Adern. Seine Hände und Füße zitterten.

Gedanken der Furcht vor sich selbst verjagten ein frohes Auffjubeln der Seele.

Bis er sich besann und in Demut sein Haupt senkte:

„Herr, du mußt es wissen. Und ich will dir dienen."

— — — — —

Langsam schlich das Gerücht von dem seligen Tod des Vorderwöllners vom Berg in das Dorf hinab.

Die Frauen raunten es sich in die Ohren und brachten es heim zu den Männern.

Ganz leise und scheu sprach man von dem stillen Wunder. Schüchtern ging die Sage von ihm. Aber sie traf die Herzen der Bauern.

Und es bedurfte keines lauten Wortes. Einer wußte es vom andern, was er dachte:

„a, der Kooprater, der Kohler-Sohn, dös habn ma schoo kennt. Der is eppas Bsonders."

— — — — —

Und Franz wäre so gerne in ihrer Mitte geblieben. Irdisch, als Mensch unter Menschen.

Aber er sah ihre Scheu, ihr zauderndes Zurückweichen, wenn er in ihre Nähe kam.

Er fühlte mit ihnen, in ihm pulsierte ihr Blut. Aber dies wollten die Bauern nicht mehr gelten lassen. Sein Blut ward geweiht, das ihre blieb erdig.

Drum wurden sie klein vor ihm. Denn sie wollten vor ihm aufblicken.

Doch Franz versuchte immer wieder, in ihre Mitte zu dringen, ihren Herzschlag zu hören, den Hauch ihrer Seele mitzuatmen.

Er wollte als Mensch nicht mehr gelten als sie. Und mußte erkennen, daß sie ein Mehr von ihm forderten.

Er kam oft in ihren Kreis, öfter, als es der Brauch war.

Auf der Straße gesellte er sich zu ihnen: Sie zogen die Hüte und verstummten in scheuer Ehrfurcht.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

In die Wirtsstube kam er, setzte sich an ihren Tisch, um sein Glas Bier mit ihnen zu trinken, seine Pfeife mit ihnen zu rauchen.

Sie rückten demütig an beiden Seiten von ihm ab, daß er wie eine Insel unter ihnen saß. Ihre Augen senkten sich und ihre Hände spielten verlegen mit Brotkrümchen oder Zündhölzchen, die auf den Tischen lagen. Die Hüte nahmen sie vom Kopf und legten sie bedächtig vor sich hin. Das Gespräch stockte.

Sie warteten bescheiden, bis er begann. Und dann hatte ihre Sprache einen anderen Tonfall, eine andre Satzbildung. Ja selbst ihren wundervollen Dialekt, diese Ursprache der Berge, verschnörkelten sie. Ihre Worte wurden mißtönig.

Erst nach Stunden des Beisammenseins wurden sie freier. Sie sprachen gar manches mit ihm. Aber sie sprachen nicht als „Bauern" mit ihm. Sie sprachen zu einem Höheren.

Und des Kohler-Sohns bäuerliches Blut bäumte sich dagegen auf. Aber er durfte und konnte es nicht sagen. So trug er sein erstes Leid still in sich: Er fühlte sich inmitten seiner Heimat und ihrer Menschen vereinsamt.

Monatelang speicherte sich der Gram in ihm auf, bis er ihm das Herz sprengte. Er gedachte Birnbachers Rat und klagte ihm an einem stillen Sommerabend:

„Vom Bärnmooserberg bin ich gekommen. Aber dreihundert Jahr sitzen die Eisenbichler auf dem Kohlerhof. Und nun bin ich ihr Priester und ein Fremder geworden."

Birnbacher lehnte mollig in seinem Lauscher. Sein Abendtrunk stand neben ihm auf dem Tische und seine Pfeife qualmte. Er hatte Frieden mit sich. Franzens Klage riß in seine Behaglichkeit nicht ein. Er wandte langsam seinen Kopf dem Kooperator zu. Und sprach in gemütlichem Tone:

„Kenn das, mein lieber Kooperator. Hab's auch mitgemacht. Zugenäht sind die Bauern mit dreifacher Naht. Und kannst net durch. Manchmal meinst, jetzt hast einen richtig erkannt und jetzt muß er's so und so machen. Nein, grad umgekehrt macht er's, der Bauernschädel. Und, das ist das Beste dran, recht hat er ghabt. Ja, die Bauern!"

Er winkte mit seinen Händen ab, und das bedeutete: Da kenne sich aus, wer mag.

Unter eifrigem Schmauchen erzählt er dann:

„Ach, ich könnt von manch einem Stückl erzählen, wie ich mich geplagt hab, denen ihr Gemüt aufzuschließen: Nix war's, gar nix! Ich bin heut so dumm wie früher. Und schau ich in ein paar Bauernaugen nein, immer noch ist's eine fremde Welt. Und sind mein Vater und Großvater und alle zuvor auch Bauern gwesen. Wie bei Ihnen. Ich weiß auch net, wo das herkommt: Wie man ein paar Jahr von Haus und Hof weg ist oder gar studiert, ist's aus mit dem eigentlichen Bauerntum. Und es steckt doch in einem. Faßt danach, so greifst daneben. Weiß schon, 's ist oft zum verzweifeln. Aber s' Kopfhängenlassen ist noch schlechter. Auch Sie werden den Bauer und den Priester net unter einen Hut stecken können. Sie schon gar net, mein lieber Kooperator. Sie aus bsonderen Gründen net. So weit bin ich schon mit Ihnen, daß ich mich bei Ihnen auskenn. Gell, mein lieber Kooperator."

Er blickte ernst zu dem Jungen auf und sagte leise:

„Berufen sein, heißt opfern können. Und ein Segen vom Himmel fordert eine ganze Hingabe."

Franz senkte leicht den Kopf. Er schloß die Augen. Er schämte sich, daß er um Beistand gebettelt hat.

„Ich weiß", haucht er.

„Wissen S'", erfrischte ihn Birnbacher, „Bauer und Erde, die zwei sind das Nämliche. Und die Erde zieht und lockt einen jeden von uns einmal an. Sie singt uns ein bsonderes Lied vor, tagein, nachtaus. Der Bauer darf und muß ihre Gebote erfüllen. Er hat seine Bäurin, sein Haus und seinen Hof. Und lebt von der Fruchtbarkeit. Und um das Ganze webt sich ein Wesen, das ist so heimlich und undurchdringbar, daß noch keiner den letzten Sinn des Bauerntums ergründet hat. Sehen Sie, das fehlt uns alles. Drum muß die Erde in uns schweigen, bis", er lächelte fein, „na, bis man halt seine grauen Haare hat. Dann wird man von Jahr zu Jahr hellhöriger. Bis mit einemmal die Lieder der Erde wie feine, geistige Choräle uns umtönen. Damit fängt 's Sterben an und 's Spiel ist gwonnen."

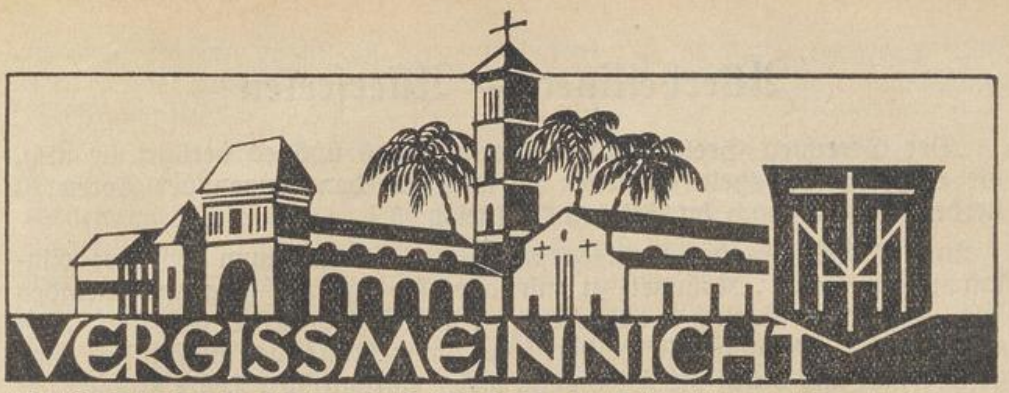
Franz atmete schwer auf:

„Sie sehen tiefer, Herr Pfarrer, und sind stärker wie ich."

„Nein, nein", rief Birnbacher, „ich hab's nur leichter ghabt wie Sie. Ich war halt ein Koopraterl und jetzt bin ich ein Dorfpfarrer in dem Bergwinkel. Hab meine Pflichten mitbekommen und hab sie, so gut es ging, erfüllt. Auf Sie wartet etwas anderes, mein Lieber. Ich spür's, daß unsre Bauern recht haben, wenn sie sagen: „Unser Kooprater, der ist was Bsonders."

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Übereinkunft gerne gestattet
Verantwortlich P. G. A. Rottmann; Missionshaus St. Joseph, Reimlingen
Druck der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Schwaben



ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT DER MARIANNHILLER MISSION

NUMMER 11 NOVEMBER 1936 54. JAHRGANG

Wo jedes Leid vergeht . . .

Kennst du das Land, wo jedes Leid vergeht,
Wo jeder Wunsch an seinem Ziele steht?
Das Land, wo keine Träne wird geweint,
Wo keine Sünde und kein Tod erscheint?
Kennst du es wohl? Dahin, dahin
Ins Vaterland laß uns von dannen zieh'n!

Kennst du das Haus? Es wölbt sich hoch sein Dach,
Es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach.
Und Gast an Gast sitzt dort beim Hochzeitsmahl,
Der König selbst dient auf und ab im Saal.
Kennst du es wohl? Dahin, dahin
Ins Vaterhaus laßt uns mitsammen zieh'n!

Kennst du den Weg? Nur einer führt hinan,
Der König selbst eröffnet uns die Bahn;
Der Weg des Kreuzes, auch der Königsweg,
So heißt der schwere aber sich're Steg.
Laß nicht von ihm, bis du das Ziel erreicht,
Dies Joch ist süß und diese Bürde leicht.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Allerheiligen — Allerseelen

„Der Gerechten Seelen sind in Gottes Hand und es berührt sie nicht die Qual der Bosheit. Schienen sie auch vor den Augen der Toren zu sterben, sie sind doch im Frieden." (Weish. 3.).

In das Alleluja der Heiligen vor dem Festevangelium tönt der Einladungsruf Jesu: „Kommet zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, und ich will euch erquicken!" . . . Durch die Lehre von den „acht Seligkeiten", die am Allerheiligenfeste nach Matthäus ausführlich dargestellt sind und durch die Befolgung dieser einzigartigen Lehre erquickt der Heiland die Verlangenden, die sich ihm nähern.

Im Offertoriumvers der Festmesse gibt die Kirche dann ihren Gläubigen Mut und Vertrauen für den Opferweg; denn ein solcher bleibt trotz aller inneren Seligkeit der Pfad zum Himmel. Wenn wir dem Geiste Jesu getreu in Gerechtigkeit zu wandeln bemüht sind, so wie es der Erlöser in seinem Reichsprogramm der Bergpredigt entworfen hat, dann sind unsere Seelen in Gotteshand geborgen, vom Herrn mit besonderer Sorge umgeben. Die Qual der Bosheit führt sie nicht. Scheinen wir auch zu sterben, wir besitzen ein besseres Leben, dessen Friede nicht gestört wird. Ist unser Leben nach Beurteilung der törichten Weltmenschen noch so traurig und öde, ja ein vorzeitiger Tod und ein sterbendes Leben, wir haben den Frieden Gottes, den niemand kennt, als wer ihn mit den acht Seligkeiten Christi in seinem Herzen trägt. Vom Allerheiligenfeste aus betrachtet, kommt die Bahn zum Himmel der Kirche, unserer Mutter, so vergoldet und verklärt vor. Die dunklen Schatten sind wie glühende Abendwolken gefärbt.

Möchte es der Kirche gelingen im Hinblick auf Gottes Barmherzigkeit und die unzählbare Menge von Heiligen, uns Vertrauen in die eigene Zukunft einzuflößen! An Gottes Hand über alle Tiefen und Abgründe hinweggetragen, kommen wir sicher und wohlbehütet ins Vaterland!

„Selig, die reinen Herzens! Selig, die Frieden stiften! Selig, die Verfolgung leiden um der Gerechtigkeit willen, ihrer ist das Himmelreich." Gedanken des Kommuniongebetes der Festmesse, Nachklang der letzten Seligpreisungen aus dem Evangelium! Die bösen Beispiele der Mitwelt, ihre Unruhe und Streitsucht, ihr Spott und Hohn stören den Schüler des Heilandes in seinem Kommunionglück nicht. Seliger Gast an Jesu heiligem Mahl, der da wirklich ein reines, friedliebendes, starkmütiges Gotteskind ist! . . . Heiland, gib, daß ich mit dir in reinem Herzen überall deine Liebe spende und Frieden schaffe! Keine Verfolgung darf mich davon abhalten, wenn nur du helfend bei mir bleibst. —

An Allerseelen aber gedenken wir der heimgegangenen Christgläubigen, unserer verstorbenen Lieben, Brüdern und Schwestern. Der Gedankeninhalt des Offertoriums durchzieht das heilige Opfer. „O Herr Jesus Christus, König der Glorie, befreie die Seelen aller verstorbenen Christgläubigen aus den Peinen der Unterwelt und den Tiefen des Unheils, rette sie aus dem Rachen des Löwen, daß sie der Abgrund nicht verschlinge und sie nicht in das Dunkel versinken! Michael, der heilige Bannerträger, führe sie an die Stätten des heiligen Lichtes, das du einst dem Abraham versprochen hast und seinen Nachkommen! . . . Opferspenden und Bittgebete bringen wir dir dar, o Herr. Nimm sie an

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

für jene Seelen, deren wir heute gedenken! Laß sie hinübergehen, o Gott, vom Tode zum Leben, das du Abraham verheißen hast und seinen Nachkommen!"

Die Epistel aber enthält eine Stelle aus dem ersten Paulusbrief an die Christengemeinde zu Korinth (1. Cor.): „Brüder, sehet, ich sage euch ein Geheimnis: Alle werden wir auferstehen, aber nicht alle werden wir verklärt werden . . . Dies Verwesliche muß noch das Unverwesliche anziehen und dies Sterbliche die Unsterblichkeit. Wenn aber das Sterbliche die Unsterblichkeit wie ein Gewand sich angezogen hat, dann wird das Wort erfüllt, das geschrieben steht: Der Tod ist untergegangen im Siege! . . . Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesus Christus!"

Im Evangelium eröffnet Jesus, der Menschensohn, dem der Vater das Gericht über die Menschen übertragen hat, wer den Endsieg und die Verklärung, die allen Christen verheißen ist, wirklich erlangen wird: „Die Gutes getan haben, werden hervorgehen zur Auferstehung des Lebens, die aber Böses vollbrachten, müssen zur Verwerfung auferstehen." (Joh. 5.).

Daran knüpft heute die Kirche ihr Opfergebet bei Darbringung ihrer und unserer Gaben. Für alle Seelen am Orte der Jenseits-Läuterung sollen sie gelten! Möge dadurch ersetzt werden, was den armen Seelen wie uns Lebenden an Opfergesinnung gefehlt hat und noch fehlt.

In der Präfation aber dringt die übergroße Freude durch nach den bitteren Stunden des Leidens und Todes hinieden. . . . In ihm (Christus) leuchtet uns die Hoffnung seliger Auferstehung, so daß nun alle, die das festbestimmte Los des Sterbens bedrückt, die Verheißung der künftigen Unsterblichkeit tröstet. Deinen Gläubigen, Herr, wird das Leben ja nicht genommen, sondern neugestaltet, und wenn die Herberge ihres Erdenwandelns in Staub zerfällt, gewinnen sie eine ewige Heimstätte im Himmel . . ."

Mit allen Heiligen, die jemals auf Erden am heiligen Tische teilnahmen und sich da so viel Licht der Erkenntnis, Licht unvergänglicher Liebe mitgenommen haben, sollen die armen Seelen noch jetzt in ihrer Qual vom Sakramente gottmenschlicher Erbarmung lichten, sonnenhellen Trost erlangen! Ewige, lichte Heilandsfreude bringe ihnen der Himmel, wo die Heiligen jetzt sind und alle Gotteskinder, auch die armen Seelen, ein Heim besitzen. —

Für uns, noch Kinder der irdischen Kirche, die wir im Kampfe und Streit des Lebens stehen, ist vor allem die heilige Messe, der wir beiwohnen, sakramentale Vereinigung mit Christus. Nur von dem, was wir hier selbst erlangen, können wir den Hingeschiedenen mitteilen. Deshalb dürfen wir ihnen umso mehr helfen, als wir persönlich Andacht, Liebe und Vertrauen, kurz Gnadenlicht und klare Seeleneinheit besitzen. — d —

In den Katakomben Roms beteten die Christen schon: „Ich glaube an eine allgemeine Kirche." Sie wußten noch nicht, wie groß die Erde sei; aber das wußten sie schon, daß alle Völker der Erde berufen sind, Glieder der Kirche zu werden. L. Wolpert.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Allerseelen

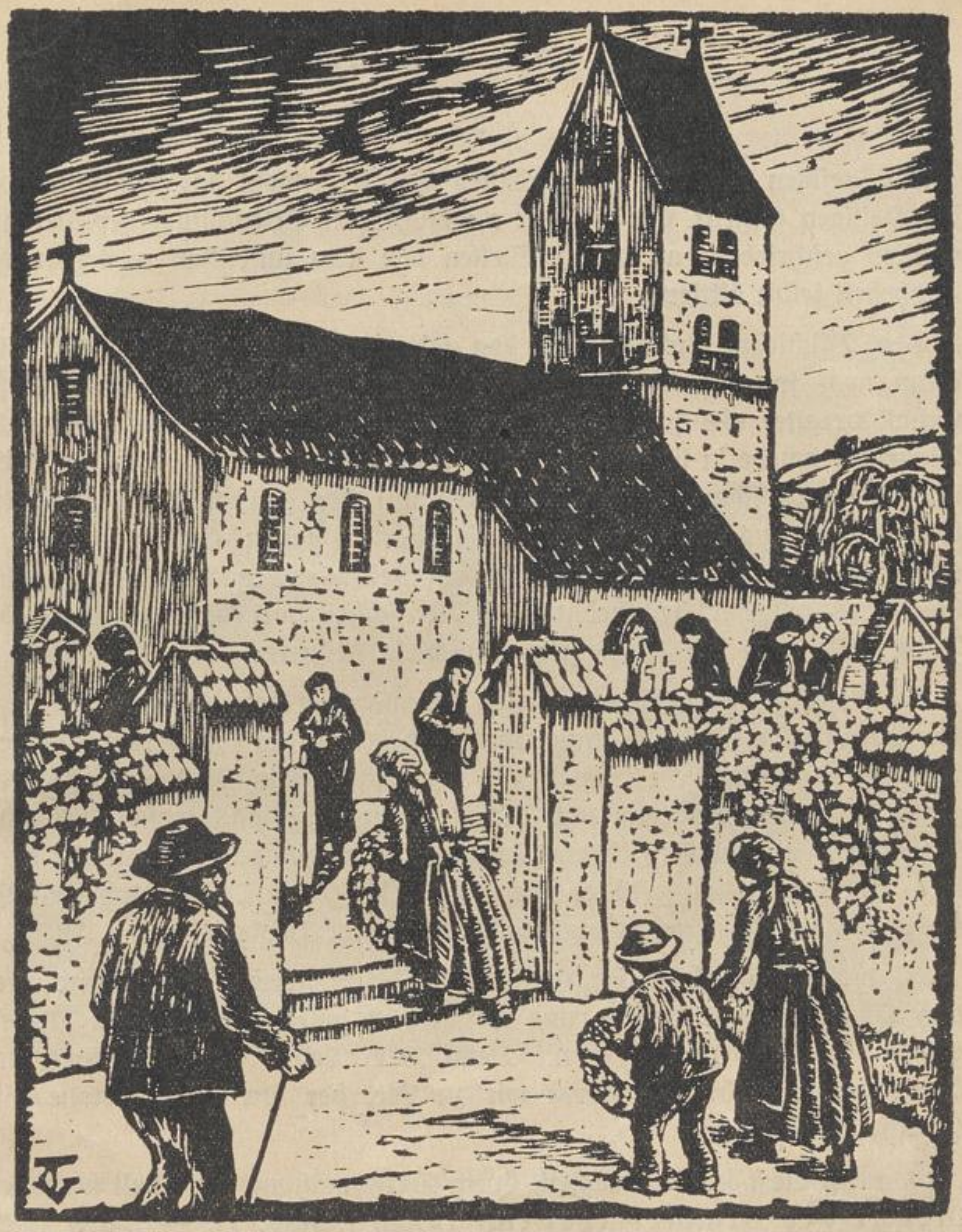
Bald ist das letzte Blatt verschwunden
Allüberall an Baum und Strauch.
Vorbei die lichten, frohen Stunden,
Der Winter naht mit kaltem Hauch.

Es zieht zum Tage Allerseelen
Viel tiefe Wehmut durch das Land,
So viele, o, so viele fehlen,
Die mit uns gingen — Hand in Hand.

Wir können sie nicht mehr beglücken,
Die in den stillen Gärten ruh'n,
Die Hände ihnen nicht mehr drücken
Und irdisch nichts zuliebe tun!

So schmücken wir die kleinen Hügel
In Pietät und Dankbarkeit — —
Die Liebe breitet ihre Flügel
Weit über Raum und über Zeit.

L. L.



(G. Tolyrer)

Allerseelen

„Die Seelen der Gerechten sind in Gottes Hand; nicht rührt an sie der Bosheit Folter; dem Aug' der Toren schienen sie zu sterben, sie aber sind im Frieden". (Weish. 3, 1, 2 u. 3

Zeige uns dein Reich!

35.

Wir besitzen ein wahrhaft goldenes Büchlein, wohl das kostbarste nach der Heiligen Schrift. Es ist unter offensichtlicher Erleuchtung des Heiligen Geistes geschrieben, an vielen Stellen wie vom unfehlbaren Lehrer der Wahrheit selbst diktiert.

Des Büchleins Inhalt wird von keinem zweiten erreicht und bleibt, wenn noch so oft gelesen, immer gleich anregend und wertvoll. Dieser Schatz veraltet nie, sondern wächst mit den Jahren an Kraft wie edler Wein. Es wurde in über 100 Sprachen übersetzt, unzählige Mal aufgelegt und ist in Millionen von Exemplaren auf der ganzen Erde verbreitet. Sogar die Zulus kennen es in drei bis vier Ausgaben! Es hat Leser unter allen Völkern, Bekenntnissen und wahrheitsuchenden Menschen. Sicher dauert es mit der heilsbedürftigen Menschheit fort bis ans Ende der Welt. Wie mag das einzigartige Büchlein heißen?

Die Leser haben es schon erraten und stimmen dem Obigen gewiß zu. Die „Nachfolge Christi" könnte aber auch „Weg ins Gottesreich" heißen. Jede Seite ist wie ein Schritt mit Christus in sein Reich; jedes Blatt zeigt die gerade Richtung und kürzeste Strecke an das große Ziel. Aus der Fülle des Schönsten könnten wir auf Jahre hinaus allmonatliche herrliche Vergißmeinnicht pflücken für diese kleine Rubrik. Bis zum Schlusse des laufenden Jahrganges nur einige besondere Probestellen.

„O welchen Dank bin ich Dir schuldig, bester Freund und Führer aller, daß Du die Gnade gehabt, uns den rechten und guten Weg zu Deinem ewigen Reiche zu zeigen! Denn Dein Leben ist unser Weg und durch heilige Geduld wandeln wir zu Dir, der Du unsere Krone bist! (Buch III, Kap. 18).

„Das ist die höchste Weisheit, durch Verschmähung der Welt nach dem Reiche der Himmel streben." (Buch I, Kap. 1). — „Aus einem Worte sind alle Dinge und eines sprechen sie alle und dieses ist: „der Anfang, der auch zu uns spricht . . ." (Buch I, Kap. 3). — „Das Reich Gottes ist Friede und Freude im Heiligen Geiste" „was den Gottlosen nicht gegeben wird." „Das Reich Gottes ist in euch! Bekehre dich aus ganzem Herzen zum Herrn, so findet Ruhe deine Seele! Lerne Äußerliches verschmähen und dich dem Innerlichen hingeben und du wirst das Reich Gottes in dich kommen sehen." „Christus will dein Herz allein haben und wie ein König auf seinem eigenen Throne sitzen." (Buch II, Kap. 1 und 7). (Schluß folgt).

Das „Toten-Gloria"

Ein trauriges Allerseelen brach an. So trüb hatte noch kein Tag begonnen, so nebelschwer und so gedankenvoll, als ginge durch das Grau des Tages das Weinen der armen Seelen. Und jetzt war noch die Grippe im Dorf und mit ihr das unheimliche Kindersterben. Und unter den Toten war auch der Bub, der Gabriel.

Es hatte eine sonderbare Bewandtnis mit diesem Knaben. Etwas Engelhaftes war an ihm — etwas Heiligmäßiges. Kinder hatten erzählt, daß sie gesehen haben, wie das Wasser sich teilte und er auf trockenem Grund stand, als er beim Mittagläuten in der Dorfhüle (Hilbe) niederkniete, um den Angelus zu beten. Er selber wußte nichts davon, als man



Grabstätte des hochsel. Stifters Pater Franz und des Abtes Amandus (links)
Photo: Mariannhiller Mission

ihn fragte, aber aus seinen Augen schaute ein Himmel voll Gottseligkeit, wenn er in eines Menschen Gesicht sah.

Und nun war er gestorben — der einzige Sohn einer armen Frau. Wie sie es trug, die Mutter? — Das ganze Dorf, das sich an ihm gefreut, trauerte um ihn, aber niemand fand den Mut, der armen Frau in ihrem Schmerz als erster zu begegnen. Es war schon der Nachmittag des Allerseelentages, als die Nachbarn gemeinsam das Häuslein betraten. Die Neugier, die sonst bei solchen Anlässen die Leute erfüllte, war verstummt vor dem seltsamen Geheimnis, das diesen Tod umgab. Denn wieder erzählten die Kinder, daß Gabriel seinen Tod vorausgesagt und versprochen habe, wenn der Priester komme, seinen Sarg zu holen, werden die Engel des Himmels das Gloria vor der Haustüre singen.

Ein liebleiser Blumengeruch wehte kaum merklich durch das Haus, obgleich nur Asternstöcke mager und spätherbstlich auf dem Tisch neben den Leuchtern standen. Aber des Knaben Mutter lächelte, während ihr die Tränen über die Wangen liefen: „Er schläft so schön. Er hat so einen bitteren Tod sterben müssen. Sein gesundes Herz hat sich so gegen das

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Missionsärztlicher Kurs 1936
(an diesem Kurs nahmen auch Mariannhiller teil)
Photo: Pius-Seminar, Würzburg

Ersticken gewehrt. Wir wollen ihn nicht wecken — er möchte gewiß nicht geweckt sein!" Da ruhte der Bub auf seinem armseligen Strohbett mit kindlich gefalteten Händen und mit seinem stillen Gesicht, und wie er so dalag, hatte der Tod für die Schauenden mit einem Mal seine Bitterkeit verloren. Verwischt waren Not und Schmerz, Sterbensweh und das bittere Scheiden vor dem großen heiligen Frieden, der über der Leiche lag. Versöhnt war das Herz mit dem, was es im Laufe der Jahre schwer bedrückt, und in der stillen Totenkammer wurden mehr Tränen der Erlösung geweint als Tränen des Schmerzes. Was da überwältigend, heilig und wohltuend von dem Kinde ausging, war die Himmelsreine, die allen Frieden in sich trägt, den die Menschen suchen und nicht finden, bis sie sich von der Schuld freigemacht haben. Der rasche Tod des seltsamen Kindes, der zuerst als Schrecken und Schmerz empfunden, ward plötzlich der Gemeinde zu einem hohen Himmelszeichen.

Die ganze Gemeinde fand sich zum Begräbnis ein. Harren und Hoffen auf das Wunder des Engelgesanges, von dem der Knabe gesprochen — trieb auch diejenigen an die Bahre, die über das fromme Kind gelächelt hatten. Aber o Wunder! Als der Priester den Lobespsalm zu beten anfing, der am Kindersarge gebetet wird, ertönte wie ein Orgelton ein Gloriagesang aus Himmelshöhen — unsagbar — dem irdischen Ohr kaum faßbar — aber überwältigend — überselig — über jedes menschliche Erfassen hinausreichend — eine Sekunde Ewigkeitsbewußtwerden in einem Menschenherzen.

Von diesem Tage an hörte auch das Kindersterben auf, und die alte Ortschronik erzählt:

„So hat unsere Gemeinde ein Heil gesehen, wie vor Zeiten den Alten ist geoffenbart worden. Der Bub hat uns gar manigliche Zeichen gegeben, daß wir glauben können. Wilsingen anno Domini 1846 im Monat der Allerseelen. Gott sei gepriesen." M. Th. B.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Gottes Segen im vierten Gebot

Von P. Jakob Ermekeil RMM. (Cwele-Mission, Südafrika)

Auch hier im Missionslande walten die ewigen Zehn Gebote des allmächtigen Gesetzgebers. Er ist der Schöpfer alles Lebens und auch der oberste Lenker und Hüter seines Gesetzes. Den Heiden ist das Gesetz Gottes ins Herz geschrieben, wie St. Paulus schreibt, damit sie den Willen des ewigen Gottes erfüllen können. Gottes ewige Gesetze gelten auch bei den Heiden, auch mit ihrem Segen. Nur muß man feinfühlig sein, um Gottes Walten verstehen zu können. Wie man ja auch feinfühlig sein muß, um den ersten Windhauch des neuen Frühlings zu verspüren, wie die Mutter feinfühlig sein muß, um den ersten Herzschlag des neuen Lebens ahnen zu können.

Es war ein heißer Tag, wie es nur heiß sein kann in den abgebrannten Steppen Afrikas. Ich war mit der Missionsschwester und einem schwarzen Buben auf einem Missionsritt, um einen alten Häuptling zu begraben. Gerade vor wenigen Tagen konnte ich ihn taufen; nun wollte ich doch die Gelegenheit benützen, um zu den versammelten Männern über den großen Schöpfer zu sprechen. Aber plötzlich kommt uns in wildem Galopp ein Schwarzer nachgeritten, um uns zu einem jungen kranken Burschen zu rufen. Kranke besuchen geht wohl vor, sollen wir auf dem Rückweg zu dem kranken Burschen gehen? Die Wahl ist schwer, was ist am besten? Nun, wir schickten den schwarzen Burschen zum Häuptlingskraal, man solle warten, der „Umfundisi" komme etwas später. So lenkten wir unser Pferd zum Kraal des kranken Burschen. Unsere Pferdchen liefen, als gelte es, einen Preis zu gewinnen. Und doch schien alles vergebens, der Bursche lag besinnungslos auf seiner Matte, auf seiner Stirne und auf der Brust eine klaffende Wunde. Die Schwester reinigte die Wunden — und für mich war es die Frage, kann ich hier taufen ohne Unterricht. Kommt der Junge noch einmal zur Besinnung? Was ist da zu tun? Nun stand ich auf dem Standpunkt, daß alle Fragen am besten zu überlegen seien mit einem brennenden Pfeifchen. Müde war ich auch vom Ritt in der brennenden Sonne. Also setzte ich meine Pfeife in Tätigkeit. Wir waren gerade drei Minuten im Kraal, gerade wollte ich mein Pfeifchen rauchen — da — ein kurzes Röcheln — hastiges, stoßendes Atmen. — Meine Pfeife flog in die Ecke, und ich taufte den Burschen — und tot war er. Gerade, daß wir drei bis vier Minuten im Kraal waren.

Nun kam die Mutter des Burschen und weinend erzählte sie mir: Sie war mit dem Buben auf dem Wege nach der Hauptstadt des Gebietes. Der Bursche war ein Stück Weges zurückgeblieben. Da sah er, wie seine Mutter von einem Schwarzen angefallen wurde. Im Nu stand der Bursche seiner Mutter zur Seite und verteidigte sie mit seinem Leben. Es war ein harter Kampf, aber die Mutter war gerettet. Mit einem scharfen Stein hatte der Unhold dem tapferen Helden die klaffenden Wunden geschlagen. So gut es ging, mit brennenden Schmerzen konnten Mutter und Sohn zum heimatlichen Kraal gelangen.

Die große Verheißung des vierten Gebotes — „auf daß du lange lebest und daß es dir gut gehe auf Erden", wurde nicht mehr wahr. Die Wunden waren zu tief — aber das große Gnadengeschenk der heiligen Taufe war die große Siegespalme, — die er noch im letzten Augenblick gewann. So wurde er der größten Gnadenhuld Gottes teilhaftig um im

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Himmel mit dem Hochzeitsgewand der heiligmachenden Gnade ankommen zu können.

Gottes Gnadenwege sind wunderbar. Das zeigt uns sein wunderbares Walten und Lenken; nur muß man sein ewiges Walten und Lenken auch sehen wollen.

Komm herüber und hilf uns!

Von P. Severin RMM.

Glühend im Eifer, unter den Heiden Gottes Reich auszubreiten, war er ausgezogen, Paulus, einst der Schrecken der jungen Kirche. Mit mehr oder weniger Erfolg eilte er von Stadt zu Stadt, der rastlose, den die Liebe drängte bis an die Grenzen der Welt zu gehen. Schon wollte er die Wogen des Meeres als eine solche Grenze betrachten, umkehren und in das Innere Asiens gehen, als der Geist Gottes ihn nicht ließ. Im Traume wurde ihm Belehrung: Wohl wäre in Kleinasien noch übergenug Arbeit für dich, Paulus, aber bleib nicht stehen an der Grenze deiner Heimat. Sei nicht kleinlich. Ein rechter Apostel setzt seinen Fuß mutig auch auf die so heimtückischen und stets wechselnden Wogen des Meeres. Drüben, jenseits des Meeres, da rufen dich gutwillige Herzen, da warten ganze Völker auf dein Wort, die durch dich zu dankbaren Kindern Gottes gemacht werden sollen. Und Paulus folgte und wurde das Werkzeug reichster Gnaden und Gründer blühender Christengemeinden in Europa.

Komm herüber und hilf uns! So rufen auch heute viele Heiden und Christen in den Missionsländern dir zu, lieber Leser. O möchte dir dieser Ruf zum vollen Bewußtsein kommen, dich aufrütteln aus diesem Traumleben in der Welt und dich auch zu einem reich gesegneten Werkzeug des Gnadenwirkens Gottes unter den Heiden machen.

Es war im Gebiete unserer Station Reichenau. Ein einziger Pater ist dort tätig. Viele Stunden im Umkreise wohnt kein anderer Priester. Etwa $1^1/_2$ Stunden von Reichenau entfernt ist die Ackerbauschule St. Josef und dorthin konnte endlich nun auch ein Pater gesetzt werden, der natürlich auch in der Mission nach Möglichkeit hilft. So ritt er auch einmal auf eine Außenstation hinaus, um Gottesdienst zu halten. Er fand eine zahlreiche Christengemeinde, viele Kommunikanten, viele Katechumenen ohne Katecheten und viele interessierte Heiden. Als der Pater sich nach dem Gottesdienst anschickte heimzureiten, knieten sich die Leute vor ihm nieder und baten mit gefalteten Händen und Tränen in den Augen: „Komm wieder einmal zu uns. Siehe, drei Monate hatten wir keinen Gottesdienst mehr und nach Reichenau zu unserem Baba ist es doch sechs Stunden weit!"

Die große Station Lourdes hat 19 Außenstationen, obwohl bisher nur drei Missionare zur Verfügung standen. Eine dieser Außenstationen, Mahobe, könnte sofort selbst Hauptstation sein, es fehlt nichts dazu als nur der — Priester. Kirche, Einrichtung, Wohnräume, Grundstücke, Priesterhaus, eine gute Christengemeinde, viel Volk in der Umgebung ist da. Fünf schwarze Schwestern bewirtschaften bisher die Farm, aber — sie haben bisher nur alle 14 Tage einmal eine heilige Messe. Als ich zum erstenmal dorthin kam, war es spät abends und im Missionsauto des Rektors. Nach Lourdes hätten wir noch etwa 70 Kilometer gehabt. Die

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Um des Himmels willen, Magdalena, du sitzest hier und nie kommst du zur Kirche und zu den Sakramenten und zum Gebet", hub ich an, „und du hättest dieses alles so überaus nötig." —

„Vater", sagte Magdalena, „ich darf nicht zur Kirche, mein Mann läßt es nicht zu, denn ich bin hier an einen Heiden als zweites Weib verheiratet — die Hexe bewacht mich Tag und Nacht, damit ich ja nicht zur Kirche gehe." —

„Du hast ja gar keinen Mann", sagte ich tief erschüttert. „Wenn ein Christ einen Heiden heiratet, so gibt das niemals eine erlaubte und gültige Ehe. Du bist ein Strolch und dein vermeintlicher Mann ist auch ein Strolch, das gibt also zwei Strolche, aber keine Eheleute. Du mußt weg von deinem Heiden, wenn du Verzeihung von Gott erhalten willst. — Der Mensch ist doch kein Tier, daß er wie Tiere leben dürfte." —

„Mache, daß du aus der Hütte herauskommst", fuhr mich die Hexe an. „Wir brauchen deine frommen Sprüche nicht. Magdalena ist das Weib meines Sohnes und mein Sohn ist der Mann der Magdalena. So hat der Magistrat am Gericht entschieden. Wenn du auch ein Weib haben willst, dann kauf dir eines, es kostet 10 Ochsen und ein Pferd und einen eisernen Bierkrug und ein paar Hosen und ein Schlachtmesser, aber Magdalena darfst du nicht entführen, denn sie ist meine Schwiegertochter."

Als ich die Magdalena belehrte, daß deren Ehe keine Ehe sei, sah ich schon, daß die Hexe gewaltige Tabaksprisen nahm und immer toller schnupfte und schnaufte. Der Eingeborene gebraucht zum Schnupfen und zum Ausschnaufen seiner Plattnase kein Taschentuch, sondern einen ganz kleinen und feinen Löffel, den er sich aus einem Ochsenknochen herausmeißelt. Aus diesem Löffel schnupft er den hineingelegten Tabak, indem er den Schnupflöffel vor das eine Nasenloch dicht davorhält und fest die Luft einzieht mit dem Tabak. Das andere Nasenloch drückt er aber mit dem Finger an und verschließt es so; dann macht er es umgekehrt. Er drückt das angeschnupfte Nasenloch zu und hält den Löffel mit dem Tabak vor das andere Nasenloch und zieht den Tabak in die Nase hinein. In diesem Schnupfgeschäft hat der Eingeborene eine große Geläufigkeit, alles dies tut er mit einer Hand und mit nur einem Finger; bald rechts, bald links an der Nase herum, bis der Löffel vom Tabak leer ist und ihm aus den Augen dicke Tränen über die Wangen herabrollen. — Dann kommt das Ausschnaufen und zwar nicht mit der Hand und nicht mit Taschentuch, sondern wieder mit dem Schnupflöffel. Den steckt er in die Nase hinein und schnauft ihn voll und dann gibt er dem Löffel mit dem Mittelfinger einen Schneller, einen Puff, ähnlich wie wir als Schulbuben uns Nasen und Ohrenstieber gaben, oder wie sich die bayrischen Buben Hirnbatzel aushauen.

Die Hexe also, aufgeregt infolge meiner frommen Ermahnung, die ich der Giftmischerin gab, schnupfte und schnaufte ganz fürchterlich und gab dann dem Löffel jedesmal einen solchen festen Unterschlag, daß die in demselben sich befindliche schwarze Schnupfbrühe in der ganzen Hütte herumspritzte. —

„Oho, alte Tante", sagte ich, „so schnell geht das Herauswerfen nicht. Übrigens habe ich mit dir nichts zu tun und nur mit Magdalena, weil sie eine Christin ist und ich auch ein Christ bin."

„Frauenräuber bist du", schrie die Hexe mich an, „und du willst mir meine Schwiegertochter entführen", und damit sprang sie aus der Hütte

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

heraus und schrie: „Halloh, halloh, ihr Männer und Burschen schnell hierher! Ein Dieb, ein Dieb, ein Frauendieb ist in meiner Hütte. Schnell, schnell, faßt ihn ab!"

„Vater", sagte Magdalena zu mir, „es wird gut sein, daß du fliehst."

„Was, Magdalena? Fliehen? Feige fliehen? Da kennst du Burholzen schlecht", und ich dachte an die Schwabenstreiche.

Als ich zögerte zu fliehen, da kniete Magdalena sich vor mich auf beide Knie und mit erhobenen Händen flehte sie: „Vater, ich bitte dich, um Gotteswillen, fliehe. Das Volk hier ist so roh und wild; man wird dich blutig schlagen oder dich ganz totschlagen, weil man der Hexe glauben wird, daß du mich stehlen willst."

Da dachte ich an den Heiland, wie der auch einmal floh, als er sah, daß die Juden ihn steinigen wollten.

Ich trat also aus der Hütte heraus, setzte mich auf mein Eselchen und trabte langsam den Hügel hinab und die Heiden mit Stöcken und Keulen hinter mir. Als diese bis auf einen Steinwurf, johlend und brüllend hinter mir waren, da gab ich meinem Maulesel den Sporn und weg war ich zum großen Bedauern der heidnischen Rotte. Auf der Flucht durch den Urwald hatte ich auch Glück und ich bin mit meinen Haaren an keinem Baum hängen geblieben, wie Absalom. Ich habe aber auch keine langen Haare, sondern diese werden alle Monat hübsch kurz und flott geschnitten. Absolom, heiße ich auch nicht, sondern Solanus Peterek. Ich bin auch kein Jud von Palästina, sondern ein Katholik von Oberschlesien. Ebenso bin ich auch kein Königssohn, sondern der Sohn eines Bauern im früheren Mähren. Ich habe auch niemals gegen meine Eltern gefochten, sondern meine lieben Eltern haben mich manchesmal verprügelt, wenn ich nicht brav war. Dafür bin ich ihnen bis heute dankbar und jeden Tag mache ich bei der heiligen Messe ein Memento für sie; bete viel für deren Seelenruhe und schicke ihnen öfters während des Tages meinen priesterlichen Segen.

Nach acht Tagen fing ich wieder an, nach der Magdalena im geheimen zu spähen, bis ich einmal erfuhr, sie sei gestorben. Armes, unglückseliges Kind.

St. Andreas im Felsental

Das früher beschriebene St. Peterskirchlein steht auf einem mächtigen Felsen. Ebenso die heutige Mariannhiller Missionskapelle, der wir einen Besuch abstatten. Diese wurde St. Andreas genannt, denn St. Petrus und Andreas sind Brüder. Der Letztere gilt auch als der ältere Sohn des Jonas — und so ist es mit unserer kleinen Gründung im Felsentale; sie kam vor St. Peter in Afrika unter Dach.

An einem Aprilmorgen des Jahres 19.. machten wir uns zu Pferd auf den Weg nach dem Felsental. Es liegt nordöstlich von der Hauptstation der „Königin der Apostel". Eine volle Stunde dauert der Ritt um den langgestreckten Terassenberg, in dessen Schluchten noch Affen und Schakale hausen. Schwere Nebelmassen verschleiern die Höhenzüge und herbstlich rauhe Luft durchzieht die Landschaft. Der Weg steigt allmählich bis zu 5000 Fuß über dem Meeresspiegel empor. Vom Höchstpunkte aus

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

erblickt man links eine weite Ebene und den Mittelpunkt des Distrikts, das Magistratsstädtchen H. Wir biegen jedoch scharf rechts um den Terassenberg und nehmen östliche Richtung. Die Straße durchschneidet mehrere Farmen der Engländer. Wo eine Quelle rauscht oder ein Bach fließt, da haben sie gewöhnlich ihre Mome-stead hingebaut. Ein geräumiges helles Wohnhaus von Ziegeln oder Stein, mit Wellblech gedeckt und Veranda ringsum, einfache, landwirtschaftliche Gebäulichkeiten und einige Hütten für die Eingeborenen. Das Ganze von Wattel- und Eukalyptuspflanzungen umrahmt und die Villa der Weißen mit immergrüner Hekke. Auch Obst- und Blumengarten fehlen nicht.



Eine glückliche Mutter mit ihren beiden missionsbegeisterten Söhnen, P. Rudolf u. Missionsstudent Günther aus Oberschlesien

Photo: Flatzek, Beuthen

Nach einer Reitstunde sind wir an der Grenze der Eingeborenensiedlung Nr. 3. Wir verlassen jetzt die Straße durch das enge Tor eines Zaunes und haben nun rauhe „Kaffernpfade" unter den Füßen. Es geht allmählich steil abwärts auf einen Engpaß zwischen zwei hohen Bergrücken zu. Ich sah diese Gegend zum erstenmal und werde den Eindruck nie vergessen. Von rechts und links rauscht ein Gebirgsbach auf blanken Felsen daher. Milchweiß stürzt er über Stufen und Absätze in prachtvollen Kaskaden. Auf einmal stehen wir vor einer tiefen Schlucht, in die wir hinabsteigen müssen. Jenseits hängt eine gewaltige Felsenmauer, mit Buschwerk verziert. Zu Fuß und das Pferd langsam nachziehend geht es in die Tiefe. Dort braust ein dritter Bach in weitem Bogen herab. Die überhängende Felsenwand bildet hier eine jener berühmten Buschmannshöhlen Südafrikas. In einiger Entfernung machen wir Halt und rufen laut in die Höhle. Ein klangvolles Echo hallt von den Wänden

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Haushaltungsschülerinnen der Missionsschwestern vom kostbaren Blut in Mariannhill
Photo: Mariannhiller Mission

wider. Nur muß man genau am richtigen Punkte stehen. Ein scharfes Auge sieht schon von hier aus die Umrisse von allerhand Malereien im Hintergrunde der ehemaligen Buschmannswohnung. Zum erstenmal in meinem Leben sollte ich diese merkwürdigen Leistungen der Naturkinder aus alter Zeit sehen.

Ich überschritt den Bach und erklomm mit großer Mühe das Höhleninnere. Da waren nun diese eigenartigen Kunstversuche dicht vor meinen Augen. Wohl über 300 Figuren, mehr oder minder deutlich und unverwittert. Männer mit Bogen und Pfeil auf der Jagd. Weidende Kühe, langgehörnte Ochsen im Lauf, allerlei Wild und seltsame Gestalten der Vergangenheit. Ganze Viehherden und ihre Hirten, eine Hundeart, Stäbe und kleine Werkzeuge. Alles auf den rauhen bläulichweißen Stein gemalt. Doch keine Spur von einer Hütte oder Linien einer menschlichen Wohnung. Diese Künstler kannten eben kein Haus, sondern nur ihre Naturhöhlen und den Busch. Aber sie hatten ohne Zweifel echtes Malertalent und kannten das Geheimnis, mit den einfachsten Mitteln und besonderen Farben solche dauerhafte Gebilde herzustellen. Manches davon glänzte noch wie in ursprünglicher Frische, braun, rötlich, weißgelb und weiß. Anderes war freilich schon stark verblaßt und kaum noch erkenntlich. Die besseren Figuren aber zeigten wirklich kunstvolle Linien und feine Schattierungen in verschiedensten Farbtönen.

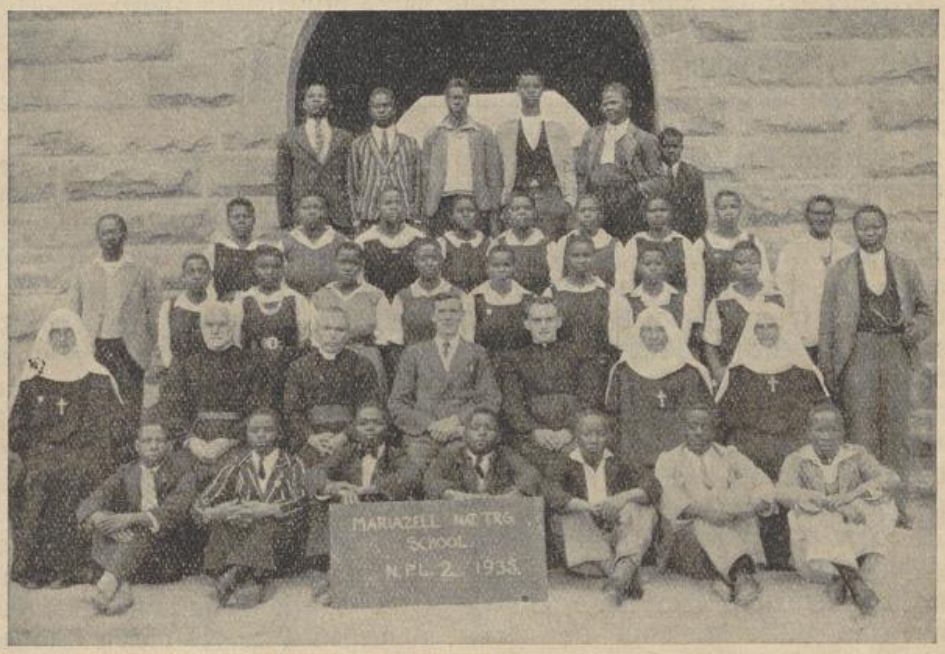
Das war vor langen Jahren. Inzwischen ist leider ein Teil der Felsenwand abgestürzt, anderes unzugänglich geworden oder von vielen Besuchern beschädigt und zerkratzt. Nicht wenige haben auch ihre Namen zwischen die Buschmannsherden gemalt. Damals aber war der Anblick des Ganzen ein hochinteressanter Blick in das Heiligtum grauer Vergan-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

genheit und Geschichte. Der Zusammenhang von Einst und Jetzt bildet einen nicht unbedeutenden Teil der Missionswissenschaft mit ihren vielseitigen Aufgaben. Die Zeitschriften der katholischen Mission sollen auch hierzu aus allen Ländern Beiträge liefern. Darum ist der kleine Abstecher auf unserem Ritt zum St. Andreas-Felsental kein Zeitverlust. Viele Vergißmeinnichtleser haben Freude an der Land- und Völkerkunde, die ja in engen Beziehungen steht zum Reiche Gottes auf Erden. Alle Zonen und Zungen sollen das Lob des Schöpfers künden und die Mission ladet alle Völker der Erde dazu ein.

Mein Begleiter, damals ein noch jugendlicher Missionar, war ganz von diesem Eifer erfaßt. Fast jeden Tag schwang er sich in den Sattel und von der Hauptmission ging es nach allen Richtungen in die „Weidegründe" der Eingeborenen. Wo immer schwarze Schäflein irrten, drängte es den guten Hirten ihrer Spur zu folgen, um sie für die eine Herde zu gewinnen. Welches Glück, einem so missionsbegeisterten Priester als Arbeitsgehilfe beigegeben zu sein! Die katholische Laien-Aktion hat in ganz Afrika noch ein weites Betätigungsfeld. Möchten nur mehr Brüder dem Missionsrufe folgen!

Nun durfte ich mit dem Mariannhiller Pater wieder einen neuen Ort für das Werk der Glaubensverbreitung und Seelenrettung erobern helfen. Eben standen wir am Eingangstor zum Felsental, wo das vierte Missionsfort der Königin der Apostel errichtet werden sollte. Hier am Engpaß vereinigten sich die erwähnten drei Bäche und bildeten ein ansehnliches Flüßchen. Auf steilstem Abhange ritten wir zu seiner Rechten. Stellenweise war kaum Platz für die Hufe der Pferde und ein Sturz in die Tiefe hätte wenigstens mit einem gründlichen kalten Bad geendet. Das Flüßchen bildet mehrere große Teiche und kleine Wasserfälle, bis es sich einem Nebenarme des größten der Natalflüsse anschließt. Die enge Schlucht



Eingeborenenschule von Mariazell (Südafrika)
Photo: Mariannhiller Mission

breitet sich bald zu einem weiten Tal. Vorerst müssen wir einen nicht ungefährlichen Sumpf passieren, dann biegen wir um einen Bergwall und erblicken im Talkessel eine Menge von Hütten der Zulus und Basutos. Beide Stämme sind in dieser Gegend ansäßig. Von beiden sind bereits eine gute Anzahl getauft und sie bedürfen dringend einer Kapelle und Schule. Diese soll nun mitten im Felsentale zustande kommen. Ein Mosuto-Katechumene bot ein Stück seiner Farm der Mission als Bauplatz gegen formellen Pacht auf 100 Jahre an.

War St. Peter ein Holzsäulenbau, St. Paul aus solidem Afrikagranit und St. Johannes ein richtiges Ziegelhaus mit Blechdach, so lernen wir hier wieder eine andere Bauart kennen. St. Andreas bekam einen Sockel aus Basaltstein, von einem europäischen Maurer zusammengefügt. Auf diese Grundlage setzten die hiesigen Afrikaner eine zwei Fuß dicke und fünfmal so hohe Mauer von gut verwurzelten Rasenschollen. Manche unserer Christen verstehen diese Arbeit prächtig. Das Gras wird abgebrannt, und auf dem Boden werden nach der Mauerdicke Linien mit der Schnur gezogen. Auf diesen Linien sticht der schwarze Baumeister in voller Spatenlänge senkrecht in den Boden, ebenso die Querstriche, so dick als man die Rasenstücke haben will. Solche „Naturziegel" kommen freilich am billigsten und wenn die Wände richtig behandelt werden, halten sie 50 Jahre und länger aus.

Hier im Felsentale standen nun bereits die Mauern fertig da. Meine Aufgabe war das Dach und die innere Einrichtung der 50×30 Fuß großen St. Andreaskapelle und -Schule. In der Umgebung wächst das schönste südafrikanische Deckstroh massenhaft. Also bekommt dieser Bau ein Strohdach. Es hat vor dem Blechdach viele schon früher genannte Vorzüge. Allerdings muß es entsprechend steil angelegt werden, wenn es 25 Jahre und länger im Wetter standhalten soll. Auf 30 Fuß Breite gab es somit hier ein respektabel hohes Dach. Das Holz mußte aus weiter Entfernung herbeigeschafft werden. Und da es in den zerklüfteten Eingeborenensiedlungen keine Straßen gibt, bedeutet das keine leichte Arbeit. Von der Grenze her muß jeder Gegenstand zum Bauplatze getragen werden. Das beanspruchte geraume Zeit, denn nicht alle Bewohner des Felsentales hatten großes Interesse an ihrer Kapelle.

Im Monat Mai ging ich dann mit zwei Afrikanern an das Geschäft des Zimmermannes. Der südafrikanische Winter bietet glücklicherweise meistens das feinste Bauwetter. Von morgens 7 bis abends 5 Uhr leuchtet und wärmt die liebe Sonne vom fast wolkenfreien Himmel. Hier kam sie freilich eine Stunde später hinter dem östlichen Felsenwall hervor und verschwand schon gegen 4 Uhr im Westen. Die Tagestemperatur bleibt durchweg angenehm. Nur die Nächte bringen Frost bis zu 7 Grad unter Null. Im Sommer aber brennt hier die Afrikasonne gewaltig. Bei genügend Regen zieht sie auch schöne Früchte an Mais, Amabele, Kartoffeln und Bohnen groß. Ein guter Teil des breiten Tales hat neben den Felsen nämlich auch recht fruchtbare Erde. Mehrere Wochen hindurch war also nun hier, in dieser anheimelnden Wildnis, meine Missionswerkstätte. Der Dachstuhl aus Rundholz mit doppeltem Walm mußte zwei Reihen Unterstützungssäulen erhalten mit entsprechenden Streben und Querverbindungen. Der ganze Bau steht auf einem Basaltlager und der Altar kam später direkt auf den Felsen zu stehen. Für die vielen Säulen aber mußten auf dem abschüssigen Block nach Linie und Wasserwage feste Sockel geschaffen werden. An der Eingangsseite war eine breite Veranda

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

anzulegen. Hinter dem Altare je ein Zimmer für den Missionar und Lehrer. Später ein kleiner Extrabau als Notküche und Nachtschutz für die Reitpferde, Werkzeuge und andere Bedürfnisse. Der etwa drei Hektar große Platz erhielt in der Folge den unentbehrlichen Drahtzaun, einen kleinen Friedhof, Schulgarten und Spielplatz für die Schüler. Nicht zu vergessen der immergrüne Schmuck einer Baumpflanzung, der keiner Missionsanlage fehlen soll.

Im Juni und Juli machte sodann der Strohdecker Stephan der Obdachlosigkeit im neuen St. Andreas ein Ende. Tausende von Bündeln des gelbweißen, feinen Deckmaterials nähte er kunstgerecht zu einem wasserdichten, nahezu einen Fuß dicken Pelz zusammen. Mit zwei Handlangern brauchte er dazu wohl über sechs Wochen Zeit. Dafür hat seine

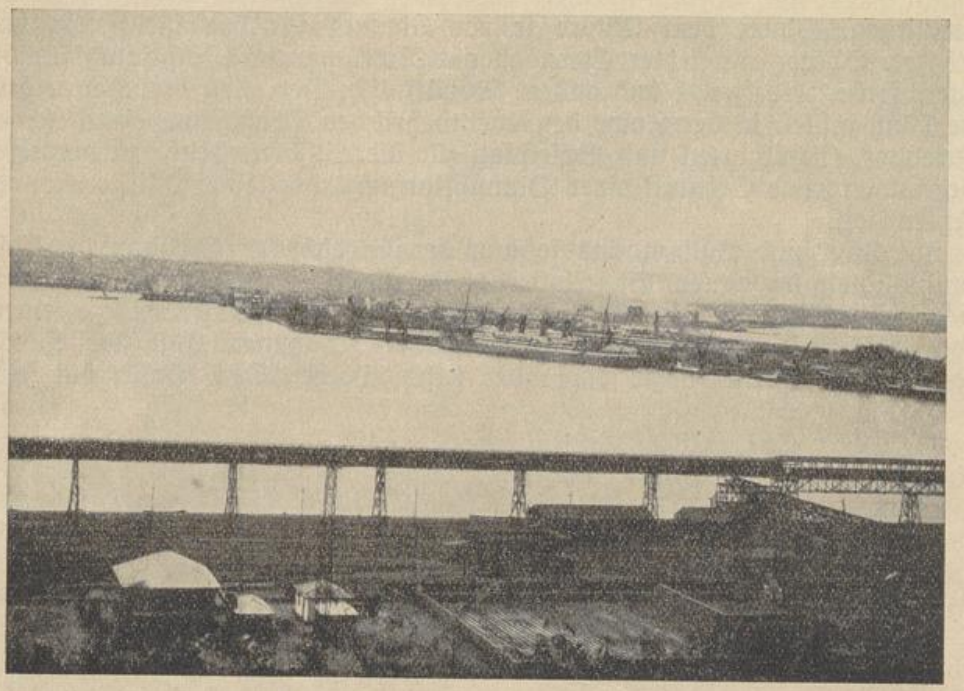


Industrieanlagen am Ingelafluß, Südafrika
Photo: Mariannhiller Mission

meisterhafte Arbeit nun auch schon über ein Vierteljahrhundert jeden Regentropfen vom Innern abgehalten. Besser ein langsames Geschäft für die Dauer — als ein rasches für die Katz', sagt der Bauer. Und er hat recht, zumal bei solch entlegenen Missionsplätzen.

Nach dem Eindecken kamen die Maurer wieder an die Reihe. Das haltbare Überziehen und Verputzen einer Rasenwand ist gar nicht so einfach. Solche Mauern setzen sich zwei bis drei Zoll und neigen sich auch leicht nach der einen oder anderen Seite. Die Wandflächen sollen wenigstens im Innern einer öffentlichen Kapelle und Regierungsschule in gerader Flucht und lotrecht dastehen. So zieht vieles Ausfüllen, Nachhelfen und Angleichen auch das Maurergeschäft stark in die Länge. Endlich war der Raum so weit, daß die innere Einrichtung, Türen, Fenster, Zimmer, Altarwände und der Altar selbst zur Vollendung gelangen konnten. Mit dem Dachstuhl bedeutet das Ganze immerhin für den Erzähler fast zweimonatliche Arbeitszeit. Wie stand es da mit Logie und Kost in der Wildnis? — Und während den rauhen Winternächten? Afrikanerhütten standen ja Dutzende in nächster Nähe. Die meisten davon sind aber — Räucherkammern und selten von Ungeziefer frei. Da hat

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Die Hafenanlagen von Durban
Photo: Mariannhiller Mission

der Europäer mit einer Nacht schon genug Gastfreundschaft. Ich zog für den Anfang eine andere Behausung vor. Zehn Minuten vom Bauplatz stand ein „Okkupationshaus", wie auch schwarze Farmer es vorschriftsmäßig herstellen müssen, wenn auch noch so armselig. Es müssen Stein- oder Ziegelmauern mit Blechdach sein im rechten Winkel, kein afrikanischer Rundstil. Hier fand ich wenigstens einen leeren Raum aus rohen Bruchsteinen mit niederem Blechdach. Denn die Eingeborenen bauen zwar solche Häuser, wohnen jedoch mit Recht lieber in ihren altgewohnten runden Hütten.

Eine alte, eiserne Bettstelle und mitgebrachte Decken waren mein Nachtlager. Gegen Mitternacht wurde es jetzt im Winter allerdings empfindlich kalt, denn das blanke Blechdach wölbte sich nur wenige Fuß über dem Kopf. Das einzige Fenster und die alte Tür schlossen schlecht die eindringende Kälte von außen ab. Kam dann noch ein eisiger Wind dazu, so wünschte man das baldige Ende der schlaflosen Nacht herbei. Aber der Morgen brachte kein warmes Frühstück, nicht einmal ein Fünkchen Feuer. Die Schwarzen stehen ja möglichst spät auf und in dem verlassenen Hause gibt es keinen Herd. So ging es denn jeden Morgen lange vor Sonnenaufgang aus dieser Baracke an den Bauplatz und an die Arbeit, um durch Bewegung warm zu werden. Quellwasser und Brot mit einigen Zutaten von daheim frischten dann die Kraft auf am Morgen, Mittag und Abend. Von den Eingeborenen wurden meist nur Eier oder etwas Milch angenommen. Hunger war also auch hier der beste Koch und die feine Bergluft tägliche Arznei.

Der Weg zum Nachtquartier führte durch Feld und über tiefe Gräben. Am Morgen wurde man vom Nachtreif durchnäßt und in der Dunkelheit verwandelten sich die Gräben zur Fallgrube. So zog ich es dann vor, in

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

einer Ecke des Neubaues von einigen Blechtafeln und etwas Stroh einen Schlafwinkel herzustellen. Ich war also der erste Bewohner von St. Andreas im Felsental. Geistige Auffrischung und religiöse Erbauung mußte man sich selbst verschaffen. Da war ja der auserwählte blanke Fels, auf welchen bald der einfache Altar des neuen Heiligtumes errichtet werden sollte. An dieser Stelle wird dann der beste Hirte aller Schäflein Afrikas die Seinen heimsuchen. Hier können die Einwohner des Felsentales und der weiten Umgegend seine Stimme hören, seine persönliche Gegenwart im heiligsten Sakramente erleben. Hier wird Christus seine Erlösungstat allmonatlich erneuern im heiligen Meßopfer und die Seelen durch die heiligen Sakramente heiligen. Christen, Katechumenen und Heiden werden das Wort der Wahrheit vernehmen. Eine Tür öffnet sich an diesem Orte für alle, der Eingang in das Reich des Glaubens, in die lichten Hallen der heiligen Kirche Gottes! Und damit die noch unwissenden Afrikaner das alles allmählich begreifen, dem Gnadenrufe folgen und treu bleiben, dazu braucht es gar viel fürbittendes Gebet. . . .

In solchen Gedanken und entsprechendem Handeln besteht die Morgen- und Abendandacht der Missionspioniere während des Bauens der neuen Außenforts. Nicht durch Zufall dringen sie ja bis in entlegene Gegenden, sondern gesendet von den Obern, der Kirche und dem Walten der alles leitenden Vorsehung. Das ist ihr Trost bei allen Opfern und Entbehrungen, ihre Kraft bei der Arbeit und unmittelbare geistige Erquickung ohne die gewöhnlichen Mittel des Ordensstandes. Ja, zuweilen schenkt der allgegenwärtige Belohner alles Guten während und nach den Mühen für die Mission unnennbare innere Freude, wie sie kaum im Kloster und Gotteshause oder an höchsten Festen jemals genossen werden. Wer es nicht glaubt, komme und erfahre es selbst.

Zum Tage heilig Kreuz-Erhöhung, 14. September, konnte dann in St. Andreas eine wirkliche kleine Kreuzerhöhungsfeier stattfinden. Auf die nahezu vollendete neue Missionskapelle im Felsental wurde nämlich ein weißes Holzkreuz aufgesetzt. Es kam über die Walmspitze des Daches zu stehen, genau den Punkt anzeigend, wo unten der Altar direkt auf dem Felsen ruht. Das außen weithin sichtbare Kreuz zeigt also die heilige Opferstätte an, wo im Innern von jetzt an regelmäßig das größte Missionsereignis stattfindet. Des Propheten Wort erfüllt sich ja in jeder heiligen Messe: „Gott selbst kommt und erlöset euch!" Diese wirkliche Ankunft Christi im Missionslande, in der Missionskapelle und — durch die heiligen Sakramente, in den Herzen dieser Eingeborenen ist ja eben das hier sich vollziehende Werk der Erlösung, die eigentliche Missionstat, durch den Priester und die Kirche ausgeführt. Das bedeutet den Sieg des Kreuzes über die Erde hin.

Der Laienbruder aber darf den Raum schaffen, das Haus bauen, wo Gott einkehrt, um die Menschen dieser Gegend zu heiligen und auf sein ewiges Reich vorzubereiten. Das ist die Ehrenmission der schwieligen und arbeitswilligen Hand im Dienste desselben Erlösungswerkes der Welt. Wenn nun der Bau fertig dasteht und das Kreuz gleichsam als Krone aufgesetzt wird, so ist das eine ganz eigene Freudenstunde, die nur eben im Heidenlande genossen werden kann. Noch mehr gilt es vom Tage der Einweihung und Eröffnung des neuen Missionsforts. Von der Stunde, wo hier zum erstenmal das göttliche Opfer gefeiert, die Lossprechung erteilt, die heilige Kommunion gespendet und Gottes Wort verkündet wird! Wer alle diese Dinge im vollen Lichte des Glaubens auffaßt und im

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Geiste der Liebe seinen Anteil zum Werke beigetragen hat, der erlebt in Wirklichkeit etwas, das sich mit menschlichen Worten nicht sagen läßt. Bloß andeuten, ahnen und in schweigender Dankbarkeit gegen Gott feiern. . . .

Seine gütige Vorsehung fügt es wunderbar, daß alle Generationen der Christenheit am Werke der Apostel teilnehmen können. Ja, nach 19 Jahrhunderten Missionstätigkeit, hat die Gegenwart mehr als je diese Gunst und Gnade. Sie wird auch fortdauern, bis Zeit und Werk vollendet sind. Die Mission schließt mit dem Posaunenschall des jüngsten Tages. Petrus und Andreas waren Brüder, Fischer und Jünger des Vorläufers Johannes. Beide hörten von ihm das Wort: „Sehet das Lamm Gottes, welches die Sünden der Welt hinwegnimmt!". Beide wurden von Jesus berufen und zu Menschenfischern gemacht. Beide starben wie er am Kreuze. Ihre Nachfolger in der Mission haben ähnliche Aufgaben und alle wiederholen Johanni Wort: „Sehet das Lamm, welches hinwegnimmt die Sünden der Welt!" Gleichzeitig wirken sie mit, daß die Sünde wirklich hinweggenommen und die Gnade des Christentumes mit dem heiligen Glauben ausgebreitet wird.

Der Name Andreas bedeutet so viel als männlich, stark und fest. So harmoniert er mit dem soliden Felsen, auf dem die St. Andreaskapelle steht und mit den gewaltigen Felsenbergen rings um das Tal. Unter den 40 Bauplätzen in der Mission sprach dieser dem Berichtschreiber am meisten an. Da fand sich alles vereinigt: Klarer Himmel und idyllische Erde; heilige Stille und rauschende Bäche; hohe Berge und tiefes Tal; rauhe Felsen und prachtvolles Grün; Urzustand und Zivilisation; Heidentum und Christentum; verschiedene Afrikastämme und einheitliche Mission. In den drei Jahrzehnten ist dort nun fast alles katholisch geworden. Der Grundbesitzer, der den Platz zur Kapelle schenkte, war einer der ersten Neugetauften. Nun ruht er längst dort auf dem kleinen Friedhof. Mehrere Familien sind musterhaft christlich. Die Schule hat viele Kinder unterrichtet und für das Leben vorbereitet. „Bessere Felder, bessere Häuser und bessere Herzen" sind nun im Felsental, wie das Programm der katholischen Afrikaner besagt. Aber auch in weitem Halbkreis außerhalb des Tales wirkt der Einfluß der Mission segensreich weiter.

Die wirtschaftliche Entwicklung der Gegend bleibt freilich durch den „Steinreichtum" beschränkt. Bodenarmut läßt wenig gute Felder aufkommen. Doch halten die Schwarzen hier viele Ziegen, genügend Rinder und einige Schafe. Schon zur Bauzeit war eine nicht unansehnliche Pferdezucht im Gange. Sogar Europäer und die Mission bezogen eine vorzügliche Rasse aus dem Felsental. Der Sumpf und die Wege sind verbessert. Es geht allmählich voran. Das Bantuvölkchen mehrt sich mit dem Kinderreichtum, der seit den Bautagen nicht abgenommen. Die Kapelle und Schule aber kann noch lange fortbestehen bis ein mehr massives St. Andreas zustande kommt. Es lebe im Frieden des heiligen Kreuzes!

Das schöne „Vaterunser" ist nichts anderes als ein herrliches Missionsgebet: „Zu uns komme dein Reich, wie im Himmel über alle Engel und Heiligen, so auch auf Erden über alle Menschen und Völker".

P. Acker, C. S. Sp.

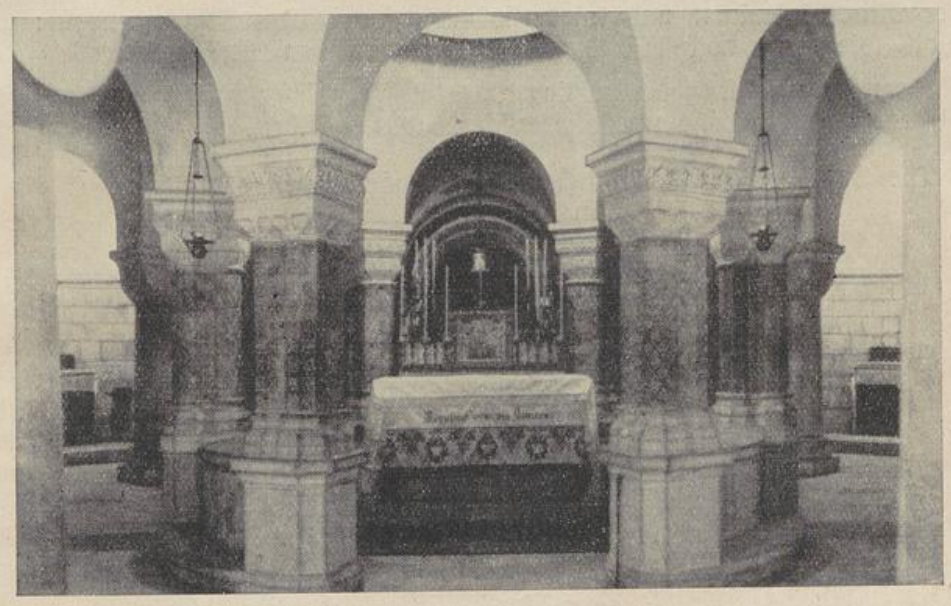
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ins Heilige Land

Von P. Florian Rauch, RMM. (Fortsetzung)

Die Kreuzfahrer wandelten die Felsenmoschee in eine christliche Kirche um und setzten das Kreuz an Stelle des Halbmondes, aber durch den Sieg des Sultan Saladin über die Christen im Jahre 1187 bei Kurun Hattin in der Nähe des Sees Genesareth ging die Kirche wieder in den Besitz der Mohammedaner über und ist es geblieben bis heute.

An dieser Stelle stand einst das prachtvollste Gotteshaus der Welt, der jüdische Tempel, in welchem täglich Opfer dargebracht wurden zur Ehre, Lob und Dank des Allerhöchsten, wohin das auserwählte Volk alljährlich pilgerte, um dort zu beten und zu verkehren wie ein Kind mit



Dormitio: Krypta
Photo: P. Florian, Köln

seinem Vater, wo es so viele Beweise der göttlichen Liebe und Barmherzigkeit erhielt, so viele Gnaden und Segen von Jesus selbst, aber weil es in seinem Stolze und in seiner Hartnäckigkeit den von Gott gesandten Erlöser nicht anerkannte, nicht an ihn glaubte, sondern ihn verwarf und sogar tötete, so wurde dieses undankbare Volk furchtbar gestraft bis zum heutigen Tag und zwar so lange, bis es Christus als den wahren Messias annimmt und ihm huldigt.

Am Südrande des Tempelplatzes erhebt sich die Akfa-Moschee. Früher stand an dieser Stelle eine christliche Kirche, „Maria Opferung" genannt. Sie war erbaut von Kaiser Justinian anno 530, weil Joachim und Anna das dreijährige Kind Maria an diesem Orte des Tempels darbrachten für den Dienst des Herrn.

Hier wohnte auch die Prophetin Anna, welche das Kind Jesu begrüßte, als es im Tempel geopfert wurde.

Die Akfa-Moschee ist das umfangreichste Gebäude auf dem Tempelplatz, 80 Meter lang und 55 Meter breit.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Um den Tempelplatz herum sind noch andere sehenswerte Orte. So z. B. der Ketten-Dom. Hier soll Salomon Gericht gehalten und eine geheime Kette gespannt haben, von der sich jedesmal ein Ring löste, sobald ein Zeuge einen falschen Schwur tat. Die Himmelfahrtskuppel, Kubbet el- Miradsch, die der Himmelfahrt des Propheten; die Kubbet el- Arwach, die Geistergrotte; die Kebbet el- Chadr, wo die Geister Salomon geplagt haben sollen u. a.

Am südwestlichen Winkel sind noch Überreste einer Mauer des Tempels Salomon, die, wie die Juden glauben, stets „die Gegenwart der Majestät Gottes" behalten haben. Es ist die bekannte „Klagemauer" oder „Tränenplatz". Die Juden besuchen diesen Ort besonders am Freitag Nachmittag, am Sabbath und Feiertagen. Sie werfen sich auf den Boden, hocken sich hin, lesen Psalmen oder die Klagelieder des Jeremias; sie küssen die Steine der Mauer, weinen und wiederholen seufzend den Schmerzensruf: „O Gott, wie lange noch läßt du uns warten auf den Messias!"

Jerusalem zählt gegenwärtig 105 000 Einwohner, davon sind 65 000 Juden, 20 000 Mohammedaner und 20 000 Christen.

Die Zahl der Christen dürfte sich folgendermaßen gestalten:

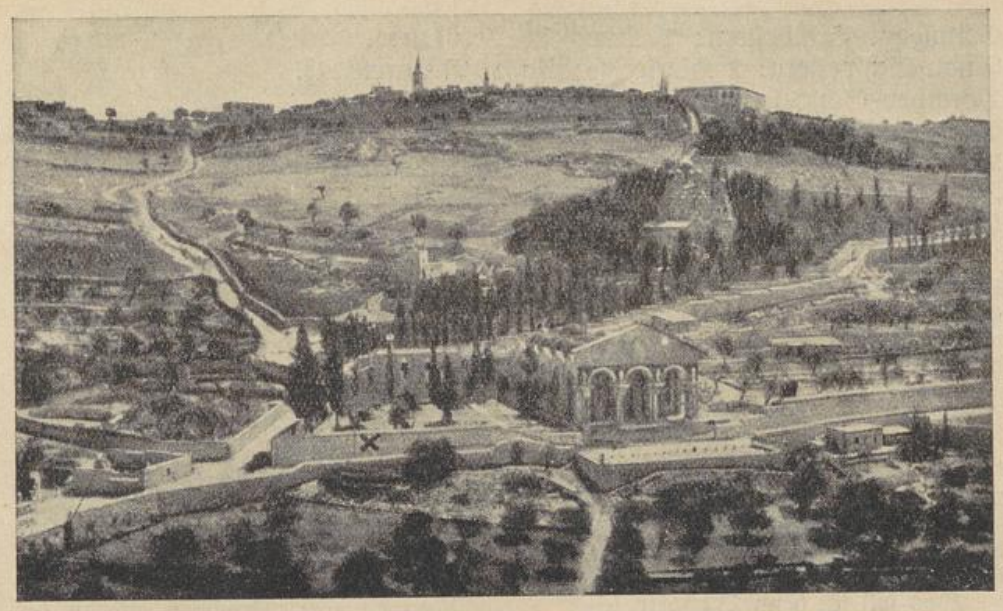
6650 Griechen
5900 Röm. Katholiken
2039 Armenier (Gregorianer)
634 Jakobiten
263 Melkiten
258 Armenische Katholiken
126 Maroniten
91 Griechische Katholiken
89 Kopten
26 Assyrische Katholiken
35 Abessinier
1572 der Englischen Hochkirche
67 Lutheraner
34 Presbyterianer
2216 Christen ohne Angabe d. Kirchenzugehörigkeit

Katholische Orden und Genossenschaften:

a) Männliche Orden und Genossenschaften:

Franziskaner: 20 Häuser (Jerusalem 6, Bethlehem 2, Ain Karem 2, Emaus-Kubebe 1, Jaffa 1, Ramle 1, Haifa 1, Akko 1, Nazareth 2, Mudscheydel 1, Tiberias 1, Kapharnaum 1).
Karmeliter: 3 Häuser in Haifa und auf dem Karmel.
Schulbrüder: 5 Häuser (Jerusalem 1, Bethlehem 1, Jaffa 1, Haifa 1, Nazareth 1).
Weiße Väter: 2 Häuser (Jerusalem 1, Ain Karem 1).
Österreichische Brüder v. Joh. v. Gott: 1 Haus in Nazareth.
Patres von Bethharram: 2 Häuser (Bethlehem 1, Nazareth 1).
Dominikaner: 1 Haus in Jerusalem.
Sionspatres: 1 Haus in Jerusalem (Ratisbonne).
Assumptionisten: 2 Häuser in Jerusalem.
Deutsche Lazaristen: 3 Häuser (Jerusalem 1, Kubebe 1, Tabgha 1).

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Ölberg mit Garten Gethsemane
Photo: P. Florian, Köln

Salesianer: 5 Häuser (Jerusalem 1, Bethlehem 1, Bejth Gamal 1, Haifa 1, Nazareth 1).
Trappisten: 1 Haus in Latrun.
Französische Benediktiner: 2 Häuser (Jerusalem 1, Abugosch 1).
Passionisten: 1 Haus in Jerusalem.
Deutsche Benediktiner: 1 Haus in Jerusalem.
Französische Lazaristen: 1 Haus in Jerusalem.
Jesuiten: 1 Haus in Jerusalem.

b) Weibliche Orden und Genossenschaften:

Josephsschwestern: 11 Häuser (Jerusalem 3, Bethlehem 1, Jaffa 3, Ramle 1, Abugosch 1, Nablus 1, Nazareth 1).
Damen von Nazareth: 4 Häuser (Haifa 1, Nazareth 1, Akko 1, Schefa Amr 1).
Sionsschwestern: 2 Häuser (Jerusalem 1, Ain Karem 1).
Karmeliterinnen: 6 Häuser (Jerusalem 1, Bethlehem 1, Haifa 3, Nazareth 1).
Rosenkranzschwestern: 20 Häuser in Jerusalem und den Missionsstationen des Lateinischen Patriarchats.
Klarissen: 2 Häuser (Jerusalem 1, Nazareth 1).
Franziskanerinnen: 11 Häuser (Jerusalem 2, Bethlehem 1, Ain Karem 1, Jaffa 1, Ramle 1, Haifa 1, Nazareth 1, Tiberias 1, Mudscheidel 1, Kapharnaum 1).
Vinzentinerinnen: 4 Häuser (Jerusalem 1, Bethlehem 1, Haifa 1, Nazareth 1).
Borromäerinnen: 9 Häuser (Jerusalem 3, Kubebe 2, Haifa 3, Tabghal 1).
Reparatrice-Schwestern: 1 Haus in Jerusalem.
Salesianerinnen: 3 Häuser (Jerusalem 1, Bethlehem 1, Bejth Gamal 1).
Benediktinerinnen: 1 Haus in Jerusalem.
Hortus-conclusus-Schwestern: 1 Haus in Artas bei Bethlehem.
Porea-Schwestern: 1 Haus in Jerusalem.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Cottolengo-Schwestern: 1 Haus in Jerusalem.
Anna-Schwestern: 2 Häuser (Haifa 1, Nazareth 1).
Dorothea-Schwestern: 1 Haus in Jerusalem.
Capitano-Schwestern: 1 Haus in Jerusalem.
Kalvaria-Schwestern: 1 Haus in Jerusalem.
Todesangst-Schwestern: 1 Haus in Jerusalem.
Österreichische Schwestern: 1 Haus in Jerusalem. (Fortsetzung folgt).

„Auserwählt"

Ein religiöser Bauernroman. Von Berthold H. Withalm.

(Fortsetzung)

„Nein", bebte Franz, „ich bin nichts Bsonders."

Und nach einem kurzen, drückenden Schweigen rief er mit fast weinender Stimme aus:

„Was soll ich denn Bsonders sein?"

„Net ereifern, Kooperator!" ermahnte Birnbacher gütig. „Hingeben dem, was man mitkriegt hat in die Welt. Sie haben es beim Vorderwöllner auch getan. Und ich weiß, ich weiß: 's wird noch mehr kommen."

„Ich wußt nicht, wie's kam", stöhnte Franz auf.

„Weil's etwas Heimlichs ist", schloß Birnbacher. „Ganz etwas Stilles. Und von stillen Geheimnissen soll man gar net reden."

Sie schwiegen und sahen in stummer Ergriffenheit vor sich hin. Birnbacher war die Pfeife erloschen. Er ließ sie an sich herabsinken und schlug die Hände zu einem stillen Gebet zusammen. Sein Flehen galt dem Kooperator.

In dem türmten sich zwei Welten zu einem großen Kampfe auf.

Es rang die Erde in ihm mit dem Himmel.

Und dies war sein Schicksal.

Die Erde zog ihn zu sich. Und der Himmel rief ihn.

Er trat leise an das offene Fenster.

Fliehende, dunkle Wolken segelten unter dem Nachthimmel dahin. Da und dort schimmerte ein Stern aus der Unendlichkeit.

Das stille Bärnmoos schlief. Dunkle Riesen betreuten ringsum das Dorf. Ihre Felsenhäupter erhoben sich steil zum Firmament. Und um ihre Scheitel schwommen die Nebel wie filzige Hüte einher. Fernab rauschte der Staubfall und die schwarze Ache. Ihre Wasser brausten über Felsen und Geröll dahin. Und ihre ewige Kraft zerklüftete die Berge.

Ihre Melodie störte den heimlichen Frieden nicht. Ihr herber Ton verschmolz sich mit dem Klang, der die Menschen zu ihrer Erde ruft.

Das Herz des Kooperators lauschte nach den dumpfen Tönen. Sein Blut rief nach seiner Erde.

Aber die Seele leuchtete auf an der Kraft, die ihr der Himmel verlieh.

Und zwischen diesen beiden Gewalten stürmte das Leid in diesem jungen Priester.

Wie werde ich's ertragen?

Er wandte sich ab und schlich mit dem Gruß davon:

„Gute Nacht!"

„Eine gute, friedliche Nacht, mein Lieber!" wünschte Birnbacher leise.

5. Der Sturzbach

Ein heißer, trockener Sommer kam. Die harten Strahlen der Sonne brannten auf die Felsen, daß die Luft wie flimmerndes Glas über dem erhitzten Gestein spiegelte.

Die Erde war ausgedörrt und hielt ihre Poren gierig nach segnendem Naß geöffnet. Die aufgespeicherte Wärme zerriß die gelbfahlen, vertrockneten Schollen.

Das Almvieh flüchtete vor der Hitze in das schattige Niederholz. Dort scheuerte es seine derben Rücken an den Stämmen, um sich von den blutsaugenden Insekten zu befreien. Oder es scharrte die Erde auf, bis es auf kühlen Grund kam. Darin streckte es sich faul aus.

Doch die Bauern arbeiteten auf gemähten Wiesen. Sie beeilten sich, das dürrraschelnde Grummet unter Dach und Fach zu bringen.

Die Arbeit war hart. Der Schweiß troff ihnen von Stirne und Brust, die Arme sanken ermattet, aber ihr eiserner Wille hielt sie aufrecht.

Sonderlich an den engen Stellen des Achener Tales, wo die nahen Felsen die Sonnenstrahlen brennend heiß zurückwarfen, trieben die Bauern Knechte und Tiere zu hastiger Arbeit an.

Der Achleitner, dessen Hof an der eng-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sten Stelle des Tales lag, stand mit gekrümmtem Rücken in seinem Felde und warf unermüdlich Fuder um Fuder auf den kleinen Wagen. Von Zeit zu Zeit blickte er gegen den Himmel und schnupperte in die Luft.

Dann rief er sein Weib und seine Kinder an:

„Weiter! Weiter! Hiasl! Gretel! Heut gibt's noo a Wetter. Net, daß uns geht wie vordens Jahr und tragt uns's ganze Grummet weg. Wüaßt, Buam! Hoo!" schrie er wieder seine Ochsen an und führte den schwankenden Wagen zum nächsten Heuschober vor.

Während er schrie, klang von fernher ein leises, weitentlegenes Rollen. Es hätte ein Stein oder Stück Holz sein können, das irgendwo weitab ins Tal kollerte.

Der Achleitner nahm den Kopf hoch und schielte zum Dürnbachhorn hinauf, dessen Felsentürme in den Himmel ragten.

Der Bauer horchte angestrengt. Drückende Stille lastete wieder ringsum. Nur die Bremsfliegen surrten um die Leiber ihrer Opfer. Kein Blatt rührte sich und kein Hauch strich durch die Landschaft.

„A Stund noo. Länger geht's nemmer her", brummte er vor sich hin und trieb wieder seine Gabel in das dürre Gras.

Als der Wagen übervoll gehäuft war, schoben sich die ersten Wolkenfetzen über das Dürnbachhorn hinweg. Träge, in grüngrauer Farbe, türmten sie sich ineinander.

„Jetzt aber pressiert's", schrie der Bauer. „Packts an, daß ma noo trocken hoamkommen!"

Er schlug auf die Ochsen ein. Weib und Kinder griffen in die Speichen oder stützten mit den Gabeln die schwankende Fuhr.

Die kleine Resl, sein jüngstes Kind, tappte hintendrein.

Keuchend und in Schweiß gebadet landeten sie zur rechten Zeit auf dem Achleitner-Hof. Im nächsten Augenblick fegte der erste Windstoß durch das enge Tal. Er wirbelte die Heuschober, die zurückbleiben mußten, in die Höhe, er brauste durch die Fichten und drückte ihre Wipfel zur Erde nieder.

Der Stoß dauerte nur wenige Augenblicke. Dann drückte wieder unheimliche Stille die Landschaft.

Aber in Bergeshöhe jagten dräuende Wolken dahin. Ungetüme Gebilde, zu riesigen Ballen gehäuft. Vom Dürnbachhorn wälzte sich die graugelbe Gewalt einher. Ein riesiger Vorhang, unter dem ein Berggipfel nach dem anderen versank.

Die ersten Blitze grellten auf und ihre Donner brachen sich in vielfachem Echo an den Fels- und Bergwänden.

Während die Achleitner ihre Fuhre in den Stadl schoben und aller Sinn nur auf die Rettung des Heues bedacht war, erinnerte sich die kleine Resl, daß sie ihr Püppchen an der Ache liegen ließ.

Mit unbekümmertem Kindersinn lief sie auf die Wiese zurück.

Sie fand es bald.

Aber da brach das Unwetter los. Mit plötzlicher, überraschender Gewalt verfinsterte sich der Himmel. Feuergarben schossen mit erschütterndem Krachen aus dem schwarzen Gewölk.

Klein-Resl schauerte zusammen. Sie flüchtete unter einen großen, felsigen Stein, der aus der Wiese ragte. Ein Sturzbach mag ihn einstens vom Berg gerissen haben. Dort kauerte sie zusammen, ihr Püppchen eng an das Herz gedrückt, und schrie nach der Mutter. Aber das Aufheulen des Sturmes verschlang ihre Stimme.

Jetzt öffnete auch der Himmel seine Schleusen und in wilden Güssen prasselte der Wolkenbruch zur Erde nieder.

— — — — —

Zur selben Zeit flüchteten Mensch und Tier im oberen Achental auf die Hänge. Der sonst friedliche, smaragdgrüne Bach schäumte wie ein wildes Ungeheuer auf, stürzte in rasender Eile über Felsen und Schutt hinweg und schwoll mit jedem Meter an. Von den Bergen donnerten die Fluten in engen Schluchten und Moränen zu Tal. Sie rissen Bäume, Geröll und Felsen mit sich.

Das schmale Bett der Ache konnte die Massen nicht mehr aufnehmen. Da und dort wurde es von dem abstürzenden Geröll verschüttet.

So schäumten in kurzer Zeit die braunen Wogen über die Ufer und brachen in ungehemmt wilder Jagd in das enge Tal.

Doch der Donner der brausenden Wasser wurde noch von den dröhnenden Schlägen übertönt, die den Blitzen folgten, wurde noch von dem Peitschen des Sturmes überheult, der durch die Schlucht einherfegte.

— — — — —

Der Förster von Oberach rief, solange er noch Verbindung bekam, alle erreichbaren Stellen an:

„Hochwasser! Sturzbach! Hochwasser! Sturzbach! Weitersagen! Weitersagen!"

So kam die Botschaft auch ins Pfarrhaus.

Franz Eisenbichler überlegte nicht lang. Er warf den Wettermantel um und eilte ins Dorf.

Da standen schon die Männer. Sie waren mit Äxten, Stangen und Picken bewaffnet.

Als ihr Kooperator sich zu ihnen gesellte, machten sie erstaunte Augen. Aber sie fragten nicht lange und nahmen stumm seine Führerschaft an.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

So zogen sie los und kämpften sich gegen Sturm und Wolkenbruch, ihr Priester an der Spitze, der Achenschlucht zu.

Eine unheimliche, unbestimmte Macht zog ihn vorwärts. Er stemmte sich dem heulenden Unwetter entgegen und schritt mächtig aus. Die hinter ihm hatten Mühe, mitzukommen.

— — — — —

Die Achleitner hatten ihre Heufuhre untergebracht. Sie eilten in die Stube, um in der Christus-Ecke ihren Herrn um Gnade anzuflehen.

Da ging der Mutter die Resl ab.

Sie suchte sie in der Stube, in der Küche, in den Kammern, sie rief nach ihr, bis es der Bauer vernahm und erstaunt fragte:

„Was is? Wo is 's Dirndl?"

„Woaß net, e woaß net", schrie die Bäuerin zurück.

„Wo is 's Dirndl?" herrschte sie nun der Bauer an.

Da erinnerte sich die Mutter:

„Jessas, heilige Mutter! Die werd doo net wieder abiglaffen sein zum Bach. Sei Puppen hat's net dabei ghabt."

„Herrgott, hilf!" schrie der Achleitner auf und rannte aus dem Haus.

— — — — —

Die braunschäumenden Wogen stürzten einher. Kleine Felsen und Baumstämme überschlugen sich darin, prallten aneinander, bäumten sich auf und wurden fortgerissen. Aus dem dunklen Gewölk peitschten Sturm und Regen. Blitze zuckten spaltend in hohe Bäume und der Donner brach sich brüllend an den Bergwänden.

Klein-Resl stand zitternd an ihrem Felsen. Sie wagte nicht, den schützenden Platz zu verlassen. Doch als die Fluten der Ache immer näher an den Felsen herankamen, folgte das Kind einem natürlichen Trieb. Es kletterte den Stein hinauf und suchte mit großen, blauen Augen nach der Mutter.

Und das Wasser schwoll, brauste wie ein riesiges Ungetüm einher, wirbelte um den Felsen. Blöcke und Stämme rannten an ihn an, barsten durch die Wucht des Stoßes auseinander und wurden wieder fortgerissen.

Inmitten dieser Verheerung fand der Achleitner sein Töchterchen. Kaum zwanzig Meter von ihr entfernt, gebot ihm die schwellende Flut ein Halt. Er mußte ohnmächtig zusehen, wie sich die Wogen an dem Felsen emporfraßen.

Es half kein Jammern und Schreien, mit dem er und die nachgeeilte Mutter den Herrgott und alle Schutzheiligen anriefen: das Wasser schwoll! Mit jedem Augenblick wirbelten seine wildschäumenden Wogen näher an das kleine Mädchen heran.

— — — — —

Da kam der Kooperator mit den Bärnmoosern angeeilt.

Der Achleitner stürzte ihnen entgegen: „Helft's! Helft's! Inser Resei kimmt um!"

Aber die Bauern sahen ratlos umher: bald auf das kleine, hilflose Wesen auf dem Felsen, bald in die überstürzenden Fluten, durch die keiner lebend durchkonnte.

Nur in Franz bäumte sich die Kraft auf: Du schaffst es!

Im nächsten Augenblick schrie er:

„Ein Seil! Ist ein Seil da?!"

Einer hatte ein Bergseil mit. Es war genügend lang. Franz nahm es, warf Mantel, Rock und Schuhe weg, schnürte es um seinen Leib und rief den Bauern zu, die entgeistert auf ihren Priester blickten:

„Da halt's fest! Ich hol die Resl."

Einige schrien zurück:

„Jesses, laßts eahm net. Dös is sei Tod! Eahner Tod, Kooprater!"

Franz aber brüllte grob auf:

„Ich hol sie!"

Und dann, was seine Stimme hergegeben konnte: „Resei! Halt di staad! I kimm!"

Er warf den Bauern das Seil zu, packte mit jeder Faust nach einem starken Prügel, und ehe ihn noch einer hindern konnte, stand er in dem tobenden Element. Ruck um Ruck arbeitete er sich gegen die stürmende Gewalt, und als er den Boden unter sich verlor, spannte er seine Muskeln und seinen Willen zu übermenschlicher Kraft und warf sich mit mächtigem Schwunge in Schaum und Wirbel.

Nach drei gewaltigen Stößen klammerte er sich an das Gestein. Mit eisernem Griff hielt er sich an einem Vorsprung fest und mit den Füßen arbeitete er sich nach.

Da prallte ein Holzklotz an ihn. Er schrie vor Schmerz auf und biß sich in die Lippen. Aber seine Fäuste ließen nicht locker und mit krampfhaft verzerrtem Gesicht zog er sich Stück um Stück höher, bis er die Resl fassen konnte. Ein Blick zurück, ob kein Holzstamm einherkäme, und dann glitt er mit der Kleinen im Arm den Felsen hinunter. Kräftige Arme zogen die beiden an das rettende Ufer.

Dort brach der brave Mann zusammen.

— — — — —

Zuerst wichen die Bauern scheu vor dem Ohnmächtigen zurück. Einige beteten, einige starrten auf den kleinen Felsen, über dessen Gipfel die Wellen zusammenschlugen.

Die meisten aber erschauerten vor dem schier Wunderbaren dieser Rettung.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Bauer vom Unterrauschberg, Simon Hallweger, ermannte sich als erster. Er hob Franz ein wenig hoch und rief ihn an:

„He! Kooprater! Was is?"

Franz hörte den Anruf wie aus einer fernen, weiten Halle. Er hatte nicht Kraft, Antwort zu geben. So nickte er nur mit dem Kopfe.

„Packts an", rief der Unterrauschberger

„Is halt a Bärnmooser! A Achentaler!"

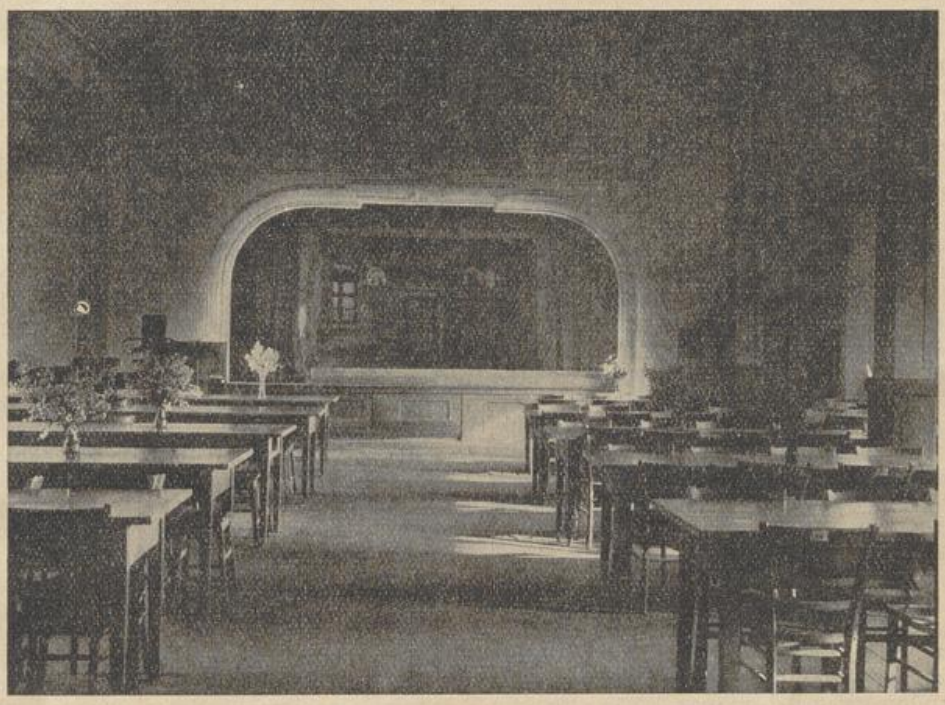
„Ja, inser Kooprater! Dös is oaner!"

„Allsam wann so waarn!"

„A Wunder is giwen! Man kann net anders sagen: A Wunder is giwen."

„Werd eahm do net weit fehln? Leicht hat er si's Kreuz abgschlagen."

„Ah geh, da taat er nimmer schnaufen. Der is grad abgmatt!"



Der Speisesaal als Fest- und Theatersaal
(Missionsseminar St. Joseph, Reimlingen)
Photo: Josef Käser, Wasserburg

den Umstehenden zu. „Tragen ma'n aufi zum Achleitner, da warm ma'n ein, nacha werd er sie glei wieder erholen. Ob eahm net a Trumm dawischt hat?"

Sie hoben ihren Kooperator vorsichtig auf und trugen ihn langsam in das nahe Haus.

Die Achleitnerin, die über ihr Glück ihre Kraft wiederfand, eilte voraus, holte Leintücher und warme Decken, breitete sie auf dem Kanapee aus und war eben fertig, als die Bauern ankamen.

Mit schweren, langsamen, aber sorgfältigen Schritten stampften sie mit dem Verwundeten den kleinen Berg herauf. Die anderen drängten sich an die Träger heran. Sie mußten in Franzens Antlitz schauen, als sähen sie ihn das erstemal.

Und ein jeder wußte einen Lobesspruch auf den tapferen Mann:

„Naa, dös is oaner!"

So brodelte es durcheinander.

Dazu dröhnte es weiter durch die Schlucht, heulte der Sturm durch die Wälder, der Regen peitschte hernieder.

Als sie in die Stube kamen, meinte Franz, aus eigener Kraft stehen zu können. Er versuchte es, aber sogleich sank er mit einem leisen Aufschrei zusammen. Ein heftiger Schmerz schnitt ihm durch die Hüfte.

Der Unterrauschberger nahm den jungen Priester in seine Arme und trug ihn zum Kanapee. Er untersuchte ihn und seine schweren Hände tasteten wie weiche Polster über die kranke Hüfte.

Ganz langsam griff er fester zu und versuchte, das Bein hin und her zu bewegen. Es ging.

„Gott sei Dank, die Knochen san heil", rief er Franz zu. „Aber a groß Trumm muaß Eahner da erwischt haben. Ganz rotblau ist der Fleck." Dann zum Achleit-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ner: „Hast an Arnika dahoam, ast legn ma oan auf. Und um'n Dokta soll oaner ins Dorf gehen und um a Gwand fürn hochwürdigen Herrn."

Der Achleitner eilte hinaus, und der Unterrauschberger bettete seinen Priester zurecht.

Dann sprach er:

„Der Kohler, Enker Vater, wenn Enk sehgn taat, i moan, der taat si narrisch freun!"

Franz horchte auf.

„Ja, dös muaß ma sagn", rief der Bauer weiter, während er Franz in die warmen Tücher hüllte, „a Kuraschi, die hat inser Kooprater! So an Mann, da muaß ma lang suchen! Dös habn S' im Seminar net glernt! Dös is die Kohler-Rass, und die is a guate gwen, schoo allweil.

Da mußte Franz trotz aller Schmerzen zu dem großen, starken Bauern auflächeln. Und mußte sich freuen: denn das war die Erde, die Heimat, die zu ihm sprach. Ein jedes Wort sog er in sich ein und fragte nicht mehr nach dem Zehent, den er für dieses Erleben abzahlen mußte.

Er streckte dem Bauern die Hand hin.

Der griff nach ihr und sprach einfach, indem er Franz voll anblickte:

„Wiß ma schoo! Wiß ma schoo! Kohler-Kooprater!"

6. Die Kapelle

Durch das stille Bärnmoos schwirrte lautes Gerede: in Stuben und Gassen, an Herden und in Ställen, überall sprach man von Franzens tapferer Tat.

Man pries sie, und im Preisen begann man, sie zu verklären.

Das Wort: Ein Wunder war's! sprang zwischen dem Lobgerede hin und her, einer gab es dem andern, bis sich alle und sonderlich die Frauen darin einig wurden, daß dieser Kohler-Franz-Kooperator übernatürliche Kräfte besitzen müsse.

Doch davon wagte man nur zu lispeln.

Dafür sprach man um so lauter davon, daß man dem tapferen Manne einen Dank schuldig sei. Über die Form dieses Dankes wollte man sich am nächsten Sonntag beim Postwirt beraten.

Da saßen nun Bauer und Bürger in der großen Wirtsstube. Fein säuberlich voneinander getrennt.

In der Nähe des Ofens hatten die Bauern ihre Tische, und an diesen ein jeder seinen Stammsitz Der gehörte seit urdenklichen Zeiten zu einem bestimmten Hof. Auf diese Ordnung hielt der Bauer strenge. Wie auf dem Freithofe, wo die Grabstätte dem Hofe gehört und nicht seinem Besitzer. Da lagen die Unterrauschberger oder Seppenbauern seit vielen Jahrhunderten übereinander.

Weil der Wirtshaussitz dem Hofe gehörte, saß der Bauer nicht als Gast vor seinem Glas Bier, sondern auf einem Stück seiner Heimat: in gemächlicher Ruhe, breit und unbekümmert um seine Umgebung.

Die Kellnerin mußte für alle besorgt sein, wie die Bäuerin daheim. Sie wußte, wieviel und was jeder der einzelnen Bauern trank, und ohne zu fragen stellte sie einem jeden sein Glas Bier hin. Ein kaum verständliches „Zum Wohl!" brummte sie dazu.

Erst wenn der einzelne Bauer am Ende seines gewöhnlichen Bierbedarfes angelangt war, stellte sie das letzte Glas mit der Frage hin: „'s letzte?"

Schwieg der Zecher dazu, dann wußte sie, daß sein Durst gelöscht sei. Sah er aber nach ihr um und zwinkerte mit feuchtfröhlichem Verlangen ein Auge zu, dann durfte sie ihm beim nächsten Gang das erste Glas über den Durst hinstellen. Und mit diesem hörte das Fragen wieder auf, sintemalen dem bayerischen Bier eine heimtückische Kraft innewohnt: Wer das Ende des Durstes nicht errät, dem hört er nimmer auf.

Wenn die Bauern nur ihr sonntägiger Brauch zusammentrieb, sprachen sie wenig. Sie stützten sich mit breiten Ellbogen bequem auf die Tische, die Pfeifen baumelten von den Lippen, die Hüte wurden etwas ins Genick oder über ein Ohr geschoben, Rauchschwaden und Bierdunst zogen um ihre hölzernen Schädel und die Augen blickten bald in die Bierkrügel, bald den Rauchringeln nach. Bedacht tranken sie ihre festgesetzte Menge, zahlten, indem sie das Geld auf den Tisch legten, erhoben sich, als hätten sie durchaus nicht die Absicht, heimzugehen, drückten den Hut in die Stirne, brummten „Pfüat Gott, beinand!" und trotteten heimzu.

Es gab einige unter ihnen, die sprachen noch weniger, die schweigen konnten, selbst wenn der Bärnmooserberg eingestürzt wäre. Und doch war dies Schweigen eine beredte Sprache. Denn zwischen diesen Heimlichen lag eine tiefe Verständigung des Blickes, der Bewegung, des geheimnisvollen Hauches, der dem schweigenden Bauern entströmt.

Selbst an diesem Sonntage, da ein lautes Gerede hin und her wogte, saßen die Verschwiegenen scheinbar unbekümmert da, und alles, was man ihnen entlocken konnte, war:

„I moan schoo aa."

Dafür brodelten, riefen und erregten sich die anderen mehr denn je.

Ihr Wortführer war der Unterrauschberger, Simon Hallweger, der mächtige Bauer von Mitterzell. Ortsführer aus

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Überlieferung und Feuerwehrhauptmann überdies. Ein Mann, auf den die Gemeinde horchte. Er wußte dies wohl.

Um ihn saßen seine nächsten Freunde: der Lohner von Miesenbach, ein heller Kopf, mit scharfer, kantiger Stimme, die keinen Widerspruch vertrug; der Praxentaler von Bärengschwend, ein riesiger Kerl, der mit seinen Fäusten auf den Tisch schlug, daß die Krügeln klirrend aufsprangen; der Xaver Eisenreich, der ein Holzknecht war und ein paar Arme hatte, die ihm in stählernen Muskeln bis zu den Knien hingen, ein gutmütiger Mensch, der sie gerne hängen ließ, wenn man den Unterrauschberger nicht angriff, der aber mit weitausholenden Schlägen die Wirtsstube ausräumte, wenn es Streit gab. Dann krachten Knochen, Stühle und Tische.

Die drei waren die Garde des Unterrauschberger. Sie bildeten in der Gemeinde den Block der Waldbauern.

Simon Hallweger sah nach dem Tische der Bürger um, die in den Fensternischen ihren Platz hatten. Als er bemerkte, daß sich Grießenböck mit seinen Freunden lebhaft unterhielt, neigte er sich weit in den Tisch hinein und zischelte seinen Freunden zu:

„Jetzt paßts amoi auf, Manner!"

Sie schoben den Körper über den Tisch, streckten die Hälse lang, daß die Köpfe nahe zusammenkamen, und spitzten die Ohren. Ihre Augen blickten dabei scheinbar ins Leere.

Der Unterrauschberger sah schnell einen nach dem andern an, als wollte er sich versichern, nur Gesinnungsgenossen um sich zu haben. Dann begann er:

„I bin gestern bei insern Kooprater gwen. 's geht eahm schoo besser und aufsitzen kann er aa schoo. Nacha han i eahm gsagt: Herr Kooprater, han i gsagt, dös söll, was Sie tan haben, dös braucht an Lohn. Und es is schoo so viel wie ausgmacht in der Gmeind, daß Sie a Ehrengab von uns annehmen müssen. Da hat er si gwehrt, könnts enk denken, daß si inser Kooprater dagegen gwehrt hat. Aber i han net auslassen und der Birnbacher is aa dazukommen und hat eahm zugredt. No, und da hat er natürlich nimmer auskönnen, inser Kooprater. Aber wißts, was er gsagt hat? Ich freu mich recht, hat er gsagt, aber die Ehr gebührt dem heiligen Valentin. Den hat er angerufen, wie er ins Wasser is, und der hat eahm gschützt. Dem solln ma a Ehrengab gebn, und wann wir meinen, nacha soll ma halt auf der Stell a kloane Kapelln baun. Dös taat eahm am meisten freun. So, jetzt wißts es, und mei Meinigung in der Sach is, daß inser Kooprater sein Wunsch haben soll, und mir baun eahm die Kapelln."

„Dös is was Grechts", begeisterte sich sogleich der kluge Lohner. „A Kapelln! Dös laßt si hören. Da bin i glei dafür. Leicht gibt's noo amoi a Wallfahrt auf Bärnmoos."

„Dös waar gar net ausgschlossen", rief ein anderer, „wo's völlig a Wunder gwen is, daß net beide dersoffen san"

„A Kapelln, dös laßt si hören!"

„Muaß ja net glei a große sein!"

„A woher denn. A kloane Hauskapelln halt. Die kost net viel."

„Und 's waar a Andenken auf ewige Zeit"

„Dös brauchn ma!"

So wurden die Bauern am Tische des Unterrauschberger einig.

Zur gleichen Zeit disputierten die Bürger unter der Führung Grießenböcks über das Für und Wider einer Ehrengabe an den Kooperator.

Grießenböck murmelte:

„Es handelt sich um mehr als nur um eine Ehrengabe. Freilich, ich hätte nichts dagegen, wenn . . . Ja, wenni meine Herren, nicht dieser Bauer Hallweger dahinter stecken würde. Das macht die Sache verdächtig. Die Bauern wollen sich damit den jungen Kooperator holen, und Sie können sich denken, daß es ihnen bei der Abstammung des hochwürdigen Herrn vielleicht nicht schwer fallen würde. Meine Herren, da ist Gefahr im Verzug. Und ich sehe weiter. Ich sehe das Bürgertum verwaist. Meine Herren, wenn die Sache heute zur Sprache kommen sollte, und dem ganzen Anschein nach drängt der Hallweger darauf, dann habe ich einen Gegenvorschlag. Ich habe eine Idee und als Kirchenrat bin ich verpflichtet, sie zur Durchführung zu bringen. Ich bitte Sie, mich zu unterstützen!"

„Hört! Hört! Sie haben eine Idee?" riefen ihm die anderen zu.

Grießenböck zog sich geheimnisvoll in sich zurück und lächelte:

„Sie werden überrascht sein, freudig überrascht sein. Ich möchte Ihnen die Freude nicht nehmen."

„Da braucht ma gar kei Angst haben", brummte der Postsekretär Feilmeier, ein Getreuer Grießenböcks, „wenn sich der Grießenböck was ausdenkt, das werd immer was. Ja, der Grießenböck, meine Herren, der werd einer sein."

Die anderen meinten dasselbe und nickten ihrem Führer eifrig zu.

— — — — —

Die Gaststube wurde voll. Dicht aneinander gedrückt saßen die Bauern da und qualmten, was ihre Pfeifen hergaben.

Schwatzen und Geraune klangen hin und her, verständnisvolle Blicke wechselten, mit den Köpfen wurde bald zum Unterrauschberger, bald zum Grießenböck

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

kaum merkbar hingedeutet. Allmählich kam eine lauernde, gespannte Stimmung auf.

Auf die hatte Hallweger gewartet.

Um fünf Uhr nachmittags hatte die Luft die richtige Dicke erreicht, die Köpfe waren leicht erhitzt. Da rief mit einmal der Unterrauschberger über die Tische hinweg dem Lugauf von Dickengschwend, dem Bürgermeister, mit lauter Stimme zu:

„Burgermoaster, hast heut a Gmoandversammlung einberufen?"

„Ist mir nix bekannt", antwortete der. In seinen Augen funkelte ein kleines, listiges Lachen.

„'s schaut mi aber völlig so an."

Die kurzen Anrufe wirkten. Die Gemeinde verstummte.

Grießenböck stieß seinen Freund Fleintl an und lispelte:

„Jetzt kommt's."

Der Lugauf rief zurück:

„Pfeigrad moanen könnt ma's, es waar heunt a Gmoandversammlung. Gnua san da."

„Moanst, daß gnua da san?" frug der Unterrauschberger.

„Was moanst denn?"

„Wann ma gnua da san, nacha machst halt a Gmoandversammlung draus, Burgermoaster!"

„Dös geht net, Unterrauschberger. Aber wann oans a Anliegen hat, dischkerieren kann ma allweil drüber. Im Wirtshaus kann reden, wer gern mag."

„Also red! Außer mit deiner Sach! Laß di hören, Unterrauschberger!" rief es ihm nun von allen Seiten zu.

Er erhob sich langsam, rückte seinen Hut zurecht, fuhr mit der Hand ruckartig in die Luft und stemmte sie dann in die Hüfte. Den Kopf nahm er etwas hoch und begann:

„Habts enk a weng staad! I mach enk glei bekannt mit meiner Sach. Alsdann, Manner, über dös Unglück am Mittwoch habts jetzt gnua dischkeriert und über dös aa, was inser Kooprater, inser Kohler-Bua, dabei gwagt hat. Mir Bauern san dagstanden und habn dös arme Wurm plärren lassen auf sein Stoan. Aber er hat net lang nachdenkt. Eini ins Wasser, 's Dirndl holn. Übersehgn hätt's es bald. Alsdann, i sag nur noo dös oane: Noo so oan Kooprater gibt's net leicht, und drum muaß eppas gschehgn."

„Bravo! Bravo! Gschehgn muaß eppas!" schrie es im Kreis. Der Praxentaler von Bärngschwend hieb dazu im Takte mit seinen dicken Fäusten auf den Tisch.

„Staad sein!" donnerte der Unterrauschberger. „Laßts mi ausredn! Ös wißts ja noo gar net, was i moan. I moan, die Bärnmooser müssen ihrem Kooprater zeigen, was eahm schuldig san!"

„Jawohl! Zeign muaß ma's eahm!"

„I han zerst gmoant, mir gebn 'm Kooprater a schöne Ehrengab. Aber davon mag er radikal gar nix wissen, daß ma eahm was gebn. Wißts, Manner, was er gsagt hat? A Kapellen soll ma ins Achental hintri bauen. Für insern heiligen Valentin oane! Und da han i eahm gsagt, dös tun ma, dös is was Schöns!"

Schweigen ringsum. Der Vorschlag kam überraschend. Ein Bauer sah den andern an, als wollte er ihm seine Meinung aus dem Munde ziehen. Einige schneuzten sich, andere schnappten mit dem Munde, wieder welche wiegten sich hin und her, aber vorerst sagte keiner, was er dachte:

Ja, da schau her! Glei a Kapelln möcht der Kooprater! Ja, was dös kost! Dös geht net so mir nix, dir nix. Ah, hau, hau! Dös heißt überlegen!

Grießenböck kratzte sich seinen Bart und schmunzelte:

Das paßt mir ganz gut.

Unter den Bauern saß der Hochreiter, bekannt als alter Feind der Geistlichkeit. Er ermannte sich als erster und rief:

„Glei an Dom, wann er angschafft hätt! A schöns Andenken, wann ma eahm gebn, is Sach gnua!"

Nun aber reckten sich Unterrauschbergers Freunde hoch und schrien den Hochreiter nieder:

„Du brauchst koan Pfennig hergebn. Du schoo überhaupts net!"

„Da brauchst aa gar koa Sorg habn, daß d' von mir eppas kriegst!"

„Nacha brauchst aa net aufbegehren."

„Und i sag aa: Koa Kapelln brauch ma net!" schrie ein anderer.

„Aber schön waar's."

„Wo ma so koa Geld habn in der Gmoand!"

„Geh weiter, die paar hundert Mark werdn ma aa noo zsammbringen."

„Is was für ewige Zeiten!"

„Und a guats Werk."

„Und überhaupt dös kenn i schoo: A paar hundert Mark. Nacha werden's a paar tausend."

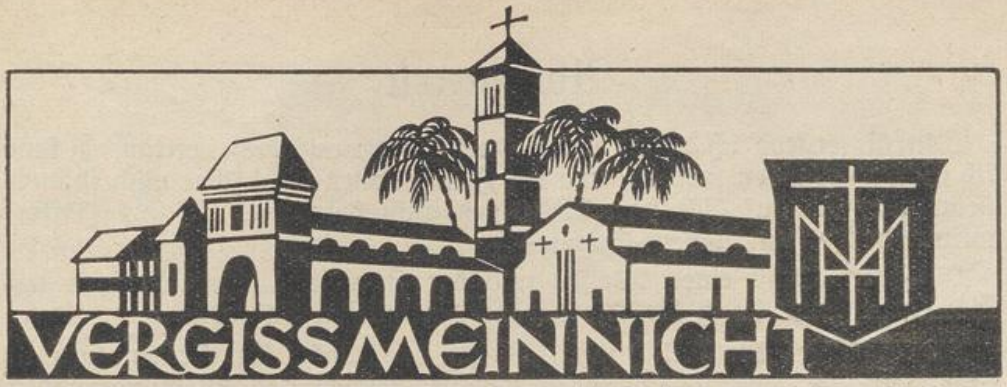
„Mir habn Platz gnua in unsrer Kirchen!"

Grießenböck rieb sich die Hände. Er wetzte sich auf seinem Stuhl zurecht und nickte dem Fleintl zu:

„Jetzt komm ich!"

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Übereinkunft gerne gestattet
Verantwortlich P. G. A. Rottmann; Missionshaus St. Joseph, Reimlingen
Druck der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Schwaben



ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT DER MARIANNHILLER MISSION

NUMMER 12 DEZEMBER 1936 54. JAHRGANG

Advent

Adventslichter leuchten von Haus zu Haus
Erwartungsvoll in die Nacht hinaus.
Sehnsüchtig schimmert ihr gold'ner Streif
Durch Einsamkeiten und Nebelreif.
Holdheimlich schreitet auf ihrem Strahl
Christkind, das Weihnachtswunder, zu Tal.
Es wandelt im trauten Lichterschein
In jedes gläubige Herz hinein,
Ihm bringend heut und am letzten End
Einen gesegneten Advent.

Heinrich Weigl



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Adventszeit

„Zu dir erhebe ich meine Seele, mein Gott; auf dich vertrauend kann ich nicht zuschanden werden; und die Feinde sollen nicht über mich spotten, denn alle, die auf dich harren, werden nicht beschämt." Ps. 24 (Offertorium des ersten Advent-Sonntags).

Mit dem Ernst eines Weisen und der Zuversicht eines Heiligen tritt die Kirche heute durch die Pforten ihres geistlichen Jahres.

Der Wechsel der Zeit mahnt sie an das Ende der Zeiten, und im Dämmern der Zukunft erscheinen ihr die Zeichen des Weltunterganges. Schon schaut sie das Verfinstern der Sonne, den blutigen Schein des Mondes; unheimlich pocht an ihr Ohr das Rauschen des Meeres und der Fluten; sie vernimmt die wilden Schreckensrufe der geängstigten Völker.

Aber wenn auch die „Kräfte des Himmels erschüttert werden", über alles Versagen irdischer Hoffnungen hin wendet sie sich der „ewigen" Sonne zu. Auf lichten Morgenwolken sieht sie Christus, den Herrn, in Macht und Herrlichkeit kommen; und durch das Chaos der untergehenden Welt tönt ihre Kunde vom großen Heil: „Schauet auf, erhebet eure Häupter! . . . die Erlösung naht!"

Christgläubiger Bruder im Herrn, magst du der letzten Weltkatastrophe fern oder nahe stehen, heute, am Anfang des Kirchenjahres und der Adventszeit richte deine ganze Seele auf! . . . Mit all deinem Sorgen und Sinnen erheb' deinen Blick zum Heiland, dem einzigen Messias und Retter! Er bleibt der unverrückbare Lichtquell, um den die Feste und Festzeiten kreisen, er ist der Mittelpunkt aller Geheimnisse der Religion! Dem eucharistischen Jesus gehe vom frühen Morgen an entgegen! Ihn erwarte in rechter Adventssehnsucht! Auf ihn schauend bring' heute die Opfer, die dein Lebensweg erfordert! Ihm vertrauend wirst du nicht zuschanden, wenn auch Völker und Reiche krachend zusammenstürzen und deine Lebenspläne untergehen. Möchte der Heiland im Laufe der Feste sich dir immer mehr offenbaren und seine Pfade dir zeigen, die aus den Wirrsalen von jetzt hinausführen zum einzigen irdischen und jenseitigen Glück! „Erweise uns wiederum deine Macht, darum bitten wir dich, o Herr, und komme, auf daß wir den Gefahren, die unserer Sünden wegen drohen, durch deinen Schutz entrissen, durch deine Hilfe gerettet zu werden verdienen." (Meßgebet am ersten Advent-Sonntag).

Weihnacht

„Gott hat den Erdkreis gefestigt, er wird nicht wanken. Bereitet ist dir ein Thron von da an, o Gott; doch du bist von Ewigkeit!" Ps. 92 (Offertorium der zweiten Weihnachtsmesse).

In früher Morgenstunde eilten die Hirten zum Erlöser. Sie hatten die Botschaft der Engel vernommen. Unter dem Gesange der himmlischen Geister suchten sie das Kindlein, dessen Kennzeichen ärmliche Windeln und eine harte Krippe waren . . . „Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind!" An diesem Willen fehlte es ihnen nicht. „Lasset

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Zeige uns dein Reich!

36.

Eines der nützlichsten Weihnachtsgeschenke gerade für unsere jetzige Zeit wäre ohne Zweifel das Büchlein: „Nachfolge Christi" oder „Weg ins Gottesreich", denn alles andere kann dem edlen Menschenherzen auf die Dauer nicht genügen. Hier noch einige Lichter vom strahlenden Christbaum:

„Du kannst durch kein zeitliches Gut ersättigt werden, weil du zu seinem Genusse nicht erschaffen bist." (Buch III. Kap. 16). „Durch Trübsal geht man ins Reich der Wonne." — „O immerwährendes, alle geschaffenen Lichter übertreffendes Licht, blitze aus der Höhe und dein Glanz durchdringe das Innerste meines Herzens und offenbare mir dein ewiges Reich!" „Das Reich Gottes besteht nicht in der Rede, sondern in der Tugend." „Ich bins, der in einem Augenblicke ein demütiges Herz erleuchtet, daß es mehr Verständnis der ewigen Wahrheiten empfängt, als wenn einer viele Jahre in der Schule studiert hätte." — „Wenn ich nur endlich zum Hafen des Heiles komme, was kümmerts mich, wie viel ich auch gelitten habe. Gib ein gutes Ende und einen seligen Heimgang aus dieser Welt. Sei meiner eingedenk, mein Gott! und weise mich auf den rechten Weg zu deinem Reiche! Amen. (Buch III. Kap. 57) und andere. . . .

Schließen wir mit dem kirchlichen Missionsgebete. (Jedesmal 300 Tage Ablaß). „Liebenswürdigster Herr Jesus Christus, der Du mit Deinem kostbarsten Blut die Welt erlöst hast, blicke voll Erbarmen auf die arme Menschheit, die in so großer Zahl noch immer in der Finsternis des Irrtumes und im Schatten des Todes schmachtet und bewirke, daß das Licht der Wahrheit seinen vollen Glanz über sie ergieße. Vermehre o Herr, die Boten Deines Evangeliums, entflamme mit Deiner Gnade ihren Eifer und befruchte und segne ihre Mühen, damit alle Ungläubigen durch ihre Mithilfe Dich erkennen und bekehrt werden zu Dir, ihrem Schöpfer und Erlöser. Rufe die Irrenden zurück zu Deinem Schafstall, die Abtrünnigen in den Schoß Deiner einzigen, wahren Kirche.

Beschleunige, liebenswürdigster Erlöser, die glückverheißende Ankunft Deines Reiches auf Erden, ziehe alle Menschen an Dein liebeglühendes Herz, damit alle Anteil haben können an den unvergleichlichen Wohltaten Deiner Erlösung in der ewigen Glückseligkeit des Paradieses! Amen." (Wenn täglich gebetet, monatlich einen vollkommenen Ablaß unter den gewöhnlichen Bedingungen).

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Weihnachten in Rhodesia

„Weihnachten in Afrika!" mitten im Sommer, wo die Flora in ihrer schönsten Blüte steht — drüben über dem weiten Weltmeer im deutschen Heimatland ist tiefer Winter. Mein erstes Weihnachtsfest auf afrikanischem Boden war für mich fast eine Enttäuschung. Ich war damals in Mariannhill, und wir hatten im Schatten 45° Celsius. Ich fragte mich im stillen: „Wie kann man im Sommer Weihnachten feiern", und die Festtagsstimmung wollte gar nicht so recht kommen. Als ich aber das Kripplein sah, da wurde es Weihnachten in der Seele, und heute freue ich mich auf dieses heilige Fest im Hochsommer Südafrikas ebensosehr wie früher im eisigen Winter in Deutschland. Dort sucht man den warmen Ofen auf, hier Gottes freie Natur. Verlockend hängen die Früchte an den Obstbäumen, und man muß Wachposten halten, daß bei dem Gedränge des Volkes in den Weihnachtstagen die Bäume ihre Früchte nicht verlieren, denn wenn es sich um den Magen handelt, kennt der Schwarze kein „mein" und „dein". In Europa muß der Baum behängt werden, und in Gottes freier Natur sind die kahlen Äste und Zweige vielleicht nur mit etwas Schnee bedeckt.

Es ist „Heiliger Abend". Von allen Seiten strömen die Christen herbei. Es erinnert das sehr an die Hirten von Bethlehem, die zur Krippe eilten. Alle wollen das Christkindlein sehen, alle wollen es bei der heiligen Kommunion ins Herz aufnehmen. Zwei bis drei Tage lang mußten manche marschieren, um zur Missionsstation zu kommen. Während der Missionar in der Kirche im Beichtstuhl für die Seele sorgt, haben die Schwestern die Hände voll zu tun, um den müden Pilgern ein Ruheplätzchen und Erquickung für den Leib in mütterlicher Weise zu besorgen. Bei entsprechender Finsternis versammeln sich alle auf das Zeichen der Glocke im Schulraum, wo ein Christbaum mit brennenden Kerzen ihnen entgegenlacht. Nahe beim ärmlichen Kripplein sind die Kleinen; ihre schwarzen strahlenden Augen verraten ihr Glück und ihre Freude. Aus voller Kehle singen sie ein Liedchen zu Ehren des lieben Jesuleins, und dann sehen sich alle nach einem Nachtlager um. Es gibt viel zu laufen und zu rennen, jedes will ein Obdach haben. Auch der Heustall wird zum Schlafsaal gemacht. Da murmelte ein Negerweibchen: „Aber, Schwester, sind wir denn Tiere, daß du uns hierher führst?" Da fiel aber sogleich eine andere ein: „Sei doch still mit derlei Geschwätz, das Jesuskind ist ja heute nacht auch in einem Stall gelegen", und eine sagte: „Und Maria und Joseph auch".

Um ein halb zwölf Uhr nachts läuteten unsere drei bescheidenen Glöcklein zur heiligen Messe, zum Mitternachtsgottesdienst. Über uns leuchteten tausende von Sternlein in wundervoller Pracht, als wollten sie mit den Kerzen in der Kirche wetteifern. Der Sternenhimmel war so feierlich, so majestätisch, so heimisch. Das südliche Kreuz begrüßte uns wie das Kreuz am Altare in der Kirche. Ja, das Kindlein kam ja nur zur Welt, um uns durch sein Kreuz zu erlösen. Kurz vor 12 Uhr in der Mitternachtsstunde tönte es leise und so feierlich vom Chor: „Usiku wunoyera", „Stille Nacht, heilige Nacht!" Unwillkürlich flogen unsere Gedanken in die alte Heimat zurück.

Alles hatte dazu beigetragen, eine festliche Stimmung hervorzurufen und als die ehernen Zungen der Glocken das „Gloria in excelsis Deo" anstimmten, und der feierliche Chor der Sänger sich damit vereinigte, war

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Stimmungsvoll wirkt dieses weihnachtliche Leuchten
selbst in dem sonst so nüchternen Fabrikhof
Photo: H. A. Kirsch, Berlin

die Feststimmung aufs höchste gestiegen. Alles, Brüder, Schwestern, Kinder, die ganze schwarzbraune Negerschar, war in vollem Weihnachtsjubel. Sie hatten keine Strapazen gescheut, brachten alle Opfer, um das Christfest auf der Mission feiern zu können. Hier muß ich bemerken, daß die Wege keine deutschen Autostraßen sind, daß sie sogar brückenlose Flüsse durchwaten mußten und sich noch viele andere Mühseligkeiten auf dem Wege einstellten. Sollte dafür nicht das liebe Christkind in ihre reinen,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

weißen Seelen einziehen? Die schwarze Hautfarbe ist dafür kein Hindernis. Christus kam ja für alle, ob weiß oder schwarz, gelb oder braun, und gerade in einem Missionskirchlein fühlt man so recht, was es heißt: „Ein Gott, ein Glaube, eine Taufe, eine Herde und ein Hirt!"

Nach dem nächtlichen Gottesdienst suchten unsere Negerlein ihr erbärmliches Nachtlager wieder auf. Am heiligen Weihnachtstag war dann vormittags nochmals feierlicher Gottesdienst, und nach demselben kehrten viele in ihre Heimat zurück, während andere sich noch auf der Mission aufhielten. Unsere Kinder waren nachmittags nicht mehr zu halten, und ihre fröhliche Stimmung zeigten sie in lustigen Tänzen. Dann wurde die Trommel hervorgeholt. Früher bestand dieselbe aus einem alten Blecheimer, und wenn es hoch herging, nahm man ihrer zwei. Nun aber bekamen sie zu Weihnachten etwas Besseres. Ein alter Eimer wurde bodenlos gemacht, und unsere Schwester Polykarpa befestigte unten und oben eine Lederhaut. Was war das für eine Freude für unsere Krausköpfchen! Es wurde getanzt und gesprungen nach Herzenslust, trotz der heißen Strahlen von Frau Sonne. Um 5 Uhr nachmittags läutete noch einmal das Glöcklein und machte dem bunten Treiben ein Ende; inzwischen hatten sie aber doch nachmittags dem armen lieben Jesulein nochmals einen Besuch gemacht; noch ein letzter Gruß dem lieben Christkindlein, und es herrschte wieder Stille auf der ganzen Station.

Das ist Weihnachten bei unseren kaffeebraunen Negerlein!

Die Welt für Christus erobern!

Kennst du den Missionssonntag?

Was ist der „Missionssonntag"? Jeden ersten Freitag im Monat, jeden „Herz-Jesu-Freitag" gehst du zur heiligen Beicht, zur Kommunion und bereitest dich wieder ganz auf das Ziel dieses Lebens, auf die Ewigkeit vor, du willst dir eine gute Sterbestunde sichern, die der Heiland jenen versprochen hat, die seine Herz-Jesu-Freitage treu halten. Alle deine Freuden und Leiden, deine Gebete und Opfer bringst du an diesem Tage dem göttlichen Herzen dar als Sühneopfer und für die Bekehrung der Sünder.

Jeden ersten Samstag im Monat, am „Priestersamstag" opferst du die heilige Messe, die heilige Kommunion auf, um gute, heilige Priester zu erflehen; du legst dein ganzes Tagewerk, das Opfern und Entsagen dieses Tages in die Hände unserer himmlischen Königin, daß sie uns gute Priester erflehe (welche Mutter wird an diesem Tag nicht ganz besonders beten, daß der Heiland eines ihrer Kinder auserwähle zum Ordensberuf, zum Priesterstand?).

Und jeden ersten Sonntag im Monat, am „Missionssonntag" opfern und beten wir eifrig für die Missionen, schenken all unser Beten und Leiden dem Heiland, daß er die mühevolle Arbeit der Missionare segne; daß die Heiden immer mehr vom Irrtum und Aberglauben zur Wahrheit, von der Finsternis des Heidentums zum Lichte Gottes, vom Götzendienst zum wahren Gottesdienst des einen wahren Gottes den Weg finden. Du betest und opferst, daß die Heiden den Heiland finden.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Diakonsweihe von Mariannhiller Scholastikern
im Missionspriester-Seminar in Würzburg

Photo: Pius-Seminar, Würzburg

So erfüllst du das große Verlangen des Erlösers, des Gottessohnes. Der Heiland kam auf die Erde, um die Ehre seines Vaters wieder herzustellen; um alle Menschen, alle unsterblichen Seelen für die Ewigkeit zu retten. Dafür nahm er die Mühseligkeit unseres Lebens auf sich, erduldete

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Hochw. P. Xaver Brunner auf der „Jagd" nach Seelen
Photo: Mariannhiller Mission

alle Leiden und Beschwerden gerne; selbst den Tod erlitt er für dich, für die Rettung der Seelen. Und sein letzter Wunsch, sein Auftrag an die Apostel vor seiner Himmelfahrt war: „Gehet hin in alle Welt . . . gehet zu allen Menschen . . . und lehret alle Völker . . . auch jene armen Heiden . . . lehret sie alles halten, was ich euch geboten habe". . . verkündigt allen Menschen die frohe Botschaft, daß sie von Gott und für Gott erschaffen sind, daß sie nur in Gott ihr Lebensziel, ihr Lebensglück und ewiges Heil suchen sollten und finden werden.

Die Ausbreitung unseres katholischen Glaubens ist nicht nur Sache des Missionars; nein, jeder Christ verspricht in der Taufe, an der Missionsarbeit nach Kräften mitzuwirken. Wie könntest du auch aufrichtig beten: „Vater unser, . . . zu uns komme dein Reich, dein Wille geschehe", wenn du nicht wenigstens an einem Tag im Monat all dein Beten und Opfern dem Heiland für die Ausbreitung seines Reiches aufopfern wolltest? Am Missionssonntag bringe ich das Opfer und erfülle meine Sonntagspflichten wieder einmal pünktlicher, bringe dem Heiland all die kleinen Überwindungen, die mich die Pflichterfüllung kostet. 1000 Millionen Heiden kennen keinen Sonntag, hatten noch nie das Glück, dem Kreuzopfer, der heiligen Messe beizuwohnen und den Segen derselben zu empfangen: deshalb will ich am Missionssonntag die Pflicht des Sonntagsgebotes freudig erfüllen; will, wie Maria, mit Maria unter dem Kreuze, dem Meßopfer beiwohnen und für die Heiden Gnade und Segen erflehen. 1000 Millionen Heiden können am Sonntag die heilige Kommunion nicht empfangen: ich will am Missionssonntag den Heiland für diese Heiden empfangen, will beten, daß auch sie das Glück bald erhalten und ihren Herrgott erkennen und empfangen können. 1000 Millionen arme Heiden haben noch nie die frohe Botschaft, das Evangelium von ihrer Erlösung und ewigen Glückseligkeit gehört: deshalb will ich am Missionssonntag das Wort Gottes, die Predigt dankbar und aufmerksam anhören und auch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

darnach leben. Heute will ich gerne die kleinen Opfer, die das Glaubensleben fordert, dem Heiland schenken, daß auch den Heidenvölkern das Wort Gottes bald verkündet werde.

Ja, am Missionssonntag beten wir auch noch ein Gesetzlein vom Rosenkranz, oder winden unserer Rosenkranzkönigin ein ganzes Kränzlein von Ave Maria, daß sie die Arbeit der Missionare segnen wolle. Und wenn du dann noch auf dieses oder jenes kleine Vergnügen verzichten wolltest und den Missionaren auch in materieller Hinsicht helfen würdest? Sie wissen, daß all ihr Arbeiten und Mühen fruchtlos ist, wenn ihnen nicht treue Missionshelfer in der Heimat ihr Opfer und Gebet dazu schenken; die Missionare können allein ihre Schulen und Kirchen im Heidenland nicht erhalten: sie sind auf deine Hilfe angewiesen.

Und manch armer Knabe möchte gerne Missionar werden: wer hilft ihm die Kosten für das Studium aufbringen? Wie oft muß der Rektor der Missionsseminarien solche arme Knaben abweisen und zu ihren Bitten „nein" sagen, weil sie mittellos sind; er muß „nein" sagen, weil das Seminar selbst bald mittellos dasteht. Sollen diese Priester- und Missionsberufe nicht Priester werden dürfen, weil ihre armen Eltern für die Unkosten, für die Kleidung während der Studienjahre nicht aufkommen können? Sollen diese talentierten Knaben nicht Missionare werden dürfen, weil für sie niemand das Schulgeld, die Pension bezahlt?

Wenn du nicht die Mittel hast, für die ganzen Unkosten während der Ausbildungsjahre eines solchen Knaben aufzukommen, vielleicht kennst du noch eine oder mehrere Personen, denen es Ehrensache ist, mitzuhelfen an diesem heiligen und erhabenen Werk. Wer dem Heiland einen guten Priester, einen eifrigen Missionar schenkt, hat Anteil an all dem Segen, den dieser Missionar einmal im Heidenland ausstreut; und all die Seelen, die er rettet und zum wahren Glauben führt, sind auch dein Werk, sie danken auch dir. Sie wären vielleicht ohne deine Hilfe, ohne jenen Missionar nie zum wahren Glauben, zur ewigen Glückseligkeit gelangt. Der Heiland wird dir einst sagen: „Was ihr dem geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan." Willst du es nicht wenigstens einmal versuchen?

Das große Werk der Weltmission ist auf deine Mithilfe angewiesen; der Heiland ruft auch dich zur Mitarbeit an der Rettung der Millionen Heiden. Der Heiland selbst will dir deinen Großmut im Beten und Opfern für seine Sache ewig vergelten. Am Weltmissionswerk, am Missionssonntag kann und muß alles mitarbeiten, mitopfern und mitbeten, alles: jung und alt, arm und reich; ja erst recht Kranke können sich hier reiches Verdienst erwerben, wenn sie ihre Leiden und Beschwerden in Liebe und Geduld dem Heiland für das Missionswerk aufopfern, wenn sie zu großen Betern werden.

Hilf auch du mit durch dein Gebet und Opfer, halte auch du den Missionssonntag, daß jenen, die noch im Todesschatten sitzen, fern von Gott, fern vom wahren Glauben, bald das Licht des wahren Glaubens aufgehe; dann wird Gott auch in dir das Glaubenslicht immer mehr entzünden, so daß alle irdischen Kreuzlein süß werden, bis Gottes Herrlichkeit dein ewiger Lohn sein wird. —

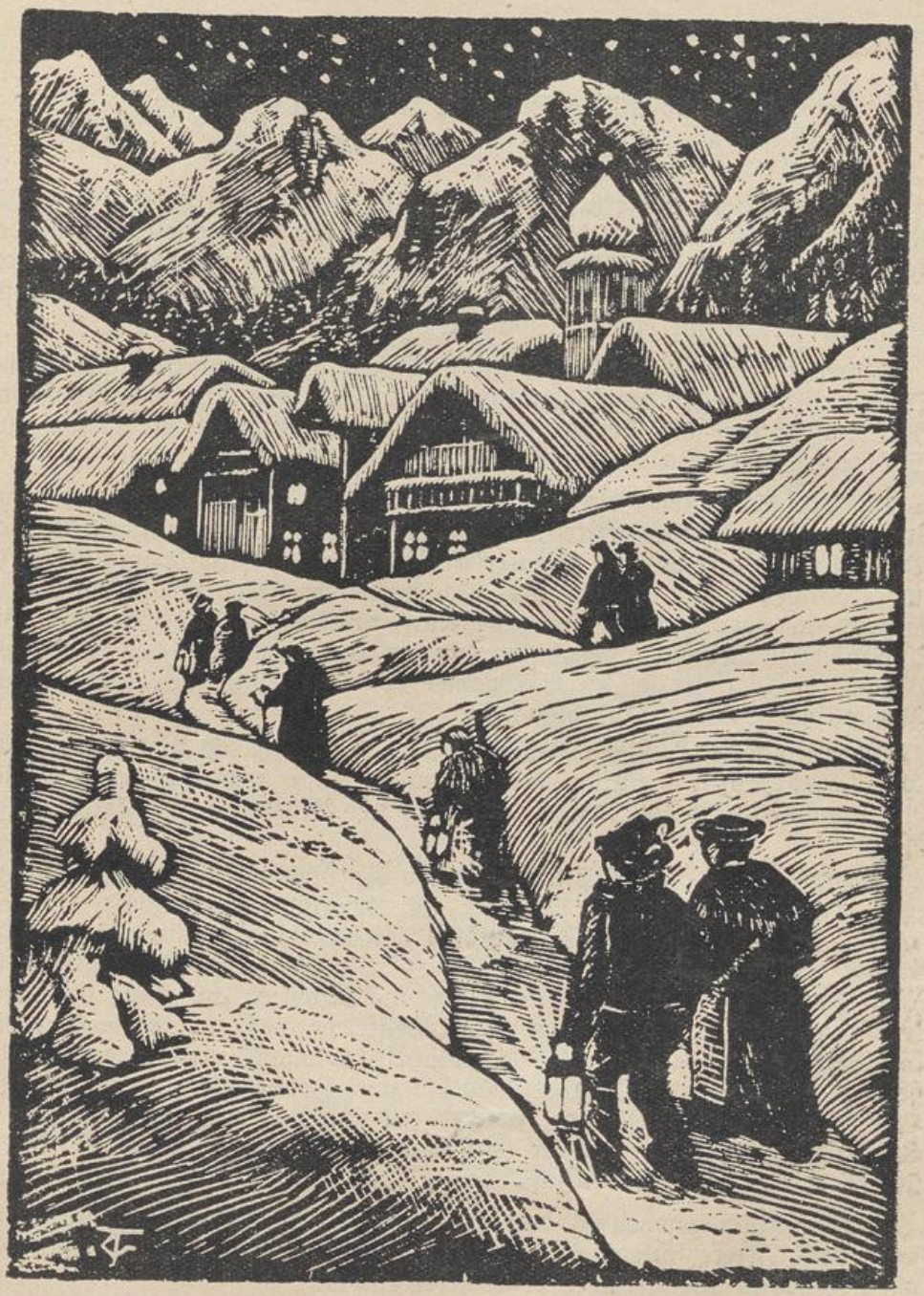
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Weihnachtsmette

Aus hellen Kirchen bricht ein Glanz in Nacht,
Und Türen öffnen sich mit breiten Armen,
Und drinnen ist — o göttliches Erbarmen —
Christkindleins Liebe still und hold erwacht.

Kein Herz so arm, das nicht von ihm beglückt,
Kein Herz so kalt, das nicht in Glauben glühte,
Kein Herz so karg, daß es nicht blühte, blühte,
Vom Christnachtsglücke trunken und entrückt.

Das Glöcklein klingt, es raunt der Wandlung Wort,
Ein heilig Wunder heben Priesterhände.
O Wandlungswunder, Weihnacht ohne Ende,
Durch die Jahrtausende hin leuchte fort!



Gg. Tyroller

Weihnacht im Gebirgsdorf

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Auf Besuch bei unseren Missionaren

Die Apostolische Präfektur Umtata in Südafrika

Von P. Josef Vogel, RMM. (Cwelemission)

Die Apostolische Präfektur Umtata, die im April 1930 durch den Heiligen Stuhl vom Apostolischen Vikariate Mariannhill abgetrennt wurde, liegt im nordöstlichen Teil der Kapprovinz und hat einen Flächeninhalt von ungefähr 30 000 qkm (Dreiviertel der Schweiz) mit etwa 800 000 Einwohnern, von denen nur etwa 18 000 Weiße sind.

Begrenzt wird die Präfektur im Südosten vom Indischen Ozean, im Osten und Nordosten durch den Umzimkulu-Fluß, den Tina und Keneghа-Fluß, im Norden und Nordwesten durch die Drakensberge, im Westen und Südwesten durch den Indwe und den Großen Kei.

Im Nordosten grenzt die Präfektur an die Präfektur Mount Currie, wo bayrische Franziskaner wirken; im Norden an das Apostolische Vikariat Basutoland, wo kanadische Oblaten der Unbefleckten Empfängnis arbeiten; im Nordwesten haben wir als Nachbarn die Herz-Jesu-Priester von Sittard in der Apostolischen Präfektur Gariep; im Westen liegt die Unabhängige Mission Queenstown, die den Palottinern aus der Limburger Provinz anvertraut ist; im Südwesten betreuen irische Weltpriester das Apostolische Vikariat Ostkapland.

Das Gebiet der heutigen Präfektur Umtata gehörte bis zum Jahre 1922 zum Apostolischen Vikariat Natal, wo es zum neuerrichteten Vikariat Mariannhill geschlagen wurde, und blieb bei diesem bis zur Selbständigmachung im Jahre 1930.

Politisch gehören zur Präfektur Umtata die Zivildistrikte Umtata, Mqanduli, Elliotdale, Engcobo, Xalanga, St. Mark's (Tembuland); Butterworth, Kentani, Willowvale, Idutywa (Gcalekaland); Tsomo und Ngamakwe (Fingoland); Port St. Johns, Nggeleni, Libode (Westliches Pondoland); die Farmerdistrikte Elliot und Maclear am Fuße der Drakensberge, die sich schon vor dem Weltkriege von den Eingeborenendistrikten trennten, und an die eigentliche Kapkolonie zurückfielen; sodann gehören nominell zum Ostgriqualand die zwei Pondomisidistrikte Tsolo und Qumbu, der Distrikt Mount Fletcher mit Basutos und ausgewanderten Zulus; endlich gehört noch zur Präfektur etwa der dritte Teil des Matatiele-Distriktes mit einer Anzahl weißer Farmer und großer Basutodörfer.

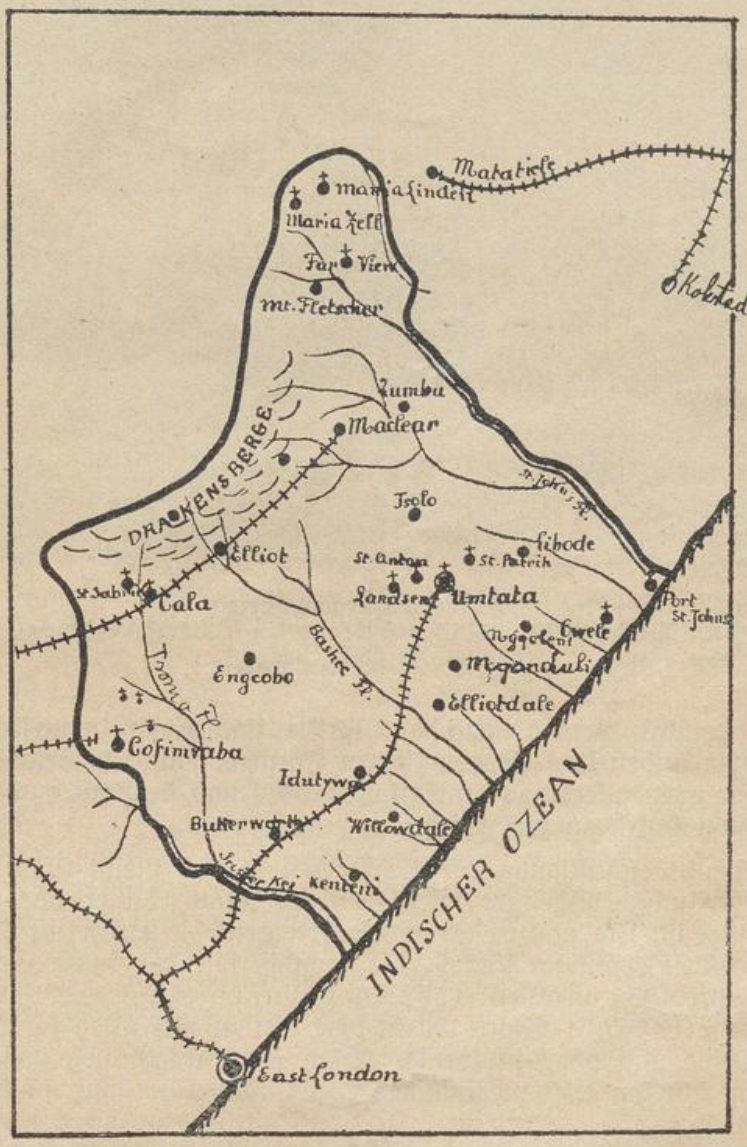
Landschaftlich gesehen ist das Gebiet mehr oder weniger gebirgig und steigt vom Meere stufenweise bis zum höchsten Kamme der Drakensberge mit über 3000 Metern über dem Meer empor.

Das Land ist durchweg gut bewässert und hat im Durchschnitt genügend Regen. An der Küste drunten gedeihen die meisten Südfrüchte, im Mittelland und besonders im Oberland fast alle europäischen Obst- und Getreidearten. Mais wird in allen Höhenlagen angebaut und gedeiht überall gut. Die Weidegründe für Vieh und Schafe sind fast unabsehbar.

Die beiden Distrikte Elliot und Maclear sind in große Farmen mit hunderten von Hektaren aufgeteilt. Die Schwarzen und Halbweißen haben dort kein eigenes Land, sondern sie sind als Dienstboten und Arbeiter bei den Weißen beschäftigt. Viehzucht und Ackerbau steht dort in hoher Blüte.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

APOSTOL. PRAEFECTUR UMTATA



MISSION der MARIANNHILLER in SÜD-AFRIKA

Missionsstation
Städtchen
Eisenbahn

In den übrigen Distrikten sind hingegen die Weißen mehr oder weniger nur geduldet und das Land gehört zum größten Teil den Schwarzen und wird als Kronland bezeichnet. Die meisten Weißen darin sind Beamte oder Kaufleute und Missionare. Der Landerwerb durch die Weißen ist dort beinahe unmöglich. Nur in den Dörfern und Städten kann etwas zu hohen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Zum Spaziergang bereit!
Mariannhiller Missionsstudenten in Altdorf, Schweiz
Photo: St. Josef, Altdorf

Preisen gekauft werden. Etliche Distrikte sind schon vermessen und die Schwarzen haben ihre eigenen kleinen Farmen. Das Weideland wird von den Schwarzen allerdings gemeinsam benutzt und deshalb auch übermäßig beansprucht durch zu viel Vieh.

Die Hauptbeschäftigung der Schwarzen ist und bleibt Ackerbau, Vieh- und Schafzucht. Angebaut wird meistens Mais, da er das Hauptnahrungsmittel ist. Im ganzen Transkei, von dem die Präfektur Umtata den größeren Teil einnimmt und der so groß ist wie die ganze Schweiz, gab es im Jahre 1930 an Vieh: 1 568 430 Stück; an Schafen: 3 184 663 Stück; an Ziegen: 1 196 991 Stück. Es ist dies viel zu viel Vieh für die vorhandene Weide und dazu ist wenig Absatz für Schlachtvieh im Lande und mit dem Auslande kann Südafrika qualitätshalber nur schlecht konkurrieren.

Die dunkelbraunen Eingeborenen gehören dem Volke der Xosa, Basuto und Zulu an und sind wieder in ihre eigenen Stämme geteilt, besonders die Xosa in die Tembu, Gcaleka und Gaika. Die am meisten verbreitete Sprache ist Xosa, die dem Zulu sehr ähnlich ist. Eine eigene Sprache haben die Basuto, alle andern sprechen Xosadialekte, auch die eingewanderten Zulus.

Die Macht der Häuptlinge ist seit Ankunft der Weißen sehr eingeschränkt, nicht immer zum Nachteil der Schwarzen selber, trotzdem die Zerstörung der Autorität auch wieder ihre Schattenseiten hat. Man mag über die Herrschaft der Weißen denken wie man will, aber das muß man ihnen lassen, daß sie auf Ordnung und Frieden im Lande sehen. Für die Schulen wird viel getan, Arbeitsgelegenheit wird geschaffen, Parteihader und kleine Kriege unter den Stämmen hintangehalten, so gut es eben geht.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Und es ist kein schlechtes Zeichen, wenn 250 Mann Polizei ohne irgend welches Militär in einem so großen Gebiet Ruhe und Ordnung aufrecht erhalten können. Und die öffentliche Sicherheit ist wohl ebenso groß wie in jedem Kulturstaat Europas.

Die Schwarzen haben zum Teil ihre Selbstverwaltung, ihre Räte, auch ihren Großen Rat, der jedes Jahr um die Osterzeit herum in Umtata tagt, der Regierung Vorschläge macht und viele nützliche Einrichtungen, wie Ackerbauschulen, Straßen- und Brückenbauten selber in die Hand nimmt und durchführt. Diese Bunga oder Große Rat der 27 Transkeiterritorien ist in 50 Jahren aus schwachen und bescheidenen Anfängen zu dem geworden, was sie jetzt ist. Ganz Südafrika schaut auf dieses System und ahmt es allmählich nach. Zum allermindestens wirkt es als politisches Sicherheitsventil. Im Mittelpunkt der Territorien, in Umtata, haben die Schwarzen vor sieben Jahren ihr großes und schönes Parlamentsgebäude für 800 000 Schweizerfranken gebaut.

Obwohl der Obermagistrat des Transkei gegen die Beschlüsse des Rates sein Veto einlegen kann, geht doch die Regierung, wenn immer möglich, nach dem Wunsche der Abgeordneten vor. Die üblen Launen im Volke finden so, wie schon gesagt, darin ihr Sicherheitsventil. Das Bungasystem war ein gewagtes und gefährliches Experiment im Anfange und wurde auch von verschiedenen Seiten mit Mißtrauen betrachtet. Aber der Erfolg hat denen, die den Schwarzen so viel Vertrauen entgegenbrachten und sie immer wieder zum Zusammenschluß ermunterten, vollauf recht gegeben.

Die etlichen tausend Halbweißen, die im Gebiete der Präfektur wohnen, sind Abkommen teils von den Soldaten der früheren Besatzungen, teils von Farmern und Kaufleuten, die sich schwarze Frauen nahmen.

Die Weißen sind meistens Engländer, Schott- und Irländer. Ein guter Teil sind Buren, die, wie auch viele Halbweiße, ihre eigene Sprache, das Afrikaans, ein rechtes Gemisch von Holländisch, Englisch, Deutsch und Hottentotisch, sprechen. Nicht wenige Deutsche sind vertreten. Sie verlernen aber schon in der zweiten Generation die deutsche Sprache, sofern keine deutschen Schulen am Ort sind.

Außer einigen wenigen kleinen Mühlen, ist meines Wissens keine einzige Fabrik im ganzen Gebiet der Präfektur. Es ist ein typisches Agrarland.

Was den Verkehr in der Präfektur anbelangt, so haben wir ein leidlich gut ausgebautes Straßensystem, das aber zum großen Teil nach schwerem Regen für ein oder zwei Tage fast unpassierbar wird. Der Bau von Eisenbahnen kam bald nach dem Krieg wieder ins Stocken. Dafür wurde aber eine ganze Reihe von Omnibuslinien geschaffen. Drei Stumpenbahnen führen von der Hauptlinie East-London nach Bloemfontein ab in den Transkei hinein, aber keine hat Verbindung mit dem Nataleisenbahnsystem. Eine durchgehende Bahn würde viel mehr Leben ins Gebiet hineinbringen.

Die Motorfahrzeuge sind im Verhältnis zur weißen Bevölkerung sehr zahlreich vorhanden, so daß man die Eisenbahn wieder leichter ermangeln kann.

Ausgeführt werden aus dem Gebiete besonders Wolle und Häute, eingeführt besonders Textilwaren, sowie Zucker, Salz, Mehl. Mais braucht nur bei Mißernten eingeführt werden. An Fleisch versorgt sich der Transkei selber.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Was endlich die Geschichte der katholischen Kirche im Gebiete unserer Präfektur anbelangt, so beginnt sie im Jahre 1882, als Umtata als Stadt gegründet wurde und eine Besatzung von Soldaten erhielt, worunter sich viele irische Soldaten befanden. Diese bauten sich selber dort die erste katholische Kirche, die heute in erweitertem Zustande noch als katholisches Gotteshaus dient. Und Bischof Jolivet, der damalige Apostolische Vikar von Natal, versah von nun an Umtata auch mit Oblatenpriestern.

1883 kamen Lehrschwestern vom Heiligen Kreuz aus Menzingen nach Umtata und gründeten dort sofort einen Konvent und nahmen sich der weißen Kinder an, sowie nach dem baldigen Erwerb der Farm Bedford, neun Kilometer außerhalb Umtata, auch der vielen Halbweißen, die sehr vernachlässigt und von Weiß und Schwarz verachtet waren. Im Jahre 1888 erhielten die Kreuzschwestern in Cwele, im Herzen des westlichen Pondolandes, vom Häuptling Ngwiliso, ein Stück Land und gründeten dort auch eine Mission, die aber nach einigen Jahren infolge Priestermangels und wegen den gefährlichen Podowirren wieder aufgegeben werden mußte. Erst 1931 konnte Cwele wieder als Mission eröffnet werden.

1893 gründeten dann die Kreuzschwestern den Konvent in Cala, 150 Kilometer von Umtata, mit Schule für Weiße und Halbweiße. Ein residierender Priester für die Schwestern und die im Lande zerstreuten Katholiken war von nun an auch in Cala ansäßig.

1890 konnten die Jesuiten von Keilands aus im Transkei auch festen Fuß fassen und die Station Saliwa gründen, der dann zehn Jahre später Zigudu folgte. Später, als Keilands von den Jesuiten den Mariannhillern übergeben wurde, breitete sich dort die Mission bis über Cofimvaba hinaus aus.

1894 wurde von Mariannhill aus hoch oben in den Drakensbergen Mariazell gegründet, dem dann bald Marialinden, und 1908 Farview in jenem Gebiete der Basutos folgten.

1907 bauten die Maristenbrüder eine Erziehungsanstalt für weiße Knaben in Cala, die aber während des Krieges leider wieder einging.

Wie in Umtata und Cala, wurden auch in Port St. Johns und Qumbu von den katholischen Soldaten der betreffenden Besatzungen kleinere Kirchen gebaut, die dann von Wanderpriestern von Zeit zu Zeit besucht wurden.

Das war ungefähr der Stand, als das Gebiet 1922 mit dem Vikariat Mariannhill vom Vikariate Natal abgetrennt wurde.

Wegen den Nachwirkungen des Krieges ging es auch dann zuerst noch langsam voran.

1924 wurde sechs Kilometer außerhalb Cala die Station St. Gabriel gegründet für die Missionierung der Schwarzen um Cala herum. Die Stadt Elliot erhielt bald darauf auch ihre eigene Kirche. Das von den Maristenbrüdern verlassene Kollegium in der Stadt Cala wurde von Bischof Fleischer erworben und zu einer Industrieschule für schwarze Mädchen gemacht.

1928 wurde elf Kilometer außerhalb der Stadt Umtata die Station St. Patrick gegründet. 1929 folgte dann 20 Kilometer von Umtata, aber auf der anderen Seite der Stadt, die Gründung Landsend. Im gleichen Jahre wurde im Westen der Präfektur die Station Cofimvaba mit einem eigenen Priester versehen, ein Schwestern- und ein Priesterhaus gebaut.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Christkindelmarkt

Gg. Tyroller

Im April 1930 wurde dann das bisher beschriebene Gebiet vom Apostolischen Vikariate Mariannhill abgetrennt und zu einer Präfektur gemacht. Im Oktober des gleichen Jahres wurde der bisherige Stadtpfarrer von Umtata, Emmanuel Hanisch, zum ersten Präfekten ernannt.

Im Mai 1931 wurde das oben erwähnte Kollegium in Cala zu einem Spital umgewandelt und ging von den Missionsschwestern vom kostbaren Blut auf die Dominikanerinnen von Oakford in Natal über.

In Landsend fing man an die Station auszubauen. Im Oktober des gleichen Jahres wurde die Station Cwele, 66 Kilometer von Umtata entfernt, wieder besetzt und neugebaut.

In Maclear konnte von der Stadtverwaltung etwas Land für kirchliche Zwecke erworben werden.

Im März 1932 erhielt Cwele zwei Missionsschwestern vom kostbaren



Ankunft in Cwele der im Juni dieses Jahres aus St. Ursula, Brig, abgereisten Missionarinnen
Photo: P. Vitalis, Brig

Blut und etwa ein Jahr darauf wurde die Station St. Patrick ebenso mit Missionsschwestern vom kostbaren Blut besiedelt, die sich dort alsbald an die Heranbildung von schwarzen Schwestern machten und Ende 1935 dort auch eine Missionsdruckerei einrichteten.

Butterworth erhielt an Neujahr 1934 seinen eigenen Priester und etwas später drei Kreuzschwestern für den dortigen Konvent.

Im August 1934 wurden in Cwele die Missionsschwestern vom kostbaren Blut durch Ursulinen aus Brig im Kt. Wallis ersetzt.

Ende 1934 wurde im Stadtgebiet von Umtata eine Kirche für die dortigen Schwarzen gebaut.

Zu Beginn des Jahres 1936 ging der Bau der Kirche zu Butterworth schon rüstig voran.

Der Stand an Missionspersonal ist am ersten Januar 1936 folgender: Ein Apostolischer Präfekt mit 18 Mariannhillerpriestern und 16 Mariannhiller Missionsbrüdern. Sodann arbeiten in der Präfektur etwa 40 Schwestern vom kostbaren Blut (Mariannhiller-Schwestern) in Mariazell, Marialinden, Farview, St. Gabriel, Cofimvaba, Landsend und St. Patrick; sowie 52 Kreuzschwestern von Menzingen in Umtata, auf der Konventfarm Umtata, in Cala und Butterworth; im Spital in Cala wirken elf Dominikanerinnen von Oakford und auf der Cwele-Mission helfen neun Ursulininnen von Brig, Kt. Wallis.

In Mariazell haben wir ein Lehrerseminar für Schwarze, sowie ein Gymnasium für solche Schwarze, die ihre Matura machen und Ärzte, Advokaten und Staatsbeamte werden wollen.

Das Spital in Cala ist aufs beste eingerichtet und wird bald eine eigene Missionsärztin erhalten.

In St. Patrick bereiten sich acht schwarze Mädchen vor, Mariannhiller-Schwestern zu werden.

Priesterkandidaten aus der Präfektur werden ins Regionalseminar nach Natal gesandt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Für die nächste Zeit ist die Gründung neuer Missionsstationen in Port St. Johns und Libode in Aussicht genommen.

Dichter und dichter wird das Netz der Missionsstationen. Mit jedem Jahre wachsen auch die Arbeitskräfte und langsam auch die Zahl der Katholiken, die gegenwärtig etwa 800 Europäer, etwa ebensoviele Halbweiße und an Schwarzen etwa 6000, meistens Basutos, zählen.

Ins Heilige Land

Von P. Florian Rauch, RMM. (Fortsetzung)

Die Gesamtzahl der Christen aller Konfessionen in Palästina beläuft sich auf ungefähr 92 000.

Die Griechische Kirche steht nach der Zahl ihrer Anhänger an erster Stelle. Sie zählt ca. 40 000, dazu noch etwa 18 000 in Transjordanien.

Die übrigen nicht unierten Kirchen und Sekten zählen etwa zusammen 16 000, von diesen haben die Armenier etwa 3000 und die Englische Hochkirche 4800 Mitglieder.

Somit dürfte sich die Zahl der Katholiken in Palästina auf ca. 18 000 belaufen.

Was die Wohltätigkeitsanstalten betrifft, so können besonders die Katholiken, die griechisch-orthodoxe und die armenische Kirche eine große Zahl aufweisen. Auch werden für arabische Christen Waisenhäuser unterhalten von Katholiken und Protestanten.

An Hospitälern in Jerusalem mögen erwähnt werden, das französische, italienische, deutsche und englische, sodann die englische Augenklinik. Auch in anderen Orten Palästinas gibt es Hospitäler, wovon die meisten den



Lotsenboot und deutscher Dampfer „Watussi" im Hafen von Durban, dem Landungsplatz unserer Afrika-Missionare
Photo: Mariannhiller Mission

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Katholiken gehören. In Jerusalem besitzen die Dominikaner, Franziskaner und Jesuiten je ein Bibelinstitut.

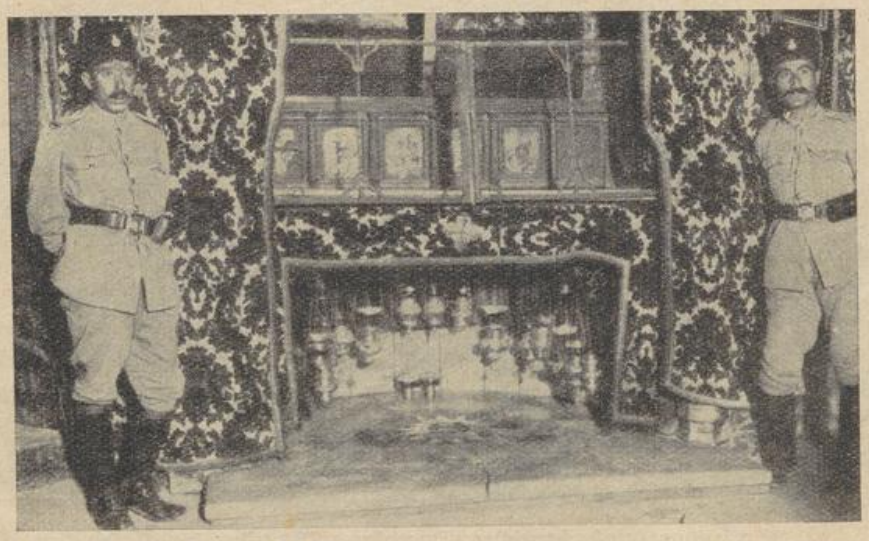
Es gibt 5 Priesterseminare: das des lateinischen Patriarchates, der Franziskaner, der Karmeliter, der unierten Griechen und der unierten Syrier. 95 Mittel- und Elementarschulen werden von den Katholiken in Palästina und 36 in Transjordanien geleitet.

Die orthodoxen Griechen haben ein Priesterseminar und 22 Schulen in Palästina und 41 in Transjordanien.

Besuch in Bethlehem

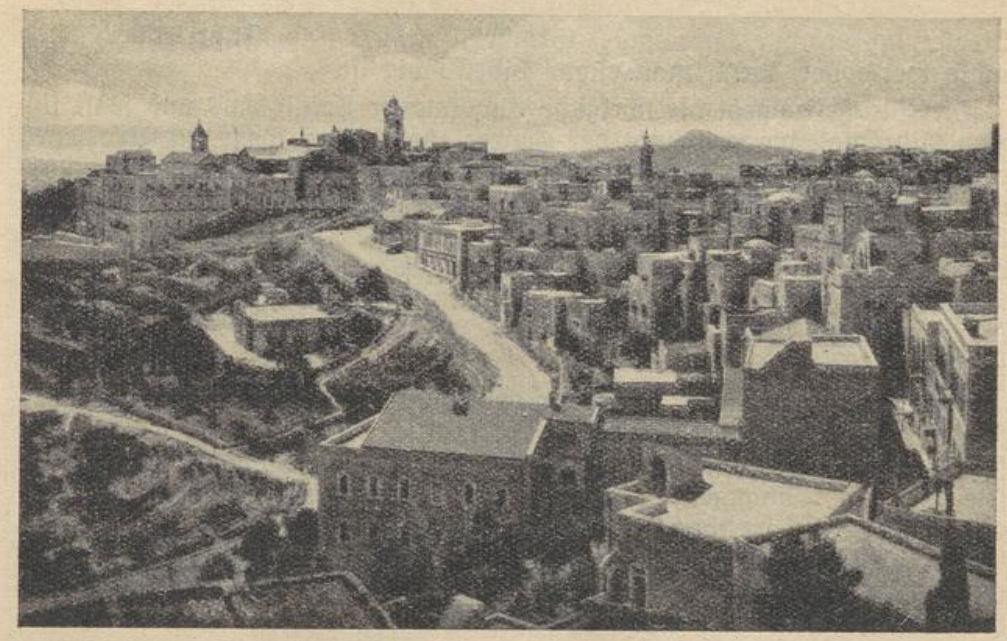
Zu den Orten Palästinas, wohin der fromme Pilger sich besonders hingezogen fühlt, gehört unbezweifelt das Städtchen Bethlehem. Ich konnte nicht umhin, dreimal dort hinzugehen, zumal es von Jerusalem nur acht Kilometer entfernt ist und die Fahrt mit dem Autobus nur einen Piaster (12 Pfennig) kostet. Am 27. September las ich die heilige Messe am St. Josephsaltar in der Krypta, aber am 29. September war es mir vergönnt, früh um 4.15 Uhr an der Geburtsgrotte selbst zu zelebrieren. Die Gefühle, die das Priesterherz während dieser heiligen Feier beschleichen, kann man nicht mit Worten wiedergeben und schon die Worte, welche unter dem Altare den dort im Boden eingelassenen Stern umrahmen: „Hic de virgine Maria Jesus Christus natus est" (Hier wurde Jesus Christus von Maria der Jungfrau geboren) genügen, sich in stiller Betrachtung mit dem größten Geheimnis unserer Religion zu beschäftigen. Hier ist es nicht schwer, das Irdische etwas zu vergessen. Das Gloria bei der heiligen Messe erfüllt das Herz mit Freude und Frieden, es ist fröhliche Weihnachtsstimmung und nur ungern trennt man sich von diesem trauten Ort.

Bethlehem zählt 6800 Einwohner, von denen 5800 Christen sind. Die Mehrzahl ist katholisch (Römisch-Katholisch); 1200 sind Muslemin, Juden haben dort keinen Wohnsitz. Die bethlehemitischen Christen haben einen besonderen Typus, an dem sie von den anderen Arabern leicht zu unterscheiden sind. Man nimmt an, ihre Vorfahren hätten sich mit den Kreuz-



Geburtsgrotte des Heilandes im Weihnachtsschmuck
Photo: P. Florian, Köln

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Ansicht von Bethlehem
Photo: P. Florian, Köln

fahrern stark vermischt; der auffallende Kopfschmuck der Frauen soll auch ein Rest der Frauenmode zur Zeit der Kreuzfahrer sein.

Der Name Bethlehem wird schon genannt im 1. Buche Moses, 35. Kapitel, wo der Tod Rachels beschrieben wird. Kurz vor dem Städtchen rechts am Wege befindet sich ihr Grab. Seitdem lebt er in der Tradition der Bewohner des Landes fort bis auf den heutigen Tag. Bethlehems Fluren und Gefilde waren stets bekannt als sehr fruchtbar, in welcher Tatsache wohl auch der Name begründet ist: „Haus des Brotes". Aber im christlichen Sinne hat es eine noch viel höhere Bedeutung, weil nämlich hier Jesus Christus, das wahre Brot des Lebens geboren wurde.

Im Osten der Stadt, an der traditionellen Geburtsstätte Jesu, erhebt sich der massige Bau der Marien- oder Grabeskirche. Leider gehört auch hier wie in der Grabeskirche der größte Teil dieser heiligen Stätte den Griechen. Die Franziskaner haben neben der Geburtskirche ein Kloster mit Pilgerhospiz.

Die Geburtsgrotte liegt unter dem östlichen Teil der Basilika und ist von drei Treppen zugänglich. Sie ist 12,40 Meter lang, 3,90 Meter breit und 3 Meter hoch. 32 silberne Ampeln dienen zur Beleuchtung. Da auch die Katholiken einen Teil der Kirche haben, so kann jeder Priester leicht Zugang finden um in der Geburtsgrotte zu zelebrieren, nur muß er sich zur rechten Zeit bei den Franziskanern melden, eventuell auch im Kloster übernachten.

Das katholische Weihnachtsfest wird alljährlich besonders hochfestlich gefeiert, in Anwesenheit vieler Christen und besonders Ordensleuten, die von Jerusalem kommen, unter dem Vorsitz des französischen Generalkonsuls und der Leitung des lateinischen Patriarchen.

Ein sehr interessanter Ausflug per Auto war der nach Jericho, zum Jordan und zum Toten Meer. Es führt eine von der palästinensischen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Regierung erbaute sehr gute Straße dorthin. Die Fahrt aber wird umso wertvoller, wenn man etwas bibelkundig ist.

Die Straße umgeht die nördliche Stadtmauer Jerusalems und senkt sich zum Kidrontal, wo uns links der Garten Gethsemane begrüßt. Wir sehen rechts und links jüdische Friedhöfe. Unter den Denkmälern des Kidrontals ist besonders das Grab Absaloms von Bedeutung (hebräisch Jad Aloschalom), das erst im Jahre 1924 von einer jüdischen Erforschungsgesellschaft von dem aufgehäuften Schutt befreit wurde. Gleich hinter dem Grabe Absaloms liegt auch das Grab Josaphats, des ersten Königs von Juda, sowie rechts die beiden Grabhöhlen des Priestergeschlechtes Chesir. (Vergl. II. Chron. 24. 15).

Hat man zweieinhalb Kilometer von Jerusalem kommend zurückgelegt, so sieht man rechts den Berg des Ärgernisses, auf dem König Salomon für die Götzen der Sidonier, Moabiter und der Ammoniter Altäre errichtete und am Abhange des Berges das Dorf Siloa und gegenüber die Gichonquelle, bei welcher Salomon zum König gekrönt wurde. Die Christen heißen sie Marienquelle. Das Wasser dieser Quelle fließt in den Teich Siloa, bekannt durch die wunderbare Heilung des Blindgeborenen. An der Marienquelle soll nach der Legende die Mutter Gottes Wasser geschöpft und gewaschen haben. Auch wird links im Tal, das vom Ölberg herabkommt, die Stelle des unfruchtbaren Feigenbaumes gezeigt. Nach kurzer Fahrt hielt plötzlich unser Auto. „El-Asarie", hieß es. Wir waren in Bethanien, die uns aus der Heiligen Schrift bekannte Heimat des Lazarus und seiner Schwestern Maria und Martha. Der Name des Dörfchens, dessen altes Gemäuer und Ruinen uns viel erzählen könnten, stammt sicher vom heiligen Lazarus, der hier sein Grab hatte und von Christus, nachdem er bereits einige Tage darin begraben lag, wieder von den Toten erweckt wurde. Auch hier kostete uns die Besichtigung der leeren, dunklen Grabhöhle wie gewöhnlich einen Bakschisch.

Die Straße windet sich weiter durch Schluchten und nackte Felsenhügel, daß es einem fast unheimlich wird. Man spricht von über 100 Kurven und ein Räuberüberfall wäre heute noch verhängnisvoller wie vor 1900 Jahren. Noch zeigt man die Ruine einer Herberge und nimmt an, daß an dieser Stelle die Herberge gestanden habe, die mit der Tat des barmherzigen Samariters verknüpft ist.

Hat man 22,50 Kilometer hinter sich, so zweigt die Chaussee ab direkt zum Toten Meer und einige Kilometer weiter auf dieser ein Weg nach Nebi Musa, wo das Grab des Moses sein soll, was aber nicht ganz sicher ist, weil ja Moses und sein Bruder Aaron selbst nach muslimischer Tradition im Ostjordanland gestorben sind. Wir verließen die Chaussee, die direkt zum Toten Meere führt und fuhren auf einer alten holperigen Straße gegen Jericho. Noch einige Kilometer vorwärts und wir hatten den Ort erreicht. Jericho ist ein Dorf von 1300 Einwohnern und liegt in einer sehr fruchtbaren Oase. Das Klima ist ganz tropisch und es gedeihen dort alle möglichen Südfrüchte: Wein, Bananen, Feigen, sowie Myrrhe, Balsam, Oliven, Datteln etc.

Das alte Jericho aber lag nicht hier, sondern unmittelbar an der großen Elisäusquelle, die wir auch besuchten. Hinter dem Hügel von Alt-Jericho erhebt sich der Dschebel Karantal, auf welchem sich ein griechisches Kloster befindet. Auf diesem Berge soll nach der Tradition Jesus in einer der Höhlen seine vierzigtägige Fastenzeit zugebracht haben. (Forts. folgt.)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Ein gnadenreiches Weihnachtsfest

und ein

glückseliges Neues Jahr

wünschen allen lb. Lesern, Freunden und Gönnern unserer Mission die Missionare und Eingeborenen-Christen,

sowie Schriftleitung und Verlag der Mariannhiller Mission

„Auserwählt"

Ein religiöser Bauernroman. Von Berthold H. Withalm

(Fortsetzung)

Er wartete noch eine Weile, bis sich die Zwischenrufer genügend erregt hatten. Dann stand er selbstbewußt auf, wölbte seine Brust vor und knarrte:

„Meine Herren! Meine Herren! Ich habe einen anderen Vorschlag!"

„Geh zua!" scholl es ihm entgegen. „Mir brauchen koan mehr. Der oane langt schoo und werd nix draus!"

„Vielleicht geben Sie mir doch recht, meine Herren. Ich bitte nur einen Augenblick um Gehör."

Da sie aber von ihm nichts wissen wollten, half ihm der Bürgermeister:

„I han da heunt gar nix mitzureden und vor an richtigen Gemeinderat muaß dös noo allweil kommen. Aber i moan, der Herr Grießenböck soll uns aa sei Meinigung sagen."

Nun konnte er zu Wort kommen:

„Meine Herren, wenn wir nun schon heute sozusagen eine zufällige Gemeindeversammlung haben, dann möchte ich zu dem schönen Vorschlag des Herrn Hallweger bemerken: Meine Herren, ich habe es von unserem hochwürdigen Herrn Kooperator nicht anders erwartet, als daß er in seiner schönen Bescheidenheit eine Ehrengabe ablehnen wird. Denn der wahrhaftige Held ist bescheiden, wie es unser hochwürdiger Herr Kooperator ist. Seine Tat war groß, fürwahr, es war eine seltene Tat! Und Ehre, wem Ehre gebührt! Wir wollen sie nicht unterlassen, meine Herren, und ich bin mit Ihnen allen eines Sinnes: Dieser Gottesmann, dieser Priester muß geehrt werden!"

Der Lohner schrie ihn an:

„Dös wiß ma selbn. Jetzt ruck amal außer damit, was d' hintri stehen hast! Koane Sprüch mehr! Aussa, was d' sagen möchst!"

„Meine Herren, dies sind keine Sprüche", erregte sich Grießenböck, „dies ist die Überzeugung meines Herzens. Und hinten stehen hab ich gar nichts. Ich habe nur die Frage, nachdem alle mit mir eines Sinnes sind, daß man den hochwürdigen Herrn

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ehren soll: Wie sollen wir ihn ehren? Der Vorschlag, der gebracht worden ist, ist so schön, daß ich von dem Wunsche tief gerührt bin. Und ich wäre der erste, der ihm zujubeln würde, wenn ich als Kaufmann nicht gewohnt wäre, das Schöne mit dem Nützlichen zu verbinden. Oh, wie schön wäre ein kleines Gotteshaus in der Achner-Schlucht, wie würden wir hinpilgern und Gott loben! Aber, meine Herren, wir haben in Bärnmoos selbst ein Gotteshaus, wo wir alle Platz haben. Aber wenn Sie unsrer Kirche zuschreiten, haben Sie noch nie gesehen, wie ihre Mauern nach einem frischen Anstrich rufen?"

Da schrie der Praxentaler aus vollem Halse:

„I han noo nie nix ghört! Da hast du ganz bsondere Ohrwatscheln!"

Und der Lohner:

„Alsdann dös steht dir hintri?! I han doo gwißt, daß eppas kimmt. Kirchen verputzen!"

Und einer aus der Mitte heraus:

„Narrisch werst sein. Dös kost noo mehra!"

Der Unterrauschberger erhob sich schnell und warf seinen Trumpf hin:

„Manner, um 's mehra kosten alloan is net. Aber soll dös eppa a Andenken sein? Nach zwanzig, dreißig Jahr derf ma wieder verputzen und nacha woaß koa Mensch mehr, zwegn was ma dös tan habn."

„Guat is, Unterrauschberger!"

„Und aus dem Verputz werd zerst nix."

„Dem pressiert's noo lang net!"

Die Zustimmungen eiferten Unterrauschberger an. Er fuhr mit gröberem Geschütz auf:

„Und dös möcht der Grießenböck überhaupts nur, weil er Kirchenrat ist."

„Unverschämtheit!"

„Das verbitten wir uns!"

„Solch freche Verdächtigungen!"

So schrien sie vom Bürgertisch zurück. Die Köpfe wurden rot, Fäuste fuchtelten in der Luft, die einen stimmten den Bürgern, andere dem Unterrauschberger zu, und ehe man es ahnen konnte, disputierte, schimpfte, johlte es in der Wirtsstube aus zwei feindlichen Lagern, denen jede Gelegenheit recht war, dickköpfig aneinanderzurennen.

Der Unterrauschberger stieß den Lohner an, der den Praxentaler und der wieder den Eisenreich.

Auf dieses stumme Kommando hin brüllten die drei auf einmal in den erregten Haufen hinein, daß die Fensterscheiben klirrten:

„Ruuuuuuheeee!"

Und im Augenblick des Aufhorchens schrie der Unterrauschberger:

„Manner, dös mit dem Verputz werd nix! A Kapelln steht a paar hundert Jahr . . ."

„So is. Recht hat er!"

Der Lärm wollte wieder aufkommen. Aber das dröhnende „Ruuuuuheeeee" der drei zwang ihn nieder.

„Nacha woaß noo a jedes Kind, da hat's amal an Kooprater gebn in Bärnmoos", konnte der Bauer fortsetzen, „an ganz an berühmten, und der war a Kohler-Sohn, der hat zu uns ghört und der hat a Unglück verhüt. Dös werd a andre Nummer sein als so a schäbiger Verputz, von dem 's d' nach fünf, sechs Jahr nix mehr kennst. A Kapelln muaß her und i . . Manner, i leg den ersten Hunderter aufn Tisch."

Aber jetzt schwollen dem Grießenböck die Adern. Und wenn sein Kopf puterrot wurde, sagte er. Dummheiten:

Er schrie den Bauern zu, daß sich seine Stimme überschlug:

„Sie wollen bloß nicht, weil mein Vorschlag von der andern Partei kommt! Parteiengezänke treiben Sie!"

Der Fleintl stieß ihn in die Weichen. Es war zu spät.

Zuerst blieben den Bauern die Münder offen. Einen Augenblick war sprachlose Stille. Aber dann brach der Sturm los:

„Kimmst wieder mit der Politik!"

„Zuagroaßter!"

„Hast überhaupt nix anzschaffen bei uns!"

„Da san mir die Herren!"

Grießenböck wollte etwas zurückschreien, aber Feintl zog in grob auf den Stuhl nieder.

„Verspielt hast!" fuhr er ihn an. „So verkehrt anpacken!"

„Diese verdammten Dickschädel!" fluchte Grießenböck zurück.

Über Unterrauschbergers breitem Gesicht lag ein behäbiges Lachen. Er ließ den Sturm verebben. Dann rief er wieder:

„Sehts, Manner, a so geht's alleweil. Da kann's noo so a heilige Sach sein, die Herren kommen allweil mit der Politik."

Da unterbrach ihn ein Bauer, dem soeben noch der Kapellenbau nicht gefiel:

„Und jetzt akrat werd a Kapelln baut!"

Gleich stimmten andere bei:

„Und weil's uns gfreut!"

„Dös glaubst! Und gschwind aa noo!"

„Gwonna is!" rief der Unterrauschberger dem Lohner zu und dann zu den Bauern:

„Noo san mir Bauern die Herren im Land. Und gmacht werd's, wie mir mögen. Und mir mögen a Kapelln! Sagts ja, Manner!"

„Ja! Jawohl! Ja!" schrien sie ihm zu, rückten laut mit den Stühlen, hauten mit den Fäusten in die Tische und freuten sich ihres ertrotzten Sieges.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Unterrauschberger, der wie Petrus Simon hieß, nickte den Bauern zu.

Er lachte nicht mehr.

Ein dumpfes, bäuerliches Ahnen erfüllte ihn:

Dös werd mehr als grad a Kapelln —

7. Die Verkündigung

Franzens Hüfte heilte. Der Arzt verordnete die ersten Gehversuche in der Stube. Mit Krücke und Stock oder auf Birnbacher und Babett gestützt, gelangen sie.

Nach einer Woche konnte er den ersten Ausgang ins Dorf wagen.

An einem sanften Spätsommer humpelte er den kleinen Berg hinab, auf dem das Pfarrhaus stand.

Auf seinem Antlitz lag ein heimliches Leuchten, denn er freute sich auf die erste Begegnung mit seinen Bauern.

Die waren in den paar Wochen in treuer Liebe um ihn besorgt. Die Frauen und Mädchen verwandelten seine Stube in einen Blumengarten; sie sandten ihm blühende Geranien, Chrysanthemen und Rosen aus ihren Gärten. Andere, die in bäuerlichem Sinne mehr um sein leibliches Wohl bedacht waren, brachten Körbe mit Butter, Eiern und jungen Hühnern, daß die Babett die Hände zusammenschlug und nicht wußte, wohin mit den vielen Gaben. Die Männer aber kamen selbst an sein Lager und freuten sich, wenn es ihrem Kooprater von Tag zu Tag besser ging.

Aber sie verschwiegen ihm, was man sich über seine Tat heimlich von Ohr zu Ohr raunte. Nur manch einer wagte mit scheuem, ängstlichen Blick in den Augen des Kooperators nach der Kraft zu suchen, die man ihm zusprach. Doch auch dieses Suchens wurde Franz nicht gewahr.

So fühlte er sich innerlich frei, als er nun seinem Dorfe langsam zuschritt.

— — — — — —

Die Austrag-Mutter vom Schneider-Pauli — das Anwesen lag dem Pfarrhof zunächst — sonnte sich wie eine alte Katze vor ihrem Haus.

Sie blinzelte vor sich hin und auf ihrem faltigen Angesichte ruhte ein beschaulicher Friede. Ein wohliges Satt- und Zufriedensein mit dem bißchen kargen Leben, das ihr beschieden war. Ihr Wesen aber verbarg sich hinter einer hölzernen Maske. Erst hinter dieser spannen leise Gedanken hin und her. Ganz heimliche, die niemals laut werden wollten.

So konnte die Schneider-Mutter stundenlang vor sich hinsinnieren, ein abgerundetes Stück Welt für sich.

Kinder liefen und hetzten an ihr vorbei, die Schwalben schrien sich zum Zuge nach dem Süden zusammen, junge Menschen eilten schwatzend zur Arbeit, Bauern trieben ihr Vieh vorbei, Frauen riefen sich die Neuigkeit des Tages zu, das ganze tägliche Leben des Dorfes spielte sich vor der Alten ab: sie fand keinen Grund, aus der stillen Versunkenheit zu erwachen ...

Aber jetzt strich ein leises Beben durch ihre Seele. Sie mußte langsam den Kopf heben und sah den Kooperator auf sich zukommen.

Ein weiter Glanz strahlte aus ihren Augen, die hölzerne Maske hob sich empor und die Freude ihrer Seele spiegelte sich in ihrem Antlitz. Doch nur einen kurzen Augenblick. Im nächsten umhüllte sie eine heilige Scheu vor dem geweihten Herrn.

Der stand mit lachendem Gruß vor ihr:

„Schneider-Mutter, grüß Gott!"

Sie mühte sich auf ihrem plumpen Krückstock empor, schwankte ein wenig, bis sie fest stand, und dann senkte sie demutsvoll ihr Haupt. Sie trat noch einen Schritt ehrfurchtsvoll vor ihm zurück und sprach leise: „Gelobt sei Jesus Christus, daß er Enk wieder gesund werden laßt. I und allsam habn bet für Enk."

„Vergelt's Gott, Mutter Schneider!"

Sie sah zu ihm auf, wie man zu einem Heiligen aufblickt, und hauchte:

„Euch werd er's vergelten, hochwürdiger Herr. Ihr derfts Wunder wirken, wir derfen grad beten."

Franz erschrak. Er wich dem demütigfragenden Blick der Alten aus. Plötzlich ersann er sich, daß ihn der Unterrauschberger, der Lohner, der Langenmaier und wie sie alle hießen, die an sein Krankenlager kamen, mit denselben seltsamen Augen ansahen wie die Schneider-Mutter.

Die Erkenntnis verwirrte ihn. Er wandte sich scheu um.

Da standen schon da und dort Frauen und Männern vor ihren Häusern. Und sie kamen ihm nicht, wie er es erhofft hatte, mit lachenden Gesichtern entgegen. Sie schwiegen und beugten vor ihm die Knie.

Ein Schwindel erfaßte ihn und in seinem Herzen schrie die Frage: Was wollt ihr denn?

Aber er zwang sich zu einem Lächeln und grüßte die Harrenden mit freundlicher Stimme.

Langsam schritt er weiter. Von Haus zu Haus. Überall fand er dasselbe scheue Zurückweichen, die gebeugten Knie und den frommen Gruß zum Empfange.

Da wurde ihm in der Seele bang.

— — — — — —

Die Bäuerin vom Langenmaier sah den Kooperator die Dorfstraße herabkommen. Sie hatte schon Tage und Tage Ausschau gehalten, wann er kommen werde.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Und da sie ihn nun sah, trug sie schnell ihre Tochter Broni vor das Haus. Die litt seit vielen Jahren an der Fallsucht und war lahm. So arg, daß die Mutter den Herrgott bat, das Kind zu erlösen.

„Broni", rief die Bäuerin, „wann er der Resl gholfen hat aus der Achen raus, nacha muß er dir aa helfen können."

„Aber Mutter", widersprach der Bauer, „dös is doch eppas ganz anders. Tua eahm doo die Plag net an."

„Bauer, dös verstehst du net", ereiferte sie sich. Dös gspür i inwendig. Der muaß a Kraft haben. Dös hab i schon gwußt, wie der Vorderwöllner unter seinen Händen gstorben ist. Und jetzt garaus, wo er d' Resl gholt hat. Frag die andern Leut! A jeds wird dir's bezeugen."

Die anderen, die herumstanden und die Rede der Bäuerin hörten, nickten ihr eifrig zu. Der Bauer gab nach:

„In Gottes Namen. Möglich waar's schoo."

— — — — — —

Franz kam an das Haus heran. Männer, Frauen und Kinder folgten ihm. Sie wußten von dem Vorhaben der Langenmaierin und konnten ihre Erregung kaum unterdrücken. Leises, gepreßtes Raunen klang aus ihren Reihen.

Die Bäuerin trat zaghaft auf ihn zu und bat leise:

„Hochwürdiger Herr, wir haben a Bitt."

Franz sah sie erwartungsvoll an. Er freute sich der Ansprache.

„Was ist's, Langenmaierin? Wo fehlt es denn?"

Ein flehender Blick traf ihn.

„Hochwürdiger Herr, Sie wissen's so: Unser Broni!"

Franz besann sich: Ach ja, die Broni, das arme, kranke Kind.

Da er aber schwieg, rief die Bäuerin:

„Herr Kooperator, Sie habn d' Resi davongebracht. Sie machen mei Broni aa gsund!"

Eine Blutwelle übergoß sein Antlitz. Seine Augen flackerten irr umher. Die Menschen, Häuser und Berge schwankten vor seinen Augen. Ein heißer Taumel erfaßte ihn und sein Herz schrie auf:

Vater im Himmel! Was schickst Du über mich? Sollten die meinen —

Und die Mutter flehte:

„Da sitzt d' Broni und wart auf Enk."

Er sah auf das kranke Mädchen. Es saß in sich versunken vor dem Hause. Aus dem fahlen Antlitz leuchtete ein hoffnungsfrohes Augenpaar, ein Sehnen und Drängen nach der heilenden Hand dieses Kooperators.

Bei diesem Anblick fühlte Franz wieder jene sonderbare Kraft in sich emporwellen. Er fühlte, wie sich seine Seele dehnte, wie sie weiter und größer wurde, wie sie über die Menschen hinwegwuchs. Wie sie die Bauernhäuser, das Dorf, die Landschaft umfaßte.

Mit einemmal stand er bei dem kranken Mädchen, streichelte ihr über das blasse Gesicht, über die schmalen, langen Hände, senkte seinen Blick in das große flehende Bitten ihrer Augen und der ganze Jammer dieses kleinen Menschenkindes erfaßte ihn. Er ließ seine Hände auf Bronis Stirne ruhen und seine Stimme rief:

„Du mußt beten, Broni, dann wirst du gesund!"

Die Kleine hauchte:

„Zum heiligen Valentin?"

„Ja, Broni, zum heiligen Valentin!"

„In unserer Kapelle?" frug sie eindringlicher.

An dem Worte kam Franz wieder zu sich.

Ein Jubel schwellte in ihm empor:

Wenn dies alles so gemeint ist, dann in Gottes Namen! Jetzt wird es erst zur Tat.

Und so laut, daß es alle hören konnten, rief er über den Dorfplatz:

„In unserer Kapelle wollen wir beten. Und wer beten kann, wird gesund!"

Kaum verklang das Wort, erfaßte ihn wieder die bange Angst: Herrgott, ist's auch wahr, was ich sage?

Aber den Frauen und Männern von Bärnmoos drang das einfache Wort wie eine ewig-neue Verkündigung in die Herzen. Eine Flut freudigen, frommen Glaubens an diese Hoffnung strömte aus dem Priester, den Seelen seiner Bauern und Bäuerinnen entgegen.

Das Wort war gesprochen: Ein größerer Geist rief es aus diesem Franz Eisenbichler, Kohler-Sohn und Kooperator.

Es wurde zur Tat.

Die Leute von Bärnmoos neigten sich zur Erde.

Und Franz hinkte, so schnell er konnte, durch ihre Reihen. Eine Scham fröstelte an ihm herab. Er wußte nicht, weshalb. Nur fort jetzt, fort von diesen Menschen, die ihn zu einem Heiligen machen wollten.

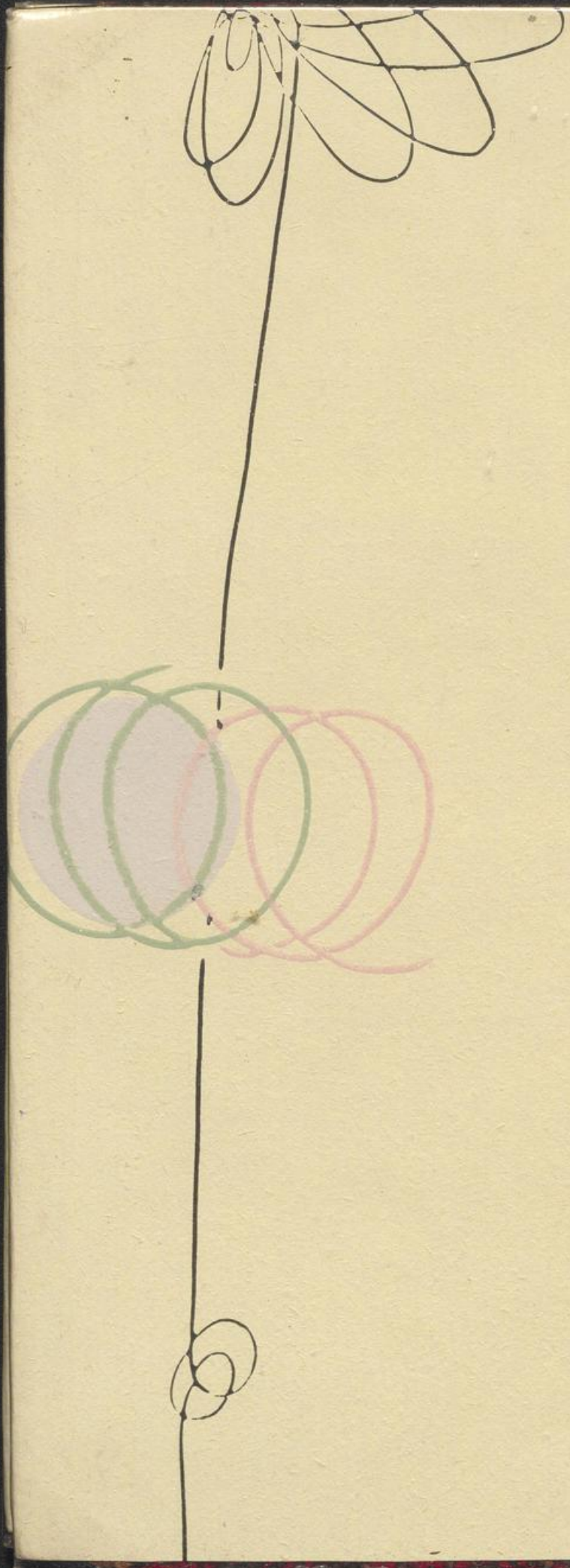
Er meinte über seine Erde hinwegzuschweben. Ganz fernab hörte er den Ruf der Langenmaierin:

„Broni, gsund wirst!"

Und er hörte, wie die Menschen dem Rufe zustimmten und ein leises Gebrodel der Andacht und des Erstaunens über Bärnmoos hinwegzog.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Übereinkunft gerne gestattet
Verantwortlich P. G. A. Rottmann; Missionshaus St. Joseph, Reimlingen
Druck der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Schwaben



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

O

Mertenhofer Vereinsnachrichten

1956